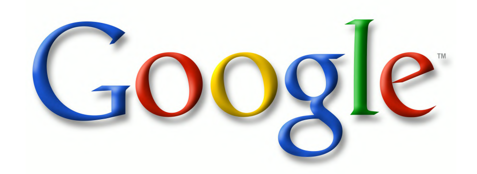
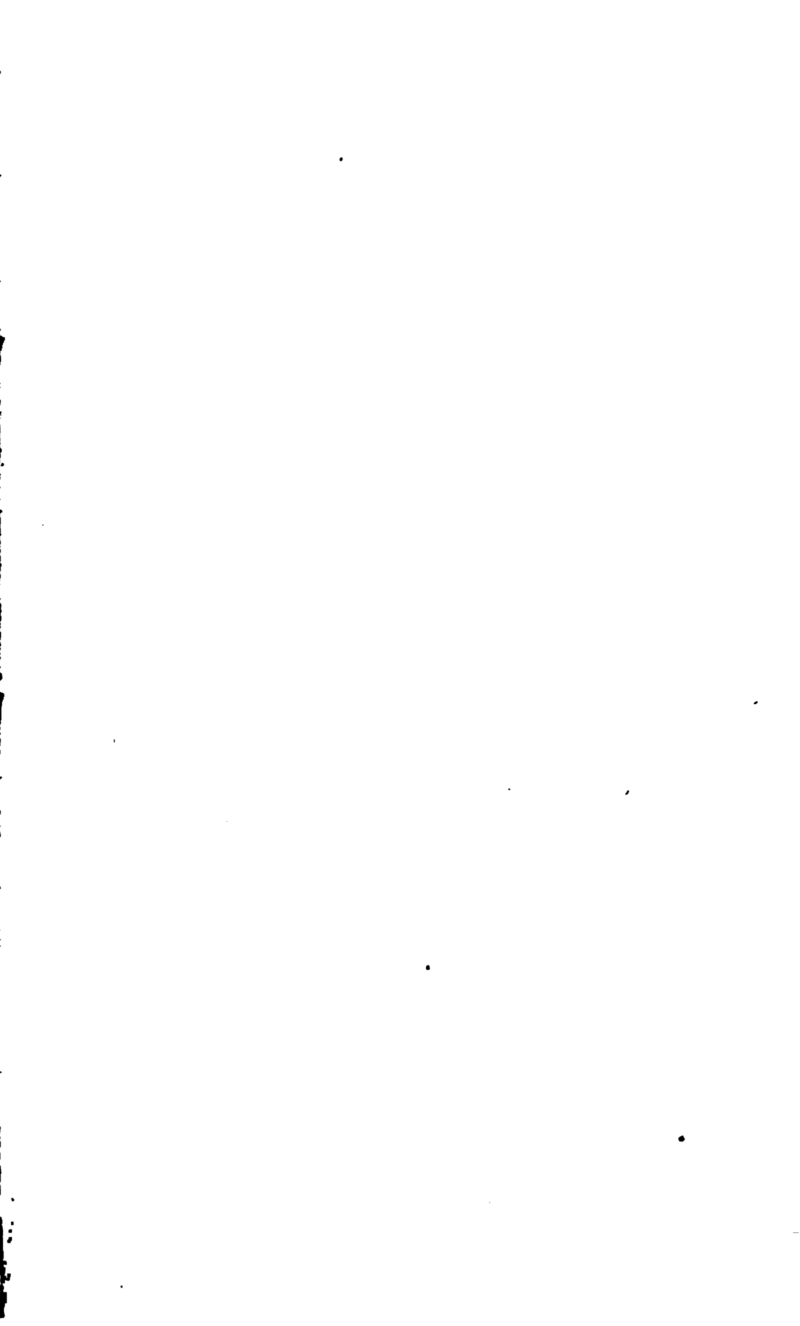
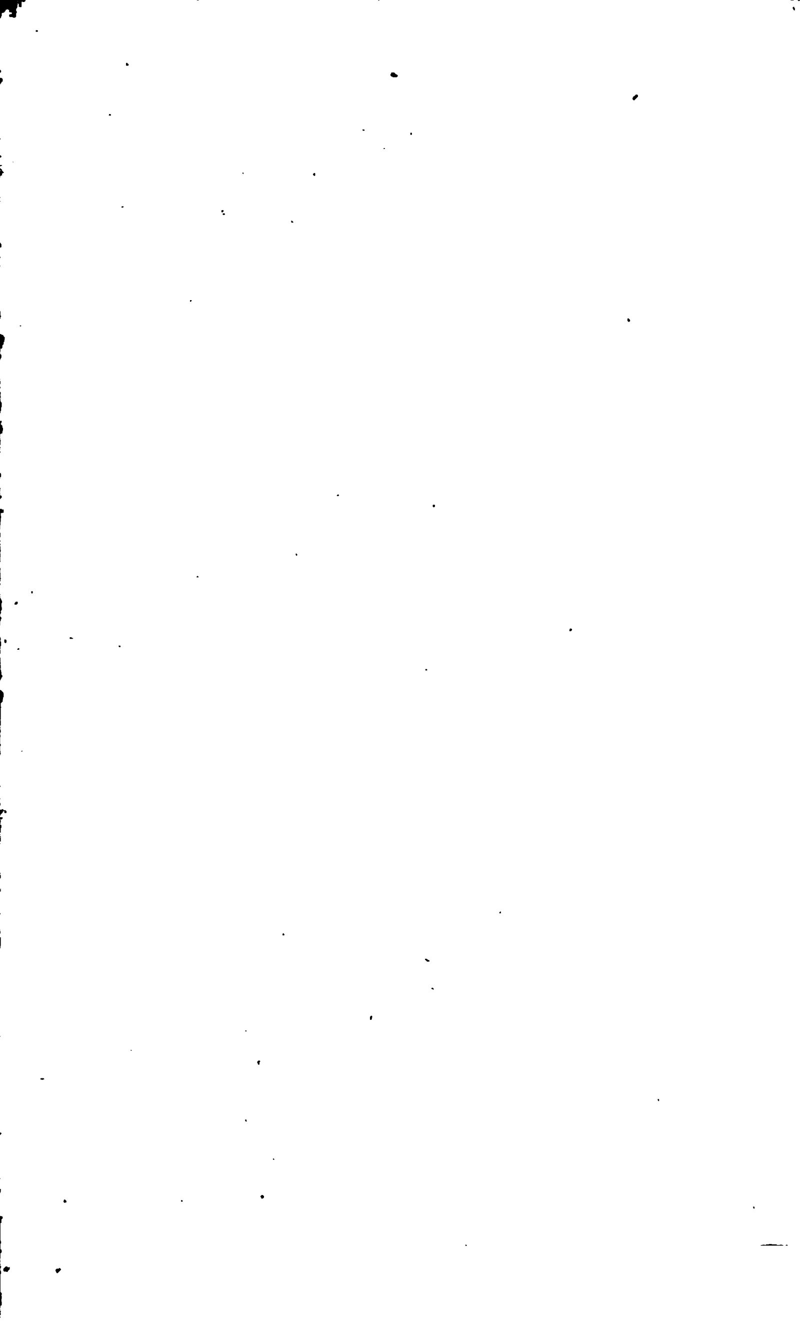














Dr. Gehrhard Anton Gramberg

Herzogl. Holst. Oldenb. Canzleyrath und Hofmedicus zu Oldenburg.

geb. zu Tettens in Jever 1744. d. 5. Nov.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXVIII. Bandes Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Kanzleyrath Gramberg zu Oldenburg.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des acht und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Katholische Gottesgelahrheit.

Das

III. Arzneygelahrheit.

IV.

IV. Weltweisheit.

V. Naturlehre und Naturgeschichte.

VI. Chemie und Mineralogie.

VII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

VIII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Auch

Auch unter dem Titel:

IX. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

X. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XI. Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

XII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XIII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XIV. Erziehungsschriften.

XV.

XV. Reitkunst.

XVI. Technologie.

XVII. Handlungswissenschaft.

XVIII. Vermischte Schriften.

Register
über das Intelligenzblatt
zum ersten Stücke des acht und achtzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

7. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die Religion Jesu in Gesängen. Gesammelt von Anton Fischer, Professor (am Gymnasium in Ulm.) Mit einer Vorrede und Biographie des Sammlers von J. C. Schmid, Pfarrer und Professor. Ulm, bey Becker. 1802. 304 S. 8. 48 Krz.

Unter den vielen seit kurzer Zeit erschienenen Sammlungen von geistlichen Liedern, verdient diese gewiß nicht übersehen zu werden. Der Sammler, der die Erscheinung nicht mehr erlebte, hatte nicht nur Geschmack und Kenntnisse, wie sie zu einem solchen Unternehmen erfordert werden; sondern selbst nicht unglückliche Dichtertalente, um seinen Beruf dazu, und vorzüglich die „je nachdem es das Ohr, das Gefühl und die Lehre zu fordern schien" hinreichend zu rechtfertigen; und die Genauigkeit des Herausgebers sichtete selbst nach ihm noch mit kritischer Strenge, was selbst seiner Aufmerksamkeit entgangen war. Eine Menge von Liedern sind daher hier zum Theil beynahe ganz, zum Theil sehr verändert, und in wenigen Sammlungen wird man dieses mit so viel Glück gethan finden. Für einige meistens übergangene Rubriken, findet man hier auch ganz neue Lieder, wie z. E. Nr. 367: Ueber Schonung der Bäume, angefangen vom Sammler, und vollendet vom Verleger, welches in allen Schulen gelernt werden sollte; und Nr. 363: Vatertrauer,

 in

in der tiefsten Rührung nach dem Verlust eines einzigen hoffnungsvollen Sohnes voll der zärtlichsten und edelsten Empfindungen, vom Herausgeber gedichtet; dem als Seitenstück auch der Verleger die Muttertrauer gleich schön besang, welche künftig alle in keinem guten Gesangbuche mehr fehlen sollten. Die Hauptabtheilungen enthalten: 1) Lehren des Christenthums überhaupt, (1 — 160). 2) Von den Pflichten des Christenthums, und zwar christlicher Tugendwandel überhaupt, (161 — 168); und dann: a) Pflichten gegen Gott, (169 — 205). b) Pflichten gegen uns selbst, (206 — 298.) c) Pflichten gegen den Nächsten, (299 — 364). d) Pflichten gegen vernunftlose Geschöpfe und Schonung der Bäume, (365 — 367). 3) Hülfsmittel zum christlichen Lebenswandel, (368 — 411.); und 4) Lieder bey besondern Zeiten und Veranlassungen (412 — 494), nämlich: a) Jahreswechsel; b) Jahreszeiten; c) Tageszeiten; und d) allgemeine Landesangelegenheiten. Obgleich die Zahl der Lieder nicht groß ist: so sieht man doch schon aus dieser kurzen Uebersicht, daß keine Rubrik leer gelassen ist, und viele mehrere treffliche Lieder erhalten haben, daher es sehr zu bewundern ist, daß es in Ulm, wo noch immer aus einem alten, halb obsoleten Gesangbuche gesungen wird, nicht schon öffentlich eingeführt worden ist. Inzwischen wird es gewiß auch bey Privaterbauung Niemand ohne Nutzen und Zufriedenheit aus der Hand legen.

Eb.

Unterstützungsbuch für die wissenschaftliche Fortschreitung, und alle Amtsverrichtungen des Predigers, vorzüglich auch in homiletischer und liturgischer Hinsicht. In vier Abtheilungen. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1803. 141 Seiten 8. 1 Rg. 16 gr.

Rec. hat wenig Aufsätze gefunden, die sich vorzüglich auszeichneten. Sollte diese Schrift das werden, was in dem Titel angegeben wird: so müßten außer mehrern alltäglichen Betrachtungen, solche unreife Meditationen gänzlich beseitiget werden, als S. 81, in der ersten Abtheilung: „Die

„Ver-

„Vernunft kann den Genuß der Glückseligkeit nicht immer „billigen.“ Denn wäre sie ja ein sehr arges Hinderniß, welches hinweggeschafft werden müßte! „Selbst die unreife „Geburt dauert fort, ihr Leben, das sie schon im Mutter„leibe, gleich bey der ersten Empfängniß erhielt, wird nicht „vernichtet.“ Das ist starke Speise. S. 31, in der zweyten Abtheilung: „es sey dem moralischen Weltregierer nicht „unanständig, positive Strafen zu verhängen.“ Besteht das Positive der Strafen in dem Gutdünken des Gesetzgebers, sie nach Willkühr zu beschließen: so kann nichts unanständiger seyn. Strafen können nichts anders seyn, als Folgen von Vergehungen, um diese durch jene für die Zukunft zu verhüten. Wo diese statt finden, da muß Gott jene kommen lassen. Der Lauf der Weltbegebenheiten ist aber davon ganz unabhängig. Nimmermehr können sie Züchtigungsmittel für Alle seyn.

Predigten für gebildete Leser; von D. Gottl. Wilh. Meyer, zweytem Universitätsprediger. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 204 S. 8. 16 gr.

Diese Predigten sind plan, und mit Würde ganz dem bestimmten Auditorium angemessen. Mit weiser Freymüthigkeit behandelt der Verf. Materien, welche Manchem bedenklich scheinen würden, um sie auf die Kanzel zu bringen. Ob die Vortheile, welche aus dem Geiste der Zeit entspringen, welcher mehr in dem gänzlichen Beseitigen, als in einer bescheidenen Prüfung besteht, so groß seyn werden, ist eine andre Frage.

Der Vortrag ist lichtvoll, nur ein wenig zu wortreich.

Historische, philosophische und exegetische Darstellung der verschiedenen Gesichtspunkte, aus welchen der Tod Jesu betrachtet werden kann. Ein Versuch zur endlichen Vereinigung der über diesen Gegenstand streitenden Parteyen. Brieg, bey Barth. 1803. 376 S. 8. 1 Rth. 8 gr.

Der Verf. sieht den Tod Jesu aus dem richtigen Gesichtspunkte an, daß er nach S. 13 nicht dazu dienen könne, die mangelhafte Tugend vor Gott zu ergänzen, und die künftige Seligkeit der Christen über ihre Würdigkeit hinaus zu vergrößern. Die ehemaligen Sündopfer wären nicht stellvertretend gewesen, und darin hat er völlig recht. Wäre da von Genugthuung die Rede gewesen; so war der geopferte Bock am großen Versöhnungstage völlig zureichend. Aber es diente derselbe nur zum Zeichen der Reue, und die Annahme der dargebrachten Gabe, zur Versicherung, daß die Bitte erhört, und Begnadigung erfolgt sey. Nun erst wurden auf den zweyten Bock die Sünden des Volks gelegt, zum Zeichen, daß Gott in seinem Volke keine Sünden leiden wolle, weil es ein heiliges Volk seyn sollte, welches gar nicht nöthig war, wenn durch den geschlachteten Bock Genugthuung geleistet, und derselbe stellvertretend gewesen wäre. Dieß muß man als historisch gewiß nach 3. Mos. 16, 21 zu Grunde legen, wenn man den richtigen Gesichtspunkt fest stellen will.

Die Apostel, zeigt er weiter, hätten mit großer Lehrweisheit die Thatsache des Todes Jesu: so wie es jene Zeiten, und die Bedürfnisse jener Menschen zur schnellern Einführung des Christenthums benutzt, also nach S. 320 bloß auf den vorhergegangenen sündhaften und strafbaren Zustand der Juden und Heiden, ehe sie Christen wurden, angewandt. Wohin er auch die absichtlich verspätete Taufe in den ersten Zeiten beziehet, weil man glaubte, daß nach der Taufe die begangenen Sünden nicht vergeben würden. Er unterscheidet die Lehre Jesu nach den Evangelisten von der Lehrart der Apostel. Auch dieser Unterschied ist wohlgegründet. Paulus wurde nach derselben den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, und richtete sich nach der Schwachheit und Aengstlichkeit der noch wenig gebildeten Menschen, um sie über vorhergegangene Sünden zu beruhigen. Man habe sich auch, sagt der Verf. S. 336, die Gebote Gottes mehr als willkührliche Vorschriften gedacht, daher die göttlichen Strafen in gewissen äußern Uebeln und Unglücksfällen gesucht, die mit dem ausgeübten Unrecht oft in gar keiner Verbindung standen. Unter Vergebung dachte man sich die Abwendung oder Befreyung von denselben; aber an eine Aufhebung der natürlichen Folgen des Unrechts dachte man nicht. Er endiget

get also (S. 369) mit der Erklärung, daß die Beruhigung des Sünders durch den Tod Jesu nur jetzt noch (so wie auch ehedem) auf den anwendbar sey, der dieses Trostes bedürfe, nicht aber für Christen überhaupt.

So belehrend und überzeugend das alles für unbefangene Gemüther auch ist: so scheint doch eine endliche Vereinigung aller Parteyen in den Hauptmomenten vom Tode Jesu, die sich der Vf. als möglich gedenkt, noch weit entfernt zu seyn; vorzüglich wenn man auf die Leidenschaften und Vorurtheile der Menschen Rücksicht nimmt. Wollten indeß die strengen Eiferer diese Schrift mit uneingenommenen Gemüthe beherzigen: so würden sie vielleicht dahin gebracht werden, der eignen moralischen Veredlung mehrern Werth einzuräumen. Das wäre schon ein großer Gewinn.

Es ist Schade, daß der Verf. zu weitläuftig ist, und Wiederholungen statt finden läßt.

Bd.

Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang. Eine Sammlung Predigten aufs ganze Jahr für gebildete Leser, von K. G. Sonntag, Assessor des liefländischen Oberkonsistoriums, und Oberpastor an der Kronskirche zu Riga. Zweyten Bandes zweyter Theil. Leipzig, bey Hartknoch. 1802. 500 S. 8. 1 Rk. 12 R.

Man ist es schon gewohnt, von dem Verfasser Predigten zu erhalten, die zu den besten unserer Zeit gehören. Dem Rec. würde es zwar Vergnügen machen, den Reichthum an treffenden Belehrungen, und an feinen Bemerkungen, den sie enthalten, ausführlich durchzugehn, und ihn seinen Lesern vorzulegen. Allein zu ihrer Empfehlung ist das weiter nicht mehr nöthig, und des Raums wegen, der bey dieser Art von Arbeiten nur ein sehr eingeschränkter seyn kann, ist es überdieß auch nicht wohl möglich. Nur den Styl findet Rec. hin und wieder etwas vernachlässigt, und nicht ganz rein, theils von Wörtern, die der Kanzel fremd sind: z. B. Egoismus;

mus; theils von kleinen Sprachunrichtigkeiten, z. B. S. 80: „Diese Warnung gilt nicht bloß dem Wüstlinge," anstatt, den Wüstling. Denn die Konstruktion mit dem Dativ, würde einen ganz andern Sinn geben. Eine Kleinigkeit indessen, die ihnen von ihrem Werthe nichts benimmt. Der nicht gemeine Schatz von Welt- und Menschenkenntniß, den der Verfasser darin niedergelegt hat, verdient es vielmehr recht sehr, daß er von recht vielen Lesern beachtet und benutzt werde.

Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze des Hrn. Oberhofpredigers D. Fr. V. Reinhard, in einem wissenschaftlich geordneten und vollständigen Auszuge aus seinen sämmtlichen bisher herausgekommenen Schriften, von K. H. L. Pölitz. Dritter Theil, welcher die Metaphysik der Sitten und die Moralphilosophie enthält. Amberg und Sulzbach, bey Seidel. 1802. 992 S. 8. 2 Rg.

Da dem Hrn. Pölitz nur die Form dieses Werks, der Sachinhalt selbst aber dem Hr. Oberhofprediger D. Reinhard angehört, und aus seinen anderweitig schon recensirten oder angezeigten Schriften bloß ausgezogen ist: so kann auch bloß von jener, nicht von diesem hier die Rede seyn. Es soll nämlich ein wissenschaftlich geordneter Auszug aus den sämmtlichen bisher erschienenen Reinhardischen Schriften seyn. Ueber diese wissenschaftliche Form, und über die Genauigkeit derselben, ließe nun zwar noch Manches sich erinnern. So könnte man z. B. fragen: ob denn die Metaphysik der Sitten, nicht ein Theil der Moralphilosophie sey, und ob sie also dieser nicht vielmehr untergeordnet, als ihr an der Seite gesetzt werden müsse, wie doch hier geschehen ist? Kurz, es hat uns geschienen, daß es der Anordnung des Ganzen, und der Zerlegung desselben in seine wesentliche Bestandtheile, nicht selten an derjenigen Genauigkeit fehle, die doch dazu erforderlich gewesen wäre, wenn sie im vollen Sinne des Worts eine wissenschaftliche heißen sollte. Aber die

die Wahrheit zu sagen: wir halten die Sache nicht für wichtig genug, um uns länger dabey aufzuhalten. Es sey also genug, unsern Lesern nur gesagt zu haben, daß nun bereits drey Theile von diesem Werke wirklich vorhanden sind; und daß der vierte, der die Philosophie des Christenthums enthalten wird, noch zu erwarten ist. Aus der Stärke dieses gegenwärtigen dritten Bandes, läßt sich schon auf den Reichthum des Sachinhalts schließen, den Hr. Pölitz darin zusammengedrängt hat. Eine bloße kurze Uebersicht desselben würde schon mehr als einen Bogen einnehmen. Uebrigens kann dieses Werk besonders in einer zwiefachen Hinsicht mit Recht empfohlen werden; theils nämlich als ein reichhaltiges Kompendium der Reinhardischen Lehrsätze für diejenigen, die die Reinhardischen Schriften nicht selbst besitzen, und doch gern, wenigstens ihrem Hauptinhalte nach, sie kennen und benutzen möchten; theils als ein bequemes Sachregister für diejenigen, die sie besitzen, und in denselben etwas nachzulesen wünschen, was sie sonst vielleicht nicht so schnell darin aufzufinden wissen würden.

Wd.

Spruchbuch. In Verbindung mit den Liederversen zur christlichen Religions- und Tugendlehre, in Schulen zu gebrauchen. Leipzig, bey Dyk. 1802. 96 und VIII S. 8. 4 gr.

Der Verf. hat schon Liederverse über die christliche Religions- und Tugendlehre, als Hülfsmittel zum bessern Behalten und zu wirksamerer Fruchtbarkeit des Unterrichts, drucken lassen, und theilt nun auch, auf den Wunsch einiger Schullehrer, eine Auswahl von biblischen Stellen, nach der Stolzischen Uebersetzung, mit, welche beym Religionsunterricht in der Wendlerschen Freyschule gebraucht werden. In der Vorrede sagt er: „einen Katechismus der christlichen Lehre in lauter Sprüchen halte ich für überaus nützlich — denn „so hat man doch ächte Bibellehre, keine willkührliche Dogmatik." Wenn wir nun aber unser Schema dabey zum Grunde legen, und dann Bibelsprüche, die demselben anpassen müssen, aussuchen: so ist's doch auch wieder Dogmatik, und mancher Schullehrer weiß nicht einmal recht, was er mit

mit den bloßen Bibelsprüchen angeben soll, kann auch viel-leicht den Zusammenhang nicht herausfinden, und so ist denn doch auch nichts gebessert. Was der Verf. über die Bildung des Herzens zur Religiosität sagt, ist vortrefflich. Aber das Gebet, welches er vorangesetzt hat, sieht doch sehr nach der Religionsphilosophie aus, wovon er mit Recht sagt, daß sie auf Kosten der Bildung des Herzens getrieben, nur eine Verwechselung mit der Dogmatik sey.

Bibeltexte zu Leichenpredigten benutzt, zum Gebrauch für Landpfarrer, von G. H. Lang rc. Drittes Bändchen. Erlangen, bey Palm. 1803. 207 Seiten 8.

Der Vf. stellt in der Vorrede eine Art von Recension über einige Recensionen des 1n Bdchs. an. Die meisten Urtheile fielen dahin aus, daß das persönliche Loben oder Tadeln in Leichenpredigten mit großer Behutsamkeit geschehen müsse. Und wir können nicht umhin, der Meinung des damaligen Recens. in unsrer Biblioth. beyzustimmen. Man muß aber auch gestehen, daß Hr. L. das Richteramt mit Weisheit und Würde verwaltet. Eigentlich war die Meinung des Rec. in der Bibl. wohl hauptsächlich diese, daß er vor Nachahmungen warnen wollte. Uebrigens halten wir dafür, daß das Rechten der Autoren mit den Recensent, wenn es nicht etwa wichtige Thatsachen oder Urtheile betrifft, welche erhebliche Folgen haben könnten, gar wohl unterlassen werden könnte. Selbst dann, wenn es auch mit so anständiger Mäßigung geschieht, wie im gegenwärtigen Falle. Am besten ists, wenn der Autor Alles prüft, das Böse verwirft, und das Gute behält. Dieser Band enthält 18 Begräbnißreden, größtentheils bey den Leichen alter Personen und Kinder. Die Manier des Verf. ist bekannt, daß es also hier keiner weitern Darstellung derselben bedarf. Die beyden ersten Bändchen sind im LIVten Bande S. 383, und im LXXXsten Bande S. 4 dieser Bibliothek angezeigt worden.

Pg.

Jesus der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe, für alle seine wahren Verehrer zum weitern Nachdenken aufgestellt, von M. Joach. Bernh. Nik. Hacker, Pfr. zu Straach bey Wittenberg. Zweytes Bändchen. Seelengröße. Leipzig, bey Rein. 1803. XVI und 406 S. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Unsere Bibliothek hat den ersten Band dieses trefflichen Unterrichts- und Erbauungsbuchs im Anhang zum 29—68sten Bande S. 46 angezeigt. Der gegenwärtige Band enthält 40 Kapitel. Nach vier, gleichsam Einleitungskapiteln, über die Verbindung der Weisheit mit der Tugend ꝛc., kommt der Verf. im fünften Kapitel auf Jesum, als das Ideal der vollkommensten Tugend, und führt seinen Satz nach einzelnen Theilen aus der Geschichte Jesu, nach seinen Lehren, nach den Zeugnissen Anderer von ihm, nach seinem öffentlichen und Privatleben, und endlich nach seinen Leiden, aus. Es ist ein edles großes Charaktergemälde, das er mit kräftiger Zeichnung und mit lebendigen Farben darstellt, und wie es zur Bewunderung und Liebe gegen Jesum hinreißt: so muß es auch zu seiner Nachahmung und zur innigsten Tugendliebe erwecken. Ein gut gerathenes Kupfer, welches vor dem Titel steht, stellt die Einsetzung des Abendmahls vor.

Moral der biblischen Geschichte alten Testaments. Zum Gebrauch der sorgfältig gebildeten Jugend und ihrer Lehrer, so wie zur Erbauung für jeden denkenden Bibelfreund. Von J. G. Seidenkopf, Diakonus in Neu-Ruppin. Berlin, bey Vieweg. 1803. XII und 184 S. 8. 16 gr.

Eine ganz neue Erscheinung; denn noch nie ist in ähnlichen Büchern die Geschichte des alten Testaments auf diese Art erzählt worden, wie in dem vorliegenden. Dieß gereicht aber Hrn. S. nicht zum Tadel, sondern zum Lobe. Sonst waren die biblischen Historien immer so beschaffen, daß man Erzählungen zu lesen glaubte, die nicht unter gewöhnlichen Menschen, und nach bekannten Gesetzen der Natur vorgefal-

len wären. Aber Hr. S. erzählt Begebenheiten, wie sie unter Menschen, und nach unveränderlichen Naturgesetzen sich zutragen. Wir wollen, um zugleich von der Erzählungs- und Schreibart des Verf. eine Probe zu geben, einige Fragmente vom Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer, mittheilen: „Unterdeß war die Nacht eingebrochen, und es hatte sich ein mächtiger Sturm aus Nord-Nord-Osten erhoben, und hatte das Meer, in welchem auch zugleich die Ebbe auf Ebbe eintrat, dergestalt zurückgetrieben, daß der Boden des Meeres in der Gegend der jetzigen Stadt Suez, vom ägyptischen bis zum arabischen Ufer völlig gangbar ward. Als Mose dieß wahrnahm, erkannte er sogleich den Wink der Vorsehung, ließ noch in der Nacht das Heer aufbrechen, und es auf diesem vom Wasser ganz entblößten Strich durch das Meer hindurch gehen: was aber auf beyden Seiten vom Wasser blieb, diente ihm zum Schutz, daß es nicht von den Seiten angegriffen werden konnte.“ „Während sie (die Aegypter) in den Grund des Meeres hinabzogen, wurden sie schon durch ein heftiges Gewitter erschreckt, ihre Pferde wurden scheu, ihre Wagen zerbrachen. Kaum hatten mit Anbruch des Tages die Israeliten das jenseitige Ufer glücklich erreicht, (sie hatten etwan neun Stunden darauf zugebracht,) als der Sturm nachließ, der um diese Zeit dort gewöhnliche Südwind sich wieder einstellte, und die ebenfalls eintretende Fluth den Meerbusen nicht nur wieder füllte, sondern auch weit über das Ufer hinaus, das dort sehr flache Land überschwemmte. Alle Aegypter, die sich auf den Grund des Meeres gewagt hatten, ertranken.“

Daß bey dieser Methode, die Geschichte des alten Testaments zu erzählen, Hypothesen und Darstellungen nach eigener individueller Ansicht vorkommen müssen, ist ganz natürlich. Indessen zeigt der Verf. eine ausgebreitete Belesenheit in Hülfsmitteln, die zu einer möglichst richtigen Darstellung so alter Begebenheiten, welche in einer Hülle von Wundern eingewickelt sind, erfordert werden.

Aus den Erzählungen leitet der Verf. moralische Wahrheiten her, die sich meistentheils ungesucht ergeben, und die mühsame Arbeit des Verf. den jungen Lesern um so brauchbarer machen. Es ist übrigens noch ein Theil zu erwarten.

Hb.

Briefe über das Christenthum an den Herrn Oberkonsistorialrath und Probst Teller in Berlin, von J. A. de Lüc. Aus dem Französischen übersetzt. Göttingen, bey Dieterich. 1802. 288 Seiten 8. 1 Rt.

Es sind neun Briefe folgenden Inhalts; Erster Brief. Einleitung. Zweyter Br. Ueber den Zustand des öffentlichen Gottesdienstes und Predigtwesens in einigen Gegenden Deutschlands. Dritter Br. Ueber die Geschichte der neuen Exegese oder Schrifterklärung. Vierter Br. Ueber die Exegese selbst. Fünfter Br. Ueber die Auslegung der heiligen Schrift. Sechster Br. Anwendung der in den vorhergehenden Briefen festgesetzten Hauptsätze, auf die Frage: ob die Juden Christen werden können, wenn sie den Glauben an das A. Testament aufgeben? Siebenter Br. Anwendung derselben Hauptsätze auf die Auslegung des N. Testaments, in Beziehung auf die Juden. Achter Br. Ueber den Verfall des Gottesdienstes in diesen Gegenden. Neunter Brief. Betrachtungen über die religiöse Erziehung der Jugend, und den Gottesdienst in Beziehung auf dieselbe; nach Maaßgabe der heil. Schrift.

Die Grundsätze des Herrn de Lüc von der absoluten Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, von dem eben so absoluten Zusammenhang des ganzen A. Testaments mit dem Christenthum, und von der einzig richtigen Auslegungsart der heiligen Schrift, sind bekannt; auch in diesem Buche thut er nichts, als daß er Ebendasselbe, was er schon oft gesagt hat, aus demselben Gesichtspunkt und mit denselben Gründen wiederholt. Wie er versichert, so hat ihn das Sendschreiben der jüdischen Hausväter an Hrn. D. Teller, dessen Antwort darauf, und vorzüglich seine Schrift: Die Zeichen der Zeit rc., zu diesem Buche vorzüglich veranlaßt. Man kann leicht denken, daß die Ansichten dieser beyden Männer sehr verschieden sind; aber eben deßhalb fand Hr. de Lüc den Beruf in sich, den Hrn. D. Teller eines Bessern zu belehren und zu bekehren. Schon die Aeußerung des letztern in den Zeichen der Zeit: daß die Klagen über die Abnahme des öffentlichen Gottesdienstes weniger auf sich haben würden, wenn wenigstens die wahre Frömmigkeit zugenommen

men hätte — gefällt ihm nicht; weil er einen ganz andern Sinn damit verbindet, als sie haben soll, daher er dem Hrn. D. Teller ganz bekannte Dinge, ohne Noth, vordockrt. Er glaubt auch den wahren Charakter der Zeit darin zu sehen, „daß das erste Buch Mosis, welches die Grundlage des „ganzen Gebäudes der göttlichen Offenbarung ist, mit „Gleichgültigkeit betrachtet werde (S. 17). Denn nach seiner Behauptung (S. 25) „ist die Christenthumslehre ent„weder die Erfüllung aller Weissagungen des A. Testaments, „seit jener dem Adam von Gott gegebenen Verheißung des „Messias, oder sie ist die allerunförmlichste Erfindung von „der Welt. Hier," sagt er, „ist kein Drittes möglich." So scheint die Pharisäische Sekte (Akt. 15) ohngefähr auch gedacht zu haben: aber Petrus und Jakobus waren anderer Meinung. Und Paulus fand es auch nicht nöthig, bey der Heidenbekehrung das Christenthum auf die Grundlage des Judenthums zu bauen. Dieß aber nicht der einzige Fall, wo der Apostel Paulus mit Hrn. de Lüc nicht übereinstimmt. Der letztere fragt (S. 24.): „Was ist denn das für ein „Wesen, welches Gehorsam fordert, und doch die Menschen „selbst einmal von seinem Daseyn überzeugt hat?" (Er behauptet aber, daß dieß bloß durch eine unmittelbare Offenbarung geschehen könne;) „fehlt es ihm an Güte, oder an „Macht, oder an Weisheit?" Paulus aber sagt Röm. 2, 19.: Gott hätte sich den Heiden durch seine Werke und Regierung offenbart. Hr. de Lüc fragt ferner a. a. O.: „Fan„gen die, welche die Geschichte der göttlichen Offenbarungen „im A. Testam. als fabelhaft betrachten," (so nennt er die Kritik,) „jemals an, darüber nachzudenken, wie Menschen „verantwortlich gemacht werden können, ohne den Willen „eines höchsten Wesens positiv zu wissen ꝛc." Und Paulus behauptet eine Verantwortlichkeit der Heiden, weil des Gesetzes Werk in ihren Herzen geschrieben sey. Röm. 2. Da sich aber Paulus untersteht, von einer Naturreligion zu sprechen: so mag er zusehen, daß ihn Hr. de Lüc nicht des Atheismus beschuldige, wie er S. 13 einigen Naturforschern, — die aber freylich unwissend sind, weil sie von Hrn. de Lüc's Meinungen abweichen — gethan hat.

Doch wir hören auf, um nicht auch in den Fehler der Wiederholung zu gerathen.

G.

Christ-

Christliche Moral für den Kanzelgebrauch und katechetischen Unterricht, in alphabetischer Ordnung. Fünften Bandes erste Abtheilung. 700 Seit. 1 Rt. 16 gr.

Fünften Bandes zweyte und letzte Abtheilung. Dortmund und Leipzig, bey den Gebrüdern Mallinkrodt. 1802 und 1803. 608 Seiten. gr. 8. 1 Rt. 6 gr.

Wir berufen uns der Kürze wegen auf die weitläuftige Anzeige der ersten vier Bände dieses nun vollendeten Werks. Das dort gefällte Urtheil gilt, im Ganzen genommen, auch von diesem fünften und letzten Bande. Freylich ist hier, und zwar noch mehr als schon im dritten und vierten Bande geschehen war, manchen Fehlern der ersten beyden Bände abgeholfen; indessen findet sich doch auch in diesem Bande noch hin und wieder eine ungeheure Weitschweifigkeit, und die schon getadelte, zwar wegen der alphabetischen Ordnung nicht ganz zu vermeidende, aber doch einer mehrern Einschränkung fähige, und immer höchst unangenehme Wiederholung mancher Sachen. Rec. begnügt sich, einige Artikel auszuheben, die entweder gar zu ungeheuer weitläuftig abgehandelt sind, oder, die an sich betrachtet, fehlen könnten, oder die wegen der Aehnlichkeit mit andern Artikeln hätten ausgelassen werden können. Viel zu weitläuftig abgehandelt sind die Artikel: Sachwalter, Schauspiele, Schwärmerey, Soldaten, Tapferkeit, u. a. m. Es sind immer nur äußerst wenige Prediger, die von dem hierüber Gesagten Gebrauch machen können; und Vieles ist sowohl für die Kanzel, als für den katechetischen Unterricht in der That ganz unnütz. Wozu also die große Weitläuftigkeit? Manche Artikel könnten, an sich betrachtet, ganz fehlen z. B. Schurken, Schwindel, Sonderlinge, Taugenichts, Tonkunst, Ungottesdienstlichkeit, Wette, Windbeutel, Ziererey, Zoten, u a. m. Manche endlich könnten darum fehlen, weil das darüber Gesagte, bey andern Artikeln ähnlichen Inhalts, recht gut mit anzubringen, und auf die Art unnütze Weitläuftigkeit und Wiederholung zu vermeiden war. So brauchte Unkeuschheit zu keinem eigenen

Artikel

Artikel gemacht zu werden, weil Alles, was darüber gesagt ist, recht gut bey Keuschheit und Hurerey mit anzubringen war. Noch auffallender ist es, daß Unverschwiegenheit, verdrießliches Wesen, Verlangen u. a. m., zu eignen Artikeln gemacht sind, da es so leicht war, alles hierher Gehörige, unter den Artikeln: Verschwiegenheit, Plauderhaftigkeit, Geschwätzigkeit, Mißvergnügen, üble Laune, Begierde, Wünsche mit anzuführen. Wie manche unnütze Wiederholung hätte dadurch nicht vermieden werden können. Zuweilen scheint der Herausgeber die Bestimmung seines Werks für den Kanzelgebrauch und katechetischen Unterricht, ganz aus den Augen verloren zu haben, indem er Artikel mit anführt, die nach seinen eignen Anmerkungen, der Prediger und Katechet, entweder gar nicht, oder doch nur mit der äussersten Vorsicht benutzen soll, z. B.: Vielmännerey, Vielweiberey, erlaubte Verstellung, unnatürliche Wollust. Warum übergieng er denn dergleichen nicht lieber ganz? Hin und wieder sind die Urtheile zu einseitig und zu absprechend, z. B., bey dem Artikel: Schauspiele, wird gesagt: „Die Jugend müsse „keine Schauspiele aufführen," und da wird denn nur von dem Schaden geredet, der daraus entspringt; von dem mannichfaltigen Nutzen aber, den es doch ohnstreitig hat, wird nichts erwähnt. Manche Artikel wie: Spiel, Tanz, Thiere, Vergeben, Vergnügungen, Verläugnung seiner selbst, Verläumdung, Verschwendung, Zeit, Zorn, Zufriedenheit, sind gut abgehandelt, und enthalten viel Brauchbares. Ueberhaupt ist es nicht zu verkennen, daß der Herausgeber in diesem letzten Bande manche ihm gegebene Winke benutzt habe, wenn sie ihm auch gleich nicht alle mit Sanftmuth und Freundlichkeit gegeben wurden; um desto sicherer läßt sich erwarten, daß er sein, in der Vorrede zur letzten Abtheilung des fünften Bandes, gegebnes Versprechen, wenn er Gelegenheit dazu haben sollte, alle ihm gemachten bescheidnen Erinnerungen, (wohin wir, selbst nach seinem eignen Ausspruche, die unsrigen rechnen dürfen,) zu benutzen, in Erfüllung bringen werde.

Mk.

Die

Die angewandte Sittenlehre mit besonderer Rücksicht auf das Christenthum. Ein Handbuch einer durchaus populären Moral für Prediger, von F. H. Gebhard, Pfarrer zu Bienstädt, (jetzt zu Hölselgau,) im Gothaischen. Vierter und letzter Band. Erfurt, bey Hennings. 1803. 440 S. 8. 1 Rk. 10 gr.

Wider alles Vermuthen macht also dieser Band schon den Beschluß des ganzen Werkes; wie wohl man, der ersten Anlage und Zurüstung nach, hätte glauben mögen, daß wenigstens noch zwey bis drey Bände folgen würden, um das Ganze zu vollenden, welches jene zu versprechen schien, indem sie einer Grundlage glich, worauf der Baumeister gesonnen ist, ein großes weitläuftiges Prachtgebäude aufzuführen. Den größten Theil des Ganzen nämlich machen bloß die vorläufigen Untersuchungen aus. Hiernach also schien das Ganze sehr ins Große gehn zu sollen; anstatt dessen aber wird hier plötzlich abgebrochen, und der Verfasser begnügt sich, auf jener unverhältnißmäßig großen Grundlage nur einzelne Bruchstücke aus der eigentlichen praktischen Moral, oder aus der Pflichtenlehre, aufzustellen. — „Um die tugendhafte Gesinnungs- und Handlungsweise," heißt es S. 1, „kennen zu lernen, stellten wir bisher den Tugendhaften „selbst mit dem Bewußtseyn dieser seiner sittlichen Beschaffenheit dar; und machten eine allgemeine Anzeige der natürlichen Triebe und Neigungen, die er durch seine vernünftige Denkungsart beherrscht; jetzt fangen wir an, das „Einzelne, was in der tugendhaften Gesinnungs- und Handlungsweise liegt, zu zergliedern." — Aber dieser Anfang ist auch schon das Ende selbst. — „Ich muß bitten," heißt es in der Vorrede, „die Pflichtenlehre für das zu nehmen, was „sie seyn soll; nicht für eine vollständige Abhandlung aller „Pflichten; sondern für eine Sammlung von Beyspielen, „welche die Art meiner Ansicht, und die Anwendung des „Hauptgrundsatzes im Einzelnen zeigen sollen." — Unseres eingeschränkten Raums wegen, können wir dem Verf. nicht ins Einzelne folgen; glauben aber im Allgemeinen doch versichern zu können, daß man seine Ansichten größtentheils sehr treffend, und im Ganzen darin sehr viel Gutes und Lesens-

werthes finden werde; und ob gleich es sich nicht verkennen läßt, daß sein Werk in mancher Hinsicht seine großen Mängel hat, und nicht ganz frey von manchen Paradoxien oder offenbaren Verirrungen ist: so können wir doch auch nicht umhin, mit Vergnügen zu bemerken, daß es eben so gewiß in vielen Stücken eine wahre Ehrenrettung der gesunden Vernunft ist, an welcher die allerneueste Philosophie oft so gröblich sich zu versündigen gewagt hat; z. B. in der Lehre von dem vernünftigen Willen, von dem Verhältnisse der Vernunft zur Sinnlichkeit, und der Sinnlichkeit zur Vernunft, von dem Genusse sinnlicher Vergnügungen, vom Luxus, von der Ehe, u. s. w. — S. 144 heißt es: „Es ist „keine Unmöglichkeit, daß du ein moralisch vollkommener „Mensch seyst; denn wer getraut sich, zu beweisen, daß dem „redlichen, von Jugend auf unverwahrlosten Tugendfreunde „bey allem seinem eifrigen, klugen Fleiße, sich zu vervoll„kommnen, durchaus Fehler, erkennbare Fehler bleiben „müßten?" — Liegt nicht darin ein kleiner Widerspruch? Der Fleiß, sich zu vollkommnern, setzt ja voraus, daß man noch zu keiner Zeit sich dünken läßt, schon ein moralisch vollkommner Mensch zu seyn. Wie stimmt das also mit einander. Und besteht denn die ganze Fülle der menschlichen Vollkommenheit bloß in der Abwesenheit von Fehlern, und von erkennbaren Fehlern? — Der Satz S. 287: „dem Sitt„lichdenkenden wird die Menschheit Anderer, schon in der „bloßen Vorstellung heilig und ehrwürdig seyn müssen. Das „wirkliche Daseyn der Menschheit außer uns, setzt der Wür„de derselben nicht das Mindeste zu." — scheint ein ziemlich leerer Satz zu seyn. Allerdings muß das zwar der Menschheit auch schon in der bloßen Vorstellung ehrwürdig seyn; aber doch gewiß nicht ohne alle Vorstellung ihrer Wirklichkeit. Denn wenn die Menschheit an sich selbst ein Nonens wäre: was wäre denn dann die Würde derselben? Wie sollte doch eine bloße leere Idee, die durchaus gar keinen Gegenstand hätte, noch haben könnte, irgend eine Pflicht begründen können? — Mit Recht bestreitet zwar der Verf. S. 339 fg. das sonderbare Mißverständniß und äußerst schädliche Vorurtheil der neuesten Philosophie, daß die denkende Vernunft in der Religionslehre müßig und ganz unnütz sey; in der That aber räumt er doch schon viel zu viel ein, wenn er zugiebt: daß man sich vielmehr an das Herz als den Kopf des Irrgläubigen, den man zurechtweisen will,

zu wenden habe. Nein, der rechte Weg zum Herzen geht nur durch den Kopf, und der Weg zum vernünftigen Willen nur durch die denkende Vernunft. Ein Religionsglaube ohne Gründe und Beweise, die der denkenden Vernunft, als solche, geltend seyn können und müssen, ist ein blinder, mithin ein unvernünftiger, und folglich auch unmoralischer Glaube; ob er gleich im Dienste der Tugendgesinnung, der Wirkung nach, ein moralischer werden kann. Wenn man also auch zugiebt, daß die Religion aus unserer moralischen Natur gezogen werden müsse: so versteht es sich doch von selbst, daß man die moralische Natur nicht halbiren darf, sondern sie ganz so nehmen muß, wie sie ist. Welcher Vernünftige kann und darf denn aber läugnen, daß zu unserer moralischen Natur eben so wesentlich die vernünftig denkende Vernunft, als die vernünftig wollende, gehöre! Diese ist nothwendig jener untergeordnet, weil es sonst nicht möglich ist, daß sie eine vernünftig wollende seyn kann, wie sie dann auch wirklich aufhört, es zu seyn, sobald sie unter dem Einflusse einer fremden vernunftlosen Macht, der Sinnlichkeit nämlich, und des sinnlichen Begehrungsvermögens, steht. Daher kommt es, daß die volle Wirksamkeit der moralischen Religion nur mit der Tugendgesinnung, das heißt, mit der Befreyung des vernünftigen Willens von der Uebermacht der Sinnlichkeit, anfängt und fortgeht; obgleich die vernünftig denkende Vernunft durch gründliche Beweisführung gezwungen werden kann, ihre Wahrheiten anzuerkennen, und sie als solche stehen zu lassen. Wer sieht also nicht, daß gründliche Belehrung das einzige Mittel ist, die Tugendgesinnung zu wecken und zu stärken! — Jedoch wir müssen abbrechen. — Was S. 6. „Jonästische Ausdrücke" — sind, versteht Rec. nicht. Vermuthlich ist es ein Druckfehler; wie aber dieser zu verbessern seyn mag, ist schwer zu errathen.

Wd.

Katholische Gottesgelahrheit.

Die fünf Bücher Moyses in possirliche Reime, und ein Kompendium, verfaßt von einem alten frommen Eremiten. Palestina, im Jahr der Welt 5786.

5786. (München, bey Lentner. 1803.) 128 Seiten 8.

Da die N. A. D. B. noch keine eigne Rubrik für Schandschriften hat, wie schon von Mehrern vorgeschlagen wurde, und leider! immer nöthiger zu werden scheint: so kam Rec. wirklich in einige Verlegenheit, dieser Skarteke in derselben einen Platz anzuweisen. Denn so ein Produkt unter den Werken der schönen Künste, wohin es seiner Form nach zu gehören scheint, aufzuführen, würde selbst, wenn diese wirklich ästhetischen Werth hätte, eine Versündigung gegen die Musen gewesen seyn; am füglichsten scheint es daher, seinem Inhalte nach, der sich vorzüglich an die Auswüchse des Katholicismus hält, unter dieser Klasse zu stehen, die leider! in Scherz und Ernst noch so manchen gereimten und ungereimten Beweis menschlicher Verirrungen aufnehmen muß. Zwar wäre es in jeder Hinsicht besser, solche Produkte lieber unbemerkt nach ihrem eignen Schicksale der frühen Vergessenheit zu überlassen, und Rec. würde es mit diesem so gehalten haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß es vielleicht nun eine unverdiente Celebrität erlangen würde, da der sonst so liberale Baiersche Regierung die vorgefundnen Exemplare dem Verleger wegnehmen, und den Verkauf verbieten ließ, und nicht die Erfahrung lehrte, daß nach konfiscirten Schriften der darin vermutheten pikanten Stellen, und treffenden Bemerkungen wegen, gewöhnlich eine stärkere Nachfrage zu entstehen pflegt, als sie sonst gefunden haben würden. Um aber zu zeigen, daß dieses hier nicht zu suchen sey, und Jeden, der etwas mehr als derben Klosterwitz in holperichte Verse geschmiedet zu finden glaubt, zu warnen, bedarf es nur einiger Proben. Der Verf. wollte den Ton von Blumauers travestirter Aeneide nachahmen, der sich in seiner Periode, mit welcher die gegenwärtig in Baiern beginnende, wo unter Maximilians weiser Regierung, wie damals unter Josephs Auspicien in Oesterreich, sich ein neues Licht verbreitet; das aber bey den desselben Ungewohnten auch nicht überall gleich die gewünschte Wirkung hervorbringen kann, allerdings viele Aehnlichkeit hat; allein sein Witz, dem es an eignem Salze fehlt, hielt sich daher nicht nur, wie Blumauer, an das Aeußere und Außerwesentliche des Religionswesens; sondern suchte selbst bey dem Heiligsten seine Späße anzubringen.

die,

die, wie daher das Kurfürstliche Verbot mit Recht sagt, durch einen solchen Mißbrauch der Preßfreyheit, nothwendig den Schwachen ärgern oder irre leiten müssen, und also bey unzeitiger Nachsicht die Staatspolicey selbst einer sträflichen Unachtsamkeit schuldig machen würden. Doch um uns nicht länger bey einem so schmutzigen Gegenstande aufzuhalten, geben wir die versprochenen Proben; wozu wir uns aber verbitten müssen, die den Verf. freylich am meisten charakterisirenden Stellen auszuheben, wo er entweder ungescheute Obscenitäten aufdeckt, oder das Ungemeine zur niedrigsten Gemeinheit herabzuziehen sucht. Der Eingang kündigt das Ganze folgendermaßen an:

„Wie unser Stammenvater hieß,"
Sein Schicksal, dessen Uebel
Uns arme Sünder werden ließ,
Erzählt uns zwar die Bibel,
Und ist auch jedem von der Hand
Von daher sicherlich bekannt,
Aus Predigten und Schulen.

Doch! soll ich euch mit Kurzem her
Sein Jammer ganz erzählen?
So gebt mir ruhiges Gehör
Mit frommgestimmten Seelen!
Denn Spaßemachen ist hieher,
Nicht eine bloße Kinderey,
Es trifft ja doch uns alle!

Den Adam; dieses war sein Nam';
Den hat der hohe Schöpfer
Aus einem Brocken Leim zusamm'
Gemacht wie unsre Töpfer
Noch heut zu Tag aus simplem Leim
Vorzüglich hab um Rosenheim
Die schönsten Töpfe machen."

Nachdem er die Geschichte des Falles erzählt hat, fährt er fort:

„Kaum war die Lumperey geschehn,
„So fühlten sie die Schande ꝛc.

Hätte der Verf. auch nur eine Spur jenes Gefühls erhalten; so würde er sein Werk, das er hier wohl selbst am schicklichsten benannt hat, selbst unterdrückt haben, statt daß er am Ende noch mit einer Fortsetzung droht, indem er schließt:

„Nun wißt ihr mit Verläßigkeit,
Was Moyses Bücher geben,
Und könnt daher in Ewigkeit
Hierinn beruhigt leben.
Erhascht mich kein auto da fé
So muß auch Vater Josue
Mir einst sein Werkchen leihen.

Wer möchte da nicht wünschen, daß eine in der That heilige Inquisition streng ihr Amt verrichte!

1) Neue Erde und neuer Himmel durch gereinigte Religion, Kirchen- und Staatsverfassung, von Guttleb Frey. Erste Abtheilung. Dritte Auflage. Religion, die allein den Menschen als wahr einleuchten, sie vervollkommnen und beglücken kann. Nürnberg, bey Stein. 1802. 112 Seiten 8. (Mit lateinischen Lettern.)

2) Prüfung der Einleitung zu der Schrift: Neue Erde und neuer Himmel u. s. w. Erster Theil, und sehr gern der letzte, wenn wir am Altare der Ueberzeugung mit einander der Wahrheit opfern. Mit Erlaubniß der Obern. Regensburg. 1801. 207 S. 8. 1 Fl.

Das Aufsehen, welches Nr. 1 gemacht, und der dadurch veranlaßte schnelle Absatz, welcher in kurzer Zeit eine dritte Auflage hervorgebracht hat, sind Rec. zuvorgeeilt, um erst auf seinen Gehalt noch aufmerksam machen zu dürfen. Daß des Verf. Absichten „den Menschen zwar die unnützen und „doch schweren Lasten, dergleichen die Pharisäer alter und „neuer Zeit auflegen, abzunehmen, dagegen aber ihnen das „Tragen des sanften und süßen Joches der reinen religiösen „Sittlichkeit als unerläßlich darzustellen, und sie einzuladen, „um so besser und glücklicher zu werden," dadurch in etwas erfüllt worden seyn mögen, wollen wir zwar hoffen; daß es aber auch andre, denselben ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbrachte, hat sich leider! nur zu deutlich bestätigt, da sich nicht nur die Stimmen der Zeloten, wenn auch nicht laut, doch

doch auf allen ihren finstern Wegen desto nachdrücklicher dagegen erhoben, sondern auch ein sonst in jeder Hinsicht schuldloser Mann und ehrwürdiger Freund der Wahrheit und Tugend, der selige Mutschelle, bloß auf den Verdacht, daß er der Verf. dieser Schrift sey, so heftig von ihren giftigen Nachstellungen verfolgt wurde, daß nicht ohne Grund geglaubt wurde, daß die darüber erlittenen Kränkungen und Verunglimpfungen seinen frühen Tod beschleunigt, und somit die Welt um alle die von ihm noch gehofften Früchte seines reinen und thätigen Geistes gebracht haben. Unstreitig blieb auch darum die Schrift selbst unvollendet, die hier nur erst kritische Untersuchungen über das, was gewöhnlich Religion heißt, enthält, und dem das Wahre und Wesentliche derselben erst nachfolgen sollte; woraus daher wirklich bey denen, welche das Fehlende sich nun nicht selbst zu ersetzen wissen, erst die gefürchteten Folgen für die Religion überhaupt entspringen können. Im ersten Abschnitt beantwortet der Verf. die Frage: „Ist nicht die reine Moral und Vernunftreligion diejenige, die sich als die wahre beglückende und seligmachende ankündigt?" aus der Verschiedenheit der Religionsmeinungen unter den Völkern alter und neuer Zeit, und deren Uebereinstimmung in dem wahren Inhalt aller Religion: „Thue Gutes, meide Böses, es ist ein Gott, der dieß „will; und beydes vergilt." und im zweyten fragt er: „Kann „es irgend eine solche von Gott geoffenbarte Religion geben, „die über das, was uns unsre Vernunft lehrt, noch etwas „Weiteres zu glauben und zu thun befiehlt?" welches er auch sowohl durch Geschichts- als Vernunftgründe erörtert, und demnach nicht zum Vortheil des Positiven und Geoffenbarten beantwortet. Doch spricht er mit aller Hochachtung von dem Stifter der christlichen Religion, und findet nach der moralischen Auslegungsweise, auch die meiste Uebereinstimmung zwischen ihren Aussprüchen, und denen der bloßen Vernunft, ob er gleich gegen die Aechtheit ihrer Schriften, und die gewöhnliche Offenbarungsbeweise alle Zweifel vorbringt, welche sich aus einer solchen Ansicht nur ergeben, daher sein Schluß auch kurz der ist: „Nirgends ist eine göttliche Offenbarung „solcher Dinge, wovon unsre Vernunft nichts weiß, für die „Menschen insgemein wirklich. Denn es ist keine Ueberzeugung davon für die Menschen insgemein möglich." Da aber doch im Ganzen nichts Neues darüber gesagt ist, und die gewöhnlichen Widerlegungsgründe also auch Jedem bekannt

 sind:

sind: so glaubt sich Rec. hier nicht weiter darauf einlassen zu dürfen. Daß aber solche, als in

Nr. 2 angeführt werden, nicht zureichend sind, wird Jeder bald fühlen, der nur einmal genau zu vergleichen und zu prüfen gelernt hat. Wer bey Untersuchungen, die bloß die Vernunft betreffen, nur auf die Folgen deutet, und besonders gleich Verdacht wegen „bürgerlicher Unruhen und „Religionsneuerungen" zu erregen sucht, hat gewiß hierüber keine Stimme. Mit freundlicher Miene nähert sich der Verf. zwar seinem Gegner, wie es scheint, unbefangen; bald aber verräth sich, woher sein Beruf, ihn zu widerlegen, stamme, und aus welcher Schule er seine Waffen geholt habe, womit er doch nicht mehr zu beweisen vermag, als Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen vor der Reformation, daß die Menschheit vielleicht auch ohne jene Verbesserungsversuche zum Ziele gekommen wäre; welches man im Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung auch zugeben kann, ohne anzunehmen, daß diese darum gar nicht in ihren Plan gehört habe, und darum nie hätte versucht werden sollen.

Eh.

1) Predigten, gehalten im Jahre (in den Jahren) 1802 und 1803 von Karl Jais, Prediger in der Frauenkirche zu München. Erstes Bändchen. München, bey Lentner. 1803. 288 Seit. 8. 1 Fl. 15 Krz.

2) Vertraute Reden, zunächst an Jünglinge, die (welche) Universitäten oder andre Lehranstalten besuchen, und denn für jeden denkenden Christen. Von Johann Michael Sailer. Erstes Bändchen. 394 S. Zweytes Bändchen. 420 S. 8. München, bey Lentner. 1803. 3 Fl.

Nr. 1. Herr Jais erklärt in der Vorerinnerung die Absicht, warum er diese Predigten, denen bald ein 2tes Bändchen folgen soll, herausgiebt, dahin, daß er „sich theils dadurch

„recht-

„rechtfertigen, theils seinen Amtsbrüdern damit einen klei-
„nen Dienst leisten wollte." Für das Letztere mögen ihm
diejenigen danken, welche noch einer solchen Nachhülfe bedür-
fen; für Musterpredigten wird der Verf. jedoch seine Arbeit
selbst nicht ausgeben wollen, da er sogar, mit Berufung auf
seine vernachlässigte Erziehung in einem Kloster, „wo er ge-
„nug zu thun hatte, um die Wolken des Aberglaubens und
„der Vorurtheile durchzubrechen, selbst," in Hinsicht der Spra-
che, um Nachsicht bitten zu müssen glaubt, und auch in der
Eintheilung und Ausführung noch Manches zu wünschen
wäre, obgleich damit die Selbstzufriedenheit nicht gekränkt
werden soll, womit er sich selbst das Zeugniß giebt: „Wer
„thut, was ich that, darf zufrieden seyn." Denn den er-
sten Zweck sich zu rechtfertigen, wird er dadurch gewiß nicht
verfehlen, ob man es gleich bedauern muß, daß er da noch ei-
ner Rechtfertigung zu bedürfen glaubte, wo er billig sollte
auf Beyfall und Dank rechnen dürfen. Mit rühmlicher
Freymüthigkeit spricht er vor seiner ohne Zweifel größten-
theils noch sehr bigotten Gemeinde von Gegenständen, die
graue Vorurtheile geheiligt, und das Bedürfniß des Sünders
von jeher in Schutz genommen haben. Oefters wurde ihm
daher der Vorwurf gemacht, „als beobachte er nicht die ge-
„hörige Klugheit;" allein mit Recht beruft er sich auf seine
genauere Kenntniß seiner Zuhörer, bey denen er es, „mit so
„vielen Widersprüchen er auch Anfangs zu kämpfen hatte,
„durch Ausdauern und verdoppelten Fleiß doch dahin brach-
„te, daß man ihn gern hört, und als er krank ward, allge-
„mein wünschte, er möchte bald wieder genesen." Verke-
tzerungen wird er also vor dem aufgeklärten Publikum um so
weniger zu fürchten haben, das vielmehr seinem Muth und
Eifer daß verdiente Lob nicht versagen wird, wenn demselben
diese Predigten auch weniger brauchbar seyn sollten. Zur
Belehrung der Schwachen aber hat er auf eine eigne Art
dem Ganzen eine Menge Noten und Stellen aus verschiede-
nen andern Schriftstellern untersetzt, die „bald Belege, von
„dem, was er sagte, bald neue Zusätze, und bald Erläute-
„rungen seyn sollen." Daß es deren wirklich bey manchen be-
durfte, läßt sich schon aus den Hauptsätzen der Predigten
abnehmen. Sie handeln: 1) von der Aufklärung; 2) von
dem Ehestande; 3) von der Verehrung der Heiligen: 5) über
die Vorurtheile; 6) von der Tugend; 7) Ueber die Verblen-
dung; 8) vom Sieg der Wahrheit; 9) die ganze Welt Got-

tes Tempel; 10) über die gemeine Rede: Man soll Alles beym Alten lassen; 11) von dem Segnen und Weihen; 12) Was das Christenthum seyn sollte, und was es geworden ist. Es wird Rec. schwer, aus welcher er eine Stelle zur Probe des Styls und der Darstellung wählen soll. Schön ist es, den Vf. als Cölibatär mit Wärme und doch anständiger Würde, über die Ehe sprechen zu hören: „Staat," ruft er S. 56 aus, „du „kannst, du mußt das Meiste thun, um dem Ehestand wie„der Achtung zu verschaffen, und dir liegt auch am mei„sten daran. Mit Schnelligkeit werden sich deine Bande „lösen, wenn gesetzlose Wollust noch mehr überhand nimmt, „und du wirst bis zur niedrigsten Stufe deines Verderbens „herabsinken. Lassen sie also uns einem Stande wieder Achtung „zu verschaffen suchen, der der erste, wichtigste und schön„ste unter den Menschen ist ꝛc." Als Probe der nachdrücklichen Freymüthigkeit noch eine Stelle aus der eilften Predigt. S. 252; „Was glaubt man vom Weihen und Seg„nen? daß es eine übernatürliche Kraft habe; daß es im „Stande sey, uns vor den Nachstellungen des Teufels sicher „zu stellen; zum wenigsten, daß es uns gegen natürliche „Uebel und Leiden verwahren könne. Ob aber das nicht „Aberglauben sind? Schon die Vorstellung ist Aberglauben: „Der Teufel hat eine Macht über die Menschen. — Allein, „durch diese (Arten von) Aberglauben wurden die kräftig„sten Mittel, derer(n) sich oft Gott bedient, verworfene „Sünder noch zu retten, unwirksam gemacht, u. s. w."

Nr. 2 kündigt sich schon durch einen in diesem Fache berühmten Namen an, und wird auch dessen Verehrern ein angenehmes Geschenk seyn. Zwar sind diese Reden zunächst nur an studierende Jünglinge gehalten, und also, wenn sie passen sollen, müssen sie deren Bedürfnissen und Fähigkeiten allein angemessen seyn; doch aber bestimmt sie der Beysatz auf dem Titel dann auch noch überhaupt für jeden denkenden Christen, was entweder fürchten läßt, daß die Gränzen ihrer ersten Bestimmung nicht genau gedacht und beobachtet sind, oder nur als Zusatz des Verlegers angesehen werden muß, der seiner Waare dadurch nur mehr Käufer verschaffen wollte. Da das Eine bey der sichtbaren Aufmerksamkeit des oft ins Gekünstelte und Preciöse fallenden Styls nicht zu vermuthen ist, und das Andre auch der Charakter des Sittenlehrers nicht erlauben, und mit dem, was „seinem

„Leser

„Leser der Verfasser" von Geradheit und Offenheit sagt, nicht wohl bestehen könnte: so ist es schwer, das dieser Alternative zu kommen. Doch ohne uns darbit aufzuhalten, sehen wir seinen Plan selbst näher an. „Die Reden," sagt der Verf., „sind alle sittlich-religiös, oder religiös-sitt„lich; denn ich halte es für Wahnsinn, Moral von Reli„gion trennen, und für Unsinn, Religion von Moral. „Aber ich weiß zugleich, daß jener Wahnsinn, wie dieser „Unsinn sich in die Lichtgestalt des Engels der Weisheit ver„gestalten kann." Man sieht hieraus schon, daß diese Reden zum Theil auch polemische Tendenz haben gegen das, was er „in den Systemen der Zeitweisen" gefunden habe, und gegen die „Täuschung so vieler Jünglinge, die nicht „nur für sich ohne dem apostolischen Christus mit einem todten „Soll in der Brust auszureichen glauben, sondern es auch „dem hungrigen Volk zumuthen wollen, daß er keine ande„re, als diese ärmliche Mundprovision verlangen solle." Da sich nun hieraus schon ergiebt, was Hr. Sailer von der lebendigmachenden Kraft des Geistes, und des ihm inwohnenden Grundes des Absoluten halte: so wird dennoch auch der Charakter seiner Reden sich leicht auffassen lassen. Genaue Ausführung seiner Hauptsätze ist nicht zu suchen; ohne auf die Bestimmungsgründe der Vernunft weiter einzugehen, findet sich in kurzen aphoristischen Sätzen viele Deklamation in gezierter Sprache, voll hinkender Bilder und gesuchter Gegensätze. Als Beleg schreibt Rec. nur die zunächst auffallende Stelle aus der ersten Rede ab, welche in zwey Abtheilungen, „von dem akademischen Leben" handelt, und deren Hauptsätze sind: „die akademischen Jahre sind wichtig, als Zeit, als Jugendzeit, als Vorbereitungszeit." S. 22 heißt es nun: „In der Jugend treiben die Keime der Demuth, der Be„scheidenheit, die die Krone der Jugendjahre, und die schön„ste Uniform der blühenden Tugend ist rc. Kurz, die sie„ben Todsünden, wie sie unser Katechismus brandmarkt, die „als reifes Unkraut auf dem Acker des Mannes in „fürchterlicher Pracht dastehen, die standen schon als Keime „auf dem Acker des Jünglings; die Zeit gab ihnen nur die „Entwickelung, und der Augenblick Publicität;" daß „die „Zitation vor dem Richterstuhl des höchsten Richters, und „dessen nacheilende Steckbriefe" hier vorzügliche Beweggründe ausmachen, ist nicht anders zu erwarten.

2) Das

1) Das Bild des guten Geistlichen. Eine Predigt, gehalten in der Pfarrkirche zu Maratshofen. Von F. K. Felder. Als J. G. Moser seine erste heilige Messe las, den 19ten März 1803. Mit Erlaubniß des hochwürdigst. Ordinariats. Meersburg, bey Herder. 1803. 32 S. 8.

2) Praktisches Handbuch für noch nicht geübte Seelsorger. Den Kranken die heiligen Sakramente der Buße, des Altars und der letzten Oelung zu ertheilen; ihnen in ihrer Krankheit und am letzten Ende beyzustehen. Von Franz Matthies Stett, Chorherren in dem Hochgräfl. Kollegiatstifte zu Zeil. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1804. 396 S. 8. 18 Kr.

So wenig auch dergleichen einzelne Gelegenheitspredigten gewöhnlich für das größere Publikum geeignet sind: so macht doch Nr. 1 eine ehrenvolle Ausnahme, und Rec. gewährt es daher wahres Vergnügen, in seinem Wirkungskreise darauf aufmerksam zu machen. Bey den häufigen Klagen über die zunehmende Kälte und Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Gottesverehrung und deren Diener, ist es beydes eine nur zu häufig durch die Erfahrung bestätigte Bemerkung, daß eine vorzügliche Ursache davon theils in der, dem Geiste des Zeitalters nicht mehr angemessenen äußern Form von jener, theils in der eignen Herabwürdigung dieser liege. Ueber das Letztere sucht nun der Verf. dieser Predigt hier vorzüglich ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, und schön stellt er daher das Bild des guten, oder wie er sich besser hätte ausdrücken sollen, würdigen Geistlichen vor, um zu zeigen, wie wenigstens der Stand des Geistlichen die Schuld von sich ablehnen, und sich in der That „ehr- und hochwürdig" machen könne. Gewiß konnte der Verf. auch kein treffenderes Thema wählen, um vorzüglich dem jungen Geistlichen, bey dessen Einweihung die Rede gehalten wurde, die Heiligkeit seiner Pflichten wichtig zu machen; und wer weiß, welche Feyerlichkeit es immer nicht nur für den selbst ist, der seine erste Messe liest, sondern auch für die ganze Gemeinde, wor-

in

an es geschieht, wird sich den Eindruck denken können, den bey einer solchen Gelegenheit diese Vorstellungen aus dem Munde eines Mannes machen mußten, der selbst das schöne Bild, welches er mit wenigen Zügen so lebhaft darstellte, in seiner ganzen Würde an sich trägt. Allein es verdient billig Dank, daß er seine ermunternde Schilderung auch durch den Druck bekannt machte, und die Hoffnung, welche ihn dazu bestimmte: „daß die von ihm vorgetragenen Wahrhei„ten, als ein in gutes Erdreich gefallenes Saamenkorn auf„gehen und Frucht tragen mögen," wird nicht unerfüllt bleiben. Außer dem Texte 1. Timoth. IV, 12.: Sey ein Vorbild der Gläubigen im Unterrichte, im Wandel ꝛc., nimmt er nach der ältern Gewohnheit auch Matth. IV, 19 zum Eingang, und ohne auf jenen wieder zurückzusehen, geht er von dem in diesem gebrauchten Bilde von Menschenfischern zu der Erklärung „des heiligen und ehrwürdigen Amtes über, wel„ches der Geistliche von Christo und der Kirche zu verwal„ten empfangen hat, wobey er als die hauptsächlichste Er„forderniß an denjenigen, welcher sich anheischig macht, die „Menschen zu Gott zu führen, oben an setzt, daß er selbst „schon in einem hohen Grade gottselig sey." Genau setzt er dann nicht nur die Verpflichtungsgründe dazu auseinander, sondern zeigt auch, wie sich die guten Folgen davon in der Anwendung auf alle Theile der Amtsführung äußern. Ohne uns aber jetzt weiter darüber verbreiten zu können, schreiben wir nur noch eine Stelle ab, wo das Bild eines guten Geistlichen gleichsam en miniature entworfen ist, von dem leider! so manche dieses Standes ohne Nachtheil mehr oder weniger abweichen zu dürfen glauben. S. 24 heißt es von dem guten Geistlichen: „Alles, was er glaubt, das „seinen Zuhörern nützen, sie im Glauben stärken, ihre Lie„be zu Gott kindlicher und herzlicher, sie geduldiger in ih„ren Leiden, zufriedner mit Gottes Anordnungen, treuer „und fleißiger in ihrem Berufe, liebevoller und wohlthätiger „gegen ihre Mitmenschen machen könnte, davon predigt er „am liebsten und am meisten, und damit er mit den geistli„chen Bedürfnissen seiner Zuhörer immer bekannter werde, „beobachtet er genau und unpartheyisch die Gewohnheiten, „Sitten, Gebräuche, das Gute und Böse derer, für deren „Seelen er wachen und dereinst Rechenschaft geben muß, „um seine Belehrungen, Ermahnungen und Warnungen „diesen Bedürfnissen anpassen, und um mit so glücklicherem

„Er-

Johann Nepomuck Tschupick, der Gottesgelahrheit Doktors, Kaiserl. Königlichen Hofpredigers, neue bisher ungedruckte Kanzelreden auf alle Sonn- und Festtage, wie auch für die heilige Fastenzeit. Fünf Bände. Zweyter Band, welcher den zweyten Jahrgang Sonntagspredigten enthält. Augsburg, bey Doll. 1803. 564 Seiten 8.

Um den Eifer seiner Abnehmer nicht erkalten zu lassen, fährt der Verleger rüstig mit der Fortsetzung der Predigten fort, die aus dem Tschupickschen Nachlasse noch zusammen zu bringen seyn mögen, um die angekündigten fünf Bände bald voll zu machen. Für neu wird aber diese Predigten Niemand halten, wer auch nicht weiß, wie lange es ist, daß sie schon gehalten wurden, sondern nur ein paar davon gelesen hat. Form und Materie sind so, wie sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewöhnlich waren, und an neue Ideen und Ansichten der sittlichen Verhältnisse, ist eben so wenig zu denken, als an Neuheit der Darstellung. Wenn daher auch kein äußerer Beweis da ist, daß diese Predigten wirklich von dem verstorbenen Tschupick sind: so tragen sie das Gepräge seiner Zeit und seiner Art deutlich genug an sich, um allen Verdacht, daß sie ihm untergeschoben seyn möchten, zu widerlegen. Rec. darf sich daher auch, da dieser Theil dem ersten ganz ähnlich ist, hier nur auf das über jenen gefällte Urtheil berufen. Wer noch den derben alten Ton unterstützt, von allen Schreckbildern krasse Vorstellungen liebt, findet hier reichliche Nahrung, und schwache Brüder, welche sich sonst nicht zu helfen wissen, und darauf noch ihr ganzes Ansehen gründen zu können glauben, haben eine reiche und gute, von ascetischen Vorstellungen, mit Ernst und Wärme vorgetragen; welche aber doch gewiß manches schale und gehaltlose, philosophisch klingende Machwerk neuerer Zeit übertreffen. Zur Probe nur ein paar Stellen. Die Predigt am Sonntag Septuagesimä über Matth. 26, 16. Viele sind berufen ꝛc. schließt sich: „Die Ewigkeit der Peinen ist es, „welche die Könige auf den Thronen, die Büßer in ihren „Wüsten, die Märtyrer auf ihren Blutbühnen, die Heiligen „bey allen ihren Tugenden zitternd macht. Betrachten wir „doch

»doch einmal dieses erschreckliche, aber heilsame Wort: Ewig »unglücklich! das uns alle ohne Ausnahme treffen kann. »Steigen wir bisweilen mit unsern Gedanken in den Ab- »grund, in dieses Meer von Flammen hinab. Sehen wir, »wie alle Augenblicke von allen Ecken der Welt ganze Schaa- »ren der Verworfenen hinabfliegen, die es vielleicht weni- »ger als wir verdient haben. Diese Betrachtung wird ma- »chen, daß wir bey aller unserer Buße niemals ruhig seyn, »sondern unsern Bußeifer immer verdoppeln, und bis an »das Ende fortsetzen werden. Diese heilige Furcht wird »uns zur Liebe Gottes, und die Liebe zum Besitz Gottes »führen!« S. 149. heißt es: »Ich frage noch einmal: »Wie weit treibt Gott seinen Haß? So weit, daß er auch »den löblichen Handlungen eines Christen, sobald er ein »Sünder wird, nie, auch nur den mindesten Grad einer »ewigen Belohnung ertheilen wird, u. s. w.« und S. 147. wird dieses noch weiter ausgemalt: »Gott hat einen Abgrund »ausgegraben, in welchen er ganze Ströme seines Rach- »feuers ausgegossen hat.« Wem sollte da die Furcht nicht abschrecken zu sündigen und — ferner abzuschreiben?

Mb.

Feyerstunden des Christen. Von Rittershausen. München, bey Platzers Wittwe. 1803. 383 Seit. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Herr R. gehörte sonst zu den Aufklärern des südlichen Deutschlandes, und gab als solcher auch mit dem verstorbe- nen Brentano eine in jenen Gegenden dazu thätig mitwir- kende Zeitschrift: Deutschlands achtzehendes Jahrhundert, heraus; trat aber, als mit dem Ausbruche des Revolutions- krieges die Lage der Dinge in Oesterreich und Baiern eine Wendung nahm, plötzlich auf die andere Seite, zeichnete sich vorzüglich unter der vorigen Regierung als Mitglied des geistlichen Raths durch Unterdrückung aller vorher selbst behaupteten Grundsätze, und Verfolgung ihrer Bekenner aus, und läßt nun, da sein Einfluß in dieser Hinsicht bey der gegenwärtigen weisen Regierung aufgehört hat, nicht ab, gegen alles Bessere zu schreyen, und jeden Beförderer des Lichts und seiner Verbreitung durch eine bessere Volksbil- dung,

zung, als Philosophen d. i. Ungläubigen und Freygeist-verdächtig zu machen. Eine Probe seines Strebens, den alten Sauerteig noch so viel als möglich zu beschönigen und zu retten, giebt auch vorliegende Schrift von ihm. Die bessern nun erschienenen Andachtsbücher eines Sailer, Brunner und so vieler anderer würdiger Männer, deren sich die katholische Kirche noch zu freuen hat, sind ihm nichts anders, als Versuche, womit man »alles aufbietet, jeden »Keim des Christenthums zu vernichten.« Zwar nennt er jene Werke nicht namentlich; spricht aber so viel von »Wölfen in Schafshabit, welche sich in alle christliche Gemein»den eingeschlichen haben, und von den traurigen Verhee»rungen, die sie anrichten,« daß man wohl sieht, daß er von ihnen nichts Gutes erwartet; sondern vielmehr glaubt, den Fortschritten jenes Uebels müsse erst noch »ein Damm ge»setzt werden, welcher stark genug sey, vor einer allgemei»nen Verheerung zu schützen.« In dieser Absicht sollen nun gegenwärtige Feyerstunden dienen, worin er vorzüglich »den »Betrug der sogenannten Philosophen entdecken will, wel»cher in verführerischen Begriffen ihrer hochgepriesenen »Moralität besteht.« Drängen auch jene Männer nicht so eifrig auf reine Sittlichkeit, und hielten sich mehr an die alten Legenden, und jene unerschöpfliche Quelle alles kirchlichen Wohlseyns, den hergebrachten Köhlerglauben; so würde sein Eifer nicht so sehr entbrannt, und also auch diese Schrift nicht geschrieben worden seyn, woran man wenigstens wirklich den schönen Druck und Papier bedauern muß. Zwar gehört das Werk, seiner Form nach, eigentlich in das Fach der schönen Künste, bey denen auch ein gefälliges Gewand um so mehr gesucht wird, je mehr dieses auch sein innerer Gehalt erfordert; da aber dieser hier jetzt selbst sein Interesse verloren hat: so wird ihm dadurch auch nicht aufgeholfen werden können. Herr N. tischt nämlich hier alle Geschichtchen aus dem Evangelio infantiae und andern Legenden, verschönt durch die Zuthaten seiner eignen Phantasie, in einer poetischen Prose auf, und glaubt also dadurch der Religion eine mächtige Stütze zu verschaffen, wenn er sie auf das Feld der Einbildungskraft ziehe, und ihre erhabenen Wahrheiten unter der Last bunter Bilder und Mährchen zu verschönern suche. Wirklich sollte er daher auf die Philosophie so übel nicht zu sprechen seyn, da ihre vorzüglichsten Häupter unter den Neuern ihm hierin sich mit starken Schritten zu

nähern anfangen. Nach seinem Plane zerfällt das Ganze in drey Hauptabtheilungen, deren jede ein vollständiges Ganzes ausmacht, nämlich: »Jesus, der göttliche Knabe Jesus, der göttliche Lehrer, und Jesus der »göttliche Mittler.« Welch ein weites Feld er sich bey seiner Manier hier geöffnet habe, sieht man daraus, daß er in dieser Schrift nicht weiter als bis zum Mord in Jerusalem gekommen ist, welches also noch auf eine ansehnliche Reihe von nachfolgenden schließen läßt; obgleich weder auf dem Titel noch in der Vorrede Etwas darüber angegeben ist. Nach ungleichen Abschnitten beschreibt er hier nach der Geburt Jesu die Anbetung der Hirten, (des) Messias Gottheit, Jakobs Weissagung, die Reise der Weisen, Wunderzeichen, Jerusalem, die Weisen zu Jerusalem, Herodes, Satan, u. dergl. Als Beleg des Gesagten setzt Rec. nur die nächsten Stellen her, da bey näherm Suchen wirklich die Auswahl schwer würde. So beschreibt er z. E. die Reise der Magier, welches bey ihm noch wirkliche Könige mit dem gewöhnlichen Namen sind, mit einer Ausführlichkeit, die sich daraus erkennen läßt, daß er unter andern S. 81. erzählt: »Sie sonderten das Beßte von dem Golde, »das Arabiens nachbarliche (?) Sonne aus dem Vermö»gen ihrer reichen Metalle zusammenschmolz. (??) Aus »den Perlen wählten sie die reinsten, die besten, welche »das Ufer des Aufganges erzeugte, von ungemeinem Wer»the. Im dunkeln Sammet wickelten sie feuerfarbene Ru»binen, Schmaragden, von höherer Mischung, als des »jungen Frühlings ꝛc. Alles dieses legten sie in Kästchen »von hellem Topas. ꝛc.« S. 307. schildert er die spielenden Kinder in Bethlehem, und »gesellt zu ihnen Engel in Ge»stalt holdseliger Jünglinge; die Knaben sehen die En»gel, die Mütter sehen sie nicht.« und S. 336. heißt es: »Griechenland und die Römischen Provinzen waren Ab»gründe der Laster. Man machte in beyden Welttheilen »Profession davon. Nirgends, selbst unter den Wilden »nicht, findet sich diese Entehrung der Menschheit, als wo »die Philosophie ihre höchste Vollkommenheit zu erreichen »schien.» Also sey sie Anathema. Arme Philosophie! Armer Rittershausen!!!

Eb.

Ueber Vertheilung der Pfarreyen und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern. München, bey Strobel. 1803. 94 Seit. 8. 48 Kr.

Bey dem Bestreben der gegenwärtigen Regierung in Baiern, dem Staate durchaus eine andre Form zu geben, waren nothwendig im geistlichen Fach, das nicht nur seines Einflusses wegen auf alle übrigen Stände das wichtigste, sondern seiner bisherigen Verfassung nach auch einer Verbesserung am bedürftigsten ist, auch eingreifende Veränderungen zu erwarten. Schon ist auch zuerst durch die Reduktion der Bettelmönche, und dann durch die dem Kurfürsten nach dem Regensburger Deputations-Receß überlassene Aufhebung der andern sonst ständischen Klöster ein guter Anfang gemacht worden. Allein dabey konnte man es nicht allein bewenden lassen, ohne auf halbem Wege stehen zu bleiben, und unser Verfasser sagt daher mit Recht gleich in der Vorrede: »Bey der allgemeinen Erschütterung, welche das gesammte geistliche Wesen seit einigen Jahren in Europa erlitten hat, würde sich wohl die Weltgeistlichkeit mit einer eiteln Hoffnung schmeicheln, wenn sie allein von diesem allgemeinen Kirchenbeben verschont zu bleiben hoffen wollte.« Die Veränderungen nun, wozu er in vorliegender Schrift Vorschläge macht, betreffen nicht sowohl die innere Verfassung des Kirchenwesens, zu dessen allmähliger Verbesserung von der Regierung schon durch Einschränkung mancher, den Aberglauben nährender Gebräuche, und vorzüglich durch bessere Einrichtung des Schulwesens und andere Verordnungen, kräftige Anstalten getroffen worden sind. Was also noch einer neuen Organisation unterworfen werden soll, betrifft zunächst das äußere Verhältniß der nunmehr als die einzigen Geistlichen anzusehenden Weltgeistlichen, und zwar besonders ihre Anzahl, Geschäffte und Besoldung, und obgleich der Verfasser dieses Aufsatzes seine Vorschläge bloß für die freye Ablegung seiner Privatstimme ausgiebt: so dürfte doch, bey der Gewohnheit der weisen Regierung in München, das Volk auf die zu machenden Veränderungen immer vorher auch durch Schriften vorbereiten und belehren zu lassen, oder auch dadurch die öffentliche Stimmung zu vernehmen, aus derselben auf die von der Regierung zu nehmenden Maaßregeln vielleicht vorläufig zu schließen seyn.

Daher

daher diese Schrift um so mehr Aufmerksamkeit verdient, da sie nicht nur an sich schon eine Sache von solcher Wichtigkeit betrifft; sondern auch dazu beytragen dürfte, nach den darüber gehörten Stimmen, dieser vielleicht für eine lange Zukunft eine bestimmte Einrichtung zu geben, und sonach nicht nur das Schicksal eines ganzen Standes, sondern auch dessen darnach selbst sich bestimmenden Einfluß auf das Volk überhaupt unabänderlich festzusetzen. Zuerst theilt der Verfasser die gesammte Geistlichkeit des Landes in fünf Klassen ein, wovon die erste der Bischof und sein Konsistorium ausmacht; zur zweyten die wirklichen in der Seelsorge dienenden Pfarrer; zur dritten ihre (deren) Hülfspriester; zur vierten die durch Alter oder Gebrechlichkeit zum Kirchendienst untauglich gewordenen, und zur fünften die zum Kirchendienst sich Vorbereitenden gehören; nimmt aber, ohne einen Grund anzugeben, als nicht zu seinem Gegenstande gehörig, sogleich die erste Klasse wieder aus, da doch nicht abzusehen ist, warum nicht, und zwar eben wegen der jetzt vorwaltenden Umstände, jetzt vorzüglich auch über das Verhältniß der Bischöfe zum Staate, über ihre dem Lande angemessene Anzahl und verhältnißmäßigen Einkünfte, Vorschläge gemacht werden sollten. Hat sich der Verfasser nur gescheut, diesen zu etwas zu nahe zu treten: so würde, dadurch sein ganzes Projekt zu einer bloßen Finanzspekulation, womit man sich an Höfen leider! immer, und zwar gewöhnlich um so mehr zu empfehlen hoffen kann, je weniger die höhern Klassen dabey in Anschlag gebracht werden. Und wirklich kann man sich, trotz der Versicherung des Verfassers, von der Uneigennützigkeit seiner Absichten, des Verdachtes nicht erwehren, auch so Etwas, wie Plusmacherey, mit im Spiele zu sehen, was in einem solchen Falle um so mehr zu bedauern ist, wo man es mit einer Regierung zu thun hat, die nicht nur an sich zu allen scheinbaren Verbesserungen geneigt; sondern durch den Drang der Umstände auch genöthigt ist, überall auf Ersparnisse zu sehen. Nicht mit Unrecht könnten zwar in dieser Hinsicht manche Pfarreyen in Baiern mit in Anschlag gebracht werden, da es wirklich deren giebt, die mehrere Tausende einbringen; nur sollte dabey die Erhöhung der geringern nicht vergessen, und noch vielweniger alle einer solchen Reduktion unterworfen werden, wie der Verfasser vorschlägt. Da er selbst zugiebt, daß der Geistliche wegen seines Standes und der dabey gewöhnlichen

theils nöthigen, theils zufälligen Bedürfnisse, mit Recht auf eine anständige Besoldung Anspruch machen kann: so muß er doch nicht gehörig berechnet haben, was dazu gehöre, da er den größten Theil der Geistlichkeit des Landes, nämlich 2600, die er in die vierte Klasse rechnet, welche beyläufig 400 Seelen zu besorgen haben, außer freyer Wohnung nebst einem kleinen Garten, mit 500 Fl. rheinl. abfertigt; wobey sie auf alle Stolgebühren und andre Nebeneinkünfte Verzicht zu thun haben. Zwar haben die katholischen Geistlichen nicht für Familien zu sorgen, und daher allerdings manchen Aufwand weniger zu machen; doch weiß man auch, daß die Nothwendigkeit, ihre Wirthschaft durch eine Haushälterinn besorgen zu lassen, oft kostbarer ist, als sich in seiner Familie selbst einrichten zu können, was auch bey den jetzt häufig vorgebrachten Gründen für die Aufhebung des Cölibats von Mehrern bewiesen wurde; doch wer wird glauben, daß 500 Fl. bey den gegenwärtigen Preisen der Dinge, eine Einnahme geben, womit ein Geistlicher in seinem Stande anständig auszukommen, und wohl noch Etwas zur Befriedigung seiner literarischen Bedürfnisse, denen doch der zwar sehr zweckmäßige Vorschlag, aus den übrigen Klosterbibliotheken Provinzialbibliotheken zu errichten, nie ganz abhelfen kann, zur Ausübung einer von seinem Stande zu erwartenden Wohlthätigkeit und Hospitalität übrig behalten könne? Und wenn es auch völlig zureichte; soll er nicht auch auf Krankheiten und Unglücksfälle zurücklegen? Seiner Familie, der seine Erziehung und Erhaltung während der Studienjahre gewöhnlich nicht geringen Aufwand machte, auch gar nichts zurücklassen dürfen? Der Verfasser sagt selbst, daß der geistliche Stand Manches an sich habe, was eben nicht reize, daß fähige Köpfe sich demselben widmen; sollte er aber darum nicht eben sie nicht so karg abgefertigt haben? Zwar führt er an, daß die Geistlichkeit lange die Superiorität über die andern Stände gehabt hätte, und nun sich also wohl nicht beklagen könne, wenn das Vergeltungsrecht ausgeübt würde. Wäre dieses aber gerecht, wenn die gegenwärtigen Mitglieder die Schuld ihrer Vorgänger tragen müßten? Da Baierns weiser Fürst aber immer Gerechtigkeit mit Milde auszuüben pflegt: so ist zu erwarten, daß er auch hier dieselbe zeigen, und, wenn diese Vorschläge ausgeführet werden sollten, die sonst noch manches Gute herbeyführen können, den geistlichen Stand im Ganzen so be-

rathen

suchen wollte; daß er seiner Würde gemäß leben könne. Denn auch die drey ersteren Klassen sind im Verhältniß zu ihren Geschäfften und Aufenthaltsörtern, da sie meistens in die Städte kommen werden, hier auf einen solchen Fuß gesetzt, daß auch bey ihnen, nach Verhältniß der untern, noch eine Erhöhung nicht überflüssig ist. Ist die dritte Klasse, welche nur 200 Pfarreyen bestehen soll, ohngefähr 800 Seelen enthält, soll 800 Fl. die zweyte, welche 100 Pfarreyen mit 1600 Seelen hat, soll 1800 nebst 400 Fl. für den Hülfspriester, und die erste von 2400 Seelen und 150 Pfarreyen 2000 Fl. nebst 800 Fl. für zwey Hülfspriester erhalten. Wie Wenige aber auf diese höhern Stellen Anspruch machen können, ergiebt sich schon aus ihrer geringen Anzahl. Ueberhaupt aber hätten die Hülfspriester aus diesem Plane wegbleiben dürfen, wenn sie nicht, wie bisher, bloß der Trägheit oder andern Mißbräuchen Vorschub thun sollen. Sind mehrere Geistliche an einer Gemeine nöthig, so setze man neben den Pfarrern mehrere Diakonen, wie bey den Protestanten, und bedürfen kranke oder alte Geistliche Hülfe nöthig, so können die Vorbereiteten angewendet werden. Allein die Hülfspriester fortdauern zu lassen, wie unnöthiger Weise manche als unselige Mitteldinge erhalten, die selbst ihren Wirkungskreis verdienen.

Mb.

Ueber Gewissensfreyheit und Toleranz, nebst verschiedenen Bemerkungen über den wahren Geist der katholischen Religion. Münster, bey Waldeck. 1803. 88 Seit. kl. 8. geh. 9 gr.

Der Verfasser, welcher sich zur katholischen Kirche bekennt, schärft auf der einen Seite Toleranz ein, und vertheidigt auf der andern Seite sowohl den Herrn Grafen von Stolberg gegen den Verf. der »Muthmaßlichen Bewegungsgründe des Herrn G. z. St. zum Uebergang in die römische Kirche,« als auch die katholische Kirche überhaupt gegen einige Vorwürfe, die ihr von Protestanten gemacht sind. Die Mäßigung, womit diese kleine Schrift geschrieben ist, und die trefflichen Toleranzgrundsätze, die darin hin und wieder an den Tag gelegt sind, machen dem

Christenthume am Herzen des Verf. wahre Ehre. Auch stimmt Rec. dem Verf. darin bey, daß sehr wohl der wahre Bewegungsgrund des Uebertritts des Gr. z. St. religiöse Ueberzeugung gewesen seyn kann, um Seelenruhe zu gewinnen, die er jetzt wirklich gewonnen haben soll. Alle übrigen muthmaaßlichen Bewegungsgründe treffen hier nicht zu, und es ist in keinem solchen Falle überhaupt Übereilung, bloß zu muthmaaßen, wenn man nicht auf einem zuverlässigen Wege näher unterrichtet ist. Dagegen dürfte die Vertheidigung der katholischen Kirche überhaupt dem Verf. am wenigsten gelungen seyn. Wenn er gleich dadurch viel gewinnt, daß er bestehende Mißbräuche in derselben anerkennt, und sie davon gereinigt wissen will: so greift doch diese Reinigung im ältern Sinne noch bey weitem nicht genug durch, und er hat sich auch nicht deutlich genug gegen den Grundsatz von der allein seligmachenden Kirche erklärt. Sobald aber dieser Grundsatz, den die katholische Kirche beständig behauptet, feststeht: so wird alle Toleranz zur Inkonsequenz. Freylich sagt der Verf. S. 44. „Gott allein kann uns selig machen und verdammen, und begnadigen;“ allein dem zu Folge, was er kurz vorher gesagt hat, scheint es doch, als wenn diese Seligmachung nur in der katholischen Kirche statt finden kann. Ja, es sind hin und wieder noch Behauptungen stehen geblieben, die man selbst für eine Folge von Intoleranz, wenigstens von starker Parteylichkeit halten könnte. Wenn er z. B. S. 14. der Paradoxie des Genfer Philosophen nicht ganz Unrecht giebt, welche von der Intoleranz behauptet, daß die Katholiken sie predigen, und die Protestanten sie dagegen ausüben: so ist dieß zum mindesten parteyisch für die katholische Kirche, in sofern die ganze Geschichte bis auf den heutigen Tag wider jene paradoxe Behauptung zeugt. Wenn er ferner S. 66. den ehrwürdigen Philosophen Kant mit Hobbes und Voltaire zusammenstellt: so ist dieß Intoleranz, welche der kritischen Philosophie Eins anzuhängen sucht, da Hobbes und Voltaire als die erklärtesten Feinde der christlichen Religion bekannt sind, welches man aber von Kant gar nicht sagen kann. Außerdem sieht der Verf. manchen Grundsatz und Mißbrauch der katholischen Kirche wahrlich aus einem all zu milden Gesichtspunkte an, welches die Protestanten der Natur der Sache nach nicht können. Allein eben deßwegen darf man es ihnen auch nicht zum Vor-

Vorwürfe machen, wenn sie sich dagegen erklären. Vermuthlich würde es ihnen zum Vorwurfe gereichen, wenn folgender Grundsatz des Verfassers gelten müßte. S. 17 [illegible]: »Sind Einrichtungen einmal gemacht, hat der Staat sie »anerkannt und in Schutz genommen, und haben gewisse »Staats-Mitglieder davon ihre Subsistenz: so müssen »solche überall respektirt werden, und kein einzelner »Staatsbürger ist befugt, durch bloße einseitige Meynungen jene Einrichtungen zu verunglimpfen, u. s. w.« Dieser Grundsatz ist aber auch so ausschweifend despotisch, daß bey seiner Gültigkeit an gar keine Reformen, weder in kirchlichen noch in politischen Gegenständen zu denken wäre. Zum guten Glücke vernichtet aber späterhin der Verf. gewissermaßen diesen seinen eigenen Grundsatz durch sein eigenes Beyspiel wieder, indem er einige Mißbräuche in der katholischen Kirche einen Unflath nennt, der sich an dieselbe angehängt habe (S. 44.) — Da würden die Augsburger Kritiker und andere solche orthodoxe Katholiken sagen: er habe die Kirche verunglimpft! — Was ferner die zu milden Gesichtspunkte betrifft, aus denen der Verf. mehrere Mißbräuche in der katholischen Kirche ansieht: so will Rec. davon noch folgende Beyspiele anführen. Nach S. 48. mißbilligt er den Bilderdienst, und die wundervollen Wirkungen, die das Volk davon erwartet; aber er fragt, ob das Herz dadurch verdorben werden könne? Allein dieß ist nur eine Seite, von der die Sache betrachtet werden kann. Auf diese Weise ließe sich mancher noch so grobe Aberglaube ebenfalls vertheidigen. Die andere Ansicht besteht darin, daß doch der Kopf dadurch verrückt wird, woraus ein unsäglicher Nachtheil entsteht. Um nur ein Beyspiel vom Nachtheil des Bilderdienstes anzuführen: so erwartet bekanntlich das bethörte und irre geleitete Volk von seinen Bildern auch Wunderkuren, und verachtet die Hülfe des Arztes, wobey eine Menge Menschen das Leben verlieren, die durch die natürlichen Mittel des Arztes noch hätten gerettet werden können; anderer Nachtheile zu geschweigen. Eben so urtheilt der Verf. vom Mönchswesen noch viel zu gelinde, und greift mit seiner Reform nicht durch. S. 50, 51.: »Das ganze Mönchswesen muß seinen Mechanismus abwerfen, und sich mehr durch apostolischen Sinn und Geist zu einem nützlichen, der Religion »Ehre machenden Institute erheben. Der tugendhafte

 »Mann

»Christ muß nicht nur für sich darin eine sichere
»Schutzwehr gegen die Verführungen und Gefahren
»der Welt finden; sondern er muß auch nach Vermögen
»auf seine in der Welt Gefahr und Noth leidende Mitbrü-
»der zu wirken sich bestreben,« u. s. w. Hiemit läßt sich
schwerlich das Mönchswesen vertheidigen; denn es ist eine
schlechte Tugend, und so gut wie gar keine, die erst aus
der Welt herausgehen muß, um sich zu behaupten, da
sie eigentlich durch den Kampf mit der Welt ihren ächten Cha-
rakter bekommen soll; und um seinen Mitbrüdern die Noth
zu erleichtern, darf man nicht erst Mönch werden, sondern
hat diese Verpflichtung schon als ein guter Christ auf sich.
Bey einer wahren Reform der katholischen Kirche muß das
verderbliche und unapostolische Mönchswesen unstreitig ganz
wegfallen. Was noch zum Besten der Menschheit bestehen
bleiben kann, sind die Gesellschaften beyderley Geschlechts,
welche sich vorzüglich mit der leidenden Menschheit, War-
tung und Pflege der Kranken, u. s. w. beschäfftigen. Dahin
scheint es auch sehr vernünftig in den Staaten des weisen
Kurfürsten von Baiern abgesehen zu seyn. Indessen müs-
sen in Zukunft bey diesen religiösen Gesellschaften auch noch
die eigentlichen Mönchsgelübde wegfallen, die widernatür-
lich und unnöthig sind; nebst mancherley mönchischen
Alfanzereyen, die auch noch in diesen Gesellschaften regie-
ren. Ferner dreht und wendet der Verf. den Satz von der
Infallibilität des Papstes, die man in der neuern Zeit zu
einer Infallibilität der Kirche gemacht hat, von mehrern
Seiten, um ihn zu vertheidigen, ohne daß jedoch die Grün-
de zu der Nothwendigkeit dieses Satzes den Unbefangenen
einleuchten werden. Der Anstoß bleibt natürlich immer der-
selbe, wie eine bloß menschliche Autorität (sie sey der
Kirche, d. i. der Bischöfe oder des Papstes) untrüglich
seyn könne? Jeder Glaube muß vernunftmäßig seyn,
wenn ihn der Mensch vor sich und Andern rechtfertigen soll:
allein der Glaube an eine menschliche Untrüglichkeit
ermangelt dieses Charakters. Auch wird ihm durch solche
Gründe, wie folgende, nicht aufgeholfen. S. 41.: »Die
»Infallibilität der Kirche war von jeher das, was sie noch
»jetzt ist, nämlich die getreu aufbewahrende, überliefernde
»und erklärende Stimme der von Gott selbst geoffenbarten
»Glaubensgesetze der christlichen Religion.« (Allein man
kann das Daseyn dieser menschlichen Stimme zugeben,
ohne

ohne sie deßwegen für unmöglich zu halten.) »Wenn wir »uns in Betreff der getreuen Aufbewahrung, Ueberlieferung »und Erklärung jener Gesetze nicht an eine gewisse Autori»tät festhalten, und auf deren Ausspruch kompromittiren: (In Religionssachen auf die Autorität anderer Menschen kompromittiren, welcher verkehrte Begriff! Er hebt alle innere Ueberzeugung auf.). »so hat die Religion keine Haltung, »kein Fundament.« (Warum nicht? Fundament und Haltung liegen im neuen Testament.) »Es existirt wenigstens sodann »kein sich auf Ueberzeugung gründender religiöser »Glaube mehr, und Jeder kann da glauben, muthmaaßen, »ahnden, wie er will, u. s. w.« Man sollte denken, daß eine religiöse Ueberzeugung grade nur ohne jene Infallibilität zu Stande kommen könnte, weil sie ganz aus dem Subjekte selbst hervorgehen muß, wenn sie unerschütterlich seyn soll; allein der Verf. kehrt die Sache grade um, und verkennt dabey alle Psychologie. Nach S. 48. aber »ist »die Infallibilität des Papstes in Beziehung auf die »Grundlage einer positiven geoffenbarten Religion durch»aus nothwendig, und zwar eben so sehr, als solche es »in einem ähnlichen Falle bey positiven bürgerlichen Gesetzen »zu deren Unterwerfung und Befolgung ist.« Allein welcher bürgerliche Gesetzgeber maaßt sich denn Infallibilität an? Die Fallibilität der bürgerlichen Gesetze ist ja schon allein daraus sonnenklar, daß sie noch täglich abgeändert werden. Endlich stehen noch S. 82. Christus und das Oberhaupt der Kirche, d. i. der Papst, »in absoluter Verbin»dung mit einander. Diese Verbindung hat die untrüg»liche Wahrheit der von den ersten Oberhäuptern der Kirche »aufbewahrten, und ihren Nachfolgern überlieferten göttli»chen Offenbarung zum Fundamente.« Allein weil jene Verbindung und diese Ueberlieferung einer besondern göttlichen Offenbarung, welche nicht im N. T. steht, mit nichts bewiesen ist, und bewiesen werden kann, weil dieses falsche Vorgeben nur daraus entstand, daß man auf die Autorität anderer Menschen gedankenlos kompromittirte: so ist die Infallibilität des Oberhauptes selbst ohne alles solche Fundament. Doch bey solchen unhaltbaren Behauptungen will sich Rec. nicht weiter aufhalten, sondern lieber noch eine von den bessern Stellen anführen, worin die Toleranz empfohlen wird. S. 49.: »Als Verehrer und Ausüber der »uns insgesammt gleich theuren Moral können und sollen

»wie wir, jener Verschiedenheit unsrer Glaubensbekenntnisse ungeachtet, brüderlich lieben, achten und behülflich seyn, und jene Moral räumt Niemanden das Recht ein, seinen Mitbruder darüber zur Verantwortung zu ziehen, warum er ein anderes religiöses Glaubensformular angenommen hat, als was Jener für sich annehmbarer zu finden glaube, u. s. w.« Solche Grundsätze können nicht genug der katholischen Kirche empfohlen werden, und in dieser Hinsicht verdient die vorliegende Schrift Empfehlung.

Bw.

Jesus Christus Gottmensch. Gespräche zwischen Pfarrer Christmann und Kandidat Hohenfels. Geschrieben, daß ihr glaubet, daß Jesus sey Christus der Sohn Gottes etc. Joh. 20, 31. Von D. L. A. Haßler, K. K. Schuloberaufseher im Schwäbischen Oesterreich, und Stadtpfarrer zu Oberndorf am Neckar. Augsburg, bey Veith. 1804. 332 Seit. 8. Mit einem Titelkupfer, die Erscheinung Jesu unter seinen Jüngern vor Thomas vorstellend. 1 Fl. 12 Kr.

Der Verf. erklärt sich im Eingange seines Vorberichts, daß »diese Schrift eigentlich nur bestimmt sey, seinen »werthesten Amtsbrüdern die Uebersicht desjenigen zu »erleichtern, was den Glauben an die Gottheit des »großen Stifters unserer heil. Religion stärken kann; »und da ihm nach seiner individuellen Kenntniß von der »Beschaffenheit ihrer literarischen Bildung und des daraus »gegründeten Bedürfnisses zuzutrauen ist, daß er die Bearbeitung seines Gegenstandes nicht nur für nöthig, sondern, so wie er sie übernahm, auch für zweckmäßig gefunden habe; so giebt diese besondere Rücksicht allerdings derselben auch gegen die allgemeinen Forderungen der Kritik eine eigne, schützende Beziehung. Denn für diejenigen, welche für sich selbst aus der Quelle zu schöpfen, entweder nicht geneigt oder nicht fähig sind, mag eine Hand-

reichung

reichung zwar angehen, wobey es so genau nicht darauf ankömmt, wie viel unterwegs verloren geht, oder durch fremden Zusatz hinzugethan wird; nur muß man auf Wahrheit und Sicherheit dabey dann nicht Anspruch machen, wie sich unser Verf. doch erlaubt, der seine Apologie am Ende doch für so allgemein gültig, als nothwendig anerkannt wissen möchte. Da die vorzüglichsten, diesen Gegenstand betreffenden Untersuchungen von Protestanten bekannt gemacht worden sind; so scheint der Verfasser darum gar keine Notiz davon genommen zu haben, und man findet daher bey seinen vielen Citaten von Gratius an, keinen seiner Vorgänger von dieser Partey genannt. Zwar könnte dieses als Beweis eines eignen Ganges seiner Forschungen anzusehen seyn, wenn man nicht doch bald fände, daß er sich nichts desto weniger von manchem Vorurtheile des Ansehens u. dgl. leiten ließ. Ohngeachtet er in verschiednen Stellen wiederholt gesteht, daß seine »lange Entfernung von Schulen und Gelehrten ihn »hindern, den Schwung der jetzigen Schulsprache »zu verstehen:« so glaubt er doch, wie schon sein Ausdruck verräth, nicht nur diese selbst verdächtig, sondern auch die darin ausgedrückten Resultate verächtlich und verwerflich machen zu können. Vorzüglich ist es die neuere Philosophie, welche auch ihm die christliche Religion, und besonders ihr wichtiges Dogma von der Gottheit Christi zu untergraben droht; und Herr Haßler scheint nicht zu wissen, wie sehr eben die neuesten Philosophen sich gerade zum Gegentheil neigen, und mit sichtbarer Tendenz eben jene sinkenden Pfeiler des Kirchenglaubens zu unterbauen suchen, wie erst Schelling in seinem Bruno die Menschwerdung Gottes von Ewigkeit, sammt der Dreyeinigkeit ausführlich bewiesen, und in seinem philosophischen Journale den krystallhellen Mysticismus der katholischen Kirche vor allem gepriesen hat, und daß einer seiner Jünger in den seinem Bekenntniß ausschließend gewidmeten Süddeutschen Annalen der Literatur und Kultur (von Salzburg) bey Gelegenheit von des abtrünnigen Prof. Schads Biographie diesem ernsthaft verwies, daß er »nicht erwäge, »daß selbst die neueste Philosophie in ihren praktischen For»derungen mit dem ächten Katholicismus endige.« Ohne uns also noch auf die Prüfung der Gründe einer Widerlegung einlassen zu dürfen, die durch die eigne Belehrung der

Gegner selbst widerlegt worden ist, haben wir nur den Gang des Verfassers anzugeben, und wenn wir unsern Lesern sagen, daß sich der Verfasser nebenbey z. E. S. 120. auf die »Spuren des Glaubens an einen Versöhner oder Mittler, die »man in den Denkmählern der ältesten Parsen und Braminen antreffe, die aber leider! bey den Griechen und Römern bald wieder verschwinden, als kostbaro Ueberbleibsel der Noachidischen Ueberlieferung,« wie S. 227. auf Uriels Warnung an unsre Stammältern: Nicht mehr zu wissen, als sie sollen, in Haydns Schöpfung berufe, und S. 244. den Tod der Lukretia, von Kato, Brutus und dergl. in Vergleich mit den Märtyrern für Selbstmord, und ihre Tugenden mit dem heiligen Augustin ohngefähr für glänzende Laster ansehe: so werden sie wissen, was sie zu erwarten haben. Das Ganze ist in ein Gespräch eingekleidet, worin ein alter Landgeistlicher seinem jungen, so eben von der Akademie kommenden Neffen die mitgebrachten philosophischen Begriffe zu benehmen, und ihn dafür in die Theologie einzuweihen, und besonders von den Lehren seiner Dogmatik zu überzeugen sucht, was ihm nun freylich nicht so schwer wird, da der junge Mensch nicht nur aus vetterlichem Zutrauen sich bescheiden alle Zurechtweisungen gefallen läßt; sondern für seine Behauptungen auch natürlich nicht so viel aufzubringen weiß, daß, wenn der Verfasser daraus schließen wollte, mit ihm auch alle Einwürfe der Gegner widerlegt zu haben, ihm nicht selbst in einem andern Fall seine Vertheidigung unzulänglich, und Manches noch an der Schärfe seiner Beweise nachzuholen und auszubessern vorkommen sollte. Im ersten Gespräch wird untersucht: »für wen gab sich Jesus ungefragt aus, und dann »für wen, wenn er gefragt wurde? II. Womit bewieß er »seine Angabe. III. Für wen hielt ihn die Mitwelt, IV. »und die Nachwelt? V Was für einen Einfluß hat der »Glaube an die Gottheit Jesu auf die Sittlichkeit und Glückseligkeit?« Ueber jedem Gespräch steht eine Schriftstelle die gleichsam den Text ausmacht, und in der Abhandlung selbst durch mehrere andre ergänzt und erläutert wird. Da Herr H. seinen Herrn Amtsbrüdern, zu deren Uebung daher auch so viele Citate weitläuftig angeführt sind, fast gar zu wenig zuzutrauen scheint: so hat er ihnen im vierten Gespräch gelegentlich noch eine kleine Kirchen- und Märtyrer-Geschichte [illegible], und eine Sammlung von Aussprüchen über

über die Ausbreitung der christlichen Religion und ihrem Stifter eingeschaltet, welche diese Herren doch eben so gut in ihrem Fleury, woraus sie größtentheils genommen sind, hätten selbst nachlesen können. Daß der Verfasser solche Auszüge als Uebungsaufgaben anführt, die mehrere Landgeistliche unter sich vertheilten, ist ein Vorschlag, der, um diejenigen, die des Treibens bedürfen, zur Thätigkeit anzuhalten, recht nützlich ist, und daher auch schon öfters gethan und ausgeführt worden ist; nur folgt daraus nicht, daß solche Arbeiten auch immer gedruckt werden müssen. Die Sprache ist im Ganzen ziemlich rein und fließend; daß der Verfasser immer dörfen schreibt, wegen mit dem Dativ konstruirt, und andre Provinzialismen, sind Kleinigkeiten, die auch bey denen, für welche das Buch bestimmt ist, nicht auffallen werden.

P. Gilbert Bauers, des heil. Prämonstratenser-Ordens Chorherrn und Seniors zu Marchthal, (l) dogmatischer Katechismus in Fragen und Antworten, worin gezeigt wird, daß die Römisch-katholische die wahre, sichere, seligmachende Kirche sey. Mit Erlaubniß des Hochwürdigsten Ordinariats. Augsburg, bey Platzers Wittwe und Sohn. 1803. 162 Seit. 8. 28 Kr.

Stünde nicht die Jahrszahl 1803 deutlich ausgedruckt auf dem Titel dieses Katechismus: so würde wohl Niemand aus seinem Inhalte schliessen, daß er von diesem Jahre, aus dem Anfange des 19ten Jahrhunderts, sey. Da es dem Verf. nicht gefallen hat, sich selbst in einer Vorrede über die Bestimmung desselben zu erklären, und diese aus seiner innern Einrichtung wirklich nicht abzusehen ist: so muß es wohl bloß dem Zufalle überlassen werden, ob er dieselbe finde oder nicht. Für Kinder, am wenigsten in Landschulen, wie etwan die des ehemaligen Reichsklosters Marchthal, kann er wenigstens nicht bestimmt seyn, da er bey weitem nicht alle Lehren der katholischen Kirche enthält, die diesen doch nothwendig zu wissen sind; dagegen manche Beweise und Citate, wie z. E. Augustins libri Retractationum etc. ange-

führt

führet werden, die ihnen eben so unverständlich und überflüssig sind. Da er aber für gelehrte Schulen doch wieder zu dürftig ist, und neben den verschiednen bessern Lehrbüchern zu viele Blößen giebt; auch seine polemische Tendenz überall sichtbar ist: so kann er nur zur Bekehrung der noch nicht wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgekehrten Protestanten bestimmt seyn, die daher auch, noch glimpflich genug, »so lange sie nur der unerkannten »ten Wahrheit widerstreben, und dem unerkannten Irrthum »anhängen, keine eigentlichen Ketzer« genannt werden; da es ihnen aber, wie der Verf. als konsequenter Katholik nothwendig folgern muß, dabey doch eben nicht gut gehen kann, wenn sie »hartnäckig» widerstrebten, dieses »alles »aber nur daher kommt, daß sie von der katholischen Lehre »niemals recht, wie sie an sich ist, unterrichtet und belehrt »werden:« so hat wahrscheinlich Herr B. aus Mitleiden dieses Geschäfft übernehmen, und ihnen zu Nutz und Frommen diesen Katechismus aus einer alten Dogmatik zusammenstoppeln wollen. Ob er vielleicht damit schon am Grafen von Stolberg eine glückliche Erfahrung gemacht zu haben, oder ihm viele Nachfolger zu gewinnen glaubt, wagt Rec. nicht zu bestimmen. Als Beleg seines Urtheils führt er nur ein paar Stellen an, die hinreichend den Geist des Ganzen erkennen lassen. S. 92. heißt es: »Nebst den ältesten »Kirchenvätern und Kirchenlehrern ist der ganzen Welt »bekannt, daß von den Römisch-Katholischen durch alle Jahr»hunderte die Teufel aus den Besessenen im Namen Jesu »vertrieben worden, und bis auf unsere Zeiten vertrieben »werden. Und haben die Römisch Katholischen nicht auch »viele Millionen Teufel aus den heidnischen Götzen vertrie»ben? Der einzige heil. Franz Xaverius hat ja bis vierzig »Tausend Götzen theils zerstört, theils abgeschafft, und die »Teufel daraus vertrieben,« und S. 118.: »Da bey den »Katholiken auch die Kinder und Einfältigen glauben, »weil die Kirche zu glauben befiehlt: so ist der Glaube dieser »recht vernünftig und gescheid,« und also das Gegentheil? unvernünftig und ungescheid. — Wer kann da noch anstehen?

Anhang zu den Gelegenheitsreden für das Landvolk. Erstes Bändchen. Predigten auf einige Feste Mariens, der Heiligen und andere Gelegenheiten. Salzburg, bey Duyle. 1801. 221 S. 8. Zweytes Bändchen. 1803. 206 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Beyträge zur Beförderung eines reinmoralischen Sinnes und Wandels. Erstes und zweytes Bändchen.

Aufgemuntert durch den Beyfall, den die neun erstern Sammlungen seiner, auch in der N. A. D. Bibl. nach Verdienst gewürdigten Gelegenheitsreden gefunden haben, fährt der Verf. (Herr Enthau) fort, seine folgenden Arbeiten, als Anhang zu denselben drucken zu lassen. „Sich bey „exegetischen Schwierigkeiten vor Weitläuftigkeit und unnö„thigem Polemisiren zu hüten, und seinen Vorträgen das „Gepräge einer reinen Sittenlehre zu geben," war die Bedingniß (Bedingung), welche er sich selbst auflegte, und welche ihm immer mehr zu erfüllen gelingt, was „nach dem „System, nach welchem gepredigt wurde, und dem Detail, „in welches er sich einläßt, um seine Zuhörer auf specielle „Pflichten aufmerksam zu machen," wirklich nicht leicht ist. Einem oft bemerkten Bedürfnisse hilft der Verf. auch dadurch ab, daß er „auf die sogenannten abgebrachten Feyer„tage, die in einigen Ländern noch gefeyert werden müssen, „und worauf wir noch immer wenige Predigten von einer „geläuterten Sittenlehre haben," hier eigne Abhandlungen liefert; „wer aber hier Legenden, bey denen gewöhnlich der „Verstand stille steht, und das Herz entweder leer bleibt, „oder in Bedauerniß über die oft verkehrten Begriffe der „Vorwelt zerfließt, erwartet, der mag diese Vorträge unge„lesen liegen lassen." Die in diesen zwey Bändchen enthaltenen Predigten geben davon eine schöne Bestätigung, wie sich auch schon aus dem Inhalte abnehmen läßt. Die erste am Feste der Empfängniß Mariä handelt: von dem reinen und unbefleckten Lebenswandel, als einem Haupthestandtheile der christlichen Gottesverehrung. III. Auf ein Frauenfest: Ueber den Werth der Marienfeste. V. Am Feste des heili-

gen Andreas: Einige Regeln beym Verhalten des Christen nach erlittenen Beleidigungen. VIII. Am Feste des heiligen Bartholomäus: Einige Regeln bey der Freundeswahl. IX. Auf das Fest des heiligen Gaudentius: Von der Zufriedenheit mit seinem Schicksale. Aus dem zweyten Bändchen schienen Rec. die vorzüglichern II. Am Feste der Geburt Mariens: Von der Tugend und dem Werthe der Keuschheit. VII. und VIII. An den Festen des heiligen Matthias und Laurenz: Von der Erwerbung und Beschaffenheit der Menschenkenntniß; und XI. Am Feste aller Heiligen: Von der wahren Heiligenverehrung. Zwar wird man in den Abhandlungen selbst größtentheils die Veranlassung vermissen, warum sie eben für dieses Fest und auf diesen Text, der nach der beliebten, bequemen Weise gewöhnlich nur als Motto voran gesetzt ist; allein, ob sich gleich auch ohne eben Legenden und unsichere und wohl gar abentheuerliche Erzählungen aufzutischen, nicht selten aus dem Leben oder dem wenigstens präsumptiven Charakter der gefeyerten Heiligen Belege zu den vorgebrachten Belehrungen und nähere, den Volksbegriffen leichter anzupassende Bemerkungen hätten finden lassen: so scheint doch der Verf. dieses wahrscheinlich aus besondern Gründen vermieden zu haben. Als ein Beyspiel seiner schlichten Ansicht der Dinge, faßlichen Darstellung und eignen Menschenkenntniß, heben wir nur eine Stelle aus der uns zunächst auffallenden VII. Predigt des zweyten Bändchens aus, wo es S. 120 heißt: „daß es aber nothwendig ist, „den innern Zustand des Menschen, den Charakter desselben „zu kennen, ist auch daraus klar, weil die Menschen öffentlich selten so handeln, wie sie innerlich gesinnt sind. Ja „gewiß, wenn die Menschen allezeit so handelten, wie sie „denken: so dürfte man nur ihre äußerlichen Handlungen be„obachten, um sie kennen zu lernen; aber da es heut zu Ta„ge noch Pharisäer giebt, die Tugend und Weisheit auf der „Zunge führen, und Bosheit in ihrem Herzen kochen; seichte „Ungläubige, die sich Nachts vor Gespenster (n) fürchten, „und Religionsspötter, die in der Noth wallfahrten gehen, „und außer der Noth sie nimmer verrichten; Freygeister, die „in der Gesundheit keinen Gott glauben, und auf dem Kran„kenlager vor dem höllischen Feuer zittern; schlechte Haus„väter, die im öffentlichen Leben über die Nothwendigkeit ei„ner guten Kinderzucht schreyen, was ihnen doch nie am Her„zen liegt; unordentliche Familienväter, die über die Ein„rich-

„richtung des Staats, über die Regierung eines ganzen Vol-
„kes mit Bitterkeit raisonniren, da sie doch selbst ihre Fami-
„lie nicht regieren können; Unzufriedne, die Alles tadeln
„und verbessert haben wollen, aber an die Verbesserung ihres
„eignen Herzens nie denken; wie ist es nun bey so einem ver-
„kehrten Betragen der Menschen möglich, sie kennen zu ler-
„nen, wenn man nicht ihre ganze Gesinnung, ihre Grund-
„sätze, ihren Gemüthszustand, kurz: ihren Charakter kennt?
„u. s. w." Die wenigen vorkommenden Sprachunrichtigkei-
ten erklärt der Verf. für Druckfehler.

Bl.

Erbauungsreden für Studierende in den höhern Klas-
sen. Von Kaj. Weiller. München, bey Lin-
dauer. 1803. Zweytes Bändchen. 215 S. 8.
48 Kr.

Mit Vergnügen ergriff Rec. dieses zweyte Bändchen, und fand sich in seiner Erwartung, es dem ersten ähnlich zu finden, nicht im mindesten getäuscht. Herr Weiller fährt darin fort, mit eindringlicher Wärme und Klarheit seinen Zuhörern die hauptsächlichsten Erfordernisse der sittlichen Ausbildung zu entwickeln, und man müßte einen sehr schlimmen Begriff von ihnen haben, wenn man nicht hoffen wollte, daß solche Belehrungen sie nicht auf eine höhere Stufe der Vervollkommnung gebracht, und bessern Erfolg gehabt haben, als wenn sie leere Vespern lesen gehört hätten. Zwar behandelt der Verf. hier einen Gegenstand, über den, so wichtig er ist, doch, seitdem es sogar Mode geworden, Jeder schon selbst genug zu wissen wähnt, und über den es besonders ihm um so schwerer war, etwas Neues zu sagen, da schon sein würdiger Kollege, Professor Salat, in seinen Schriften: „über die sittliche und intellektuelle Kultur," und: „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren," ihn so trefflich abgehandelt, und allgemeines Interesse dafür erregt hatte. Allein Herr W. wußte ihm doch nicht nur hier und da neue Ansichten abzugewinnen; sondern vorzüglich ihn zugleich so lebhaft darzustellen, daß auch der, welcher jene Schriften gelesen hat, sich noch durch diese angenehm angezogen finden wird. Wollte er im ersten

Bändchen die Wirkung, die er einst hervorzurufen hoffte, nur einleiten: so sollte sie diese begründen. „Wählte ich," sagt er daher, „in der ersten Absicht die verschiednen Ansich-„ten unsers Gefühls zum Gegenstande meiner Untersuchun-„gen: so mußte ich in der zweyten die verschiedenen Ansich-„ten der Aufklärung dazu wählen. Nur durch diese kann „dasjenige ganz rein und fest erhalten werden, was durch „jenes halb rein und locker gegeben wird." Er handelt daher in der ersten Rede S. 1: „Ueber die Nothwendigkeit der „Aufklärung in moralischer und religiöser Hinsicht. 2) S. „22: Ueber die Natur der Aufklärung. 3) S. 39: Ueber „die nächste Quelle der Aufklärung. 4) S. 67: Ueber die „nächste Wirkung der Aufklärung. 5) S. 91: Ueber nega-„tive und positive Aufklärung. 6) S. 118: Ueber den Um-„fang der Aufklärung. 7) S. 138: Ueber die negative reli-„giöse Aufklärung. 8) S. 157: Ueber die positive religiöse „Aufklärung. 9) S. 177: Ueber die negative moralische „Aufklärung. 10) S. 196: Ueber die positive moralische „Aufklärung." Wenn auch in dem Gange der Untersuchung Manches vielleicht genauer entwickelt, in einer strengern Form auch zu andern, höhern Resultaten hätte gebracht werden können: so darf doch hier nicht übersehen werden, daß bey dem Redner keine streng wissenschaftliche Genauigkeit zu verlangen, und sein Werk immer zunächst nur auf den gewünschten Eindruck berechnet sey. Wie diese aber bey einem Manne, der seine sittliche Grundsätze und religiösen Ueberzeugungen so offen und nachdrücklich darlegt, so sehr verkannt werden könne, daß er sogar der Verbreitung des Atheismus beschuldigt werden kann, wäre kaum zu begreifen, wenn nicht die Wirkungen von leidenschaftlicher Parteylichkeit und gereiztem Priesterhaß von jeher in solchen verunglimpfenden und verfolgungssüchtigen Beschuldigungen und Ausbrüchen sich geäußert hätten. Hätten solche Menschen Sinn für Wahrheit und Recht, wie sehr müßte sie durch Stellen, wie folgende, (wo Rec. nur die vielen Gedankenstriche wegläßt,) beschämt werden; oder, wo schreibt einmal ein Atheist, wie der Verf. S. 166: „die ächte, moralische Religion (und „keine andre, als diese, ist ächte Religion) muß für den „Geist Erweiterung seiner moralischen Erkenntnisse, und da-„durch Erhebung seiner moralischen Gefühle und Gesinnun-„gen, sie muß für ihn das werden, was man Salbung des „Geistes, was man Christenthum, in der eigentlichsten Be-

„deu-

„deutung des Wortes nennt. Der religiös Aufgeklärte ist „eben durch seine Aufklärung nothwendig ein moralisch Ge„stärkter, ein in seinen höhern Ueberzeugungen, Gefühlen „und Gesinnungen Gesalbter — ein Christ.“ Zwar kann es Herr W. nicht gänzlich lassen, jenen finstern Feinden der Aufklärung, hin und wieder auch eines abzugeben, was mit der Würde der Sache und seines Vortrags nicht übereinstimmt. So sagt er S. 173: „Meine Freunde! wir wol„len religiös aufgeklärt seyn; aber Christen im Sinne Jesu, „nicht im Sinne irgend eines ältern oder neuern Theologa„sters, dem Jesus selbst kein Christus ist.“ Doch wird man durch solche Stellen selten unterbrochen, und der Verf. lenkt immer bald wieder ein, und so fährt er auch sogleich nach voriger Stelle schon gemäßigter fort: „Wir wollen ortho„doxe Christen seyn; aber orthodox in den wesentlichsten „Lehren des Christenthums, in seinen Sittenlehren, „nicht in den zufälligen Meinungen irgend einer Schule, der „das Meinen wichtiger ist, als das Wollen. Mag auch in „neuern Zeiten der Witz — mögen auch selbst der Verstand „und die Vernunft gegen das, was wir von nun an immer „inniger zu umfassen gedenken, mit noch so vielen Angriffen „auftreten. Das hindert uns nicht, einer Lehre zu huldigen, „welche — rein aufgefaßt — so offenbar heilig ist. Ja! „du! Edelster von Nazareth, wir fühlen die große Wahr„heit deiner Lehre und huldigen ihr. Wir fühlen es: Him„mel und Erde können vergehen; aber deine Wahr„heiten nicht. So sehr Aberglaube und Unglaube gegen „dich ankämpfen. Du gehst am Ende immer unverwundet, „und dafür geoffenbarter aus dem Kampfe hervor — dein „Geist umschwebte uns, damit auch wir unter seinen leiten„den Segnungen immer inniger in die Offenbahrungen dei„ner Tugenden eindringen,“ und wer sagt hier nicht froh sein — Amen?

Christenlehrbuch für katholische Seelsorger, Katecheten und Lehrer. München, bey Lentner. 1803. Zweyte verbesserte Auflage. Erster Band. 441 Seit. 8. Zweyter Band. 1804. 404 Seit.

Dritter Band. 410 Seit. Vierter Band. 452 Seit. Jeder Band 1 Fl.

Bey einer Schrift, wovon schon eine zweyte Auflage sobald, wenn auch nicht die Vollkommenheit, doch die Brauchbarkeit und gute Aufnahme des Publikums bewiesen hat, kömmt eine ausführliche Anzeige und genauere Würdigung an sich schon zu spät, und bey der gegenwärtigen würde dieses um so mehr der Fall seyn, da ihr Verf. Herr Professor Gocher in Landshut, in der Vorrede zur zweyten Auflage selbst erklärt, daß Niemand mehr, als er selbst, davon überzeugt seyn könne, daß sein Werk noch mancher Verbesserungen bedürfe; daß ihn aber sowohl die Menge, als die Verschiedenartigkeit seiner gegenwärtigen Berufsgeschäffte außer Stand gesetzt haben, ihm die gewünschte Feile geben zu können. So sehr es sich nun zwar schon durch seine gegenwärtige Einrichtung empfiehlt, und besonders in unsrer hierin noch zurückstehenden katholischen Kirche vortheilhaft auszeichnet: so wäre doch sehr zu wünschen gewesen, daß es Herr S. nicht bey bloßen Wünschen hätte bewenden lassen, daß sein Versuch für Andre die Veranlassung werde, das Unvollkommene durch das Vollkommene zu ersetzen, da er seitdem gewiß nicht nur selbst Manches von einer neuen, richtigern Seite anzusehen Gelegenheit hatte; sondern in seiner gegenwärtigen Lage sich doch auch über Manches liberaler und freymüthiger ausdrücken dürfte, als damals dem Seelsorger erlaubt war. Auch würde er sicher von den seitdem in der Katechetik gemachten Fortschritten mehr Notiz genommen, und vorzüglich auch die nicht zu verkennenden Verdienste der Protestanten, eines Dolz, Gräffe, Schmid, u. a. nicht unbemerkt gelassen haben, da er jetzt von ihnen bloß des lange gestorbenen J. P. Millers, (den er unrichtig immer Müller schreibt) alte Anweisung zur Katechisirkunst anführt, und sonst sich am meisten an Fleury's Catechisme historique, und den Discours du dessein et de l'usage de ce catechisme hält. Schön sind im 80sten und den folgenden §§. die Eigenschaften eines Katecheten angegeben, und Herr S. darf sich freuen, durch die schnelle Verbreitung seiner Schrift in seinem Vaterlande sich kein geringes Verdienst erworben zu haben, wenn dadurch viele Katecheten mit solchen Eigenschaften gebildet wurden. Daß er die katechetische Lehrart in die didaktische, historische

und Fragmethode eintheilt, da jene doch nur Hülfsmittel sind, beweist, daß er den Begriff derselben eben nicht genau und bestimmt genug genommen habe. In dem katechetischen Entwurfe, worin er die ersten Gründe der Religion in folgende Rubriken ordnet: 1) Daseyn Gottes; 2) Natur der Menschen; 3) Eigenschaften Gottes; 4) Bestimmung des Menschen; 5) Verdorbenheit des Menschengeschlechts, fällt es allerdings auf, daß die Lehre von Gottes Daseyn und seinen Eigenschaften durch die von der Natur des Menschen getrennt ist, und der Verf. sucht sich auch selbst zu rechtfertigen, indem er sagt, daß es darum nothwendig sey, von der Natur des Menschen vor den Eigenschaften Gottes zu handeln, weil man, um Gott menschliche Attribute, zur Vollkommenheit erhoben, beyzulegen, erst von diesen Attributen Begriffe haben muß; allein darum mußte nicht mit der Lehre von Gott überhaupt angefangen; sondern die Lehre vom Menschen, eben weil sie bekannter ist, wie es auch in den meisten Lehrbüchern mit Recht schon geschehen ist, erst vorausgeschickt werden. Zu den Beweisen vom Daseyn Gottes hat er bloß den physikotheologischen und den historischen gewählt, und zwar „den ersten nach Röm. 1. 19 und „20, und den zweyten nach dem Beyspiele der göttlichen „Bücher, welche die Belehrung der Menschen mit der Ge„schichte der Schöpfung anfangen," wobey man sich doch wundern muß, den moralischen Glaubensgrund gar nicht benutzt zu finden. Zum physikotheologischen Beweise werden Fragen aufgeworfen, die zwar keine naturhistorischen Kenntnisse voraussetzen; aber doch mehr bestimmt seyn dürften, wie sich schon aus einigen Proben abnehmen läßt, wenn sie nicht jeder, auch sonst unwissende Katechet selbst eben so gut sollte machen können. Die erste fängt gleich an: „Ist die „Erde überall einerley? Seht ihr nicht hier schwarze Er„de, dort leimichte, an einem andern Orte Sand, Kies, „kleinere oder größere Steine, an den Bergen gar ganze „Klumpen von den größten Steinen? — Könnt ihr einen „Regen oder Thau machen? Wann wächst das Getraide? „Wächst es im Winter? Im Frühjahre wächst es, im „Sommer wird es zeitig. Warum das? Weil es dort „kalt; dann aber immer wärmer wird." Die allerdings schwierige Lehre von den Sakramenten würde der Verf. gewiß jetzt auch anders abgehandelt haben, und Stellen, wie diese bey der Taufe, dann wahrscheinlich nicht so geblieben

seyn: „Wer Sünde thut, der thut, was der Teufel wünscht,
„er ist ein Diener des Teufels: durch die Taufe werden wir
„von allen Sünden gereinigt; der Teufel hat keine
„fernere Macht über uns: die Taufe befreyet uns also
„von der Erbsünde, von allen wirklichen Sünden und aller
„Macht des bösen Feindes.“ Und seine Erklärung der
Sakramente überhaupt durch das eben nicht sehr erläuternde Beyspiel von einem Siegelring, den ein Vater seinen 3 Söhnen gab, welches auch durch die Erinnerung an Lessings ähnliche treffliche Dichtung in seinem Nathan verliert, seine Rechtfertigung der Kelchsentziehung, die Lehre von der Sündenabbüßung, von dem vollkommenen Gehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt u. dergl. würden ebenfalls Aenderungen erlitten, und die Angabe, daß die Apostel schon bey Lebzeiten Jesu getauft worden seyen, einen nähern Beweis erhalten haben. Doch Rec. glaubt durch diese Bemerkungen nicht auch den gegenwärtigen Werth dieser Schrift herabzuwürdigen, und sich überhaupt wegen einer genauern Darstellung derselben und ihres ganzen Inhalts auf die von einem andern, nun schon verstorbenen, Rec. gelieferte Anzeige der ersten Ausgabe in der N. A. D. Bibl. berufen zu dürfen.

1) Lorenz Wolfs, ehemaligen Erzbischöfl. Mainzischen Kaplans zu Hundheim, jetzt Fürstbischöfl. Würzburg. Pfarrers zu Klein-Rinderfeld und Kist, Predigten zur Beförderung des Glaubens und der Tugend. Stadt am Hof, bey Doisenberger. 1803. Erster Theil. 280 Seit. 8. Zweyter Theil. 300 Seit. Mit dem Motto Luk. XI, 33: Niemand zündet ein Licht an und stellet es ins Verborgene hin. 2 Fl.

2) Das zerfallene Christenthum am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, oder Sonn- und Festpredigten wider die herrschenden Modelaster, falschen Grundsätze und Scheintugenden unsrer Zeiten.

Vorge.

Vorgetragen von P. Albert, Kapuziner, und der Zeit gewöhnlichem Sonn- und Festtagsprediger in der infulirten Kollegiat-Stifts- und Pfarr-Kirche zu Botzen. Augsburg, bey Veith. 1803. Zweyter Band. 390 Seit. 8. Dritter Band. 408 Seit. 1 Rthl. 8 gr.

Predigten, die auf gewisse Veranlassungen und mit Rücksicht auf bestimmte Zeitumstände gehalten wurden, müssen sich entweder durch eignen vorzüglichen Gehalt auszeichnen; oder auch mit diesen genau verflochten seyn, wenn sie nicht mit ihnen als vorübergegangen angesehen und vergessen werden sollen. Da nun die Predigten Nr. 1. wie auch ihr Vf. in der Vorrede selbst angiebt, und ihr Inhalt schon hinreichend beweist, „meistens in jenem Zeitpunkte vorgetragen „wurden, wo (als) entweder feindlicher Ueberfall mit all „seinen Greueln und unseligen Folgen auf Sitten und Religion drohete, oder das Vaterland wirklich vom Feinde be„setzt war, und theils dessen Druck hart fühlte, theils von „seinem mitgebrachten Gifte einsog, oder als (ein) verhee„render Rückzug zu fürchten war, u. s. w. ihre frühere Er„scheinung aber nur durch das Schicksal Deutschlands, des„sen Entscheidung man abwarten wollte, gehindert wurde:" so sieht man nicht recht ein, warum ihre Erscheinung nach dieser Entscheidung nicht gar unterblieb. Denn so gut die Absicht des Verf. zur Beförderung des Glaubens und der Tugend auch seyn mag: so giebt es doch jetzt viel bessere Mittel dazu, als daß dieses allein der Beweggrund dazu hätte seyn sollen. Wenigstens ließ sich aus dem von der Stimmung der Gemüther unter jenen Umständen begünstigten Eindruck nicht auf gleichen Erfolg bey dem kältern Lesen nach dem Verlaufe der Zeit rechnen. Der Verf. glaube nicht, daß Rec. dieses Urtheil fälle, weil, wie er selbst erklärt, es ihm „nicht darum zu thun war, durch künstliche Auswahl von „Wörtern oder zierliche Zusammenstellung ganzer Sätze und „andere Ziereteyen eitles Lob zu erbetteln," was Rec. wie jeder Verständige auch für gleich verächtlich hält, ob er gleich glaubt, daß darum ein richtiger Ausdruck und schöne Darstellung der Gedanken von dem Prediger, besonders wenn er seine Arbeit selbst des Druckes werth hält, eben nicht ver-

nachlässigt werden dürfe. Daß aber diese Predigten, wenn sie auch schon nicht zu den schlechten gehören, sich weder hierdurch, noch durch neue Ansichten und besondere Beweggründe auszeichnen, wird sich schon aus ein paar Proben erkennen lassen, die also Rec. dazu noch ausheben will. In der sechsten Predigt bey einem Bittrag um Abwendung der Viehseuche über Ps. 106, 13 heißt es S. 103 „Ihr habt wohl „gethan, daß ihr, ohne doch die natürliche Hülfe zu vernach„lässigen (was doch die Zuhörer nicht so leicht zu reimen „gewußt haben mögen) in dieser eurer Angst und Besorgniß „durchs Gebet von Gott Hülfe und Schonung erwartet; denn „das Gebet, wie ich auch beweisen werde, ist in gegenwär„tigen Umständen das sicherste, und so zu sagen das „einzige Mittel.“ Und S. 112 fährt er fort: „Was euch „noch mehr in euerm Vertrauen stärken muß, ist, daß ihr „euch der Fürbitte des heil. Wendelinus vertrösten könnet, „den ihr hier an diesem heiligen Orte als Schutzpatron „eures Viehes verehret, und durch den ihr erlangen werdet, „was zu erlangen euer Gebet zu schwach seyn könnte.“ In der funfzehnten Predigt im 2ten Theil auf das Fest der Geburt Mariä heißt es S. 241: „Alle Menschen müssen das „Brandmal, welches Adam seinen Nachkommen durch den „Genuß der verbotenen Frucht zum Erbtheile hinterließ, schon „in ihrer Empfängniß auf sich nehmen. Maria aber“ — das Uebrige kann sich der Leser leicht hinzu denken; besonders, wenn er weiß, daß der Verf. die Geschichte der Maria so genau kennt, daß er Nachricht hat, daß „ihr die Welt Reich„thümer, Ehren und Vergnügen anbot, daß sie sich schon in „ihrer Jugend von der Welt entfernte,“ u. s. w. — Ueber den Werth von

Nr. 2, beruft sich Rec. auf seine Anzeige des ersten Theils, dem diese in Ton und Gehalt so ähnlich sind, daß der Verf. davon, auch ohne daß er sich hätte nennen dürfen, so gut, wie an seiner Kutte zu erkennen ist. Wäre aus seiner Anrede an seine Zuhörer, die er immer Hochansehnliche nennt, wirklich auf sein Publikum zu schließen: so könnte man von dem Geschmack und der Aufklärung in Botzen keine günstigen Begriffe haben. Wahrscheinlich ist es aber nur Kapuziner Höflichkeit, die sich auch sonderbar in seinen Hauptsätzen äußert, wo immer das Subjekt weggelassen ist, z. B. auf den zweyten Sonntag nach Ostern: „Haben gar wenig

„von

„von den Eigenschaften der guten Schafe.“ Auf das Fest der Himmelfahrt: „Sollen Fremdlinge auf Erden seyn, „die dem Himmel entgegen pilgern; und der, ach“ — Deutlicher drückt er sich aus am 7ten Sonntage nach Pfingsten: „Es giebt in der Hölle ein wahres Feuer; und was für eines? „— wider die heutigen Afterpropheten.“ Auf das Fest der Portiunkula: „Weder dieser noch andre Ablässe können mit „Grunde getadelt werden,“ in welcher Predigt vorzüglich einem Zweifler, dem Vf. „der herzallerliebsten Bildergallerie“ die Stelzen, worauf er einherhinket, zerbrochen, und vor die Füße geworfen werden. „Da solche Feinde mit Höllen„wuth darauf losstürmen, um bald gar noch den letzten Fuß „vom Stuhle des heil. Petrus hinwegzureißen“ auf und neben dem doch so gut zu sitzen seyn soll, und — hinc illae lacrymae.

Christliche Kateches über die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichkeit. Germanien. 1803. In Kommission bey Löflund in Stuttgard. 2 Bog. 8. 2 gr.

Man schreibt und spricht, wie der Verf. sagt, viel von der Ehelosigkeit der katholischen Priester, und viele Katholiken glauben doch, ihre Religion würde hiermit zu Grunde gehen. „Um diese zu beruhigen, entwarf man nachstehenden „Kateches. Man bediente sich hiebey mit Fleiß der Lehrart „durch Fragen und Antworten, weil sie die verständlichste „für den größern Theil des Volks ist. Gott gebe, daß die „hier gegebenen Grundsätze über Ehe und Ehelosigkeit die „Verdorbenen der finstern Jahrhunderte verdrängen.“ So sehr Rec. dieses nun zwar auch wünscht: so glaubt er doch, daß man sich eben damit nicht noch hätte bemühen dürfen, da man doch die Sache besser verstehen muß, ehe dieses wirklich zu hoffen ist. Ist der größere Theil des Volkes nicht schon durch frühere und gründlichere Schriften gehörig belehrt worden: so wird er es hierdurch nicht werden, wo weder für die strengern Forderungen des Forschers gesorgt, noch auf das Bedürfniß des Volkes gesehen ist. Wenigstens wird die bloße Form von Fragen und Antworten die Sache nicht

nicht entscheiden; besonders wo jene sich so wenig durch sich selbst erkennen lassen, wie hier bey mehrern der Fall ist, wo nur der beygesetzte Fragspunkt sie als solche erkennen läßt. Doch enthält dieses Werkchen bey aller Dürftigkeit mehr, als auf dem Titel angegeben ist, nämlich zwey Katechesen, wovon die erste über Ehe und Ehelosigkeit überhaupt schon S. 14, und von der der Priester insbesondere, abgebrochen wird. Ob es am rechten Orte ist, in solchen Schriften fürs Volk sich auf das oberste Sittengesetz zu berufen, den Bischof so auszumalen, wie hier S. 20 geschieht, und dergleichen darf man in gegenwärtigen Zeiten kaum mehr fragen. Doch möchte es auch seyn, könnte nur der Verf. dazu beytragen, den schrecklichen Auswuchs menschlicher Verirrungen unterdrücken zu helfen; allein wird eines Werkmeisters und andrer würdigen Männer, die ihre Stimme eben so laut, als nachdrücklich dagegen erhoben, Vorschlägen von den Hohen und Gebildetern nicht öffentlich Beyfall gegeben, was wird von dem überall sich gleich — unstäten Volke zu erwarten seyn? —

1) Gebetbuch der Heiligen Gottes, nach den gewöhnlichsten Andachtsübungen gesammelt von Franz Joseph Weinzierl, Volkspriester im Bisthum Regensburg, und Professor bey St. Paul in Regensburg. Stadt am Hof, bey Doisenberger. 1803. XXIV und 216 Seit. 8. 1 Fl. Mit Bildern; denn Kupfer möchten wir solche Karrikaturen doch nicht nennen.

2) Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Ein katholisches Gebetbuch von einem Priester. Augsburg, bey Veith. 1804. Neue Auflage. 207 Seit. 8. (Mit dem Bilde eines betenden Mönchs, und der Unterschrift Joh. 4, 23: Solche Anbeter suchet der Vater. 30 Kr.

Wer in den Heiligen Gottes die Kirchenväter erkennt, wird wissen, was er in Nr. 1. zu suchen habe. Daß ein Professor

fessor des neunzehnten Jahrhunderts glaubt, daß Gebete von diesen noch „für Leute von jedem Stande (an) passend „seyn sollten," dürfte allerdings auffallen; wenn man aber findet, daß er Gebete, gleichsam als einen Tribut zu entrichten, für nöthig hält: so wird man sich weniger darüber verwundern. Um aber doch seiner Angabe desto mehr Nachdruck zu verschaffen, schickte er nicht nur, zwar ohne alle Erklärung, die bekannten „Lehrsprüche über das Gebet, aus „den Büchern des N. T.; sondern auch den Schriften der „Heiligen Gottes" voraus, wo denn nach dem Alphabet sowohl die männlichen Heiligen als die weiblichen ihr Kontingent stellen müssen, von welchen nun unter manchem Schwulste sich doch hin und wieder ein guter Gedanke findet, wovon wir hier z. B. nur von Ignaz Lojola anführen wollen: „Nicht nur der große Sternenhimmel; sondern auch das „kleinste Gräschen schwingt dem Gotteskenner die Flügel, daß „er zu seinem Gott auffliege." Um von den Gebeten selbst eine Probe zu geben, führen wir nur den „Gruß zu der heiligsten Jungfrau Maria. Von der heil. Mechtild" an: „Heilige Maria, meine Gebietherinn! Gott der Vater hat „dir durch seine Allmacht eine große Macht verliehen; stehe „mir in allen meinen Handlungen und in meiner Todesstun„de bey, und verscheuche von mir alle Angriffe meiner Fein„de." Und S. 210: „O Jungfrau und Mutter! o Mutter „und Jungfrau! o Jungfrau Maria und Mutter Gottes!" u. s. w. Auch die Gesänge der Heiligen suchte Herr W. in Versen zu übersetzen, welche abzuschreiben nach den Proben seiner Prosa, der geneigte Leser aber dem Rec. doch wohl erlassen wird.

Nr. 2. auf schönes Schreibpapier sauber gedruckt, beweist durch die nöthig gewordne zweyte Auflage und den niedrigen Preis den Absatz, den es bey der Klasse von Menschen gefunden hat, für die es bestimmt ist. Eine ausführliche Kritik dürfte hier also in mancher Rücksicht überflüssig seyn. Hat der Verf. auch Geist und Wahrheit nicht in ihrem wahren Lichte erkannt: so zeigen sich ihre Spuren doch deutlicher und lauterer, als in obigem, und als eine Mittelstufe zu den bessern Gebetbüchern eines Brunners, Sailers, u. dergl. mag es immer seinen Werth haben, da es wenigstens zu weiterm Fortschreiten in bessern Religionsbegriffen nicht ganz hinderlich ist. Daß der Mensch überall tief herabgewürdigt,

und

und Alles nur von Liebe, Barmherzigkeit und Gnade erwartet werde, darf dabey nicht auffallen.

Bs.

Vermischte Schriften.

Vermischte Schriften. Von D. C. A. Gerhard, Königl. Preuß. Geheim. Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Rath in Berlin. Berlin, bey Himburg. 1803. 286 Seit. 8. 1 Rg.

Die hier zusammen getragenen Aufsätze des Herrn Verf. sind schon aus anderen Schriften, vorzüglich aus den Memoiren der Akad. der Wissenschaft., und den Schriften der Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin, hinlänglich bekannt. Obgleich sie vor vielen Jahren niedergeschrieben, und ganz ungeändert hier wieder abgedruckt wurden: so haben sie doch, der vielen Veränderungen und neuen Entdeckungen ungeachtet, welche sich seit der Zeit zugetragen haben, ihr Interesse nicht ganz verloren; ja manche, die sich auf einzelne Branchen der Staatswirthschaft beziehen, sind, wegen der Vergleichung mit dem jetzigen Zustande dieser Parthien, um so interessanter geworden.

Mr.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Anfragen und Anmahnungen wegen meiner Gedichte, welche herzliches Wohlwollen und innige Freundschaft an mich ergehen lassen, werden mir doch endlich zu viele. Ich muß mich daher entschließen, öffentlich zu erklären, daß ich mit der Sammlung derselben nicht Wort halten kann. Ein gehöriger Grad der Strenge verwarf mehr als die Hälfte, und schnitt von dem Reste abermal mehr als die Hälfte weg; so daß nur ein paar Bogen übrig bleiben. Auf dieß Wenige behalten meine Freunde ihre Ansprüche, und entschuldigen mich gewiß, wenn ich die fehlende Bogenzahl durch prosaische Stücke ergänze. Anstatt der in meiner Anzeige vor den Galvanischen Versuchen zu Ostern 1804 versprochenen Gedichte, erscheint also zur Ostermesse 1805 ein Bändchen meiner kleinen Schriften im Almanachs-Format mit Kupfern und Musikalien in einem farbigen Umschlage auf Velin-Papier mit den vorgedruckten Namen der Beförderer. Die Vorauszahlung ist 12 Gr., und steht bis Weihnachten offen. Wer zehen Exemplare sammelt, erhält das zehnte frey, oder zieht das Geld dafür ab. Nach Verlauf des Pränumerations-Termins kostet das Exemplar auf Schreibpapier 20 Gr. Ich fordre Keinen besonders auf, sich meiner Sache anzunehmen; denn ich wünsche auch hier jeden Schein von Zudringlichkeit

zu

zu vermeiden. — Der Herr Buchhändler Maurer will die Güte haben, Aufträge zu besorgen.

Berlin, am 5ten Februar 1804.

D. Ernst Adolf Eschke,
Königl. Preuß. Professor und Direktor des Taubstummen-Instituts in Berlin, korrespondirendes Mitglied der Galvanischen Societät zu Paris.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr G. F. Mehrs, Herzogl. Mecklenburgischer Hofrath, und Ritter des Königl. Schwedischen Wasaordens, ist vom Kaiser in den Reichsadelstand erhoben worden.

Herr Karl Wilhelm Friedrich Grattenauer zu Berlin, bekannt durch eine Schrift über das Wechselprocura, und zuletzt durch seine Schriften wider die Juden, ist von seinem Amte als Justizkommissarius und Notarius publicus entlassen worden, und soll sich zwey Jahre in Glogau aufhalten.

Verbesserungen.

Im LXXXIV. Bd. 2. St. S. 488. Z. 8. st. Schmiedehandwerk l. Schneiderhandwerk
— LXXXV. — — — — 457. — 6. von unten st. Klewitz l. Küster

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Arzneygelahrheit.

Deutliche Anweisung, die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln. Zur Empfehlung einer neuen Kurart des gemeinen Trippers für angehende Aerzte, Wundärzte, und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige, von D. A. F. Hecker, Hofrath und Prof. der Medicin zu Erfurt. Erfurt, bey Hennings. 1802. 270 S. 22 gr.

Da es leider! sehr wahr ist, was der Verf. in der Vorrede bemerkt, daß noch jetzt mancher Arzt, sobald er von einem Ausflusse aus der Harnröhre hört, sogleich an venerische Ansteckung denkt, und, diesem irrigen Wahne gemäß, sogleich mit Merkurialien den Feind bestürmt; (Rec. selbst sah noch ganz neuerlich einen, bey einem schon bejahrten Manne ganz offenbar von Schwäche nach einer, für seinen Körper zu starken Anstrengung im Dienste der unedlen Venus, entstandenen Ausfluß aus der Harnröhre mit Quecksilber behandeln!) so ist es nicht zu läugnen, daß diese Aerzte, und noch mehr die Kranken, die sich diesen anvertrauen, und die andern auf dem Titel genannten Personen dem Verfass. für diese kleine, im Ganzen gut gerathene, Schrift, vielen Dank schuldig sind. Sie soll, nach der Vorrede, eine vollständige Darstellung der

ganzen Lehre vom Tripper, sowohl von dem venerischen, als nicht venerischen enthalten, und zerfällt demnach, außer der Einleitung, welche enthält: §. 1. Allgemeine Betrachtung der Theile, die bey dem Tripper leiden; §. 2. Verschiedene Arten des Trippers, in folgende Kapitel: I. Der gemeine von einem ansteckenden Krankheitsstoffe herrührende Tripper. II. Von einigen besondern Zufällen bey diesem Tripper. III. Der darauf folgende Nachtripper. IV. Der Tripper bey der Lustseuche. V. Der Tr. bey dem Skorbut. VI. Der Tr. bey dem skrofulösen Uebel. VII. Der Tr. bey dem Katarrh und Rheumatismus. VIII. Der Tr. bey der Gicht. IX. Der Tr. bey verschiedenen Hautausschlägen. X. Der Tr. bey den Hämorrhoiden. XI. Trip. vom scharfen Urin. XII. Tr. von Selbstbefleckung und übermäßigem Beyschlaf. XIII. Tr. von Enthaltsamkeit. XIV. Tr. von mancherley äußeren reizenden Ursachen, die zufällig und unmittelbar auf die leidenden Theile wirken. XV. Tr. von entfernt liegenden und durch Mitleidenschaft wirkenden Reizen. XVI. Tripperartige Ausflüsse bey Frauenzimmern, als Folge des Gebärungsgeschäfftes. — Die ersten drey Kapitel machen den vorzüglichsten Theil des Buches aus, deren weitläuftige Anzeige aber Rec. aus dem Grunde für überflüssig hält, weil sie größtentheils von Wort zu Wort aus dem bekannten ältern Werke desselben Verfs.: »deutliche »Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu »erkennen und richtig zu behandeln.« — neu abgedruckt sind, nur daß hier noch die Empfehlung der von dem Verf. indessen erfundenen auflöslichen Bougies hinzugekommen ist, die er [illegible] allen andern örtlichen Applikationen vorzieht. Ob nun gleich Rec. diese hier wieder abgedruckte Abhandlung vom gemeinen Tripper zu den besten der bisher über diesen Gegenstand erschienenen Arbeiten rechnet: so ist er doch überzeugt, daß sie bey einem neuen Abdrucke einiger wesentlichen Verbesserungen, besonders im therapeutischen Theile, fähig gewesen wäre, wenn sich der Verf. hätte von der Richtigkeit mancher neuern und bessern Vorstellungsart überzeugen können. So werden z. B. im §. 18. die verschiedenen Entzündungen bey dem Tripper angegeben, und diese sollen denn seyn: 1) »Die einfachste Tripperentzündung, »wobey sich alle Zufälle nur auf eine kleine Stelle einschrän»ken. 2) Die rosenartige, die sich weiter über die leidenden »Theile, auch wohl über die Eichel, das Bändchen, die Vor-

»haut,

»haut, die Schaamlefzen, rc. erstreckt, und wobey alle Zu»fälle heftiger und weniger eingeschränkt sind. 3) Die wäs»serigte oder ödematöse, wobey die Zufälle sehr gelinde, der »Ausfluß häufiger, schleimiger und wässeriger, als in den »vorhergehenden Fällen ist, und über die eigentlich entzünde»ten Theile sowohl, als über die nahe gelegenen, eine weiche »wässerige Geschwulst sich verbreitet, und endlich 4) Die »phlegmonöse« — und für diese verschiedenen Entzündungsarten werden dann auch von §. 29. an, die verschiedenen Heilarten vorgeschrieben. Worin liegt denn nun aber wohl der wesentliche Unterschied dieser verschiedenen Entzündungsarten? Die weitere Ausbreitung der sogenannten rosenartigen, und die größere Heftigkeit ihrer Zufälle konstituirt doch wohl keine eigene Gattung von Entzündung? eben so wenig die Gelindigkeit der Zufälle, und die wässerige Geschwulst bey der sogenannten ödematösen? Der wahre Unterschied liegt bloß darin, daß bey der ersten ein geringerer, bey der vierten aber ein sehr hoher Grad von Sthenie, bey der dritten hingegen ein bestimmter Grad von Asthenie, und endlich bey der sogenannten rosenartigen, einmal ein mittler Grad von Sthenie, ein andermal Asthenie zum Grunde liegt. Dieser Unterschied bestimmt allerdings verschiedene Kur-Anzeigen; aber die größere oder geringere Ausbreitung der Röthe, die mehr wässerige Beschaffenheit des Ausflusses und der Geschwulst, rc. können unmöglich den Arzt bey Entwerfung seines Heilplanes sicher leiten. Die Verachtung dieser Grundsätze hat sich aber auch an den Verf., besonders bey der Bestimmung der Heilart der sogenannten rosenartigen Entzündung empfindlich gerächt. Im §. 30. wird nämlich gegen diese »außer der vorhin schon angegebenen allgemeinen Be»handlung, und nach vorgängiger Reinigung der ersten We»ge, wo sie nöthig ist, der innere Gebrauch des Kamphers »und Opiums, und das letzte auch zu Einspritzungen und »Umschlägen empfohlen« (also auch bey einer wirklich sthenischen Entzündung?). Dann heißt es ferner: »Sollte sich »aber die rosenartige Entzündung immer weiter, des vorge»schriebenen Verfahrens ungeachtet, über die nahe gelegenen »Theile erstrecken: so ist daran oft, außer Diätfehlern und »daher entstandenen gastrischen galligten Unreinigkeiten, »eine besondere Schwäche und Reizbarkeit des Kranken »Schuld. Man setzt in diesem Falle alles antiphlogistische »Verhalten bey Seite« (also erst aus dem schlechten Erfolge

seiner Verordnungen sieht der Arzt, daß er auf einem ganz falschen Wege ist, und springt nun geschwind auf den entgegengesetzten!!), »erlaubt dem Kranken eine etwas nahrhafte »Diät, giebt Chinarinde mit Opium, und legt in der Ge»gend des Heiligenbeines, oder an die Schenkel ein kamphe»rirtes Blasenpflaster. Während der Wirkung desselben muß »aber der Kranke viel trinken, und die Kampferemulsion »fleißig gebrauchen, damit die Schärfe des Urins gemildert »werde.« (Kampher und Opium wurden auch vorhin empfohlen, gehören also eben so gut zu dem antiphlogistischen Apparate, als zu den reizenden Mitteln!) »Dieses Ver»fahren wird so lange fortgesetzt, bis sich die Entzündung »wieder auf eine kleine Stelle eingeschränkt hat, worauf »dann die Behandlung der einfachen Tripperentzündung ein»tritt.« (Doch nicht wieder antiphlogistisches Verhalten? Also bloß die größere oder geringere Ausbreitung der Entzündung bestimmt den Heilplan? Hier sollte doch wohl der Vf. selbst, ungeachtet aller seiner Abneigung gegen neuere Theorie, das Schwankende, Unbestimmte und Unrichtige seiner Vorschriften einsehen; so wie man auch wohl richtigere Begriffe über die Wirkungsart des Opiums von ihm erwarten konnte. Die Behandlung der andern oben genannten Entzündungsarten ist besser angegeben, besonders die der ersten und zweyten. Bey den übrigen Tripperarten giebt der Verfasser eine meistens sehr gut gerathene Beschreibung der Hauptkrankheit, mit welcher der Tripper entweder zufällig, oder als Folge der Krankheit selbst verbunden ist; verweiset alsdann auf die Kur der Hauptkrankheit, und giebt nur kurz die örtlichen Hülfsmittel an, die man mit der Hauptkur noch verbinden kann. Angehängt ist alsdann noch eine Sammlung von Arzneyformeln, auf welche sich der Verf. in der Schrift selbst bezieht; und unter diesen findet man auch die Vorschrift zu der Bereitung der auflöslichen Bougies. Das anzuwendende Heilmittel wird in einer hinlänglichen Menge Wasser aufgelöset; zu dieser Auflösung alsdann so viel arabisches Gummi gemischt, bis sie davon dick wird, und sich ziehen läßt; und durch diese Masse werden dann baumwollene Fäden so oft durchgezogen, bis sie die erforderliche Stärke haben. Eine leichte und brauchbare Zubereitung, da diese Bougies gewiß in vielen Fällen den Vorzug vor den Einspritzungen verdienen.

Journ-

Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der Natur- und Arzneywissenschaft. Vier und dreyßigstes Stück. Neues Journal, Zehntes Stück. Gotha, bey Perthes. 1802. 8. geh. 9 K.

Enthält 3 ausführlichere Abhandlungen: I. Die Geschichte des Sauerstoffes, als Heilmittel gegen das venerische Uebel, von dem Hofr. und Prof. Hecker zu Erfurt. Zuerst findet man eine kurze allgemeine Uebersicht der neuen Heilmethode, und dann werden aus den vorzüglichsten Schriften für und wider dieselbe, von Simon Zeller (einem Arzte in Wien, der schon im J. 1797 diese Heilmethode empfahl), Alyon, Thomas Beddoes, Cruikshank, John Ferriar, Blair, Swediaur, Böttcher und Münchmeyer die wichtigsten Resultate, größtentheils mit den eigenen Worten der Schriftsteller angegeben, woraus alsdann der Verfass. dieses Aufsatzes endlich den Schluß zieht: »daß »die Säuren zwar, wie dieß längst bekannt ist, bey Cache»xien sehr wirksam sind, also auch bey derjenigen, die eine »Folge der venerischen Krankheiten, des unzweckmäßigen »Quecksilbergebrauches, und anderer schwächender Ursachen »ist; daß sie aber gegen die specifische Ursache der Lustseuche, »gegen die bestimmte eigenthümliche syphilitische Krankheits»form keine Wirkungen zu äußern scheinen.« II. Reichs Fieberlehre; nebst Probe der philosophischen Bearbeitung der Heilkunde im neuesten Geschmack — eine gut gearbeitete, derbe, aber wohlverdiente Abfertigung des Hrn. Prof. und Reformators Reich. Die Probe, rc. besteht aus einem Auszuge aus einer, nach der Schellingischen Naturphilosophie gemodelten, Recension in der entschlafenen Erlanger Literaturzeitung. III. Abermals zwey Beobachtungen über die sichere Zurücklassung der Nachgeburt, bey entstehenden Blutstürzen von zum Theil gelöster Nachgeburt nach der Entbindung. Vom Hrn. Dr. Bruch zu Kassel. Ein Aufsatz, der den Gegnern, besonders Hrn. Stark bestens empfohlen wird. —

Das fünf und dreyßigste Stück enthält: I. Untersuchungen über die Natur und Heilart der Lungensucht, vom Dr. J. J. Busch zu Ribeauville im ober-

rheinischen Departement. Eine Uebersetzung der im J. 1800 zu Straßburg herausgekommenen: Recherches sur la nature et le traitement de la Phthisie pulmonaire, wovon also die Beurtheilung nicht hieher gehört. Der Herausgeber hat hin und wieder einige Anmerkungen beygefügt, die zum Theil recht gut sind; die Uebersetzung aber könnte besser und lesbarer seyn. II. Auch eine Geschichte des Brownschen Systems. Eilfte Fortsetzung. Nach den, in den vorigen Stücken dieses Journals enthaltenen, und, wie der Herausgeber versichert, völlig unwiderlegbaren, und über allen Widerspruch erhabenen Beurtheilungen, wird nun hier das Endurtheil über dieß System gesprochen, worin ihm denn zwar einiges Gute zugestanden; aber auch seine »überwiegenden Mängel und Unvollkommenheiten« summarisch aufgezählt werden — und zum Schluß erklärt sich der Urtheilsverfasser für einen Freund und Protektor der Erregungstheorie, sub conditione, daß dieselbe Friedr. Hoffmanns sel. Forderungen erfüllt. Rec. entsagt der, übrigens gewiß statthaften, Appellation von diesem Urtheile, in der Hoffnung, daß dieser, durch die Art, wie er in diesem J. bisher geführt ist, wirklich ekelhafte Streit nun endlich aufhören werde. — Angehängt sind endlich noch ziemlich ausführliche Beurtheilungen einiger Schriften, worin besonders Hr. HR. Marcus in einem, seiner eigenen Schreibart ziemlich anpassenden, Tone derb gezüchtigt wird. — Den Beschluß macht ein Fehdebrief an Weikard.

Das sechs und dreyßigste Stück enthält: I. Die neuesten chemisch-medicinischen Systeme von Baumés und Blanchet. Wir müssen es diesen beyden Schriftstellern selbst überlassen, sich zu vertheidigen, wenn sie es etwa übel nehmen sollten, daß ihre Systeme hier »Romane, und Träume einer erhitzten Einbildungskraft« genannt werden. II. Untersuchungen über die Natur und Heilart der Lungensucht, vom Dr. J. J. Busch. Beschluß. — Kurze Bemerkungen.

Praktische Beobachtungen über die Kastration, herausgegeben von K. Kaspar von Siebold, Hochf. Hofrath, Leibarzt und Oberwundarzt im Julius-

spital zu Würzburg. Frankfurt a. M., bey Varrentrapp. 1802. 58 S. 7 Kr.

Unter diesem, den Inhalt nicht ganz genau bezeichnenden, Titel findet man die Geschichte von vierzehn, von dem Hrn. K. v. S. verrichteten Kastrationen, die alle bloß zu dem Ende erzählt sind, um zu beweisen, daß die Unterbindung der isolirten Saamenschlagader bey dieser Operation der Unterbindung des ganzen Saamenstranges auf jeden Fall vorzuziehen, und auch nicht mit so vielen Schwierigkeiten, wie Einige behaupten, verbunden sey. Der Veteran der Chirurgie erzählt mit einer edeln Offenherzigkeit, daß die schrecklichen und schauderhaften Aeußerungen der heftigsten Schmerzen seiner Patienten, während der Unterbindung des Saamenstranges, ihn oft in die ängstlichste Verlegenheit gesetzt, und ihn endlich zu dem Entschlusse gebracht hätten, diese Operation entweder gar nicht mehr zu verrichten, oder eine andere weniger schmerzhafte Methode zu versuchen. Er versuchte es also, die Arterie allein zu unterbinden, und fand dieß in allen Fällen so thunlich, und so wenig schmerzhaft, daß er dadurch seinen Zweck völlig erreichte, und nachher nie wieder von dieser Methode abwich. Von der Methode mit Unterbindung des ganzen Saamenstranges werden hier sechs, und von der Unterbindung der isolirten Arterie acht Fälle erzählt. Alle die Bedauernswürdigen, die sich dieser auf jeden Fall harten und abschreckenden Operation noch unterwerfen müssen, werden dem Verf. für diese Mittheilung herzlich danken, wenn dadurch, wie doch zu hoffen ist, etwas zu der Sinnesänderung der bisherigen Gegner dieser Methode beygetragen wird.

Theorie der flechtenartigen Ausschläge. Ein Versuch zur nähern Bestimmung der chronischen Hautkrankheiten, von Dr. *W. G. Tilesius*. Mit Kupfern. Leipzig, bey Hinrichs. 1802. 64 S. 16 Kr.

Der Hr. Dr. T. hat, wie derselbe in der Einleitung sagt, schon seit vielen Jahren alle interessante Ansichten von reinen

und komplicirten Hautkrankheiten, Augenkrankheiten und venerischen Krankheiten, welche er theils selbst behandelt, theils in Krankenhäusern beobachtet hat, der Natur gemäß nachgebildet, und die merkwürdigsten Fälle durch die beygefügten Krankheitsgeschichten erläutert. Diese Sammlung will derselbe auch noch fortsetzen, und von Zeit zu Zeit dem Publikum mittheilen, um dadurch die so verworrene Lehre von den Hautkrankheiten deutlicher auseinander zu setzen. So wenig es nun auch je gelingen möchte, in diesen Theil der Lehre älterer Aerzte Harmonie zu bringen; so willkommen muß uns jeder Beytrag zur weitern Aufklärung dieser Lehre seyn; und in sofern hat der Verfass. allerdings ein verdienstliches Werk unternommen. In dem vor uns liegengenden Bruchstücke liefert derselbe den Anfang der Lehre von den flechtenartigen Ausschlägen, welche in den folgenden erst fortgesetzt werden soll. Die charakteristischen Merkmale der Flechten werden hier so angegeben: 1) Ein entzündeter Boden, area; 2) congeries papularum, die Blätterchen oder Bläschen schießen nie einzeln; sondern immer truppweise auf der area auf; 3) empfindliches Brennen und Jucken der Blätterchen und der area; (? ist das bey andern Hautkrankheiten nicht auch?) 4) die Abschuppung. Von den verschiedenen Arten der Flechten werden hier vorerst die Blasenflechten, und zwar: 1) die Glas- oder Porzellanflechte; 2) die rosenartige Flechte, und 3) die Hirseflechte angegeben, gut charakterisirt, und auf der illuminirten Kupfertafel abgebildet. Für die Fortsetzung wäre besonders mehr Ordnung und Präcision im Vortrage, so wie auch den Abbildungen mehr Ausdruck zu wünschen. Das was der Verfass. von seiner Kurmethode mittheilt, ist das Unbedeutendste im ganzen Werkchen.

Anatomisch-physiologische Abhandlungen, von *Karl Asmund Rudolphi*, Dr. Adjunkt der med. Fakult. und Prosektor, Lehrer der Thierarzneykunst, und Direkt. des veterin. Instituts in Greifswalde, etc. Mit acht Kupfertafeln. Berlin, in der Realschulbuchhandlung, 1802. 251 Seit. 8. 1 Rthl. 16 Gr.

Die

Die 9 Aufsätze, mit welchen hier das Publikum beschenkt wird, zeugen alle von einem sehr lobenswerthen Fleiße ihres Verfs., und von einem regen Streben nach Wahrheit; und sichern ihrem Verf. den Dank aller Naturforscher und Aerzte, die dergleichen, oft sehr mühsame, Arbeiten zu schätzen wissen. Mehrere dieser Abhandlungen sind zwar zum Theil schon bekannt (Nr. 1, 2, 3, 5, 6.); aber Mancher möchte sie doch wohl noch nicht gelesen haben; und wenn auch dieß wäre: so wird man sie doch hier gern noch einmal lesen, da sie hier entweder ganz umgearbeitet wieder erscheinen, oder doch bedeutende Zusätze und Verbesserungen erhalten haben. Die Aufsätze sind folgende: I. Ueber das Auge (und zwar 1) von den Sehnen der geraden Augenmuskeln; 2) die Hornhaut; 3) die harte Haut; 4) die Gefäßhaut; 5) die Iris; 6) die Markhaut; 7) das Strahlenplättchen; 8) der Kamm in dem Auge der Vögel; 9) der gelbe Fleck in der Markhaut; 10) die Linsenkapsel.). II. Ueber die Durchkreutzung der Sehnerven bey den Fischen — enthält die Resultate aus der Zergliederung von 13 verschiedenen Arten von Fischen; bey dem pleuronectes flesus fand der Verf. nie eine Durchkreutzung. — III. Ueber die Darmzotten; der längste und reichhaltigste Aufsatz. Zuerst enthält derselbe die anatomische Untersuchung dieses Theils an 66 Thierarten; dann folgen allgemeine Bemerkungen über die innere Darmhaut (bey den allermeisten Thieren, z. B. bey allen Fischen, fehlen die Darmzotten ganz; die Zotten haben keine Oeffnungen, ꝛc.), und endlich Bemerkungen über die Abbildungen der Zottenhaut (die Hedwigische erklärt der Verf. für die beste). IV. Versuche über das Athemholen der Frösche. Der Vf. wiederholte die Herholdtischen Versuche (s. Anmerk. über die chirurgische Behandlung dieser Wunden in der Brust, ꝛc.), und fand völlig entgegengesetzte Resultate. V. Ueber die Zähne (über die Zusammensetzung der Zahnkrone aus mehreren Stücken). VI. Ueber die Gehirnhöhlen. Die Hauptsache ist Widerlegung der Sömmeringschen Hypothese vom Seelenorgan. VII. Ueber die Hydatiden im thierischen Körper. Der Verfass. theilt sie ein: in 1) unbewohnte, und 2) bewohnte Hydatiden; und zwar: a) von Rundwürmern bewohnte; b) von der tricuspidaria; c) von Doppellöchern; d) von dem körnigten Blasenbandwurme; e) von Blasenbandwürmern; α) von dem gesellschaftlichen; β) von den einzelnlebenden. VIII. Ueber die Peyerschen Drüsen. IX. Ueber die Verbindung der Physio-

siologie und Pathologie. — Die Kupfertafeln stellen Stücke von der innern Darmhaut verschiedener Thiere vor, um die Peyerschen Drüsen (Tab. I — V.), und die Zotten, oder die an deren Stelle tretenden Falten dieser Haut zu zeigen. Zeichnung und Stich ist gut; schade nur, daß, wenigstens in dem Exemplare des Rec., der Abdruck so äußerst matt ist.

Kg.

Die Gallerte aus Knochen, ein angenehmes, wohlfeiles und kräftiges Nahrungsmittel, deren leichte Bereitung in allen Haushaltungen und Hospitälern, und deren Wichtigkeit für Kranke und Arme, von Anton-Alexis Cadet de Vaux, Verwalter des Soldaten-Hospitals zu Paris, u. s. w. Nach dem französischen Originale, welches kürzlich auf Befehl des Ministeriums gedruckt und ausgetheilt wurde, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Frankfurt am Main, bey Varrentrapp. 1803. 88 S. 8. 6 ℛ.

Eine kleine interessante Abhandlung, wie man Gallerte aus Knochen bereiten solle! Die Sache selbst ist nicht neu (man hatte Angst die Papinsche Maschine gebraucht, und aus Knochen den sogenannten Leim gekocht); aber die Anwendung ist neu und lobenswerth — für Arme und Kranke in Lazarethen eine wohlfeilere Brühe, als die aus Fleisch, zu bereiten. Dieß Verdienstliche abgerechnet, wünschten wir, der Verfass. hätte sich manche unrichtige Sätze nicht erlaubt, z. B. das Leben dauert in den Knochen viele Jahrhunderte fort (doch wohl nur, weil er noch zusammen hängt), jeder Knochen ist eine schon fertige Gallerttafel, die Knochenbrühe ist der Fleischbrühe vorzuziehen, ein Knochen ist frisches Fleisch in Betreff der Brühe, die Knochenbrühe ist die einzige Substanz in der Oekonomie, die nichts kostet, u. dergl. Denn solche irrige Einfälle pflanzen sich leicht beym großen Haufen fort. Der Verfasser rechnet auf 1 Pfund pulverisirte Knochen 4 Pf. Gelee, auf 1 Pf. des besten Fleisches 12 — 14 Loth Gelee. und

und das wäre immer Empfehlung genug, diß Knüchen besser zu brauchen, als bisher.

Al.

Kurzer Unterricht über den weißen Fluß und die Unfruchtbarkeit der Weiber, nebst einem erprobten Mittel wider das erste Uebel, allen Leidenden dieser Art gewidmet, von D. K. G. Heinße, prakt. Arzt zu Chemnitz. Leipzig, bey Fleischer u. bey dem Verf. 1803. 108 S. 8. 8 gr.

Das Büchelchen soll ein populärer Unterricht über weißen Fluß und Unfruchtbarkeit seyn. Es enthält eine Beschreibung, Sitz und Verschiedenheit des weissen Flusses, die prädisponirenden und gelegentlichen Ursachen, die näheren Ursachen, die Folgen, die Ursachen, warum dieses Uebel oft langwierig, bösartig, und nicht selten unheilbar wird, ingleichen die Unfruchtbarkeit, so viel etwa die Frauenzimmer zu wissen brauchen, obgleich mancher Lehrsatz in medicinischer Rücksicht zu berichtigen wäre. Das Wichtigste ist die Empfehlung und der Gebrauch eines geheimen Mittels gegen den weissen Fluß. Nach der Angabe des Verf. (S. 78) ist dieß Mittel besser, als alle andere, nach den Ingredienzien schwerer zu erforschen, nach dem gegenseitigen Verhältniß schwer zu bestimmen, vor dem Gebrauche (S. 81) ist bey vorhandenen Unreinigkeiten erst eine gelinde Abführung zu nehmen, nachher sind die geheimen Pulver (S. 85) zu gebrauchen, und zwar in der ersten Woche 3 Stück früh, nüchtern, gegen Abend und beym Schlafengehen 1, in der Folge täglich 4 — 5 Stück, bey Schwangern und Säugenden nur 1 — 2 Stück, dazwischen alle 8 — 12 Tage (S. 89) ein gelinde abführendes Mittel. Den Beschluß machen einige gewöhnliche Vorschriften, und das Versprechen einer strengen Verschwiegenheit. Dieß Wundermittel hat den Titel: balsamische Pulver (S. 107), und bestehet in einem doppelt versiegelten Packet, 48 Stück enthaltend, ist jederzeit bey dem Verfass., auch in der Leipziger Meßzeit, und bey dem Verleger, für 3 Thaler Conventionsgeld, zu haben; eine verhältnißmäßige Vergütung ist

für

für eigene Konsultationsbriefe beyzulegen, und jeden Brief postfrey zu senden. Auch sind bey dem Verf. und Verleger ungleich bessere und sichere Mutterklystir-Sprizen zu 2 Thaler oder zu 2 Thaler 16 Groschen mit transportablen Kästchen zu erhalten.

Wir haben bis dahin treulich referirt; wir können aber nicht umhin, den Verf. zu fragen, ob er hier nicht, als ein förmlicher Marktschreyer und Geheimnißkrämer erscheint? Der im Büchelchen unterstrichene Zusatz: jetzt in der Meßzeit zu haben, klingt, als ob er in einer Leipziger Verkaufsbude ausgestanden habe, und das ist einem rechtlichen Arzte nicht anständig, gesetzt, daß es andere Gelehrte auch gethan hätten. Schlecht bleibt immer schlecht, wenn gleich geheime Räthe, Professoren und Doktoren ihre Nostrum's gegen halben Profit in die Apotheken geben, oder gar einen Selbsthandel treiben. Und nun seine Pulver, ohne Rücksicht auf das altmodische Purgiren, woraus können sie wohl bestehen? Doch wohl aus bittern und sogenannten balsamischen Substanzen, die jeder andere Arzt ebenfalls weiß? Und der enorme Preis für 48 Pulver, die aus gewöhnlichen Kräutern, Rinden, Blumen, u. dergl. bestehen, gegen die bekannte Indikation, allgemeine und örtliche Schwäche? Das ist nicht fein! So weit vergißt sich kein rechtlicher Mann!! Wir können hierbey nichts thun, als die kranken Frauenzimmer vor dieser praktischen Lockpfeife warnen; denn jeder gute Arzt kann ihre Kur ungleich wohlfeiler, vielleicht auch sicherer, vollenden.

H.

Triumph der Heilkunst, oder durch Thatsachen erläuterte praktische Anweisung zur Hülfe in den verzweiflungsvollsten Krankheitsfällen. Ein Repertorium für Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von D. Chr. Aug. Struve, ausübendem Arzte zu Görlitz, u. s. w. Vierter Band. Breßlau, bey Korn. 1803. 429 S. 8. 1 Rthl. 8 Gr.

Wie

Wie gewöhnlich, stehen in diesem Bande medicinische und chirurgische Erfahrungen, und Miscellen, aus andern gedruckten Schriften und Sammlungen wörtlich abkopirt. Eine leichte Art der Buchmacherey, die sich (Vorr. 6.) durch die Worte: »bey der jetzigen Erschöpfung des Galen, der »sich arm gegeben hat,« und nach dem Moralgesetz, nicht entschuldigen läßt! Wir wünschen, daß der Herausgeber sich dieser Sünde entledigen, und das Suum cuique beobachten möge. Man kann auch dann, wenn durch solche »Samm»lungen (ebend.) in den Händen derer, die sie zu brauchen »verstehen, Nutzen geschafft worden,« ungerecht gegen Andere, gegen die Autoren und fremde Verleger, werden.

Ar.

Auszüge aus dem Tagebuche und den Briefen eines Kranken, während seines Aufenthalts im Karlsbade, an dem Franzensbrunnen bey Eger, und in Lauchstädt im Jahre 1802. Zur Belehrung und Beruhigung für Gesunde und Kranke, von C. A. Pietzsch, Diakonus in Freyburg. Weissenfels, bey Severin. 1803. 262 Seiten 8. 16 gr.

Für den Arzt ist in diesen Auszügen sehr wenig enthalten, und die etwanigen Nachrichten von den Bade- und Trinkanstalten, nebst den Gebühren, sind längstens besser und angenehmer erzählt. Das Uebrige des Tagebuchs sind fromme Gedanken, Gebete und Wünsche des kranken Verf., und lauter Beweise, daß die hochgerühmten Gesundbrunnen und Bäder nicht immer helfen. Leider! sehr wahr, aber nicht neu!

Sw.

Pharmaceutische Nomenklaturtafel, nach der neuen preussischen Pharmakopoea, zur leichtern Verwandlung der neuern Namen in die ältern, und umge-

umgekehrt, für die Apotheker und Aerzte der sämmtlichen Königl. Preussischen Staaten, von D. *J. B. Trommsdorff*, Professor der Chemie und Apotheker zu Erfurt. Erfurt, bey Hennings. 1803. Ein auf einer Seite bedruckter Bogen gr. Folio. 6 Kr.

Wer das Heimsche schon vor drey Jahren bey J. F. Unger in Berlin herausgekommene: Verzeichniß der Arzneymittel, die in der Pharmacopoea Borussica vom Jahre 1799 neue Benennungen erhalten haben — besitzet, bedarf dieser Nomenklaturtafel nicht; jenes besitzet noch die Vorzüge, daß solchen die chemischen Bezeichnungen der Dinge nach Klaproth beygefügt sind. Recens. muß glauben, daß Herrn Trommsdorff dieses Verzeichniß unbekannt geblieben sey, er würde sonst gewiß diese Handarbeit vermieden haben.

Jz.

Joseph Jakob von Plenck, K. K. Raths, öffentlichen Lehrers der Chemie, u. s. w. Anfangsgründe der pharmaceutischen Chemie, oder Lehre von der Bereitung und Zusammensetzung der Arzneymittel. Wien, bey Wappler und Beck. 1803. 231 S. gr. 8. 20 Kr.

Ohne weiteres Urtheil hebt Rec. nur einige Sätze buchstäblich aus — sie werden hinlänglich bezeichnen, wessen Geistes Kind dieses Werk ist!

Seite 67: »Das Uebergießen des Gases aus einem »Gefäße in ein anderes, geschieht mittelst eines cylindrischen »Glases, welches mit einem polirten Rande versehen, und »mit Wasser angefüllt ist, welches, pneumatisch zu reden, »luftleer genennt wird. Dieses Glas wird auf die Oeff»nung des Trichters im Wasserbehältnisse gesetzt. Darauf »wird es mit Gase gefüllt, in das Wasser des Behältnisses

»unter

»unter den Trichter gebracht, und in das unter die Oeffnung »des Trichters angesetzte Gefäß geleert. Man verdecke das »mit Gase gefüllte Glas unter dem Wasser mit einer gläser»nen Platte, und nimmt es heraus.«

S. 90: »Gesundheits-Kaffeh. Oeligte Früchte, »oder Wurzeln wie Kaffehkörner gebrannt, und mit der »Hälfte gebrannter Kaffehkörner vermischt, begieße man mit »siedendem Wasser. So wird der Eicheln- und Wacholder»beeren-Kaffeh bereitet.«

S. 162: »Mineralische schmerzstillende Tro»pfen. Man destillire Vitriolöhl (wie viel?) mit höchst rec»tificirtem Weingeiste (wie viel?) zur Abziehung der »Hälfte.« Ferner, auf der nämlichen Seite: »Essig»naphta. Man mische trockene Weinsteinblättererde mit »Vitriolöle und Alkohol (wie viel von einem jedem?) in ei»ner gläsernen Retorte, und ziehe bey gelindem Feuer fünf »Unzen ab. Die so erhaltene Flüssigkeit rectificire man aus »einer gläsernen Retorte bey sehr gelinder Hitze.« Genug!

Die Apothekerschule, oder Versuch einer tabellarischen Darstellung der gesammten Pharmacie, zum Gebrauche bey dem Unterricht und zur Vorbereitung für diejenigen, welche sich einem Examen unterwerfen wollen, von Dr. *Joh. B. Trommsdorff*, Profess. der Chemie auf der Universität Erfurt, u. s. w. Erfurt, bey Hennings. 1803. 11 Bogen in Folio. 1 Rthl.

Nach Rec. Ueberzeugung ist diese tabellarische Darstellung zur Erfüllung des angegebenen doppelten Endzwecks ganz geeignet.

Die erste Tafel giebt eine allgemeine Uebersicht der Pharmacie — über ihren Ursprung — Verhältniß zu andern Wissenschaften — Hülfswissenschaften — Theile der ausübenden Pharmacie, u. dergl. Einrichtung und Eintheilung einer guten Apotheke, so wie die Vertheilung der Geschäffte, nebst

nebst allgemeinen Regeln für die arbeitenden Personen. Bey letztern müßte es wohl statt: Gifte dürfen ohne ärztliche Verordnung an Niemand verabfolgt werden: heftig wirkende Arzneyen heißen! Da die Gifte öfterer zum technischen als medicinischen Gebrauch verlangt werden: so ist eher die Gutheißung einer obrigkeitlichen Person, als die Verordnung eines Arztes erforderlich! Die zweyte Tafel macht die zur ausübenden Pharmacie und zur pharmaceutischen Chemie gehörigen Instrumente und Geräthschaften namhaft, so wie die auf derselben abgedruckte Kupfertafel die meisten davon anschaulich. Die dritte Tafel giebt eine Uebersicht von den rohen Arzneymitteln, und beschreibt die mechanisch-pharmaceutischen und die chemisch-pharmaceutischen Operationen. Die übrigen Tafeln stellen die pharmaceutisch-chemischen Präparate dar, und zwar stehen auf der vierten Tafel, die alkalischen Zubereitungen, die Säuren und die Salze mit alkalischer Grundlage — auf der fünften Tafel, die Fortsetzung der letztern, die Salze mit erdiger Grundlage, und die Erden — auf der sechsten Tafel, die Salze mit metallischer Basis, und die Salze mit alkalisch-metallischer Basis — auf der siebenden Tafel, die Metalloxyde und die Ausscheidung einiger Metalle, die in den Apotheken vorgenommen wird — auf der achten Tafel, die schwefelhaltigen Präparate, die weingeisthaltigen Präparate, die medicinischen Weine, und die Harze — auf der neunten Tafel, die Naphten und versüßten Säuren, die wässerigen Arzneymittel, die Extrakte und extraktähnlichen Arzneymittel, ingleichen die zuckerartigen Arzneyen, endlich auf der zehnten Tafel, die Oele, die Seifen, und die äußerlichen Medikamente.

Eine jede dieser Tafeln zeigt in sechs Kolumnen: 1) die ältern pharmaceutischen, und 2) die neuern pharmaceutischen Benennungen; 3) die Bereitungsart; 4) die Bestandtheile; 5) die Eigenschaften, und 6) die Reinheit und Aechtheit der Arzneyen. Um den Lesern eine kleine Uebersicht dieser Einrichtung zu geben, hebt Rec. einen der kleinern Artikel auf der achten Tafel aus, und fügt dann noch einige kleine Erinnerungen bey: 1) »Kermes minerale, Pulvis carthusianorum. Mineralkermes, Karthäuserpulver. — 2) Sulphur »stibiatum rubeum. Stibium hydrothionicum. Hydro»thionspießglanz. — 3) Zwey Theile Schwefelspießglanz »werden mit einem Theile gereinigter Potasche geschmolzen,

»die

»die Masse nach dem Erkalten mit heißem Wasser ausgekocht,
»und dasselbe schnell filtrirt, worauf sich denn noch beim Er-
»kalten ein braunrothes Pulver abscheiden wird, das man
»aussüßt und trocknet. Der auf dem Filtrum verbliebene
»Rückstand kann noch mehrmals wieder ausgekocht werden,
»worauf man noch eine Menge Kermes erhalten wird. 4)
»Hydrothionsäure und orangenfarbenes Spießglanzoxyd. 5)
»Ein braunrothes Pulver, ohne Geschmack und Geruch,
»entwickelt, mit Wasser befeuchtet, in einer warmen Tem-
»peratur Hydrothionsäure, erleidet durch das Alter eine
»Zersetzung, wird dunkler von Farbe, und enthält alsdann
»etwas Schwefel. 6) Muß sich in einem glühenden Schmelz-
»tiegel vollkommen verflüchtigen, und in kalter Aetzlauge
»leicht auflösen lassen.«

Nun die Erinnerungen: Auf der sechsten Tafel bey Beschreibung der Bereitung des ätzenden Quecksilbersublimats, hätte für gelindes Quecksilberoxyd ein schicklicherer Ausdruck gewählt werden, auch eine der gewöhnlichen Bereitungsmethoden, durch gegenseitige Zerlegung, mit aufgeführt werden können. Auf der achten Tafel, bey Spießglanzleber hätte mit angegeben werden können, daß diejenige, welche mit Potasche bereitet ist, sich auch durch ihre Geneigtheit, Feuchtigkeit aus der Luft anzuziehen, vor der mit Salpeter bereiteten, auszeichne — auf eben dieser Tafel ist Spiritus vini, Spiritus vini rectificatus, und Spiritus vini rectificatissimus, als neuere Benennung, unter den allgemeinen Namen Alkohol begriffen? So führen auch auf der neunten Tafel die versüßten Säuren die deutsche Benennung alkoholisirter Aether. Z. B. Spiritus sulphurico-aethereus (sonst Liquor anodinus mineralis H.) heißt hier alkoholisirter Schwefeläther! (so auch die übrigen: alkoholisirter Salpeteräther, Salzäther und Essigäther.) Warum behielt der Verf. nicht den Namen: versüßte Schwefelsäure bey, da er sie doch unter die Rubrik: versüßte Säuren, gerechnet? Man hat mit der Benennung Alkohol immer den Begriff des feinsten eines Dinges verbunden, das könnte nun angeführtermaaßen nicht mehr statt finden — wollte man ja den lateinischen Namen wörtlicher übersetzen: so dürfte der Ausdruck: schwefelätherischer Geist, vielleicht schicklicher seyn. Dieses, und die Verbesserung einiger Druckfehler, z. B. auf der vierten Tafel die falsche Ueberschrift: Metallen,

wird der Verfasser bey einer neuen Auflage gewiß beherzigen.

Li.

Weltweisheit.

Versuch einer zweckmäßig vollständigen Vorbereitungswissenschaft zum richtigen Studium und gründlichen Bearbeiten der Metaphysik oder der transscendentalen Fundamentalphilosophie, von D. Johann Karl Wezel. Leipzig, bey Graffe. 1803. 485 S. gr. 8. 1 Rk. 20 gr.

Herr Wezel hat in einem kurzen Zeitraum viele und dicke Bücher über die Philosophie geschrieben: er wiederholt sich aber auch häufig, und schreibt überdieß höchst weitschweifig: zwey Mittel, die freylich zum Büchersabriciren sehr dienlich sind. Auch weiß er seinen Büchern große, vielversprechende Titel zu geben, wie dann ein wenig Pralerey den neuesten und allerneuesten deutschen Philosophen nicht ungewöhnlich ist. Alles ist bey Hrn. Wezel einzig. Nachdem er dem Publikum im J. 1802 nicht nur einen Versuch der einzig zweckmäßigen Propädeutik zum richtigen, gründlichen, und fruchtbaren Studium der Logik; sondern auch einen Grundriß der einzig-zweckmäßigen Propädevtik zum gründlichen, richtigen und fruchtbaren Studium der Metaphysik gegeben, und man, wenigstens nach den Titeln zu urtheilen, glauben mußte, die Philosophie, und besonders die Metaphysik sey von ihm hinlänglich vorbereitet: so tritt er nun doch noch mit einer Vorbereitungswissenschaft zum richtigen Studium und gründlichen Bearbeiten der Metaphysik auf. Eben so muß man sich über die Erscheinung dieser Vorbereitung zur Metaphysik um so mehr wundern, wenn man sich erinnert, daß Hr. Wezel schon im J. 1802 einen Entwurf des einzig-richtigen und zweckmäßig-dargestellten Systems der Metaphysik geliefert hat. Oder sollte etwa jener Entwurf des einzig-richtigen Systems der Metaphysik auch nichts weiter als

als noch eine Vorbereitung zur Metaphysik seyn? — Da die vorhergehenden Wezelschen Werke bereits in dem 81sten Bde. der N. A. D. Bibl. recensirt sind: so wird sich Recens. bey Recensirung des vorliegenden, um so kürzer fassen.

Es besteht solches aus zwey Theilen: einer Einleitung, und einer Art von Geschichte der Metaphysik von den Griechen an, bis auf Hume: (denn die neue und neueste Metaphysik berührt Hr. Wezel nur hie und da im Vorbeygehen, und er scheint sie in einem besondern Band abhandeln zu wollen; welches dann wieder ein neues, und ohne Zweifel weitschweifiges, folglich dickleibiges Buch geben wird.)

Wie weitschweifig und tavtologisch Hr. Wezel schreibt, und wie oft er sich wiederholt, könnte Rec. durch unzählige Beyspiele in dem vorliegenden Werke zeigen; er will aber nur Eines anführen. Der Verf. handelt in der Einleitung von dem Wesen der Wissenschaft, welches darin besteht, daß aus einem obersten und gewissen Grundsatze, andere Sätze abgeleitet, und zu einem Ganzen verbunden werden; wobey es klar ist, daß die bloße Verkettung der Sätze unter einander, und mit dem obersten Grundsatze, wenn dieser nicht selbst eine ungezweifelte Gewißheit hat, nicht hinlänglich ist, eine Wissenschaft zu gründen. Das wird in jeder guten Logik gelehrt, so daß der Verfass. sich hätte begnügen können, diesen Satz als ein Lemma aus der Logik anzuführen. Aber er hat für gut gefunden, mit demselben drey Blätter (S. 15—20) anzufüllen; welches natürlicherweise nicht anders, als durch beständige Wiederholungen hat geschehen können. Rec. will zur Probe nur den Anfang hersetzen: »eine Menge »noch so künstlich und schulgerecht mit einander ver»bundener, ungewisser und unwahrer Sätze enthält »gleichwohl, bey aller systematischen Form, nichts, »was man wirklich gewiß wüßte, und gewiß wissen könnte, »folglich kein Erstes, wahres Wissen, keine zuverlässige Ge»wißheit, ja nicht einmal etwas Wahres. Mithin kann »aus der bloßen Vereinigung oder durch die Ver»bindung mehrerer Theile (ungewisser Sätze) nichts ent»stehen, was vorher in keinem Theile vorhanden war, folg»lich keine Gewißheit, kein Wissen aus ungewissen Sätzen, »und durch die bloße Verbindung derselben entsprin-

»gen. Denn diese bringt nur Zusammenhang, nur die Form »in die vorher isolirten Sätze; aber keine Gewißheit, keinen »innern Gehalt, kein Wissen in die ungewissen Sätze. Da»her bleiben dieselben bey aller systematischen Verbin»dung, und noch so streng schulgerechten Form, noch »so lange ungewiß (ohne durch die systematische Form »allein gewiß zu werden), bis sie erst auf einen an sich un»mittelbar gewissen Satz, der ohne und vor aller Verbin»dung mit andern ungewissen Sätzen, schon vorher völlig »gewiß ist, bezogen, gegründet, darauf zurückgeführt und »vereinigt worden. Nur von diesem an sich unmittelbar ge»wissen Satze können die an sich nicht unmittelbar gewissen »Sätze erst ihre Gewißheit erhalten, sobald sie mit ihm ver»knüpft werden; aber freylich nicht durch die bloße »Verbindung allein (oder weil sie mit einem andern Sa»tze verbunden werden); sondern nur, weil dieser Satz un»mittelbar gewiß ist, und also seine Gewißheit nicht erst »durch die systematische Vereinigung mit andern Sä»tzen erhält. Folglich werden die an sich ungewissen Sätze »nicht dadurch allein gewiß, daß sie mit einem andern »ungewissen Satz, und unter sich verbunden werden, »u. s. w.« So geht es noch mehrere Seiten fort, und am Ende Seite 20 sagt uns Hr. Wezel noch einmal, daß die Verbindung der Sätze allein noch keine Gewißheit verschaffen könne. Rec. würde diese beständige Tavtologie nicht ausgehalten, und das Buch gleich Anfangs weggelegt haben, wenn ihn nicht sein Recensentenberuf an die Lesung desselben gefesselt hätte. Es ist etwas Schönes um die Deutlichkeit in der Philosophie; aber sie muß mit Präcision verbunden seyn, und nicht in eine ermüdende und ekelhafte Weitschweifigkeit ausarten.

Was nun die Sache selbst betrifft: so behauptet der Verf., daß eine jede Wissenschaft nicht mehr als einen einzigen obersten Grundsatz haben müsse, wenn sie den Namen eines Systems verdienen soll (S. 24.). Es ist dieses eine von den Chimären der neuen und neuesten Philosophie, die, so viel Recens. sich erinnert, zuerst von Hrn. Reinhold verbreitet worden ist: (denn Kant selbst, so sehr er auch auf Einheit der Erkenntniß dringt, hat nirgends so Etwas behauptet.) Schon das Beyspiel der Geometrie widerlegt eine solche Behauptung. Diese Wissenschaft hat mehrere, sogar

mate-

materiale Grundsätze, ohne daß sie deßwegen minder eine Wissenschaft, ja das Muster aller Wissenschaften wäre, weil alle ihre Grundsätze evident und gewiß sind. Dieß ist die Hauptsache; und wenn es unsere Metaphysiker nur einmal so weit gebracht hätten: so möchten sie immer zwey, drey, und noch mehrere Grundsätze an die Spitze ihrer metaphysischen Systeme setzen.

S. 37. 39 wiederholt der Verf. die schon in seinen vorhergehenden Schriften enthaltene Behauptung, daß man, um zu einer gründlichen Metaphysik zu gelangen, vor allen Dingen den absolut-letzten Grund der Möglichkeit und der ganzen Entstehungsart des Bewußtseyns gefunden haben müsse, und daß dieses die unerläßliche Bedingung der Gewißheit alles unsers Wissens und Glaubens sey. Wäre dem so; so würde es freylich um die Gewißheit unserer Erkenntniß sehr mißlich stehen; denn welcher Philosoph wird je das Bewußtseyn erklären, und die Möglichkeit oder Entstehungsart desselben ergründen? Dieß gehört wiederum zu den abentheuerlichen Unternehmungen der neuesten Philosophie, wie schon in dieser Bibliothek, bey der Recension eines andern Werkes des Verf. (81. B. S. 143 ff.) gezeigt worden ist. Wem ist es je eingefallen, die Gewißheit der Geometrie zu läugnen oder zu bezweifeln, weil die Möglichkeit des Bewußtseyns noch nicht erklärt ist, wie der Verfasser S. 44 ausdrücklich behauptet? und würde Euklid über denjenigen nicht gelacht haben, der von ihm verlangt hätte, daß er, um seinen Elementen den höchstmöglichen Grad von Gewißheit zu geben, vor allen Dingen das Bewußtseyn untersuchen, und ergründen sollte? — Hätten sich die Keppler, die Leibnitze, die Newtone, u. s. w. mit dergleichen Untersuchungen befaßt; so würden sie uns, statt ihrer großen Erfindungen, nichts als Hirngespinnste hinterlassen haben; wie solches der Fall bey der neuen und neuesten Philosophie ist. — Der Verf. macht mit Kanten, einen Unterschied zwischen der transscendentalen und der transscendenten Philosophie. Wenn die letztere darin besteht, daß man beym Spekuliren, die Gränzen der menschlichen Erkenntniß überschreitet, oder zu überschreiten strebt: so giebt es keine ärgere transscendente Philosophie, als diejenige, die die Möglichkeit des Bewußtseyns erklären will.

Ein Philosoph, der so große Dinge unternimmt, sollte doch wenigstens seine Terminologie nicht so schwankend gebrauchen, wie Hr. Wezel S. 45 und 46 bey Erklärung der Metaphysik thut. Die Metaphysik, sagt er, ist die Wissenschaft des Absoluten, und dieses Absolute ist nach §. 16. nichts anders, als die letzten Gründe oder Elemente unserer Erkenntniß. Aber nach §. 17. ist es das reelle Absolute. Ist das mit dem vorhergehenden einerley? und ist es erlaubt, dem Leser, so unvermerkt, einen Begriff statt des andern unterzuschieben? — Ferner sagt der Verfass. §. 18.: daß die reine (von aller Erfahrung unabhängige) Vernunft die einzig mögliche Quelle der Metaphysik sey. Woher weiß er dieß? und wo hat er es bewiesen? — Aber freylich ist es viel bequemer, die Grundlage des metaphysischen Systems, dem man zugethan ist, gleich in die Definition der Metaphysik zu bringen, und das System auf solche Art zu erschleichen, als es gründlich zu beweisen.

Von diesem Schlage ist die Anmerkung S. 69, wo der Verf. im Vorbeygehen sagt: »daß der natürliche Verstand »und die natürliche Vernunft nur ein Wiederschein der ihr »zum Grunde liegenden ursprünglichen reinen Vernunft »sey, welche gleich dem Kopernikanischen System, den »Schein der sinnlichen Erfahrung verlasse, und etwas »aufstelle, das dem gemeinen Verstande ganz zu wider»sprechen scheine, um jene Erfahrung aus dem scheinbaren »Widerspruche selbst zu erklären, und mit dem natürlichen »Verstande in Harmonie zu bringen.« Hier ist also wieder ein neuer Philosoph, der Hrn. Kants witzigen Einfall, daß man es in der Metaphysik, wie Kopernikus in der Astronomie, machen, und die bisherige Ansicht der Dinge umkehren müsse, aufgefaßt hat, und seine transscendentale Philosophie mit dieser fremden Feder ausstaffirt. Nur Schade, daß man mit dergleichen Federn nicht fliegen, d. i. mit witzigen Einfällen in der Philosophie nicht weiter kommen kann.

Nach S. 68 soll der gemeine Verstand für den Philosophen nicht *terminus a quo*, sondern *terminus ad quem* seyn. Da der Verf. nicht erklärt, was er unter dem gemeinen Verstande versteht, und wie er ihn von der sogenannten reinen und philosophirenden Vernunft unterscheidet: so läßt sich freylich von demselben behaupten, was man will.

der Verf. scheint wirklich einen sehr schiefen Begriff mit diesem Ausdruck zu verbinden; es wäre sonst nicht möglich, den gemeinen und gesunden Menschenverstand so sehr herabzuwürdigen, und S. 68 zu sagen: »Hätte man stets dem gemeinen Menschenverstande gefolgt; so müßten wir noch »immer eine unendliche Menge von Göttern, Halbgöttern, »Dämonen und Geistern, Gespenster aller Art annehmen, »Hexen verbrennen, die Sonne als sich um die unbeweglich »stehen sollende Erde drehend gegen das Kopernikanische »System, und tausend andere Kalendermärchen für untrügliche Wahrheit halten, kurz dem blindesten Aberglauben und allen Vorurtheilen Thor und Thür öffen lassen. — »Zwar hat die bisherige Philosophie auch mancherley Mißgeburten und Widersprüche erzeugt, und mußte die es, »so lange sie noch keinen festen Grund hatte, der auch jetzt »noch nicht allgemein bekannt ist; (o weh!) aber wie »viel Gutes hat sie nicht auch zugleich gestiftet und veranlaßt? Wo jemals den Aberglauben begünstiget, oder gar »eingeführet, und so allgemein schädliche Vorurtheile zu Tage »befördert, als der so hoch gepriesene, von Natur gesunde »Menschenverstand?« Wer hat je, in der Philosophie, unter dem gemeinen und gesunden Menschenverstande den Verstand des rohen, unkultivirten Menschen und des Pöbels verstanden? und wie kann Hr. Wezel das sinnlich wahre Urtheil, daß die Sonne sich bewegt, und die Erde ruht, mit dem Glauben an Hexen und Gespenster, und mit den Kalendermärchen in eine Klasse setzen? Ist das nicht ein Beweis, daß Hr. Wezel hier nur, als der Advokat der sogenannten reinen philosophirenden Vernunft, den Verstand hat herabsetzen wollen, ohne einen deutlichen und bestimmten Begriff von ihm zu haben? Das Gewissen scheint ihm jedoch am Ende geschlagen zu haben, indem er gesteht, daß auch die bisherige Philosophie mancherley Mißgeburten und Widersprüche erzeugt hat. Ja freylich hat sie Mißgeburten und Widersprüche erzeugt; Rec. nimmt aber keinen Anstand zu behaupten, daß, wenn diese eine Zeitlang als die herrlichsten Formen gepriesene Mißgeburten, und diese als die höchste Einheit gerühmten Widersprüche, endlich für das erkannt worden sind, was sie wirklich sind, man solches dem gemeinen und gesunden Menschenverstande zu verdanken hat.

Seite 81 sagt der Verf., daß die Dogmatiker von lauter Widersprüchen ausgehen; daß die dogmatisch verfahrende Vernunft ganz inkonsequent und verkehrt, und daher unfähig sey, das Wahre zu erkennen. Was mag wohl Hr. Wezel für einen Begriff von dem Dogmatismus haben? Aber seitdem Hr. Kant den Dogmatismus durch die unrichtigen und nachtheiligen Begriffe, die er davon gab, gebrandmarkt hat, glauben die neuen und neuesten Philosophen, ihn als die verworfenste Art zu philosophiren, darstellen zu dürfen.

Hr. Wezel ist aber auch sonst nichts als Nachbeter der neuen Philosophie; denn Seite 82 behauptet er mit Hrn. Schad (ohne ihn zu nennen und zu citiren,) daß der für die ganze Menschheit wohlthätige Protestantismus nur durch Inkonsequenz entstanden sey, und sich ohne eine neue Reform nicht behaupten könne. Ohne Zweifel wird dieses eine Kantisch-Fichtisch-Schellingisch-Wezelische Reform seyn, vor der uns der Himmel bewahren wolle!

S. 86 ff. kommt ein langes und langweiliges Geschwätz über den Supernaturalismus vor, das Hr. Wezel meistens aus Schaden abgeschrieben hat, denn Hr. Schad scheint sein Held zu seyn. Ein Philosoph darf es nur recht bunt machen; so kann er gewiß seyn, in Deutschland Bewunderer und Anhänger zu bekommen. So leitet Hr. Wezel (S. 94 *) mit Hrn. Schad, alles Unheil in der Welt, besonders den Despotismus und die Sklaverey, von dem Glauben an ein Seyn an sich, und an objektive Wahrheit her, worin es außer Hrn. Schad und Wezel gewiß noch kein Philosoph gefunden hat. Wie mögen wohl die Begriffe in Hrn. Wezels Kopf zusammen hängen? —

Nachdem Hr. Wezel, wie wir gesehen haben, die philosophirende Vernunft so sehr über den gemeinen Menschenverstand erhoben, findet er doch (S. 99 — 102), daß diese Vernunft auf große Abwege gerathen, bis ihr erster kritischer Repräsentant, Kant, aufgetreten, der zuerst die transscendentalen Gründe aller menschlichen Erkenntniß erforscht, jedoch noch nicht völlig entdeckt, und noch weniger bestimmt dargestellt habe (S. 102.). Ohne Zweifel ist die Vollendung der transscendentalen Philosophie Hrn. We-

zu vorbehalten. Dieß ist seit Kanten und Reinholden, die Sprache aller philosophischen Marktschreyer in Deutschland, durch die sich hoffentlich kein Verständiger mehr täuschen lassen wird.

Aus der langen Anmerkung (S. 104—109) läßt sich ungefähr errathen, worin die transscendentale Philosophie des Verf. bestehe oder bestehen wird. Die letzten absoluten Gründe der Erfahrung und des Bewußtseyns sollen nämlich bloß im Subjekte liegen; das äußere Objekt aber soll die bloße Bedingung der Möglichkeit alles Bewußtseyns und aller Erfahrung seyn. Da der Verf. noch ein dickes Buch über diese seine transscendentale Philosophie schreiben zu wollen scheint: so will Rec. ihn zum Voraus auf Folgendes aufmerksam machen:

1) Hat er in seiner langen Anmerkung, den Unterschied zwischen Grund und Bedingung nicht deutlich angegeben. Dieß wird er hoffentlich in seinem neuen Systeme der Transscendental-Philosophie thun: denn Grund und Bedingung sind Hauptbegriffe darin, weil Subjekt und Objekt dadurch sollen unterschieden werden.

2) Sodann muß er streng beweisen, daß das Subjekt der eigentliche Grund des Bewußtseyns und der Erfahrung, das Objekt aber die bloße Bedingung derselben ist. Rec. sagt: beweisen; denn durch bloßes Hin- und Herreden über eine Sache, durch tautologische Ausdrücke, und ewige Wiederholungen wird in der Philosophie nichts bewiesen. Er muß sogar gegen den Idealisten beweisen, daß Subjekt und Objekt unterschieden sind. Rec. zweifelt aber sehr, daß sich so etwas werde beweisen lassen. Wer wird je die Unmöglichkeit (a priori) zeigen, daß die Seele alle ihre Vorstellungen durch ihre eigenthümliche Kraft, aus sich selbst hervorbringe? Und hinwiederum, wer wird je beweisen, daß die äußern Gegenstände nicht die wahren und einzigen Ursachen von den äußern Empfindungen sind? Rec. hat es wenigstens bisher nicht so weit bringen können, streng zu beweisen, daß die Seele keine tabula rasa ist, und daß sie nicht, gleich dem Wachs, Abdrücke von den Objekten empfängt, so unwahrscheinlich ihm auch diese letztere Meinung vorkommt. Aber freylich hat er vom Beweisen einen Begriff,

der von dem, den die neuen und neuesten Philosophen davon zu haben scheinen, verschieden ist. Seitdem von Kant, in der Philosophie, eine Art zu beweisen eingeführt worden, an der die Phantasie so viel Antheil hat, scheint man nicht mehr zu wissen, was zu einem strengen Beweise erfordert wird; wie wäre es sonst möglich, daß die Kantianer glaubten, Hr. Kant habe das Daseyn der äußern Objekte erwiesen? Aber Kant durfte nur sagen, es müsse hinter den Erscheinungen Etwas seyn, das ihnen zum Grund liege, und das er das Ding an sich nannte: so glaubten es seine Anhänger steif und fest, ohne zu untersuchen, ob dieses auch ein Beweis sey, und ob es mit den Principien der Kantischen Philosophie übereinstimme. — So nimmt Hr. Wezel die Kantischen Formen der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft als völlig erwiesen an, und beruft sich auf diese Lehre in der Vernunftkritik, wie man sich auf einen Satz im Euklides beruft (S. 193), da doch diese ganze Lehre auf nichts als einer sophistischen Dialektik beruht.

3) Gesetzt aber, Hr. Wezel bewiese alles dieses; wird nun das Bewußtseyn und die Entstehung desselben erklärt seyn? Daraus, daß bey unsern Empfindungen, das vorstellende Subjekt der Grund, das vorgestellte Objekt aber die Bedingung ist, ist die Entstehung des Bewußtseyns, wenigstens für den Recensenten, noch nicht begreiflich.

4) Man merkt aber wohl, wie es Hr. Wezel angreifen will, um das Bewußtseyn zu erklären. »Man muß,« sagt er (S. 143) »von aller Erfahrung, von allem natürlichen, »gegebenen, empirischen Bewußtseyn völlig abstrahiren, »um sich durch freywilligen Entschluß und Geistesthätigkeit über die Erfahrung und alles wirkliche Bewußtseyn zu dem absoluten Grunde von beyden zu erheben, »der nur außer dieser Sphäre, in der intelligibeln Welt »gefunden werden kann, u. s. w.« Hr. Wezel will also von allem gegebenen, empirischen und wirklichen Bewußtseyn abstrahiren, um dem ursprünglichen Bewußtseyn auf die Spur zu kommen. Dieß ist eine ganz neue Methode, eine Sache zu erklären. Der Physiker, um ein Phänomen zu erklären, abstrahirt keineswegs von demselben; sondern beobachtet es sorgfältig, zergliedert es, und sucht sodann, durch Anwendung bekannter Naturgesetze, seine Entstehung

stehung begreiflich zu machen. Der Geblmeter, der die Eigenschaften einer geometrischen Figur erfinden und beweisen will, legt gleichfalls die Figur zum Grund, und sucht aus evidenten und erwiesenen Sätzen, mittelst der nothwendigen Gesetze des Verstandes, die Eigenschaften derselben zu entdecken. Aber die neuesten Philosophen, um das Bewußtseyn begreiflich zu machen, legen das empirische Bewußtseyn bey Seite, und suchen es a priori, durch Freyheit und absolute Geistesthätigkeit, zu erklären. Daß eine solche Freyheit und absolute Geistesthätigkeit auf Hirngespinnste führt, ist sehr begreiflich; und die neueste Philosophie hat es zur Genüge bewiesen.

Auf die Einleitung folgt nun die Geschichte der Philosophie, oder, nach des Verf. Absicht, der Metaphysik, die also gleichfalls eine Vorbereitung zur Transscendentalphilosophie seyn soll. Rec. will zwar nicht läugnen, daß es seinen Nutzen haben mag, wenn ein akademischer Lehrer seine Zuhörer, ehe er ihnen sein eigenes philosophisches System vorträgt, vorher mit den verschiedenen Systemen der berühmtesten ältern und neuern Philosophen bekannt macht, (wiewohl sich gegen diese Methode Manches einwenden läßt.) Allein Hr. Wezel überhäuft seine Zuhörer mit Zubereitungen; denn wir haben nun schon von ihm eine Propädevtik zur Logik; eine Propädevtik zur Metaphysik; eine Vorbereitung zum Studium der Metaphysik; und zwar in lauter dicken Büchern. Noch scheint er mit den Zubereitungen nicht am Ende zu seyn; denn auf den gegenwärtigen Band soll noch eine Darstellung der kritischen Philosophie folgen; welche, da der Verf. der Kantischen Philosophie nicht durchgängig beypflichtet, ohne Zweifel auch nur Vorbereitung seyn wird. Wenn wird Hr. Wezel mit seinem System kommen? und wird seinen akademischen Zuhörern, wenn sie sich durch seine Vorbereitungen durchgearbeitet haben, noch so viel Zeit übrig bleiben, daß sie sein noch zu lieferndes System der Metaphysik oder der Transscendentalphilosophie zu studieren im Stande sind?

Man kann ferner fragen, was denn der Verf., da wir bereits mehrere gute Geschichten der Philosophie haben, nöthig hatte, uns eine neue Geschichte der Metaphysik zu geben? Zu dieser Frage ist man um so mehr berechtiget, da

Hr.

Hr. Wezel nirgends (einigemal ausgenommen;) citirt, und man also alles von ihm auf Treu und Glauben annehmen muß. Hr. Wezel will kein Dogmatiker, kein Idealist, kein Materialist, kein Skeptiker, u. s. w.; sondern ein ächt-kritischer Philosoph seyn. Ein solcher Philosoph sollte doch die Quellen, aus denen er die Geschichte der Philosophie geschöpft hat, wenigstens was die Hauptdogmen betrifft, nachweisen, damit man allenfalls nachschlagen könnte. Rec. ist in der Geschichte der Philosophie nicht fremd; aber er hat in der vorliegenden Geschichte der Metaphysik, der er die Richtigkeit im Ganzen nicht absprechen will, Manches gefunden, das er sich nirgends erinnert gelesen zu haben, und das ihm unrichtig zu seyn scheint. So wird z. B. Aristoteles zu einem Materialisten gemacht, der er doch nicht mehr war, als alle ältere Philosophen, bis auf Des-Cartes, der zuerst den Begriff der Einfachheit in seiner ganzen Schärfe faßte. Selbst nach dem Verf. hat Aristoteles ausdrücklich unausgedehnte, immaterielle Substanzen angenommen (S. 168.). S. 317 sagt der Verf., daß Plato sich seine Ideen als bloße regulative, und nicht als konstitutive Principien gedacht habe. Woher weiß er das? und wo steht es? — S. 464 werden die Leibnitzianer, (also ohne Zweifel auch Leibnitz) beschuldiget, »daß sie zwischen Vernunft und Sinnlichkeit »einen durchgängigen Widerspruch annehmen, jede sinnliche Vorstellung objektiv-falsch, jede Vorstellung durch »die Vernunft aber für objektiv-wahr halten.« Wo haben die ächten Leibnitzianer je so etwas behauptet; und sagt nicht Leibnitz ausdrücklich: »les phénomènes même sont des réalités?« — Leibnitzen macht der Vf. ohne Weiteres zum Idealisten, da er doch reelle, außer unserer Vorstellungskraft existirende Substanzen annahm. — Alle Realisten macht der Verf. zu Materialisten, da es doch Realisten giebt, die wirkliche und zugleich einfache Substanzen annehmen, u. s. w.

Noch kann Rec. einen Ausfall des Verf. auf die Regierungen nicht ungerügt lassen. S. 286 sagt er: »daß Plato »mit Volksvorurtheilen zu kämpfen hatte, zu denen sich von »je her der vornehme, große Pöbel bekannte, und um so »hartnäckiger darauf bestand, je mehr er an der Regie»rung Antheil hatte, und (wie noch jetzt) aus mancher»ley Ursachen über Vorurtheile mit beyden Händen hielt.

»um ja kein Fünkchen Licht in die Vernunftfinsterniß »leuchten zu lassen. Die Wahrheit werde noch jetzo ke»zerisch verfolgt. Die Priester und fälschlich sogenannten »Philosophen verbänden sich noch jetzo mit den theologischen »Ketzermachern, und helfen eigentliche Philosophen, zur »ewigen Schande der Vernunft, verfolgen.« Der Verf. muß mehr wissen, als der Rec., dem von Verfolgung der ächten und unächten Philosophen lediglich nichts bekannt ist. Nur so viel weiß Rec. aus der Geschichte der neuern Philosophie, daß die neuesten Philosophen es vorher recht arg machen mußten, ehe an einigen Orten die Regierungen auf sie aufmerksam wurden, und dem Unwesen steuern zu müssen glaubten; welches aber auf die gelindeste Art geschah, so, daß ja fast allenthalben Jeder seine Philosophie, wie er will, wenn sie auch Unsinn wäre, lehrte.

Hd.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

K. E. Mangelsdorffs — Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt, für seine Kinder und für andere von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber. Fünften Theils zweyte Abtheilung. Halle, bey Ruff. 1803. 266 S. 8.

Auch unter dem Titel:

K. E. M. Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten und neuen Welt für seine Kinder. Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung. Elfter Theil. 1 Rh.

Enthält nichts als vierfache Register über das bekannte Werk; auch mehrere Seiten Druckfehler.

Kr.

Vater-

Es hat ein ganz eigenes Interesse, die frühesten Dogmen der Kirche mit einander vollständig kennen zu lernen, wozu es eines eigenen Werks bedurf, in sofern sie in einer allgemeinen Dogmengeschichte nicht so vollständig abgehandelt werden können, und auch nicht alle gleiches Interesse dafür haben. Dagegen kann man einzelne Perioden der Dogmengeschichte besonders behandeln, und eben deswegen desto vollständiger, woraus alsdann eine allgemeine Dogmengeschichte so viel nehmen mag, als für ihren Zweck dienlich ist. Nur paßt es nicht wohl zu diesem Plane, wenn der Verf. mit möglichster Kürze verfahren will. Man sollte eher erwarten, er würde alles so vollständig als möglich liefern, eben deßwegen, weil er nur eine Periode beschreibt. Indessen mußte er auf der andern Seite auch den Gesichtspunkt eines Handbuchs verfolgen, wobey eine zu große Weitläuftigkeit zu vermeiden ist, wenn es recht häufig gelesen werden soll. In dieser Hinsicht läßt es sich wieder entschuldigen, wenn sich Hr. Dr. M. der Kürze befliß, weil für manchen Leser zwey Bände schon mehr als genug seyn dürften. Daß das Werk in dieser Form viel gelesen werden wird, glaubt Rec. versichern zu können; denn es ist sehr interessant geschrieben, mit vielen eigenthümlichen Wendungen, Ansichten und Winken, mit einem treffenden Urtheil, und in einer schönen Sprache. Um die letzte hat auch unstreitig der Uebersetzer große Verdienste; denn man merkt es gar nicht, daß man eine Uebersetzung vor sich hat, sondern glaubt ein originell Deutsches Werk zu lesen. Außerdem hat diese Uebersetzung noch Vorzüge vor dem Original, weil sie noch mit Zusätzen des Verfassers bereichert ist, vorzüglich in der Geschichte des Dogma vom Sohne, nach Martini's trefflichem Buche: »Geschichte des Dogma von der Gottheit Christi, Rostock 1801.« Der Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender. Nach einer sehr zweckmäßigen Einleitung behandelt die erste Abtheilung die Geschichte des Dogma von der Wahrheit der christlichen Religion; die zweyte die Geschichte von den Erkenntnißquellen der christlichen Religion, und die dritte die Geschichte des Dogma von Gott dem Vater, Sohne und heiligen Geiste. Diese Abtheilung zerfällt aber wieder in vier Abschnitte. Der erste — von Gottes Daseyn und Eigenschaften; der zweyte — vom Sohne; der dritte — vom heiligen Geiste, und der vierte — von dem Verhältnisse der Personen in der Gottheit.

Rec.

Rec. hat bey dieser Eintheilung nichts weiter zu erinnern, als daß er glaubt, die Untersuchung über das Verhältniß der Personen wäre vielleicht besser gleich bey der Angabe der Vorstellung eines Kirchenvaters vom Sohn- und Geiste angestellt worden, um der Darstellung dieser einzelnen Vorstellungen noch mehr Interesse zu geben. Dazu hätte auch noch eine Vergleichung der individuellen Vorstellungen mit der regula fidei dienen können, um zu sehen, ob die Väter davon abwichen oder nicht. Endlich wäre in der Einleitung zu der Geschichte des Dogma's vom Sohne wohl der beste Platz zu einigen Bemerkungen über die Veranlassung gewesen, welche die Theologen bestimmte, das Verhältniß des Sohnes zum Vater näher zu entwickeln, so wie über den eigentlichen Zweck, den sie dabey beabsichtigten. Die Einwürfe der Juden und Heiden gegen die göttliche Verehrung Christi, waren unstreitig die Hauptveranlassung, und eben deßwegen der Zweck der Bemühungen Aller, durch irgend eine Hypothese des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn die Einheit Gottes zu retten. Das Letzte hat der Verfasser allerdings auch beyläufig bemerkt: allein es wäre nach der Meinung des Rec. dazu der beste Platz in jener Einleitung gewesen, weil sich alsdann bey der Vorstellung jedes Kirchenvaters eine pragmatische Reflexion hätte anbringen lassen, in wiefern der Zweck dadurch erreicht oder nicht erreicht worden sey. Dadurch würde auch zugleich das resultirende Urtheil vorbereitet seyn, wozu sich der Forscher der Dogmengeschichte gedrungen sieht, daß, wenn man den Sabellianismus nicht wollte, man bey einiger Unbefangenheit und strengen Philosophie den Athanasianismus ohne Umstände hätte annehmen sollen, weil kein Trinitätssystem philosophisch konsequenter war, als das des Athanasius, wogegen die Systeme seiner Gegner als unphilosophisch und inkonsequent zugleich erscheinen. Doch dafür hat Hr. Dr. M. andere sehr gute pragmatische Bemerkungen über die Veranlassung dieser oder jener Vorstellung und Modifikation derselben gegeben, welche eine gründliche Kenntniß der Kirchengeschichte verrathen, ohne die man nicht wohl ein glücklicher Dogmengeschichtschreiber seyn kann. So ist, um nur ein Beyspiel von eigenthümlicher Ansicht anzuführen, der Uebergang sehr treffend, den er zu der Vorstellung des Arius macht. Nachdem er gezeigt hat, daß schon die frühern Väter die Ausdrücke κτισις und ποιημα vom Sohne gebrauchten, und seine Natur für

eine andere als die des Vaters hielten, fährt er sehr richtig Seite 448 so fort: »Von diesen Vorstellungen mußte der »Uebergang zum eigentlichen Arianismus sehr leicht werden. »Es kam nur darauf an, die Frage aufzuwerfen: wenn der »Sohn ein Geschöpf, und seine Natur nicht ist, wie die des »Vaters; sondern der Natur des Vaters fremd, woraus ist »er denn hervor gebracht? Die Antwort ergab sich von »selbst: wie alles Andere aus nichts! und der Arianis»mus, dessen Distinktivlehre in dieser Antwort lag, war »deutlich vorgetragen, u. s. w.« Statt aber die einzelnen Parthien weiter auszuzeichnen, die dieses Buch als Handbuch oder Lesebuch empfehlen, und die man schon von selbst erwarten wird, will Recens. lieber noch etwas bey einzelnen Stellen bemerken, wo er anderer Meinung ist, als der Verfasser — S. 246 kommt in dem Artikel von den Erkenntnißquellen des Christenthums die Bemerkung vor: »daß seit der Zeit des Irenäus das N. T. von allen Christen »gelesen worden sey, daß ferner die Sammlungen des N. »T. in eine bedeutende Cirkulation gekommen, und voll»ständige Bibeln, die das A. und N. T. enthielten, be»sonders bey der Kirche zu finden gewesen wären.« Rec. zweifelt an den vollständigen Sammlungen des N. T., wenn man darunter solche versteht, dergleichen wir jetzt haben, vor dem Zeitalter des Hieronymus. Er glaubt vielmehr, daß dergleichen erst nach dem Hieronymus allgemeiner geworden sind. Wenn erst Eusebius (3, 25.) die Ordnung angiebt, wie die Bücher des N. T. in eine Sammlung gebracht werden müßten: so scheint daraus zu folgen, daß sie damals noch in keiner feststehenden Sammlung waren. Außerdem ist es bekannt, wie lange die Aechtheit der Apokalypse im Orient bezweifelt wurde, und die Aechtheit des Briefs an die Hebräer im Occident. So lange sich die Meinungen hierüber noch nicht vereinigt hatten, kann man wohl von keiner vollständigen Sammlung des N. T. sprechen, wie wir es jetzt haben. Allein zur Zeit des Hieronymus lösten sich die Zweifel in die allgemeinere Annahme der Aechtheit auf, und seit dieser Zeit mögen etwa die Sammlungen des N. T. eben so vollständig gewesen seyn, als die unsrigen. War dieß der Fall: so wird auch die Behauptung S. 248 anders modificirt werden müssen, wonach man mit Gewißheit soll annehmen können, daß die beyden ältern Sammlungen ευαγγελιον und αποστολος in der Mitte des zweyten Jahrhunderts vereinigt,

einigt, und ihnen die katholischen Briefe beygefügt wurden. Diese Behauptung hat um so mehr Schwierigkeiten, je ungewisser es ist, ob man unter *ευαγγελιον* und *αποςολος* etwas mehr als Eintheilungen der Schriften des N. T., und gerade Sammlungen zu verstehen hat, worüber Weber's Untersuchungen über den Kanon zu vergleichen sind. Ferner bemerkt der Verfasser S. 391 in der Lehre der frühesten Kirchenväter vom Sohne sehr richtig, daß Irenäus uns als der Erste erscheine, welcher lehrte, daß der Sohn immer Persönlichkeit gehabt habe. Der Ausdruck wäre aber vielleicht den Worten des Irenäus angemessener, und philosophisch bestimmter, wenn man sagte, daß Irenäus der Erste gewesen sey, welcher eine ewige Koexistenz des Sohnes mit dem Vater behauptete (semper autem coëxistens filius patri). Bey der Lehre vom Geiste kommen natürlich auch die schwierigen Fragen wieder zum Vorschein: ob die frühesten Kirchenväter *λογος* und *πνευμα* verwechselt, und ob sie den Geist bloß für eine Kraft Gottes gehalten haben? Der Verf. geht einen Mittelweg, welcher der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Einige verwechselten *λογος* und *πνευμα* allerdings, oder ließen sie zusammen fließen, wie Hermas und Theophilus; aber Andere unterschieden auch beyde, wie Justin und Tatian. Ferner scheint Athenagoras den Geist für eine bloße Kraft Gottes gehalten zu haben; aber nicht sowohl Justin, Tatian und Irenäus. Indessen muß Rec. doch gestehen, daß die Stellen, woraus der Verf. dieses Letzte zu beweisen sucht, nicht völlig entscheidend sind. Vom Justin beweißt er es z. B. aus der einzigen Stelle der ersten Apologie, wo Justin im Gegensatz gegen den heidnischen Vorwurf des Atheismus sagt, daß die Christen den Sohn an der zweyten Stelle, und den prophetischen Geist *εν τριτη ταξει* verehrten. Hieraus fließe sowohl die Persönlichkeit des Sohns als des Geistes. Allein abgesehen davon, daß Justin zur Abwendung des Atheismus gegen Polytheisten lieber drey Götter als zwey hätte darstellen können: so folgt doch aus dieser Stelle, die von gewöhnlichen Christen (welche sich immer etwas Persönliches unter dem Geist denken mochten) handelt, noch gar nicht, daß sich auch der Theolog Justin dieselbe Vorstellung vom Geiste gemacht haben müßte, besonders da er in andern Stellen von ihm als einer bloßen Kraft Gottes spricht. Außerdem braucht die besondere Verehrung des Geistes nicht gerade nothwendig

eine besondere Personalität in sich zu schließen. Freylich waren die Vorstellungen der frühesten Väter noch sehr unbestimmt und inkonsequent, so daß man sich häufig nicht heraus finden kann, und sie selbst wohl nicht immer wissen mochten, was sie eigentlich wollten; allein in solchen Fällen muß man sich damit helfen, daß man aus der Analogie der übrigen Vorstellungen und der ganzen Lage der Sachen auf das höchst wahrscheinliche Vorhandenseyn dieser oder jener an und für sich zweifelhaften Vorstellung schließt. Da tritt nun der Fall ein, daß alles dafür stimmt, die frühesten Theologen hielten den Geist für eine Kraft Gottes (πνευμα θεου) und nicht für eine persönliche Gottheit (θεος). 1) Die Juden bekämpften das Christenthum mit dem Vorwurf der Mehrgötterey, daß man einen Menschen zu Gott mache, und dadurch die Einheit Gottes vernichte. Bey dieser Gelegenheit wird immer nur Christus erwähnt; aber nicht der Geist. Hätten nun die Christen diesen für etwas mehr, als die Juden gehalten, d. i. für mehr als eine Kraft Gottes: so würden die Juden ihnen dieses ebenfalls vorgehalten haben. 2) Es kommt bey den Vätern vor Tertullian nichts vor von einer Hypostase, Wesen oder Person des Geistes. Erst nachdem Tertullian zum Montanismus übergegangen war, sagt er adv. Prax. 13.: Nos maxime Paracleti discipuli definimus *iam* tres cum spiritu sancto, und bald darauf c. 26. ter ad singula nomina in *personas* singulas tingimur. Also ist die Persönlichkeit des Geistes erst aus den gröbern Vorstellungen des Montanismus geflossen. Mochten auch die gemeinen Christen in der katholischen Kirche immer schon die Idee von Persönlichkeit mit dem Geist verbinden; so doch nicht die Theologen, wie man noch aus folgenden Umständen sieht. 3) Diejenigen Theologen, welche nur eine Substanz in der Gottheit annahmen, und dadurch sowohl dem Sohne als dem Geiste die Substantialität nahmen, vorzüglich Sabellius, wurden nicht wegen des Geistes bestritten und verketzert; sondern immer nur wegen des Umstandes, daß sie dem Sohne die Persönlichkeit genommen hatten, woraus natürlich folgt, daß also die Theologie der orthodoxen Kirche den Geist noch immer für eine bloße Kraft hielt. 4) Als darauf die Nicänische Synode zu Stande kam, welche die Vorstellungen verdammte, die dem Sohne die ewige und persönliche Gottheit nicht eingeräumt hatten: so wurde noch nichts von der persönlichen Gottheit des Geistes festgesetzt,

wenn

wenn diese gleich vom Sabellius bestimmt genug nicht anerkannt war; ein deutlicher Beweis, daß die allgemeine Vorstellung in der orthodoxen Kirche noch immer keine persönliche Gottheit des Geistes behauptete. 5) Dieß war endlich auch noch nach der Nicänischen Synode der Fall, als man nun auch die Homousie für den Geist zu erkämpfen suchte, eben so gut wie für den Sohn, um Konsequenz in das Trinitätssystem zu bringen. Da war die persönliche Gottheit des Geistes so etwas Neues, daß die Anhänger des Athanasius, z. B. **Gregor von Nazianz**, alle mögliche Wendungen aufsuchen mußten, um es zu entschuldigen, daß man noch nicht früher in der orthodoxen Kirche auf die persönliche Gottheit des Geistes gekommen sey. Athanasius selbst nahm den stärksten Grund für die Homousie des Geistes von der Konsequenz des Trinitätssystems her. Er behauptete geradezu, daß man entweder die Homousie des Sohns aufgeben, oder auch die des Geistes zugeben müsse. Dieß war in der That das Bündigste, was sich für die Nicänische Orthodoxie sagen ließ. Allein es wird nirgends gesagt, daß die frühern Theologen von je her die persönliche Gottheit des Geistes behauptet hätten. Wäre dieß wirklich der Fall gewesen: so würden sich die Athanasianer schon darauf berufen haben. Daß sie sich aber auf den Montanismus nicht berufen mochten, läßt sich leicht begreifen. Dem ganzen Zusammenhange dieser Geschichte zufolge, ist also nichts wahrscheinlicher, als daß die früheste Theologie in der orthodoxen Kirche den Geist für eine bloße Kraft Gottes hielt. Mochte sie sich denselben allenfalls auch als eine personificirte Kraft Gott denken, so doch gewiß als kein für sich bestehendes Subjekt, wie den Sohn; denn sonst müßte etwas Bestimmteres darüber vorkommen. Beym **Justin**, **Tatian** und **Irenäus** kommt keine Stelle vor, wodurch man zu dem Schluß gezwungen würde, daß diese Väter den Geist als ein für sich bestehendes Subjekt gedacht hätten, was man auch dagegen einwendet. Die Stellen, welche auch hier urgirt werden, sind nur scheinbar, und die Analogie anderer Stellen, so wie der ganzen folgenden Geschichte, ist dawider. — Endlich kommt S. 540 eine Stelle aus der Vorstellung des Dionysius von Rom über die Trinität vor, die Recens. etwas anders geben würde: »Der göttliche Logos ist nothwendig mit dem höchsten Gott in Verbindung. Der heilige Geist muß dann »dem höchsten Gotte auch zur Seite gesetzt werden, so daß

 »die

»die heilige Trias gleichsam in eine Spitze, nämlich den »höchsten Gott und Weltbeherrscher, zusammen läuft.« Das Wort κορυφη bedeutet hier wohl nicht Spitze; sondern vielmehr Summe, und der Gedanke des Dionysius scheint zu seyn, daß Vater, Sohn und Geist in einem Wesen so vereinigt gedacht werden müßten, als die Zahlen 10, 20 und 30 in der Summe 60. — Uebrigens kommen noch ein paar Schreib- oder Druckfehler vor, die Rec. am Ende nicht angezeigt gefunden hat. S. 236 steht der Brief des Irenäus statt des Jeremias, und bisweilen Nicenisch statt Nicänisch. Möge der würdige Verf. Muße und Gesundheit behalten, den zweyten Band bald nachfolgen zu lassen. Er wird gewiß dem Publikum sehr willkommen seyn.

H.

Biblische, hebr., griech. und überhaupt orientalische Philologie.

Exkurse zum Buche Jonas. Ein Beytrag zur Beurtheilung der neuesten Erklärungen dieses Propheten, und der Berufungen auf ihn im Neuen Testamente. Von M. Johann David Goldhorn, Katecheten und Nachmittagsprediger an der Peterskirche in Leipzig. Leipzig, bey Junius. 1803. 13 B. gr. 8. 18 gr.

Das Buch Jonah ist seines auffallenden, wundersamen Inhalts ungeachtet, ja im Grunde vorzüglich gerade dadurch eine der interessantesten Schriften im ganzen A. T., und es giebt der Gesichtspunkte gar viele, aus denen dasselbe angesehen werden kann. Die alt- und vielgläubigen Exegeten haben es trotz der dagegen von andern erhobenen Zweifel und Spöttereyen, wörtlich für eine wahre Geschichte gehalten; die freydenkenden aber haben zum Theil zwar auch wahre Fakta darin gefunden; aber doch angenommen, entweder, daß manches Wunderbare in der Erzählung auf Rechnung

des

des ältern historischen Styls gesetzt, und als Einkleidung der alten Welt angesehen werden müsse; oder, daß die Erzählung des Faktischen zu einer Volkssage geworden, und als solche ausgebildet und erweitert sey. Andere haben die Hypothese von einem seltsamen Traume, den Jonah, schlafend im untern Theile des Schiffes, geträumt habe, angenommen, und dadurch das Wunderbare in der Erzählung heben oder mildern wollen; noch Andere haben es unentschieden gelassen, ob die Erzählung auf etwas Faktischem beruhe, und dieselbe für eine moralische Dichtung, und zwar, entweder für eine nicht von Jonah selbst; sondern von einem spätern Hebräer gedichtete Parabel, für einen Apolog, oder auch für eine symbolische Darstellung, von der Jonah nicht bloß der Urheber, sondern auch das Subjekt sey, erklärt. Ferner ist auch von Einigen vermuthet worden, daß die vier Kap. des Buchs Jonah nicht von einem und demselben Verf. herrühren; sondern daß vielmehr das Gebet oder Lied im 2ten Kap., das sich durch poetische Sprache von dem Uebrigen unterscheidet, einem andern Verfass. angehöre; ja es ist sogar die Behauptung aufgestellt worden, daß das Buch aus den Fragmenten mehrerer, besonderer Verfasser zusammengesetzt sey. Am meisten Beyfall hat in den letzten Decennien die Hypothese gefunden, welche das Buch für eine Parabel hält, und die Entstehung desselben in die Zeit des babylonischen Exils setzt. Aber diejenigen Gelehrten, welche sich für dieselbe öffentlich erklärt haben, weichen wieder sehr von einander ab, indem fast Jeder die moralische Tendenz der Parabel oder des Apologs anders bestimmt, und also einen andern Lehrsatz herauszieht.

Hr. Goldhorn schließt sich in der jetzt von uns anzuzeigenden Schrift, welche unverkennbare Beweise eines lebhaften Forschungsgeistes, und trefflicher gelehrter Kenntnisse enthält, an diejenigen Ausleger des Buchs Jonah an, welche bey demselben etwas Faktisches voraussetzen; hat aber übrigens seine eigenthümliche, von andern Meinungen sich unterscheidende Ansicht. Die Schrift ist, ohne mit einer Vorrede versehen zu seyn, in sechs Exkurse abgetheilt, deren Ueberschriften folgende sind: 1) Zeitalter des Buchs Jonas. Entwickelung des wahrscheinlich zum Grunde liegenden Faktums. 2) Darf man das Buch Jonas als moralische Dichtung ansehen? — Ueber biblische

Fabel überhaupt. 3) Gehört das Buch Jonas zu den symbolischen Stücken des A. T.? 4) Das Buch Jonas muß unter die spätern hebr. Mythen gerechnet werden. 5) Ist das Buch Jonas aus den Fragmenten mehrerer besonderer Verf. zusammengesetzt? Allgemeine Regeln zur Entdeckung zusammengereihter Fragmente. 6) Anführungen des Jonas im N. T. Seine eigenthümliche Meinung über Entstehung und Absicht des Buchs, hat Hr. G. ausführlich im ersten und vierten Exkurs vorgetragen; im 2, 3 und 5ten aber sucht er einige andere neue Hypothesen zu widerlegen, und zugleich die seinige zu befestigen. Er glaubt, daß die Erzählung nicht von Jonah selbst herrühre; sondern von einem etwa 100 Jahre später lebenden, jedoch israelitischen Verfasser aufgesetzt sey, und daß bey derselben ein wahres Faktum zum Grunde liege. Wir theilen das vom Hrn. G. angenommene Faktum, wovon die Beurtheilung der Hypothese vorzüglich abhängt, größtentheils in seinen eigenen Worten mit. S. 28 ff. vergl. mit S. 90 ff.: »Einer der neuassyrischen Regenten — am wahrscheinlichsten Phul, bedrohte das Land der Israeliten mit Krieg, oder hatte die Gränzen wirklich schon durch einen Unterfeldherrn besetzt. Der israelitische König Jerobeam II., welcher so eben in den ersten Jahren seiner Regierung das unter seinen Vorfahren zerrüttete Reich wieder organisirt, und es bis an den Euphrat (??) erweitert hatte, wünschte durch einen Gesandten an den General, oder noch lieber an den König selbst, das Unglück abzuwenden. Der Prophet Jonas hatte bey seinem längern Aufenthalte am Hofe des Königs [von Assyrien oder von Israel? — Vermuthlich versteht Hr. G. das Letzte], und durch seine frühere Theilnahme an den Schicksalen des Reichs (2 Kön. XIV, 25.) bewiesen, daß er zur Vollendung eines solchen Auftrags wohl am geschicktesten seyn dürfe. Der König übertrug ihm daher jene Gesandtschaft, oder Jonas selbst erbot sich dazu. [Bis hieher folgt Hr. G. den Voraussetzungen Nachtigal's in Eichhorns Bibliothek IX. S. 239, obgleich er übrigens der Hypothese dieses Gelehrten gar nicht beytritt; sondern sie zu widerlegen sucht.] Jonas unternahm nun die Reise, und gerieth auf den ihm, dem Propheten, gar sehr natürlichen Gedanken; den Zweck seiner Sendung durch religiöse Mittel zu erreichen, und nicht als Staatsbothe; sondern als Gottesgesandter aufzutreten. Auf dem Wege aber

wurde

wurde er plötzlich von der Furcht ergriffen, daß sein Plan scheitern, und er die Sache obendarein verschlimmern könne, da es ohnedieß nicht Befehl von Jehovah, sondern sein eigener Einfall gewesen sey. In dieser betäubenden Verwirrung entschloß er sich, da er durchaus nicht nach Samaria umkehren durfte, nach Tharschisch [welcher Ort hierunter zu verstehen sey, sagt Hr. G. nicht.] zu gehen. Er bestieg im Hafen bey Joppe ein phönizisches Schiff, welches nicht lange nach seinem Auslaufen von einem heftigen Sturme überfallen wurde. Die damalige Sitte und Ueberzeugung griff zum Loose; es traf ihn; er ward ausgesetzt, und dem Meere anvertraut. Wie durch ein Wunder trieb ihn der Sturm auf seinem Boote oder Brete, welches man ihm etwa gegeben hatte, an das nicht gar weit entfernte Ufer zurück; denn die Schiffer versuchten es ja selbst zu erreichen — [das Ufer von Joppe, von da sie abgesegelt waren? — Dieß sagt der Text (Kap. I, 13.) nicht!] — und waren auch am Ende des Sturms bald angelandet. [Auch davon hat der Text (I, 15. 16.) nichts!] Wenn Odysseus 3 Tage im Meere schwimmen, und dann doch noch lebendig von einer Welle ans Ufer geworfen werden konnte [dieß ist ja aber bloß poetische Dichtung!]: so könnte Jonas wohl auch 3 Tage ausgehalten haben. Man könnte aber auch annehmen, daß die edelmüthigen Schiffer dem Jonas einen Anhalt werden vergönnt haben [die 3 Tage passen nur nicht recht zu dem kurz vorher erwähnten baldigen Landen der Schiffer am Ende des Sturms!], oder [dieß ließe sich eher hören!] er suchte sich auf eins der Geräthe und Gefäße zu retten, welche unmittelbar vor ihm [Kap. I, 5] über Bord geworfen waren. Jonas, der schon, als ihn das Loos traf, überzeugt wurde, daß Gottes Geist damals aus ihm gesprochen habe, als er sich zur Uebernahme der Gesandtschaft anbot, und dem nun seine Rettung ein unverkennbares Augurium war, gieng jetzt dem bestimmten Ziele muthig und mit der Resignation entgegen, welche dem enthusiastischen Manne so natürlich ist, wenn er seine Pflicht thun soll, und wenn mit dieser Pflicht viel steht und fällt. — Es gelang ihm, dem assyrischen Könige mildere Gesinnungen gegen seinen Landesherrn einzuflößen, und ihn wohl gar durch Hinweisung auf den Jehovah Israels und dessen Thaten, wozu er ihm nur einen kleinen Auszug der Geschichte des Pentateuchs geben durfte [??], in Furcht zu setzen; er sprach von diesem Jehovah dann auch öffentlich,

 was

was ein auswärtiger Gesandter, den der König selbst gehört hatte, ohne Furcht vor pöbelhafter Insultation wohl thun durfte, — er sprach gegen die Verachtung seines Jehovah und dessen Volkes mit einer Stärke, welche alles erbeben machte, und mit einem Feuer, welches alle Herzen ergriff. Der neue noch furchtsame (?) Usurpator des gewaltsam erworbenen Reichs, erschrak über diese Bewegung, und Gründe, denen selbst späterhin der mächtige Senat in Rom nicht widerstehen konnte, wenn Prodigien angesagt wurden, zwangen ihn, eine feyerliche Supplikation zu verordnen, welche ganz im Geschmacke des Orients war. — Jonas, durch diesen Erfolg zu großen Erwartungen von sich, und von der Zukunft erhoben, zog sich, wie eine himmlische Erscheinung gleich Moses und Elias in die Einsamkeit zurück. Er blieb, um zu sehen, welchen Gang die Sachen in Ninive nehmen würden. Da er aber die schnell entstandene Bewegung eben so schnell wieder verschwinden sah [davon sagt die Erzählung nichts!], mußte er sich damit zufrieden stellen, seinen hauptsächlichsten Zweck doch erreicht zu haben. Freylich hatte der erste Anschein mehr erwarten lassen, und die gelassene Einwilligung in die Vereitelung derselben war in der That ein schweres Opfer, welches er der Verfügung des Jehovah bringen mußte. Allein dieser schien selbst durch eine unerwartete Unannehmlichkeit, die dem Jonas während seiner Einsamkeit begegnete, es darauf angelegt zu haben, ihm einen sanftmüthigern Sinn einzuflößen. Der unerwartete Grad von Bedauern und Schmerz, den er über den schnellen Vorgang seines ihm lieb gewordenen Schattendaches bey sich selbst entdeckte — führte ihn ganz natürlich auf den Gedanken, wie nahe dem Jehovah die Vertilgung einer so schönen, volkreichen und bewohnten Stadt gehen müßte.« Dieses vom Hrn. G. als wirklich angenommene Faktum, scheint ihm (S. 35) in der That von innern und äußern Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten frey genug zu seyn, und er glaubt (S. 14), daß eine Reihe von hundert Jahren in jenen wundergläubigen Zeiten mehr als hinlänglich gewesen, um eine ganz einfache (??) Begebenheit in das seltsamste Wunder umzuschaffen, zumal wenn sie erst einen weiten Weg aus einem Lande in das andere machen mußte. S. 36 giebt er freylich zu, daß das eigentliche Faktum vielleicht noch einfacher war, und daß im vierten Kap. bey der Erzählung dessen, was nach Jonah's Weggange aus Ninive erfolgt sey, die Tradition

einzig

einzig und allein geschäfftig gewesen seyn könne; er scheint aber doch im Folgenden immer die oben mitgetheilte Entwickelung des Faktums, die dem Buche Jonah selbst angepaßt ist, vorauszusetzen. Die Umbildung jenes Faktums in ein etwas wunderbareres Gewand, also die Entstehung des jetzigen Buches Jonah, denkt sich nun Hr. G. (S. 14 ff.) folgendermaaßen: Etwa hundert Jahre nach dem Anfange der Regierung Jerobeams wurde ein großer Theil der Einwohner des samaritanischen Reichs in entfernte Gegenden des assyrischen Reiches verpflanzt, und einer sehr harten Behandlung unterworfen. Da habe nun die bisher mündlich unter ihnen herumgegangene Sage von Jonahs Reise nach Ninive ein lokales Interesse für sie erhalten, und es sey ihnen wichtig geworden, diese Sage zu der möglichst weit verbreiteten Kenntniß unter ihren neuen Landesleuten zu bringen. Denn dieser Erzählung nach, hatte das assyrische Reich seine fortdauernde Existenz dem Muthe eines Mannes aus dem jetzt gefangenen Volke zu danken, der es wagte, mit Gefahr seines Lebens die damaligen Bewohner der Hauptstadt aus einer Indolenz und sittlichen Verderbtheit zu erheben, durch welche der Untergang des Reichs (?) schnell würde haben herbeygeführt werden müssen. Wahrscheinlich sey auch in Ninive Jonahs Name noch diesem und jenem bekannt gewesen, wenn auch die einzelnen Umstände der Begebenheit bereits in Vergessenheit gerathen waren. Die Exulanten hätten nun mit Recht erwarten können, daß die Wiederauffrischung jener Begebenheit mit ihren einzelnen Auftritten, einen günstigen Einfluß auf ihre Behandlung von ihren jetzigen Gebietern haben dürfte. Einer unter ihnen, wahrscheinlich ein Priester, habe nun der Erzählung durch schriftliche Aufzeichnung eine jenem Zweck angemessene feststehende Norm gegeben, und sie dadurch vor weniger erwünschten Zusätzen gesichert. Bis zu dem Punkte der schriftlichen Aufzeichnung, und der gegenseitigen Mittheilung der Besiegten, und der Sieger, könne nun vielleicht noch ein ganzes Jahrzehend, wenn nicht noch mehr, verflossen seyn, und so habe die Sage vor ihrer Aufzeichnung ein Alter von mehr als 110 Jahren erreicht. Im Gange der jetzt vorhandenen Erzählung fände man noch unverkennbare Spuren von der angedeuteten Absicht der Aufzeichnung, in sofern die Einwohner Ninive's als Leute von leicht zu rührendem Herzen dargestellt werden, die man mit Bitten und Ermahnungen bald auf bessere Wege brin-

bringen könne; Jehovah selbst aber in dieser Erzählung von diesen Leuten mit einer Huld und Gnade denkt und spricht, die von den Aeußerungen sehr absticht, welche ihm andere Propheten gegen die Unterdrücker seines Volks zuschreiben. Jenes Beyspiel der Milde und Großmuth der ältern Niniviten, und jene Sorgfalt des Jehovah der Israeliten für die Rettung und das Glück der früheren Bewohner des assyrischen Reichs und der Hauptstadt desselben, konnte nach der Hoffnung des Aufzeichners und seiner Volksgenossen, die derzeitigen Assyrer bewegen, sich nun gegen das gefangene Volk gleichfalls milde und großmüthig zu beweisen, und es in der Verehrung gerade jenes Jehovah nicht zu stören. — — Das auf diese Weise nach Hrn. G's. Vorstellung entstandene Buch mit der Ueberschrift Jonah, glaubt er nun im 4ten Excurs unter die spätern hebräischen Mythen rechnen zu müssen, und zwar nennt er es wegen der von ihm vorausgesetzten faktischen Veranlassungen, einen historischen Mythus, was in soferne auch ganz richtig ist. Zu gewagt aber möchte die Behauptung seyn S. 92 Anmerkung: »Für die mythologische Ansicht des Buches ist schon das hinlänglich, daß die Sage dem Jonas wirklich eine Weissagung gegen Ninive zuschrieb.« Ob diese Sage wirklich statt fand, wird Recens. unten näher beleuchten. S. 94 bemerkt Hr. G., daß sogar einer der unbegreiflichsten Umstände in dieser Erzählung — der Fisch — weder fabelhafte Dichtung, noch bloßes Sagenmährchen seyn dürfe. »Es war, sagt er, derselbe Hafen zu Jaffa oder Joppe, in dessen Nähe schon viele Jahrhunderte vor Jonas eine ähnliche Begebenheit mit Andromeda sich ereignete, welche auch von einem Seeungeheuer verschlungen werden sollte. Man kann nicht erweisen, daß man in jener Begebenheit einen philosophischen oder poetischen Mythus suchen müsse; man muß vielmehr annehmen [was zu erweisen, doch aber auch schwer fallen möchte!], daß dabey irgend ein faktisches Abentheuer zum Grunde liege, welches an sich vielleicht schon sonderbar, durch die Erzählung noch sonderbarer wurde. Etwas Aehnliches widerfuhr Jonas an demselben Orte; wie unvermeidlich war daher, so oft man den einen Fall erzählte, die Erinnerung an den andern, und wie natürlich und gewöhnlich war im Laufe der Zeit eine völlige Identifikation bey den Begebenheiten, bey welchen die kleinen (??) Unterschiede [Jonah soll ja auf einem Brete oder Geräthe — s. oben — sich haltend im Meere geschwommen

haben;

haben; Andromeda aber war ja nach dem Mythos an einen Felsen am Ufer gebunden; also — quantum distat ab illo!) gar nicht mehr bemerkt wurden, als die Erzählung davon erst den Weg von Jaffa durch Judäa nach Assyrien gemacht hatte. Man begreift sonst auf keine Weise, wie der Verf. jener Erzählung, wenn sie Dichtung ist, irgend auf den sonderbaren Gedanken kommen konnte, den Propheten von einem Fische verschlingen zu lassen; da dieser Umstand für seinen Zweck, welcher er auch immer gewesen seyn mag, ganz gleichgültig ist.« — Wir sehen nicht ein, warum der Verfasser, wenn er einmal den mythologischen Gesichtspunkt faßte, alles in der Erzählung vom Jonah faktisch erklären will (— nach der obigen Entwickelung des Faktums blieb nämlich außer dem Fische fast nichts übrig —); bey einem Mythus braucht und vermag man ja nicht immer jeden Theil des Ganzen historisch oder philosophisch zu enträthseln; wollte Hr. G. dieß aber: so wundert es uns doch, daß er den heterogenen Mythus von der Andromeda herbeyzog, die überdem nach den ältern Schriftstellern (s. Lenz zu Ovid's Metam. IV, 324. ff.) nicht zu Joppe an der phönizischen Küste; sondern an dem Ufer Aethiopiens, d. h. im gegenwärtigen Fall, an dem Ufer des westlich an Aegypten gränzenden Theils von Afrika ihr Abentheuer bestand. Gegründeter scheint uns die Bemerkung S. 96, 97, daß einige Umstände in der Erzählung von Jonah's Unternehmung (und Betragen) aus der Geschichte des Elias (1 Kön. XVII, 3. 7. XIX, 4. 10.) entlehnt wären; wenigstens kann der Verf. jener Erzählung durch diese Geschichte in seinem Ideengange geleitet seyn, ohne daß er selbst sich dessen bewußt gewesen. Was nun des Hrn. G. Hypothese über die Entstehung des Buchs Jonah und das demselben zum Grunde liegende Faktum betrifft: so erkennt der Recens. freylich mit Achtung den Scharfsinn an, welchen Hr. G. in der Aufstellung und Entwickelung derselben bewiesen hat; gesteht aber auch offen, daß ihm dieselbe gar nicht genügend und annehmlich scheine; denn

1) es fehlt dem vorausgesetzten Faktum an allem historischen Fundament. Hr. G. sagt freylich S. 91 ganz bestimmt: »Es ist sicher, daß der König von Israel sich des Propheten Jonas zur Unterstützung seiner Plane und Unternehmungen bediente; ja es ist sogar gewiß, daß dieser Mann wirklich die Idee von Ninive's Untergang gehabt,

Anfange seiner Regierung von Phul bedrohet wäre? Er kam noch gar nicht in Verhältniß mit den Assyrern; er kriegte nur, und zwar glücklich, gegen seine Gränznachbaren, die Syrer, welche damals noch einen von Assyrien ganz verschiedenen Staat bildeten. (Josephus unterscheidet in den Alterth. IX, 11. ganz genau Syrer und Assyrer; nur jene erwähnt er, da er von Jerobeams Regierung spricht, diese aber, in den Nachrichten vom K. Menachem, dem dritten Nachfolger Jerobeams.)

2) **Es fehlt dem vorausgesetzten Faktum an innerer Wahrscheinlichkeit.** Gesetzt auch, was nicht bewiesen werden kann, daß ein assyrischer König schon zur Zeit Jerobeams das israelitische Reich mit Krieg bedrohete: so konnte dieser, da beyde Völker — Assyrer und Israeliten — von einander so weit entfernt, einander so fremd, und an Bildung und Religion so sehr verschieden waren, doch in jenen Zeiten schwerlich denken, daß er durch eine Gesandtschaft am Hofe zu Ninive und durch »geheime Kabinetsmachinationen« (S. 99) etwas werde ausrichten können. Von einer Gesandtschaft und von Unterhandlungen dieser Art kommt, so viel Rec. weiß, kein einziges Beyspiel im A. T. vor. Und war denn nun Jonah auch ein dazu brauchbarer Mann? Wir wissen es wenigstens nicht, wenn wir, wie sich von selbst versteht, von dem Zeugnisse im Buche Jonah, dessen Tendenz und Glaubwürdigkeit noch unentschieden ist, abstrahiren. Hr. G. freylich sagt S. 99 sehr kühn: »Zu dieser Verhandlung brauchte Jerobeam nun den Jonas, welcher der Landessprache kundig war, und in politischen Verhandlungen schon einige Uebung haben mußte.« Aber der dafür beygebrachte Beweis? — ist bloß die Stelle 2 B. der Kön. XIV, 25., deren gar nichts entscheidenden Inhalt wir oben wörtlich angegeben haben. Doch — wir wollen einmal annehmen, daß Jonah wirklich vom Jerobeam als Abgeordneter nach Ninive gesandt wurde; sollten denn nun wohl die übrigen Umstände, welche Hr. G. (s. oben) als etwas Faktisches voraussetzt, einige Wahrscheinlichkeit haben? Hr. G. meint: Jonah sey, nach erhaltenem Auftrage, auf den Gedanken gerathen, durch religiöse Mittel in Ninive zu wirken, und als Gottesgesandter aufzutreten; plötzlich aber sey er auf dem Wege von der Furcht ergriffen; sein Plan möge scheitern, und die Sache wohl gar noch schlimmer werden, da es

ohne-

ohnedieß nicht Befehl von Jehovah; sondern sein eigener Einfall sey, so zu handeln. Allein, wenn Jonah einmal jenen Gedanken faßte: so mußte er als Nabi wohl glauben, daß Jehovahs Stimme in ihm rede, und er konnte die Richtigkeit des Gedankens wohl so wenig bezweifeln, als der Ausführung desselben ausweichen wollen. Herr G. sagt ferner: in betäubender Verwirrung habe nun Jonah sich entschlossen, nach Tharschisch zu gehen, da er durchaus nicht nach Samaria umkehren durfte. Allein er hätte ja nur gerade zu nach Ninive gehen, und Jerobeams Auftrag genau, ohne seinem vorigen Plane zu folgen, ausrichten können — Doch — wir wollen mit dem Verf. den Jonah nach Joppe und zu Schiffe gehen, das Abentheuer auf dem Meere bestehen, und endlich wohlbehalten nach Ninive gelangen lassen, ohne die auch im Verfolg dieser Begebenheiten aufstoßenden Schwierigkeiten weiter zu rügen; ist es denn aber wohl glaublich, daß Jonah den Gedanken fassen konnte, er, ein Abgeordneter aus einem mit Feindseligkeiten von den Assyrern bedrohten Volke, werde diese Feindseligkeiten abwenden, wenn er in der Hauptstadt Assyriens dem fremden Könige und Volke über ihr Sittenverderben und ihre Verachtung des Jehovah — welchen sie aber nicht kannten — laute, bittere Vorwürfe machte? Ist es wohl glaublich, daß er dieß wirklich wagte? Herr G. selbst scheint das Schwierige dieses Punktes gefühlt zu haben; denn um dasselbe zu heben, erinnert er S. 25 an das kühne Auftreten des Ap. Paulus in Athen, und auf das Beyspiel des Amos, welcher, obgleich er ein judäischer Unterthan war, es wagte, in Israel unter Jerob. II. Regierung öffentlich gegen die dort herrschende Sittenlosigkeit und Abgötterey zu reden: aber beyde Fakta kommen doch dem Wagestück des Jonah gar nicht gleich. Beyde, Amos und Paulus sprachen zu Leuten, die mit ihnen dieselbe Sprache redeten, und deren Volkscharakter ihnen nicht fremde war; Amos sprach sogar in einem Lande, wo ursprünglich derselbe Jehovah verehrt, und dieselben allgemeinen Gesetze anerkannt waren, als in seinem Vaterlande Judah; Paulus aber trat an einem Orte auf, wo viele Kultur und Freyheit im Denken und Reden herrschte, und also der Vortrag neuer Lehren und Grundsätze weniger ungewöhnlich und auffallend seyn mußte. Und wie verschieden war überdem der Eindruck, welchen Amos und Paulus nach den vorhandenen Nachrichten machten, von dem Eindrucke, den Jonah unter weit un-

günstigeren Verhältnissen gemacht haben soll. Amos fand bald genug Widerstand, wie auch Herr G. selbst bemerkt; Paulus aber fand bey Vielen gar kein Gehör, und bey Andern nur Spott. Rec. braucht das ganz Unbegreifliche des großen Eindrucks, der dem Jonah in der Erzählung, und selbst auch vom Herrn G. und andern das Wunderbare zwar in etwas mildernden, aber doch bey dem Historischen verbleibenden Auslegern zugeschrieben wird, nicht bemerklich zu machen; es springt dem Unbefangenen von selbst in die Augen, und ist auch schon von manchen Exegeten, die den historischen Gesichtspunkt der Auslegung beym Buche Jonah mit dem parabolischen oder symbolischen vertauschten, dargestellt worden. Vergl. Paulus im 6ten Stück der Memorabil. S. 63 f. Wir bemerken nur noch, daß Herr G. es S. 98 f. unerklärbar findet, wie ohne jene Wirksamkeit Jonah's in Ninive Jerobeam seine 41 Regierungsjahre vor seinem furchtbaren Nachbaren (!), dem assyr. Könige Phul, so sicher und ungestört bleiben konnte; allein jenes Erklärungsmittel ist nur noch weit schwieriger und wunderbarer als das zu Erklärende selbst; und es lassen sich dagegen weit einfachere Gründe denken, z. B. daß der noch unter eigenen Königen bestehende syrische Staat zwischen Assyrien und Israel in der Mitte lag, und Jerobeam doch durch Tapferkeit und Waffenglück bereits selbst furchtbar geworden war; unter Jerobeams schnell wechselnden Nachfolgern aber waren die Verhältnisse ganz anders; das israelit. Reich wurde durch innere Zerrüttungen schwächer; das assyrische aber wahr vielleicht nun allmählig stärker geworden.

3) Selbst einmal zugegeben, daß die vom Herrn G. vorausgesetzte historische oder faktische Grundlage des Buchs Jonah wenigen oder gar keinen Zweifeln unterworfen wäre: so ist doch die von ihm angenommene Entstehung des Buchs, etwa 110 Jahre nach jenen Faktis in der ersten Zeit der Gefangenschaft der Israeliten in Assyrien ganz unwahrscheinlich. Sollte die Erzählung auf die Assyrer Eindruck machen, und sie zu milden Gesinnungen gegen die Israeliten stimmen: so hätten nothwendig die Assyrer nicht bloß auf vorübergehende Augenblicke durch Jonah für die Verehrung Jehovahs gewonnen; sondern fortdauernd dabey geblieben seyn müssen. Nimmt man dieß als wirklich an: so ist es wieder unerklärbar, wie bey den Assyrern die Ge-

Geschichte von ihrer wohlthätigen Umänderung sollte in Vergessenheit gerathen seyn, und wie sie nach einer Reihe von 30 oder 40 Jahren noch unter demselben Könige (Phul) die Nachfolger Jerobeams, ihre Religionsverwandten, sollten mit Krieg überzogen haben. Nimmt man jenes aber nicht an, wie es denn auch Herr G. nicht annimmt, und nicht annehmen kann; blieben die Assyrer ihrer alten Nationalreligion und ihren vorigen Sitten zugethan; nun so mußte die Erzählung einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf sie machen; sie mußten sie für läppisch und thöricht halten, oder — glaubten sie, daß ihr wirklich etwas Faktisches zum Grunde liege: so mußten sie sich durch dieselbe beleidigt fühlen, indem sie dadurch erinnert wurden; wie seltsam sie sich ehedem von einem israelit. Fremdling hatten düpiren lassen. Der Gedanke, daß sie ihre fortdauernde Existenz, die Vermeidung ihres Untergangs (S. oben Herrn G's. Entwicklung), dem Jonah zu verdanken hätten, konnte ihnen unmöglich einfallen; oder fiel er ihnen ein: so mußte er ihnen unerträglich dünken. Und ferner hätte auch der Verf. des Buchs, wenn er jenen Zweck gehabt hätte, seine Erzählung ganz anders abfassen müssen; unmöglich konnte er Jonah's Charakter [dieser wird vom Herrn G. fast gar nicht berührt; siehe aber Eichhorn's Einleitung III, S. 245 f. der zweyten A., wo jedoch die Farben vielleicht etwas zu stark aufgetragen sind!] in einem so nachtheiligen Lichte darstellen als er gethan hat, wenn die Assyrer ihn für ihren Retter, oder doch wenigstens für einen Mann, der sie ehedem tief gerührt und erschüttert hätte, halten sollten. Uebrigens sind in der Erzählung nicht sowohl die Niniviten (S. I, 2); sondern nur die Schiffer, welche aber Phönizier waren, als Leute von sanften und großmüthigen Gesinnungen geschildert; die Niniviten erscheinen als beyspiellos, ja lächerlich Leichtgläubige. Ferner die von Herrn G. mit Recht in der Erzählung bemerklich gemachte Sorgfalt Jehovah's, des hebr. National-Gottes, für die Rettung und das Glück der früheren Assyrer und ihrer Hauptstadt — paßt gar nicht für die ersten Zeiten der assyrischen Gefangenschaft der Israeliten. Damals hatten sich die Hebräer schwerlich schon zu der Idee erhoben, daß auch andere Völker außer ihnen ein Gegenstand der Fürsorge Jehovah's wären oder werden konnten. Herr G. selbst sagt (im Widerspruch mit seinen übrigen eigenen Voraussetzungen) S. 71: „Erst nach Cyrus und mit

 „ihm

„ihm selbst wird der Anfang gemacht, den Helden einigen „eignen, nicht durch die Verbindung mit den Juden erst er„langten Werth beyzulegen. Unter Jerobeam II. wäre diese „Art einer so weit getriebenen Milde des Urtheils wohl zu „früh.“ Und, setzen wir hinzu, in den ersten hundert Jahren nach Jerobeam waren die Schicksale und Verhältnisse der Israeliten keinesweges so, daß sie für freyere, menschenfreundlichere Ideen empfänglich werden konnten. — Ist es daher nicht weit wahrscheinlicher, daß das Buch Jonah erst später, zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, als die Hebräer schon die Milde des Cyrus erfahren, und überhaupt die Sitten und den Charakter der oberasiatischen Länder und Einwohner näher kennen gelernt hatten, von einem Judäer geschrieben worden? Einzelne unaufgeklärte, unwissende Eiferer unter den Hebräern, und vielleicht vorzüglich unter den Israeliten machten noch dem alten neidischen Partikularismus ergeben seyn, und Groll und Abscheu gegen die Nichtverehrer Jehovah's unterhalten; aber gerade sie wollte ein hellerdenkender Judäer durch die Erzählung vom Jonah und Ninive belehren und bessern. — Ein Judäer — sagen wir; denn läßt es sich nicht weit eher denken, daß der israelitische Prophet Jonah von einem judäischen als von einem israelitischen Verfasser im ungünstigsten Lichte dargestellt sey? Es finden sich auch in dem Buche Jonah selbst noch einzelne Spuren, daß es eher von einem judäischen als von einem israelitischen Priester abgefaßt sey. Das Lied im 2ten Kap. ist, wie Herr G. selbst S. 149 f. so trefflich und ausführlicher und genauer als irgend einer seiner Vorgänger gezeigt hat, bloß aus Stellen der Psalmen zusammengesetzt; wodurch denn die von Einigen geäußerte Vermuthung, (die aber schon an sich durch nichts zu beweisen ist,) daß das Lied einem andern Verf. angehöre, und später eingeschoben sey, gar wegfällt. Da sagt nun aber Herr G. selbst sehr richtig S. 85: „Die Psalmensammlung dürfte wohl unter Jero„beam II. im israelitischen Reiche so bekannt nicht gewesen „seyn, daß ein Prophet in einem so reichen Vorrathe an ho„mogenen Phrasen aus demselben hätte seyn sollen, daß sie „ihm ohne das mindeste Widerstreben so bereitwillig zu Ge„bote gestanden hätten.“ Ist es denn nun nicht noch besser, überhaupt einen judäischen Verfasser, als einen nur 100 Jahre nach Jerobeam lebenden israelitischen anzunehmen? Ja es verräth sich der Judäer deutlich genug in zweyen Stellen

len des Liedes (II, 5 und 8); ein Israelite würde wohl vorsichtiger die Erwähnung des geweiheten (judäischen) Tempels (zu Jerusalem) vermieden haben. — Uebrigens führt auch schon die Zusammensetzung des Liedes aus Gedanken und Wörtern der Psalmendichter und die Benutzung der Geschichte des Elias (s. oben) auf ein spätes Zeitalter, wie das des babylon. Exils; früher wurde ein solcher literarischer Gebrauch von ältern religiösen Schriften wohl schwerlich gemacht. Durch diese Hypothese einer späteren Entstehung des Buchs Jonah fallen mit einmal die Schwierigkeiten ganz weg, welche sonst in dem ein jüngeres Zeitalter verrathenden Style, und in der topographischen Angabe von Ninive Kap. III, 3 liegen; diese Schwierigkeiten brauchen nun nicht gehoben zu werden; denn sie sind nicht mehr da, sondern Alles ist nun sehr angemessen und natürlich. Die wenigen Eigenheiten des israelitischen Dialekts, welchen einige neuere Kritiker im Buche Jonah gefunden haben wollen, können, wenn sie anders wirklich dem judäischen Dialekt so ganz fremde waren, absichtlich vom Verf. nachgeahmt seyn, weil er einen israelit. Propheten in der Erzählung auftreten ließ; andere Erklärungsgründe zu geschweigen.

Unsere Anzeige und Beurtheilung der eigenthümlichen Behauptungen und Voraussetzungen des Herrn G. ist schon so ausführlich geworden, daß wir uns hier auf seine Prüfung der Meinungen anderer Exegeten nicht einlassen können. Wir haben ihn aber in derselben als einen sehr feinen und denkenden Kritiker kennen gelernt, und ihm selten unsern Beyfall versagen können. Und da Herr G. gewöhnlich, besonders aber in dem trefflichen zweyten Exkurs „über biblische Fabel." auf die allgemeinen Grundsätze der Kritik zurück geht; so verdient seine Schrift von Jedem, der die höhere Kritik schätzt, und sich in ihrer Anwendung üben will, studiert zu werden. Wir sind ganz mit dem Verf. einverstanden, daß das Buch Jonah weder eine Parabel oder Apolog im gewöhnlichen Sinn (so wie die Fabel Nathan's und Jothams) sey, noch zu den symbolischen Stücken des A. T. gerechnet werden könne; dagegen aber können wir uns nicht überzeugen, daß dasselbe auch nicht im Allgemeinen für eine bloße moralische Dichtung gehalten werden könne; man mag dieselbe nun Roman oder Mythus nennen wollen, und mag die ästhetische Unvollkommenheit dieser Dichtung so groß

finden als man wolle. Daß mehr als Ein moralischer Satz aus der Dichtung herausgezogen werden könne, leidet keinen Zweifel (dasselbe ist ja auch bey vielen fabelhaften Erzählungen oder Romanen der Neuern der Fall); ob aber gerade alle die einzelnen moralischen Maximen, welche die verschiedenen Interpreten, die den apologischen Gesichtspunkt faßten, als Grundsatz oder Hauptzweck des Buchs annahmen, wirklich von dem alten Verf. beabsichtigt sind, ist eine andere Frage. Verbreitung richtigerer Vorstellungen über den Menschenwerth der heidnischen Völker, und über die Weisheit, Gerechtigkeit und Güte Gottes, kann man gewiß im Allgemeinen als Tendenz des Buchs mit Recht annehmen. Die wunderbare Einkleidung wählte der Verf. vielleicht darum, weil er durch sie am mehrsten Leser zu finden, und am mehrsten Eindruck zu machen glaubte; vielleicht akkommodirte er sich in einzelnen Punkten auch bloß nach beliebten Volkssagen und Mährchen; ja wollte man bey der Erzählung vom Jonah eben die Erklärung anwenden, welche neuerlich auf dem Mythos vom Sänger Arion, der gleichfalls ein Abentheuer im Meere bestanden haben soll, angewendet worden ist; so könnte man sagen, daß der hebr. Dichter vielleicht in dem Gange seiner Erzählung durch allegorische oder hieroglyphische Gemälde (die er aber falsch deutete) etwas geleitet worden sey; vielleicht läßt sich so der seltsame Umstand mit dem verschlingenden Fische noch am ersten erklären. — Im 5ten Exkurs hat Herr G. die Nachtigallsche Hypothese, nach der das Buch Jonah aus 3 verschiedenen Fragmenten bestehen soll, ausführlich und gründlich widerlegt und zu beweisen gesucht, daß die Einheit des Buchs und die Identität seines Verf. schwerlich in Zweifel gezogen werden könne. In dem 6ten Exkurs über die Anführungen des Buchs Jonah im N. T. erklärt Herr G. die Hauptstelle Matth. XII, 39 f. eben so wie Dr. Paulus in seinem Kommentar sie erklärt; sucht aber zugleich die demselben von A dern gemachten Einwürfe zu beseitigen. Die Vermuthung S. 196: „daß V. 40 (Matth. XII) schwerlich Jesu eigne authentische Erklärung seines V. 39 gethanenen Ausspruchs enthalte, und daß man die Schwierigkeiten dieser Stelle nur auf Rechnung des Referenten Matth. oder auf Rechnung der Quelle zu setzen habe, aus welcher dieser schöpfte" — wird wahrscheinlich bey den freyern Exegeten wenig Widerspruch finden. — Noch fügen wir über eini-

einige von uns angestrichene Stellen des Verf. unsere Erinnerungen bey: S. 14 ließt man: „er (Jerobeam) trat „seine Regierung 1359 an, und führte sie bis 1400, vor „Christi Geburt 825 bis 784.“ Die beyden ersten Zahlen sollen hier Jahre der Welt bezeichnen; daß sie aber unrichtig sind, sieht man auf den ersten Blick, auch wenn nicht zwey Zeilen darauf das Ende des israelit. Reichs unter Hosea ins J. d. W. 3263, vor Chr. 721 gesetzt wäre. Jener Fehler steckt ohne Zweifel darin, daß Herr G. aus Versehen anstatt 3159 die Zahl 1359 schrieb, und indem er nun zu dieser 41 Jahre hinzurechnete, brachte er die Summe 1400 heraus, wofür aber 3200 stehen muß. S. 155 sagt Herr G., daß beym 9ten V. des 2ten Kap. die von ihm vorgezogene Erklärung des Worts חסדם durch Helfer, als Name Jehovahs schon von Drusius vorgeschlagen sey; sie ist aber noch früher von Hieronymus angegeben worden. Zu den dafür angeführten Parallelstellen verdient noch besonders Psalm 144, 2 hinzugesetzt zu werden. S. 158 verwirft Herr G. die Erklärung der Worte (Kap. II, 2) מִמְּעֵי הַדָּגָה außerhalb dem Bauche des F., weil V. 3 מִבֶּטֶן vorkommt; allein schon Leß in den vermischten Schriften, 1ster Th. S. 163 hat diesen Einwurf zurückgewiesen, und die Erklärung gerechtfertigt. S. 200 Anmerk. *) sagt Herr G.: „Niemand hat es gewagt, des sel. Leß fromme „Verehrung der bibl. Bücher verdächtig zu machen, weil er „den Wallfisch — für ein Gasthaus mit diesem Zeichen „ansah, wo sich Jonas 3 Tage aufgehalten habe.“ Allein hier irrt sich der Verf.; Leß a. a. O. S. 161 äußert; es könne ein großer Fisch nach dem Sprachgebrauch der alten Welt ein Schiff mit diesem Zeichen und Namen seyn; dagegen aber war es Herrmann von der Hardt, der in seiner Schrift: de rebus Jonae, Helmstädt, 1719, den Wallfisch in ein Wirthshaus zum Wallfisch verwandelte, das mitten im Meere gestanden, und worin Jonas logirt haben sollte.

Reitkunst.

Die Kunst ohne alle Anleitung regelmäßig reiten zu lernen, und sein Pferd selbst zu heilen, ein nothwendiges Hülfsbuch für Liebhaber der Pferde, für Officiere und Reisende, herausgegeben von Gottlob Meyer, der Reit- und Arzneykunst Beflissenen. Erfurt, bey Hennings. 1803. 8. Mit Kupfern. 16 gr.

Die hier gegebene Anweisung zum Reiten, ist so oberflächlich als dunkel, und oft ganz unrichtig; denn S. 32 wird gelehrt, den Oberleib etwas vor zu halten, das ist gegen alle principia, Keiner kann sicher und gut reiten, welcher seinen Oberleib nicht bey allen Bewegungen des Pferdes stets zurück hält; denn die fortreißende Kraft bey der Bewegung des Pferdes dränget den Oberleib des Reiters immer vor, und so bald er vorne überhängt, ist er unsicher auf dem Pferde, und kann's nicht führen, eben so ist die Anweisung zum Selbstheilen der Pferde beschaffen: bey falscher und versetzter Druse hat der Verf. des wirksamsten Mittels, nämlich der Fontanelle, gar nicht erwähnt. Die Sucht zu schreiben, und seinen Namen gedruckt zu lesen, hat den Verf. gedrängt, dasjenige der Welt unter seinem Namen mitzutheilen, was er als unvollkommenen Unterricht auf der Bahn, und bey Vorlesungen in einer Thierarzneyschule gehöret hat, das Kindlein ist zu früh geboren.

Av.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Joachimschen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

Neues Archiv der sächsischen Geschichte, gesammlet und herausgegeben vom Professor G. A. Arndt. 1ster Theil. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Dreschmaschine. Nachtrag von Vervollkommnung, Verbesserungen und Erfahrungen mit der neu erfundenen Dreschmaschine.

Die Abbildung und Beschreibung versprach dem zu verehrenden Publikum, die annoch zu entdeckenden Vortheile mitzutheilen. In diesem Nachtrage findet man Verbesserungen angezeigt, die zwar nur wenig Kosten verursachen; aber wegen ihrer Einfachheit und verbesserten Wirkung von großer Wichtigkeit sind und vielfach belohnen. Ich bitte hiermit die Interessenten, darauf aufmerksam zu seyn. Alle diejenigen, die sowohl große Maschinen, als auch Modelle und Beschreibungen zu empfangen haben, ersuche ich, bey denselben Kommissionairs, durch welche sie das Erstere erhielten, sich diesen Nachtrag von Verbesserungen und Erfahrung zu vermehrter Kenntniß unentgeldlich reichen zu lassen.

A. H. Meltzer,
Doktor der Philosophie.

W. T. Krug's Encyklopädie der Wissenschaften 3ter Theil, oder encyklopädisches Handbuch der scientifischen Literatur. 2 Bände.

Seit 6 Jahren bin ich den 3ten Theil meiner Encyklopädie der Wissenschaften schuldig, welcher die dazu gehörigen literarischen Notizen, oder ein encyklopädisches Handbuch der scientifischen Literatur enthalten sollte. Krankheiten, Ortsveränderungen, und mancherley andere Umstände, sind Ursachen dieser Verzögerung. Um endlich mein Versprechen zu erfüllen, bin ich entschlossen, nunmehr jenen 3ten Theil im Verlage der Darnmannschen Buchhandlung zu Züllichau herauszugeben. Er wird aus 2 Bänden bestehen, wovon der 1ste die Literatur des 1sten Theils der Encyklopädie, und der 2te die des 2ten Theils nebst den nöthigen Verbesserungen, Zusätzen und Registern enthalten wird. Beyde sollen zur Leipziger Jubilatemesse 1805 erscheinen. Um die Stärke der Auflage bestimmen zu können, werden alle diejenigen, denen an der Fortsetzung und Beendigung meiner Encyklopädie der Wissenschaften gelegen ist, gebeten, noch vor Ablauf dieses Jahres darauf zu subskribiren.

Alle meine gelehrten Freunde, welche dieses Unternehmen befördern helfen wollen, und alle löbliche Buchhandlungen, werden hierdurch ersucht, Bestellungen anzunehmen, und die Namen der Subskribenten mit Bemerkung des Wohnorts, deutlich geschrieben, an die Darnmannsche Buchhandlung in Züllichau, oder an mich selbst zu überschicken. Auf 10 Exemplare wird das 11te frey gegeben. Briefe aber werden postfrey erbeten. Für gutes Papier und korrekten Druck bürgt die Verlagshandlung. Frankfurt an der Oder, im Februar 1804.

W. T. Krug,
Professor der Philosophie.

Ohne weitläuftige Ankündigung, ohne das gewaltige Schreyen, das gewöhnlich vor der Geburt einer neuen Zeitschrift hergeht, erscheint seit dem Anfange dieses Jahrs in in meinem Verlage:

Eudora.

Eudora. Ein Tagblatt für Kunst, Kultur und Geschmack.

Der nun fertige erste Monat Januar ist bereits in alle solide Buchhandlungen versandt, und kann von jedem Kunstfreund eingesehen werden, und für sich selbst sprechen.

Dieß sey die ganze Anzeige eines Blatts, das sich der Theilnahme berühmter Gelehrten erfreut, und dadurch wie durch schöne Kupferstiche gewiß zu seinem Vortheil auszeichnen wird. Um den Betrag von 9 fl. 36 Kr. rhein. oder 5 Thlr. 12 Gr. sächs. ist es monatlich durch alle Buchhandlungen, und wöchentlich durch alle Postämter, welche sich deßwegen an die hiesige Kaiserl. Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition zu wenden haben, zu bekommen. Nürnberg, im Februar 1804.

A. W. Küffner,
Kunsthändler.

Bey Wilhelm Webel in Zeitz, und in allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Taschenbuch für Leute die gerne lange leben und gesund bleiben wollen. Enthaltend die Struvischen und andere Noth- und Hülfstabellen. geb. 6 Gr.

Nachrichten, von durch Frost verunglückten Menschen, von allen Gegenden Deutschlands, so wie mehrere in öffentlichen Blättern angezeigte, ohngefähre und geflissentliche Entleibungen durch Wasser und Strick, und das zum Theil verkehrte Benehmen zu Wiederherstellung der Verunglückten, beweisen, daß gegenwärtiges Taschenbüchlein noch lange nicht so verbreitet ist, als es zu seyn verdient. Wem daher Menschenleben theuer ist, und wem es am Herzen liegt, gefährliche Irrthümer zu bekämpfen, dem kann die Verbreitung dieses Büchleins nicht genug empfohlen werden. Wer sich unmittelbar mit einer Bestellung von 25 Exemplaren an die Kommissionshandlung wendet, bezahlt solche mit 5 Thlr., und bey größern Bestellungen hat dieselbe noch zu vortheilhaftern Bedingungen Vollmacht.

Ebendaselbst ist zu haben:

Das Korsische Kleeblatt, Bonaparte, Paoli, und Theodor, nebst einer Schilderung der Sitten und Gebräuche der Korsen. Vom Bürger Feydel. 16 Gr.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Die physikalisch-mathematische Klasse des Nationalinstituts zu Paris, hat den Herrn Bergrath von Crell in Helmstädt, zum Korrespondenten aufgenommen.

Herr Johann Richter zu Moskau, Herausgeber der russischen Miscellen, und Uebersetzer der Karamsinschen Reise, ist von dem Herzog von Sachsen-Weimar zum Hofrath ernannt worden.

Herr Kollegienrath Storch zu Petersburg, erster Lehrer der Großfürstinn Maria, verlobter Erbprinzessinn von Weimar, ist zum Staatsrath ernannt worden.

Der Herr Mag. T. Schmieder, Lehrer am lutherischen Gymnasium zu Halle, hat die durch den Tod des berühmten Scheller erledigte Rektor-Stelle in Brieg erhalten.

An die Stelle des nach Kopenhagen als Marezoll's Nachfolger abgegangenen Professors Paysen, ist der bisherige Probst im Amte Hütten und Hauptpastor der Friedrichsberger Kirche zu Schleswig, C. Boysen, wiederum zum Hauptpastor bey der Domkirche daselbst, und zum Probst und Mitglied des Oberkonsistoriums zu Gottorf ernannt. Boysen's Probstey und Pastorat zu Schleswig aber, erhielt der ehemalige Docent in Kiel, Mag. C. F. Callisen.

Herr Professor Feuerbach zu Kiel, ist mit dem Charakter eines Hofraths als Professor der Rechte auf die Baiersche

sche Universität Landshut berufen worden, und hat diesen Ruf angenommen.

Herr Professor Philos. Münch zu Altdorf, ist vom Kurfürsten von Baiern zum Hofprediger in Landshut ernannt worden.

Die Kurfürstl. Akademie der Wissenschaften zu München, hat den Kurfürstl. Geheimen Rath und General-Schulen- und Studien-Direktor, Herrn B. von Frauenberg, zu ihrem frequentirenden Mitgliede im historischen Fache ernannt.

Herr Hofmaler Ramberg zu Hannover, ist von der Société Philotechnique à Paris, zum korrespondirenden Mitgliede ernannt worden.

Herr Karl Friedrich Richter, bisheriger außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, ist Oberpfarrer z. Schneeberg im Erzgebirge geworden.

Todesfälle.

1804.

Am 12ten Februar starb zu Königsberg in Preußen, nach langwieriger Schwäche, im 80sten Jahre seines Alters, der berühmte Philosoph, Immanuel Kant. Seine weit ausgebreiteten gründlichen Kenntnisse in mehrern Wissenschaften, sein trefflicher Vortrag als Lehrer, sein edler Charakter als Mensch, und seine geselligen Tugenden gewährten ihm den Dank und die Verehrung seiner Zeitgenossen. Seine scharfsinnigen philosophischen Schriften, wodurch er der Spekulation einen ganz neuen Weg vorzeichnete, und der Denkkraft in Deutschland einen ganz neuen Schwung gab, werden seinen Ruhm bis auf die späteste Nachwelt bringen. Er wird als ein Denker geehrt werden, wenn seine blinden Anbeter, die sich einbilden, Kant könnte nie geirret haben, und seine schwärmerischen Nachfolger, die Kants Spekulation nicht für spekulativ genug halten, und über ihn hinaus bis zur absoluten Konstruktion des gröbsten Unsinns und Mysticismus steigen, längst werden vergessen seyn.

Im

Im Februar zu Berlin Herr C. W. D. Hoffmann, Konrektor an der Köllnischen Stadt-Schule. Als Schriftsteller hat er sich durch nachstehendes Werk: „Mathematische Elementarschule, oder Anleitung zum kunstlosen Denken über mathematische Gegenstände. Berlin, 1803. 8." bekannt gemacht.

Anzeige kleiner Schriften.

Wie wirksam der Glaube an eine höhere Fürsehung besonders auch im Soldatenstande sey. Eine Predigt am XV. Sonntage nach Trinitatis, über Matth. VI. V. 24—34 in dem Exercierlager bey Mühlberg, gehalten von M. C. A. A. Fiedler, Pfarrer zu Mansberg und Tiefenau. Meißen, bey Klinkicht. 1803. 15 Seit. gr. 8.

Der Verfasser redet im Eingange zu dieser Predigt, von der ächten Frömmigkeit und dem Gottvertrauen des Beschützers der Protestanten, des unvergeßlichen Gustav Adolphs. Hierauf nimmt er von dem auf den Titel genannten Texte Gelegenheit, in 3 Abschnitten zu zeigen: daß der Glaube an eine höhere Vorsehung, die Berufstreue der Krieger befestige, die Zufriedenheit mit ihrem Schicksale befördere, und ihnen Muth verleihe, die mit ihrem Stande verbundenen Gefahren zu besiegen.

Wenn man, wie billig, auf die Veranlassung, bey welcher diese Predigt gehalten ward, und auf die Zuhörer derselben Rücksicht nimmt: so muß man dem Verfasser, die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, daß er seinem Zwecke angemessen, in gedrängter Kürze eine Wahrheit, welche dem Militairstande vorzüglich wichtig seyn muß, mit vieler Innigkeit und Herzlichkeit eingeschärft habe.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Erklärung das neueste gelehrte Berlin betreffend.

In dem zur Leipziger Literatur-Zeitung gehörigen Intelligenzblatte für Literatur und Kunst Nr 93. vom Jahre 1803, stehen Berichtigungen und Zusätze zu Meusels gel. Deutschlande. Es heißt u. a. „Grillo (Friedr.) starb „den 15ten Juni. 1802. Die im 2ten Band S. 659 (bey „Meusel) befindliche Anfrage ist dahin zu erklären, daß das „neueste gelehrte Berlin Unrecht hat." Herr Hofrath Meusel hatte nämlich in der fünften Ausgabe das Geburtsjahr Grillo's 1737 angegeben, wie in der vierten Ausgabe stand. Der aufmerksame Literator setzt bey diesem Artikel in einer Note hinzu: „Im neuesten gelehrten Berlin steht „1739. Welches ist richtig?" Jener Interpret maaßt sich sogleich an zu erklären, das gel. Berlin habe Unrecht? Wir erwiedern Folgendes:

Die Herausgeber des gel. Berlins schickten auch dem sel. Grillo, wie jedem Berlinischen Gelehrten, ein Schreiben zu, worin die ihnen bekannten Angaben aus Meusel u. s. w. aufgezeichnet waren. Grillo verbesserte selbst die Jahrzahl 1737, und setzte dafür 1739.*) Wir haben überdieß jetzt die Listen des Königl. Kadettenkorps nachschlagen lassen, und das Attestat darüber in Händen, welches also lautet: „Laut der vorhandenen Listen ist der verstorbene „Professor Grillo im Jahre 1739 geboren." Hat das gelehrte Berlin noch Unrecht?

In dem neuen Intelligenzblatte der neuen Leipz. Lit. Zeitung St. 1. S. 4 ist ein sogenannter Nekrolog vom Professor Thym befindlich, der an Unvollständigkeit schwerlich seines Gleichen hat. Der Verfasser erwähnt nicht, daß Thym Domkandidat gewesen ist, und im Jahre 1791 als

Kollas

*) In den Denkwürdigkeiten der preuß. Staaten Jul. 1802. S. 739, steht nicht ganz unrichtig, 62 Jahre alt; denn er gieng ins 63ste Jahr. Im Intelligenzblatte der N. A. D. Bibl. ist, anstatt 65 Jahre alt, zu lesen, noch nicht völlig 63 Jahre alt.

Kollaborator am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium unter Büschings Direktion angestellt war. Aber der Nekrolog fügt hinzu: „Das neue gelehrte Berlin und Meusel möchten aus „dieser Anzeige zu verbessern seyn; beym letztern aber sind „seine Schriften vollständiger angezeigt zu finden, als im „erstern." Wir fragen an, was aus dieser Anzeige das gel. Berlin verbessern könne? Dieses erschien 1795 und bemerkt, daß Thym nach Halle berufen sey. Daß ihm aber daselbst seine erste Gattinn sterben, und er 1801 den Ruf als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in seiner Vaterstadt erhalten und annehmen würde, (diese Notizen enthält die Todesanzeige unter dem Namen Nekrolog) konnten wir warlich 1795 nicht voraussehen. Daß Thyms Schriften in der neuesten Auflage Meusels vollständiger angezeigt seyn müssen, versteht sich von selbst, da wir gleichfalls im Jahre 1795 nicht prophezeyhen konnten, welche Produkte der Verstorbene in den folgenden Jahren erscheinen lassen würde.

Zugleich bemerken wir, daß der Herr Professor Fichte, der sich bekanntlich jetzt in Berlin aufhält, nicht, wie im Leipz. allgemein. Intelligenzbl. für Literatur und Kunst. Nr. 93. vom J. 1803 steht, in Ratheran in der Oberlausitz; sondern in Rammenau geboren ist.

Berlin, im Jan. 1804.

Die Herausgeber des gelehrten Berlins,
Schmidt. Mehring.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Weltweisheit.

Die Veredlung des Menschen nach ihren Hauptmomenten, Bedingungen und Hülfsmitteln. Für Alle, denen ihre moralische Bildung wichtig ist, und besonders für Diejenigen, die dazu gesetzt sind, dieselbe bey Andern zu befördern. Von *Friedrich Ehrenberg*, reformirtem Prediger zu Plettenberg, in der Grafschaft Mark. *Erster Band.* Leipzig, bey Steinacker. 1803. X und 405 Seiten 8. 1 Rg. 12 gr.

Unstreitig kann sich der menschliche Geist keinen würdigern und für ihn selbst gemeinnützigern Gegenstand des Nachdenkens, als denjenigen wählen, welchen der achtbare, schon durch mehrere Schriften bekannte Verfasser dieses Werks seinen Untersuchungen gewidmet hat. Der Mensch auf der moralischen Höhe seiner Natur, im Verein seiner erhabensten Zwecke, als ein freyes Wesen sich selbst gebietend, sich selbst richtend und veredelnd, der Mensch als das sichtbare Ideal des Guten, — hat für den ernsten Denker nichts mehr über sich, als das allervollkommenste Wesen selbst, das doch wiederum in der Idee nur aus dem Menschen, nach Wegnahme aller Negationen, geschaffen wird. — Auch erinnert sich

Rec. unverdlichst keine Schrift gelesen zu haben, worin der große Gegenstand reeller Veredlung der Menschheit, nach so vielerley anziehenden Gesichtspunkten, mit einer so erwärmenden Sprache und einem so lebendigen Gefühle für die gute Sache abgehandelt worden wäre. Wir halten es daher für unsere Schuldigkeit, diesem sehr lehrreichen Werke durch eine koncentrirte Anzeige seines sachreichen Inhalts ein ehrenvolles Denkmahl zu errichten; aber auch das Mangelhafte daran nicht zu verschweigen, damit die Wahrheit überall gerecht bleibe. Das Ziel, worauf der gegenwärtige Versuch hinarbeitet, ist — „eine praktische Theorie der Veredlung, die diese Angelegenheit in ihrem ganzen Umfange, und nach allen Beziehungen erörtert, und zwar zuvörderst die Aufgabe derselben von allen Seiten und aus allen Gesichtspunkten darzustellen; dann das Verhältniß des wirklichen Zustandes, worin sich der Mensch befindet, zu ihr auszumitteln; daraus drittens die äußern Bedingungen und Unterstützungen, von denen die Möglichkeit der Veredlung abhängt, herzuleiten, und endlich viertens das Geschäffte selbst nach seinen Perioden und Hülfsmitteln, wie sie durch die menschliche Natur bestimmt sind, zu entwickeln."

Das erste Buch des ersten Bandes setzt den Begriff der Veredlung und das Verhältniß derselben zu (zur) Kultur und Bildung in einem lichtvollen Zusammenhange auseinander. „Der Mensch muß nach seinen dreyerley Bedürfnissen und Kräften — Sinnlichkeit, Geist und Wille — auch auf eine dreyfache Art, nämlich: sinnlich, geistig und moralisch entwickelt werden. Im ersten Falle ist seine Vervollkommnung Kultur, (ein hier, wie man sieht, nur willkührlich angenommener Terminus, da man diesem Begriff sonst eine viel weitere Ausdehnung zu geben pflegt,) im zweyten — Bildung, im dritten — Veredlung. „Die Kultur arbeitet für die körperlichen Bedürfnisse, gleichsam nur für das äußere Leben des Menschen. Sie leitet ihn von der Nothwendigkeit zur Bequemlichkeit, von der Bequemlichkeit zum Vergnügen, und ihr höchster Triumph ist der, dadurch, daß sie ihm das Vergnügen wieder zur Nothwendigkeit, — und ihn um neue Bequemlichkeiten und neue Vergnügungen verlegen macht, den Genuß mit dem Verlangen wechseln zu lassen, und seine Kräfte in einer immerwährenden Spannung zu halten." — Daß die Kultur

ohne

ohne Veredlung und Vermittelung des Geistes selbst nicht seyn und fortschreiten könne, ist übrigens um so weniger zu läugnen, da ganze Nationen sonst und noch heut zu Tage ihre geistigen Kräfte in der That mehr zur Verschönerung und Vervielfältigung ihrer Kultur im Sinne des Verfassers als zur wirklichen Veredlung ihrer moralischen Natur anzuwenden pflegten. — Warum aber der Geist der Kultur so absprechend und so allgemein hin der leidige Kaufmannsgeist genannt wird, unter dessen Pflege zwar viel Vortreffliches gedeihe; der es aber nicht achte, weil er es nicht verstehe, keinen Sinn dafür habe, weil er nur den fühlbaren Gewinn berechne, — sehen wir nicht ein, und ist ein Widerspruch mit dem Vorhergehenden, wo der Verstand mit Recht als der treue Gefährte der Kultur gepriesen wird; nicht zu gedenken, daß mit ihr sich auch allemal schon das Gefühl für das Schöne und Anmuthige unwillkührlich entwickeln muß. Die zweyte Art menschlicher Vervollkommnung ist Bildung. „Was von Innen kommt, und innerlich wirkt, ist ihr Gegenstand; ihr Anfangs-Mittel- und Endpunkt ist der geistige Mensch. Sie hat keine Bedürfnisse, die gewaltsam ergreifen, die Maschine heftig erschüttern, deren Nichtbefriedigung Krankheit und Tod brächte. Das Bedürfniß, das sie belebt, spricht sich nur leise aus, beherrscht den Menschen mit einer stillen, sanften Gewalt, die eben durch ihre Ruhe sich ungehinderter über sein ganzes Wesen verbreitet; langsam, aber dauerhaft, zuverlässig und siegreich wirkt, und aus dem Menschen nach und nach ein neues Wesen schafft. Ihr entspricht ein geistiger Bildungstrieb, der, unabhängig von jedem Gegenstande, von jedem fremden Zwecke lediglich sein eignes Interesse hat, nur sich befriedigen will, überall auf Erhöhung, Anordnung, Vernützlichung dessen, was im Innern des Menschen wohnt, ausgehet. Wie ein unsichtbarer Genius deutet er der glücklichen Natur überall die Spuren des Wahren, Schönen, Schicklichen, Geordneten und Vortrefflichen an, und begeistert für ihre Formen. — Dieß mag zugleich eine Probe von der Darstellungsart und Darstellungskunst des Verfassers seyn, der wir billig Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und der auch wohl wegen ihrer übrigen Vorzüglichkeit die Leser gewisse zu rhetorische Auswüchse, manche sich zu oft repetirende Deklamationen, und jene zu hastige Lebendigkeit der Diktion verzeihen werden, die oft wie ein im Sturme vorbeyfliegendes glänzendes Meteor erscheint.

Die dritte Art der Vervollkommnung ist Veredelung des freyen vernünftigen Willens. „So weit auch die Kultur die Bedürfnisse und Genüsse des Menschen geschärft, die Bildung ihn verschönert haben mag: so bleibt doch noch eine große leere Stelle in seinem Herzen zurück, — das Bewußtseyn, daß er Etwas noch nicht sey, was er doch seyn müßte, — ein dunkles, aber herrliches Ideal von etwas unübertrefflich Edeln, was er in seinem Charakter darstellen soll. Die Veredlung soll den Menschen dahin bringen, daß der vernünftige Wille schlechthin über ihn herrsche, über jedes Interesse erhaben sey, und nur auf das an sich Wahre und Gute hinstrebe." (woraus denn jeder Sachkundige abnehmen kann, daß hier das Kantische Moralprincip nur in einem verwundernden Kommentar entlehnt wird.) — Von hier ab geht der Verf. auf die Bestimmung dessen, was wir Gewissen und Gewissensfreyheit nennen, über, wobey er den sehr gerechten Ausspruch thut: „mein Gewissen kann Niemand zwingen; es bleibt bey allen Versuchen, dasselbe zu unterjochen, frey. Aller Druck drückt nur auf den äußern Menschen. Ich verliere meine Gewissensfreyheit allein dann, wenn ich mich aus Trägheit oder Egoismus zur ewigen Unmündigkeit verdamme." Zur weitern Begründung des Folgenden wird nun das objektive Vernunftgesetz aus ihr selbst erläutert, und dann der Glaube an eine Gottheit zur Erhöhung aller Moralität angewiesen. „Der edle Mensch sey auch nothwendig ein religiöser Mensch. Aus seinem bessern Selbst erzeugt sich die Idee des höchsten Wesens, und das reinste, wahrste und lebendigste Gefühl für dasselbe. Mit dem Fortgange seiner Veredlung bilden sich Glaube und Verehrung immer vollständiger aus." Wir empfehlen hier dem Leser manchen andern geistvollen Gedanken; geben aber doch dem würdigen Verf. zu bedenken, ob Ausdrücke, wie diese: er findet das höchste Wesen in sich, das Herz ist ihm Bürge des Unsichtbaren, u. s. w. nicht sowohl der Philosophie religiöser Veredlung, als einem Mysticismus angehören, der nur Alles mit einem bildlichen Gefühl beherrschen und betasten möchte.

Hierauf berührt der Verf. (eine der vortrefflichsten Stellen des Buchs) die Hauptcharakterzüge, auf welche die Veredlung hinzuarbeiten hat, — sie sind Religion, Menschenliebe, Mäßigung, Seelenstärke und Klugheit. Wir bemerken bey diesem reichhaltigen Aufsatze, dessen genauere

Wür

Würdigung wir den Lesern selbst überlassen wollen, nur noch zweyerley. Erstlich, wenn auch darin jeder Verständige mit dem Verf. einig seyn muß, daß ohne religiöse Einwirkungen dem menschlichen Willen sehr kräftige und lebendige Anreizungen und Hülfsmittel zur Tugend entgehen müßten: so ist es doch auf der anderen Seite eben so einleuchtend, daß es einen sehr hohen Grad sittlicher Veredlung, ohne sogenannte religiöse Beweggründe, geben könne, und wirklich giebt, — in sofern jene aus der Schätzung und Liebe des Guten, als seinem Selbstzwecke, hervor gehet; ja man könnte sogar behaupten, daß nur diese auf sich selbst gegründete Tugend, die ohne allen Eigennutz, ohne den Gedanken an künftige Belohnungen durch sich selbst fest steht, und sich, vermöge der reinen praktischen Vernunft in Allem selbst genug ist, die vollkommen ächte gereinigte Menschentugend genannt werden müsse, — so wie man auch schon längst nicht mehr den Satz bezweifelt hat, daß ein theoretischer Atheist ein sehr vortrefflicher edler Mann seyn könne. Zweytens scheint der Verf. hie und da wirklich einen kalten Stoicismus gegen Schmerz und Leidenschaftlichkeit zu predigen, so sehr auch die Natur gegen eine solche übermenschliche Moral spricht, indem sie selbst den Schmerz und die Leidenschaftlichkeit zu den größten Hebeln ihrer Thätigkeit und der Menschenveredlung selbst gemacht hat. — Um die sittliche Veredelung der Menschen richtiger anzufassen, setzt er sie mit Kultur und Bildung nach den von ihm angenommenen Erklärungen in Parallele. Allein diese Differenzen werden jeden aufmerksamen Leser, so viel Wahres sie auch enthalten, als etwas Nachgeholtes erscheinen, worin das schon mehrmals Gesagte noch einmal mit einigem Pomp und einiger Gezwungenheit wiederholt wird.

Zweytes Buch, (welches unserer Meinung nach eigentlich das Erste seyn müßte, weil der natürliche Zustand des menschlichen Herzens vorher schon anerkannt seyn muß, ehe man es veredeln will.) — Das Böse, das dem Menschen Schuld gegeben wird, läßt sich in einer doppelten Hinsicht betrachten; einmal in wiefern es in einer solchen Beschaffenheit seiner natürlichen Triebe besteht, die den moralischen Forderungen der Vernunft widerspricht; und dann in wiefern es allein dem Willen angehört, der sich gegen die Forderungen der Vernunft für die Sinnlichkeit bestimmt, und schon deßwegen fehlerhaft seyn würde, wenn er auch nie

den Buchstaben des Gesetzes überträte. Das Erste ist das materiale, das Zweyte das formale Böse; das Erste, das Böse der That, das Zweyte, das Böse der Gesinnung. Nun folgt eine rednerische Schilderung des Menschen, wie er bald groß und stark, bald klein und schwach, und ewig ein Widerspruch seiner selbst ist. „Das ganze Geschlecht ist wie das Individuum. Schöne und häßliche Züge, Ehrgefühl und Hartherzigkeit, Menschenliebe und Feigheit, Mitleiden und Ungerechtigkeit, Verdrossenheit und Zartgefühl, Wohlthätigkeit, unbiegsamer Stolz und viehische Wollust vertragen sich sehr gut in demselben Charakter. Nicht selten zeigen sich die entgegengesetzten Eigenschaften in den Handlungen desselben Menschen zu verschiedenen Zeiten. Wer bey der einen Veranlassung seine Empfindsamkeit äußert, beweiset oft bey der andern die größte Härte. Wer in der einen Angelegenheit seine Ehre über Alles hoch hält, kann sie in einer andern wegwerfen, ohne daß es ihm das Geringste koste. Wer in der einen Art von Genuß die strengste Mäßigkeit beobachtet, ist oft desto ausschweifender in der andern. Wer die eine Leidenschaft ganz in seiner Gewalt hat, ist oft der andern desto mehr unterworfen. Es giebt nur wenige Charakterzüge, die nicht durch die Umstände eine durchaus entgegengesetzte Richtung annehmen könnten.“ „Aber auch in den Maximen des Willens zeigt sich dieselbe Mischung vom Guten und Bösen, die wir dort in den Handlungen entdeckten.“ — (wobey der Verf. den auffallenden, und die Menschheit wenig ehrenden Satz aufstellt, oder eigentlich entlehnt: daß es in dem Menschen ein wirkliches Uebergewicht des Bösen über das Gute gebe, und daß ihn die Natur wirklich so gemacht habe, — ein Satz, welcher zu seiner Durchführung eines tiefern Raisonnements bedurfte, als ihm der Verf. geschenkt hat.) — Nun folgt eine sehr anziehende Darstellung, wie das menschliche Herz nach und nach von Außem und Innen zu moralischen Verschlimmerungen übergeht, und dem großen Zwecke seiner Veredlung ungetreu wird. (Hier wird der Verfasser den Lesern mehr Genüge leisten, als da, wo er den Ursprung des Bösen aus einem transscendentalen Gesichtspunkte zu erklären suchte, und in ein arbitraires Deduciren hinein gerieth.) „Der Lebenstrieb, der Lustsinn bestimmt anfänglich alle Aeußerungen des menschlichen Wesens; so erscheint es im Kinde und im Erwachsenen auf der niedrigsten Stufe der Kultur. Aber so wie sich Phantasie und Wahrnehmungsver-

vermögen fremder Empfindungen entwickeln, erwache auch in ihm das zartere Mitgefühl. Bis jetzt ist er noch ganz ein Kind der Natur, ein gutmüthiges Geschöpf, nichts Hartes, Unbiegsames, Ungeregeltes, Heftiges, Ausschweifendes an ihm. (Ein zu schönes Bild des Naturmenschen, wie er vielleicht nie war, und nach obiger Behauptung: daß in ihm ein Uebergewicht zum Bösen liege, nicht einmal seyn durfte.) Nach und nach will der Mensch nicht mehr bloß den Genuß; sondern auch die Mittel des Genusses; nun sucht er sich die gute Meinung anderer Menschen, einen freyen Gebrauch seiner Kräfte und eigenes Vermögen zu erwerben; — Liebe zum Leben, zur Ehre, zur Freyheit, und zum Eigenthum erwachen jetzt mächtiger in ihm; aber eben dadurch dehnt sich nun auch die Disproportion der Neigungen immer weiter aus. Zuerst ist das innere Gefühl selbst ein Verderbnißmittel des menschlichen Herzens; aus Neigung werden heftige Leidenschaften, und diese geben dem sinnlichen Gefühle eine unnatürliche Stärke, und machen es der Vernunft schwer, mit ihren einfachen, ruhigen Forderungen durchzudringen. Dazu kommt zweytens die das Herz verwildernde Phantasie. Wo noch keine Unordnung ist, kann sie solche schaffen; die meisten erkünstelten Bedürfnisse, die so Vieles am Menschen verrückt und verschroben haben, sind Kinder der Phantasie; nichts erhöht die Heftigkeit der Begierden mehr, als der reiche Erfindungsgeist, womit sie ihre Gegenstände ausschmückt, ihre Flecken verwischt, ihre Reitze verstärkt, und in einem glänzendern Farbenspiele zeigt. — Die Gesellschaft und die Schicksale des Lebens wirken ferner gewaltig auf die Verschlimmerung des Menschen. Jene befördert nicht bloß die natürlichen Triebe; sondern verstärkt sie auch, und selbst die edlern, sich auf andere Menschen beziehenden Neigungen, werden durch die Verfeinerung der Kultur weit öfter ausarten, als sie veredeln. Auch der Widerstand, den das menschliche Leben mit sich führt, macht die Begierden des Menschen nur noch lebhafter und gewaltiger; er wird dadurch zweydeutig, verschroben, übergeschmeidig: das Laster der Falschheit dringt in die menschliche Natur ein; das gesellschaftliche Leben füllt den Kopf mit praktischen Vorurtheilen, und die bösen Beyspiele vergiften ihn vollends so, daß für ihn oft gar keine Genesung mehr zu hoffen ist." (Eine anthropologisch sehr richtig gefaßte Erklärung, wie das Beyspiel, und warum es so allmächtig auf Andere wirkt, — ein Erguß vom

Menschenkenntniß, die Rec. in so vielen anderen Stellen dieses Werks mit hohem Interesse wahrgenommen hat.) Endlich wirkt die Gesellschaft zur Verschlimmerung des Herzens durch verwahrloste oder verkehrte Erziehung, durch absichtliches Irreleiten, durch die thätige Bemühung der Menschen, sich unter einander so viel als möglich zu verderben. — „Was nun auf diese Weise die Natur erzeugt, Gefühl und Phantasie von Innen erweitert, Gesellschaft und Schicksal von Aussen vollendet haben, das befestigt endlich die allmächtige Gewohnheit, — und so ist der Mensch, ehe eine vernünftige und veredelte Freyheit auf ihn wirken kann."

Drittes Buch. Vorbereitung des Menschen zur Veredlung durch Staat, Erziehung, Kirche, und schöne Kunst. „Der Staat muß dem Menschen die äußere Kultur verschaffen; er muß dafür sorgen, daß die Sitten des Volks gemildert, und äußere Gesetzmäßigkeit in den Charakter gebracht werde; er muß die Freyheit seiner Bürger nicht bloß heilig halten, ehren und schonen; sondern auch, so viel möglich ist, befördern. Ein gedrücktes, zertretenes, seiner Rechte und seiner Freyheit beraubtes, an die blinde Willkühr seiner Machthaber gefesseltes, oder von barbarischen Gesetzen beherrschtes Volk, ist nicht allein feige, muthlos, lasterhaft; ihm ist auch alle Möglichkeit benommen, besser zu werden. Der Staat muß für den Wohlstand seiner Bürger sorgen. Ein verarmtes Volk verzehrt seine Kräfte im ewigen Ringen mit der Natur um seine physische Nothdurft. Sein Muth geht in seinem Elende unter. Vergebliche Arbeiten erschöpfen Geist und Herz. Immerwährende Sorgen machen ihn melancholisch, und düster, und erfüllen das Gemüth mit Trübsinn und Haß gegen Diejenigen, welche seinen sauren Schweiß verschwelgen. Wer des Nothwendigen entbehrt, wird verdrossen zu allem Werk, er mag nichts denken, nichts vernehmen, seine ganze Wirksamkeit nimmt die Sorge für den Lebensunterhalt weg. Er hat kein Gefühl für Menschenwürde, da er von Menschenrechten nichts weiß. Selbstachtung ist ihm fremd, weil er allenthalben verachtet wird. Den Werth seines Daseyns kann er nicht schätzen, weil es so ganz ohne Freude ist. Streben nach dem Höhern kann ihm nicht in den Sinn kommen, da ihn eine eiserne Nothwendigkeit so fest an das Irdische schmiedete; er kann kaum wissen, daß es etwas Höheres giebt." „Der Staat muß durchaus die

Auf-

Aufklärung des Volks befördern. Es ist dieselbe Vernunft, der in der Aufklärung der Verstand, und in der Veredlung das Herz unterworfen werden soll, — (ein sehr richtig gefaßter Gesichtspunkt, wodurch alles Predigen gegen die Aufklärung abgefertigt werden kann, obgleich das Gemälde des aufgeklärten Menschen, wenn er auch nicht der Weise ist — S. 286 — mancherley Bedenklichkeiten erregen dürfte.) — Wir müssen hier sehr viel Vortreffliches, zur Ehre der Aufklärung Gesagtes, aus Mangel des Raums übergehen. Nur scheint der würdige Verfasser beym fortwährenden Idealisiren seiner Wünsche und Vorschläge die tausendfachen Schwierigkeiten übersehen zu haben, die sich auch immer noch dem besten Staate, vermöge der Schwäche der Menschennatur, entgegenstellen, und wie viele Jahrtausende werden vergehen, ehe er selbst das Ziel der ihm hier vorgezeichneten Veredlung erreichen dürfte!! — und wenn werden wir dahin kommen, wo sich die Kultur von den Fesseln des Egoismus losgearbeitet hat, und reine durch sich selbst interessirende Kraftäußerung geworden ist? Dieß sind glänzende Chimären, die ein glühendes Gefühl für das Gute, und ein an das höchste Princip der Sittlichkeit gewöhnter Kopf zwar leicht erfinden kann; deren Erfüllung aber die Menschheit wohl vergebens entgegen sieht. S. 296. giebt der Verf. dem Staate noch folgende sehr ernste Lektion: — „Will der Staat die Veredlung seiner Bürger nicht schlechterdings unmöglich machen; so sey er durchaus bestimmt in seinen Gesetzen, sein Wille sey klar, unzweydeutig, zuversichtlich, ohne einige Klügeley, woraus nachher nothwendig moralische Sophisterey entspringt, Raum zu lassen. In ihrer Vollziehung ehre er ihre Heiligkeit, sey er ernst, strenge, unerbittlich, wie das Schicksal. Das Recht gelte überall, und es sey keine Möglichkeit da, seinen Verfügungen zu entgehen. So nur kann das Volk einen Charakter haben.“ Erziehung. „Die Erziehung soll es auf nichts Bestimmtes mit dem Menschen anlegen. Sie darf weder die Glückseligkeit, noch die Moralität, noch beyde in ihrer harmonischen Vereinigung im Auge haben.“ Dieser Satz scheint ziemlich parador zu seyn. Denn man könnte fragen: wozu soll denn eigentlich der Mensch gebildet werden, wenn es nicht in Hinsicht auf seine Glückseligkeit und Moralität geschieht? Der Verfasser meint, es liege etwas sehr Entehrendes in dem Gedanken, daß es mit so vielen Fähigkeiten des Menschen allein auf das Genießen (auf Glück-

seligkeit) abgesehen seyn solle. Gerade als ob die geistige Ausbildung, die bloß ideale Veredlung des Willens nach dem Princip der Pflicht nicht auch auf ein Genießen seines bessern Selbst hinaus liefe, und dadurch eigentlich menschliche Veredlung würde. Der Satz, daß die Erziehung nicht die Moralität im Auge haben solle, kann noch mehr mißverstanden werden, und die Erläuterungen: daß eine aufgedrungene, angewöhnte Tugend schlimmer, als die größte Macht der Sinnlichkeit sey, u. s. w. sind nichts anders, als erzwungene Hülfsmittel, wodurch die schwankende Hypothese einige Festigkeit erhalten soll. „Zur Moralität, heißt es, soll der Mensch nicht erzogen werden, er soll, wenn er erzogen ist, sich selbst zu ihr erheben." Dieß scheint nur ein Wortspiel zu seyn. Denn während des Erziehens soll ja selbst im Sinne der kritischen Schule, wozu der Verf. gehört, die Liebe zum Guten um sein selbst Willen dem Menschen angebildet werden. Eine Erziehung, die durchaus nichts davon wissen soll, daß sie einen letzten, höchsten Zweck habe, würde, als ein bloßes Herumtappen in der Bildung, den Menschen nicht weiter bringen, oder wäre der Zweck, daß der Mensch, im vollen Sinne des Worts, frey werde — kein Zweck? Nun folgt eine geistreiche Darstellung der Vortheile der Erziehung selbst, besonders ihres Einflusses auf die freyere Entwickelung seiner geistigen Kräfte und seines moralischen Gefühls. „Ein sehr gewöhnlicher Fehler der Erziehung unserer Zeit ist der, daß man Weichherzigkeit und ästhetische Bildung für moralische Empfindsamkeit hält, und die letztere da bewirkt zu haben glaubt, wo nur die erstern erreicht sind." Wie wahr! Die Kirche. Ist nicht bloß ein fortgesetztes; sondern auch ein höheres moralisches Erziehungsinstitut des Menschen, welches das sittliche Gefühl in seine Pflege nimmt, und dahin entwickelt, daß er es als seine heiligste Angelegenheit betrachten, und nach ihm sein Leben einer höhern Bestimmung entgegen bilden kann. „Es giebt eigentlich keinen Religionsstifter oder Religionslehrer; denn Religion kann weder gestiftet, noch gelehrt werden; es giebt nur Stifter und Lehrer von Meinungen, welche die Menschen zur wahren Religion reif machen sollen. Auch können jene Stifter für ihre Lehren keinen Glauben erzwingen; denn in moralischen Angelegenheiten ist Alles frey." Dieser Satz wird von dem Verfasser weitläuftig erläutert, und, so viel es sich thun ließ, bewiesen. „Die Kirche ist ein moralischer Freystaat, und muß

seine

seine positiven Gesetze haben, nur daß diese keine allgemeine Verordnungen für alle Zeiten seyn dürfen. Ihr Zweck ist, den Menschen zur Veredlung vorzubereiten; und sie wählt dazu jedesmal diejenigen Mittel, Formen und Dogmen, die den Bedürfnissen des Zeitalters angemessen sind;" (aber wie oft hat sich gerade hierin die Kirche vergriffen, so daß man sie unter allen idealischen Veredlungsmitteln des Menschen bis jetzt noch für eins der schlechtesten halten könnte.) Zuletzt nennt der Verf. noch drey Hauptfeinde der Religion, den schwärmerischen Supernaturalismus, den frivolen Naturalismus, und den laxen Indifferentismus, die in der Folge nach ihren bekannten Charakterzügen entwickelt werden. Schöne Kunst. „Der sinnliche und übersinnliche Mensch, jener ein Produkt des Staats, dieser der Kirche, sind absolut entgegen gesetzt; die letzte Aufgabe sey daher, beyde dahin zu befreunden, daß der Wille den einen durch den andern bestimmen könne, und sie werde aufgelöst in der schönen Kunst." Die verständigen Leser werden glauben, daß die bisher vorgetragenen Momente zur Veredlung der Menschheit zu ihrem Zwecke hinreichend genug waren, ohne daß ihnen noch dieser von der Moralität unabhängige Schlußstein gegeben wurde. Denn obgleich das gebildete Gefühl für das Schöne und Erhabene zur innern Verschönerung und Verherrlichung des Lebens sehr nutzbar ist, und den Menschen zu einer viel genußreichern Kultur auszubilden pflegt: so sagt doch auch die Erfahrung, daß ein wirkliches Verstehen der schönen Kunst tief in dem Menschen schlafen, und er dennoch einen sehr hohen Grad moralischer Veredlung besitzen kann; ja, es scheint sogar, als ob jenes verfeinerte Kunstgefühl für das Schöne den Menschen oft nur mehr versinnliche, — und seine moralische Natur mit sich selbst entzweye, als ihn stärke und veredle. Wenigstens lehrt es die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß ihre größern Dichter, Musiker und Künstler selten die bessern Menschen waren. Eine ästhetische Erziehung kann zwar hohe idealische Zwecke im Auge haben; aber bey genauerm Lichte besehen bleibt sie, auf den Menschen selbst angewandt, nur oft ein schönes Spielwerk, das den Menschen mehr liebenswürdig, als im moralischen Sinne wahrhaft achtungswerth macht. —

So weit der Inhalt des ersten Bandes dieses wirklich sehr gedankenreichen, genialischen, und die deutsche Literatur ehren-

ehrenden Werkes, welches auf die Nachwelt zu kommen verdient. Die wenigen unverständlichen Stellen desselben, die kein Leser und kein Beförderer der Menschenveredlung besonders nutzen kann, haben wir bey dieser Anzeige ganz ausgelassen, da sie ohnehin nur von dem Verf. eingeschaltet seyn mögen, um seine Bekanntschaft mit dem Status quo der neuen ästhetisch-philosophischen Literatur anzudeuten. Die Recension des zweyten Bandes nächstens.

Sn.

Ueber das Verhältniß des Rechts zum Gesetze; eine Organonomie der Rechtswissenschaft in ihrer Beziehung zur universellen Entwickelung der Menschheit, von Karl Dresler, Fürstl. Nassau-Oranischem Kanzley-Sekretair. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. 252 Seiten gr. 8. 1 Rt.

Der Verfasser gründet seine naturrechtlichen Untersuchungen auf den Fichtischen transscendentalen Idealismus, und fängt seine Abhandlung über das Recht folgendermaaßen an: „Alles Bewußtseyn wird umfaßt, und geht aus von einer „ursprünglichen absoluten Selbstthätigkeit, die dadurch, „daß sie ursprünglich gegen sich selbst gerichtet ist, als „Ich sich darstellt. Nach dem Ursprung dieses reinen Alles „umfassenden Ich, kann, da es selbst der Ursprung alles „Ursprungs ist, eben so wenig gefragt werden, als es sich „in der gemeinen Erfahrung, die es ursprünglich be„gründet, und durch die es hindurch geht, aufzeigen läßt. „Diese Selbstthätigkeit des Ich ist eine unendliche Tiefe, die „dem gemeinen Auge ewig unbegreiflich, nur in der trans„scendentalen Anschauung, als Selbstproduktion, und „Selbstanschauen in dieser Produktion, sich nachbilden „läßt.“ Sodann spricht der Verf. von der Duplicität des Ich; von der reflektirenden ideellen, und reflektirten reellen expansiven Thätigkeit des Ich; von dem Ich, wie es seine eigene Fessellosigkeit vor sich hinzaubert, und sich in

in die unauflöslichen Labyrinthe der Natur verwickelt, die selbst nichts anders ist, als die äußere Konstruktion des Grundes, worauf sich sein Handeln abmalt. (S. 20.) Eben diese Natur ist nichts anders, als die zu einem beharrenden Seyn sich versteinernde Absolutheit des Ich. (S. 21.) — Doch unsere Leser kennen ja schon die Sprache des transscendentalen Idealismus; zugleich aber auch die Grundlosigkeit desselben, aus mehreren Recensionen in dieser Bibliothek. Rec. glaubt daher, sich hierbey nicht aufhalten zu müssen.

Nach Hrn. Dresler gründet sich die Gültigkeit des Rechts auf das Gesetz. Aber worauf gründet sich die Gültigkeit des Gesetzes? — Der Verf. macht sich selbst diese Frage (S. 49.), und beantwortet sie zuerst negativ. „Beruht etwa, fragt er (S. 50.), die verbindende Kraft des „Gesetzes auf der willkührlichen Bestimmung, auf der freyen „Uebereinkunft? allein die Frage ist ja eben die, worauf „doch die Gültigkeit dieser Uebereinkunft beruhe; wie über„haupt Willkühr, sey sie auch die Willkühr einer ganzen Na„tion, oder der ganzen Menschheit, den Charakter des Ge„setzes annehmen könne." Nachdem der Verf. dieses Kriterium der Gültigkeit des Gesetzes, so wie das des Vortheils der großen Menge, und der Macht, verworfen hat, muß man sich nicht wenig wundern, wenn man S. 53 lieset, daß das Gesetz nur dadurch als allgemein geltend festgesetzt werden könne, daß alle darüber wechselseitig mit einander übereinkommen, d. h. daß sie sich mit einander vertragen. Allem Gesetze gehe demnach ein Vertrag voraus, wodurch der Begriff der Wechselwirkung der freyen Wirksamkeit erst allgemein anerkannt werde, u. s. w. Rec. kann das mit dem Vorhergehenden nicht recht vereinigen; denn vorher hatte ja der Verf. gesagt, daß die Gültigkeit des Gesetzes nicht in der freyen Uebereinkunft Aller gegründet sey; was ist aber der Vertrag anders, als die freye Uebereinkunft zweyer oder mehrerer Personen? — Der Verf. findet sich auch, nach einer weitläuftigen Deducirung des Begriffs vom Vertrag (S. 54—60.) am Ende in einem neuen Zirkel befangen; „denn, sagt er (S. 60.), die Gültigkeit des Ge„setzes sollte sich auf den Vertrag gründen, und nun ergiebt „es sich, daß die Gültigkeit des Vertrags selbst schon das Ge„setz voraussetzt. Wir scheinen also durch diesen Gang unserer

„Un-

„Untersuchung um keinen Schritt vorwärts gerückt zu seyn."
Dem Rec. scheint es auch so. — Wie hilft sich nun der
Verf. wieder aus diesem Zirkel heraus? Er sagt: „Der Ver-
„trag soll zugleich Gesetz, und das Gesetz zugleich Vertrag
„seyn. (S. 63.) Vertrag und Gesetz müssen sich gleichsam
„durchdringen." Eben so heißt es (S. 65.), daß in dem
Vertrag, der zugleich Gesetz ist, das Interesse aller Einzel-
nen sich gleichsam durchdringen soll. Wie geschieht aber
dieses Durchdringen? „Durch ein anderes Durchdringen,
„das in der Persönlichkeit besteht; denn die Persönlichkei-
„ten der Individuen sind die Kräfte, aus deren wechselseiti-
„gem Durchdringen in dem gemeinsamen Fluido, dem
„wechselseitigen Interesse eines Jeden an seinem freyen Han-
„deln überhaupt, die juristische Welt hervorgeht. Die
„Persönlichkeit ist das eigentliche und tiefste Princip aller
„Souverainität; sie ist das subjektive Princip aller Rechts-
„gültigkeit, und ihr steht als objektives Princip jener Ver-
„trag, der zugleich Gesetz ist, entgegen, wodurch das In-
„teresse jedes Einzelnen an seiner eigenen Freyheit, so mit
„dem Interesse aller Andern verkettet werden soll, daß es da-
„mit nothwendig zur Einheit übereinstimmt. Dieser Ver-
„trag ist das Princip aller Rechtsgültigkeit. Er umfaßt die
„ganze Gesetzgebung, und jedes einzelne geltende positive
„Gesetz, jeder einzelne angenommene Rechtsgrundsatz, daher
„auch die Gültigkeit aller andern Verträge, muß bloß als
„eine Analyse, als eine weitere Entwickelung desselben be-
„trachtet werden. Dieser Vertrag ist der — Staatsgrund-
„vertrag." —

Rec. findet in allem diesem keine lichte Ideenfolge. Man sieht wohl, wo der Verf. hinaus will, aber man sieht nicht, wie der Staatsgrundvertrag allein den Vorzug vor allen andern Verträgen haben soll, die Gültigkeit des Rechts zu gründen; wenigstens hat der Verf. solches nicht auf eine einleuchtende und überzeugende Art bewiesen. Daß die Rechte der Menschen erst durch den Eintritt in den Staat gesichert werden, hat man längst gewußt; und wenn der Verf nichts Anders hat sagen wollen; so hat er vollkommen Recht. Dann aber hätte es alles des Aufwandes aus der transscendentalen Philosophie nicht bedurft, den er uns im Anfange seines Werkes zum Besten gegeben hat. Genau besehen, ist doch das wechselseitige Interesse der Menschen der Grund von

der

der Gültigkeit des Staatsgrundvertrags. Was braucht man da eine weitläuftige transscendentale Deduktion? Dieses wechselseitige Interesse findet aber bey jedem Vertrage statt. Selbst die Persönlichkeit (ein Lieblingswort der neuen und neuesten Philosophie,) die am Ende doch nichts anders seyn wird, als die freye Wirksamkeit des Menschen in der Sinnenwelt, kann als der Grund von der Gültigkeit eines jeden Vertrags angesehen werden. Und hier sind wir ganz nahe bey dem (leidigen) Princip der Glückseligkeit, vor dem sich die neue Philosophie kreutzt. —

Wenn der Verf. (S. 69.) die Rechtsforderung und den Staatsgrundvertrag als die beyden entgegenstehenden Pole der ganzen Rechtslehre betrachtet: so zeigt er zwar seine Bekanntschaft mit der Terminologie der neuesten Philosophie; aber nicht die Kunst, die Hauptsätze seines Systems, (wenn er je eines hat,) deutlich und ordentlich zu beweisen. In diese Polarität scheint sich der Verf. recht verliebt zu haben, so häufig kommt sie in seinem Werke vor. S. 83. ist die Polarität des bloß subjektiven Urrechts der Persönlichkeit, und der objektiven Staatsorganisation zufolge des Urvertrags, das Hauptmoment der ganzen Rechtslehre. S. 88. ist das Subjektive dem Objektiven entgegengesetzt; und die Polarität zwischen beyden ist der Schlüssel des Universums. — S. 99. sind die Androhung und die Zufügung der Strafe die beyden Pole des Strafgesetzes. S. 106. soll die juridische Welt, zufolge der aufgezeigten Polarität, in allen ihren Beziehungen wissenschaftlich konstruirt werden. S. 155. bewegt sich der Despotismus in zwey Polen, wovon der eine der individuelle und objektive, der andere der ideelle ist. S. 199. sind die Feudalität und die Hierarchie des Papstthums die beyden entgegengesetzten Pole der Menschheit; aber S. 245 sind Religion und Recht diese beyden Pole, und die Entstehung der ersten bürgerlichen Verfassungen, des Despotismus, der Sklaverey, der Kasten, der Hierarchie, u. s. w. sind gleichsam nur Brechungen jener beyden Pole. — So spielt die neueste Philosophie mit einem die Einbildungskraft in Bewegung setzenden Wort; und der Neuling in der Philosophie meint Wunder, was für eine hohe Weisheit dahinter stecke! —

Ein ähnliches Spiel ist das mit den Worten: Setzen, Entgegensetzen, Gleichsetzen, (thesis, antithesis, synthesis,)

thesis,) ein Spiel, das Hr. Fichte aus der Kantischen Philosophie in die seinige übergetragen hat. Das Ich, nachdem es sich gesetzt hat, spaltet sich auch bey unserem Verfasser, um sich wieder zu vereinigen. „Das Subjektive ist zwar dem Objektiven entgegengesetzt; aber beydes ist im Grunde doch Eins." — „Nur durch die völlige Anarchie kann die Menschheit zur gesetzlichen Ordnung kommen" (S. 111.). „Wenn die Anarchie und der Despotismus in dem vollen Bewußtseyn der Persönlichkeit sich durchdringen: so nimmt die Schöpfung der Rechte ihren Anfang" (S. 117.). „Nur der höchste Grad des Mißverständnisses ist es, der die Wissenschaft zum endlichen und völligen Verständniß bringt." S. 105. (Wollte Gott, dieß würde einmal von der neuen und neuesten Philosophie wahr! Rec.) „Um die Möglichkeit der Darstellung der Freyheit zu erklären, muß die Freyheit selbst in der Menschheit als aufgehoben gedacht werden" (S. 233.). „Freyheit und Nothwendigkeit sind durch einen unendlichen Widerspruch getrennt, und zugleich durch ein ewiges Wunder vereiniget" (S. 234.). Endlich sagt der Verf. S. 242., daß Trennung und Vereinigung der allgemeine Charakter der ursprünglichen Thätigkeit des menschlichen Geistes, der große (ohne Zweifel, transscendentalchemische, Rec.) Prozeß der Menschheit sey. — Es mag etwas Wahres in diesen Behauptungen seyn; aber in welch einen philosophischen Mysticismus führt uns das nicht hinein, und wie leicht kann es mißverstanden werden! Wirklich wird der mystische Novalis S. 125. citirt. —

Daß der Verf. mit unserer bisherigen Rechtswissenschaft höchst unzufrieden ist, und sie von Grund aus reformirt wissen will, wird unsern Lesern nicht unerwartet seyn. Wenn wir ihm glauben: so ist die Rechtswissenschaft bisher durch ein erstarrtes Zeitalter in einem tiefen Schlummer gehalten worden. „So sehr auch die neuere Philosophie durch ihren belebenden Funken das todte ruhende Seyn zu einer „fortschreitenden Entwickelung, zu einem selbstständigen „Werden erweckt hat: so hat sich doch der wissenschaftliche „Bildungstrieb in den verschwisterten Wissenschaften, der „Rechtslehre und Geschichte, noch nicht von seiner ur„sprünglichen Gebundenheit losgerissen. Eine höhere „organische Natur muß sich noch aus der todten Masse „entwickeln" (S. 186.). — „Noch fesselt und erstickt der

„alle

„allgemeine Empirismus jede aufstrebende Kraft; aber „endlich wird der Genius der Menschheit zur Freyheit „sich losreissen; und mit Bewußtseyn, und über jede Träg„heit erhaben, wird das Menschengeschlecht die freye Herr„schaft des Begriffs und der Idee anerkennen" (S. 154.). Durch solche Kantisch-Fichtische Phraseologie, verbunden mit Kantisch-Fichtischer Anmaaßung, glaubt nun jeder angehender Schriftsteller die größten Männer älterer und neuerer Zeiten meistern, und die Wissenschaften reformiren zu können! —

Auch die Regierungen bekommen von dem Verf. ihre Lektion. „Ueberschreitet ihr nicht, (sagt er S. 125.) die „Gränzen eures Gebiets, ihr Regierungen, die ihr euch „zu unbefugten Aufsehern und Machthabern über die Wech„selwirkungen der Meinungen aufwerft? Sind sie nicht „rechtlos und null, alle jene Versuche zur Einschränkung un„seres geistigen Verkehrs, denen ihr nur dadurch, daß ihr sie „mit unserer bürgerlichen Existenz in Verbindung zu „setzen wisset, Gewicht zu geben im Stande seyd? — Es „ist das höchste Heiligthum der Menschheit, in das ihr mit „profaner Hand eingreift; es ist die Menschheit selbst, die „ihr zu vernichten strebt; denn nur in jenem freyen und „unbeschränkten Umtausche der Ideen, in der wechselseiti„gen Entwickelung ihrer höhern Kräfte, lebt die Menschheit. „Oder ist etwa stagnirendes Zusammenleben in barbarischen „Horden — unter dem eisernen Joche der Trägheit und des „Herkommens, ohne die geringste Ahndung eines höheren Le„bens, die dem Menschengeschlechte aufgegebene Bestim„mung?" — In dieser Deklamation ist alles vermengt: Denkfreyheit, Redefreyheit, Preßfreyheit, Unterdrückung dieser Freyheit, und weise Einschränkung derselben, Ungebundenheit, und mäßiger Gebrauch der Freyheit, u. s. w. Hr. Dresler ist, nach dem Titel seines Werks, Kanzley-Sekretair. Sollte ihm noch kein Fall vorgekommen seyn, wo seine Regierung einen unbeschränkten Umtausch der Ideen, eine unbegränzte Publicität (S. 140.) zu ahnden alle Ursache, und das größte Recht gehabt hat? — Ein philosophisch seyn wollender Schriftsteller, zumal der die Rechtswissenschaft reformiren und weiter bringen will, sollte sich billig aller dergleichen Deklamationen, die so leicht mißverstanden werden können, enthalten. —

 Auch

Auch mit den staatsrechtlichen Aeußerungen des Verf. ist Rec. nicht durchgängig zufrieden. Zwar sieht man wohl, daß der Verf. die löbliche Absicht hat, in seinem (künftig zu realisirenden) philosophischen Staate dem Despotismus Gränzen zu setzen, und dadurch zu befürchtende Revolutionen in glückliche Evolutionen zu verwandeln. Aber er scheint mit Fichte ein Ephorat einführen zu wollen, wodurch einem andern Despotismus die Thür geöffnet werden würde; und er behauptet (S. 165.), daß der Regent dem Gerichtshofe des Willens der ganzen Nation unterworfen sey (S. 165.). — Der Himmel bewahre nicht nur unsere Regenten; sondern auch uns selbst, vor dem Gerichtshofe des Willens der ganzen Nation! —

Der Verf. ist bey seinen Reformations-Projekten zugleich ein politischer Unglücks-Prophet. „Soll ich, (sagt „er S. 167.), mit einem freyen und kühnen Zuge insbesondere den Charakter unsers Zeitalters bezeichnen? Unsere „Staaten befinden sich entweder noch im Zustande des starren Magnetismus der Despotie und des Mittelalters, „oder sie sind in den Zustand der Elektricität übergegangen. „Wer aber kann verhüten, daß es nicht blitze, da wo „Elektricität ist?“ — Ey, Ey, Herr Kanzley-Sekretair! So was ließ sich allenfalls im letzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts hören; jetzo, da die Elektricität des Volks an dem Machthaber eines benachbarten Staates einen so gewaltigen Ableiter bekommen hat, lacht man über einen solchen politischen Wetter-Propheten.

Der Verf. verspricht uns doch (ebendaselbst) „ein dritt„tes Zeitalter, ein Zeitalter, in dem alle Kräfte sich wechsel„seitig durchdringen werden, (unsere Leser wissen schon, „daß das Wort: durchdringen, eines der Lieblingswörter „des Verf. ist, Rec.) wo aus ihrem Kampfe nicht mehr „ihre eigene Vernichtung; sondern ein großes harmonirendes „Ganzes, eine Welt hervorgehen, wo somit die Menschheit „in ihrer politischen, in ihrer niedern und für sie anorgani„schen Schöpfung geschlossen seyn wird, damit unter dem „wohlthätigen Einflusse des allbelebenden Lichts, die höhere „Natur der Menschheit, die Natur der Freyheit und des „Geistes und des Lebens, in herrlichen Vegetationen kräf„tig sich darstelle.“ Rec. begreift nicht, was am Vegetiren

herr-

herrliches seyn soll; auch hat er durch Alles, was der Verfasser hier sagt, von dem dritten (ohne Zweifel goldnen) Zeitalter eben so wenig einen deutlichen und bestimmten Begriff bekommen, als er einzusehen im Stande ist, wie jenes Zeitalter durch die Polarität der Menschheit, und durch das Setzen, Entgegensetzen und Gleichsetzen des menschlichen Geistes herbeygeführt werden soll.

Hb.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Allgemeine Geographie der Alten, welche unmittelbar nach den Quellen kritisch bearbeitet, und darzustellen versucht hat D. G. D. Köler, Rektor des Gymnasiums zu Detmold. Erster Theil, welcher die mathematische Geographie, mit Einschluss der Kosmologie, enthält, für Philologen, Geographen und Mathematiker. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1803. 1 Alph. 19 Bogen gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Allgemeine und mathematische Geographie ist sonst einerley; hier aber, da nach dem Titel die mathematische der allgemeinen untergeordnet ist: so scheint der Verf. unter dieser die Geographie im allgemeinen Sinne des Worts zu verstehen, und einen Wink zu geben, daß er auch die historische und physische Geographie der Alten bearbeiten wolle. Eine mathematische Geographie der Alten ist wirklich ein eben so schweres, als verdienstvolles und interessantes Werk; schwer ist es, weil sie ganz aus dem Gebrauch alter, minder zugänglicher Quellen der griechischen, geographischen und mathematischen Schriftsteller zusammengesetzt werden muß, deren Schwierigkeiten überwunden, und Widersprüche vereinigt werden müs-

sen;

sen; aber eben so verdienstvoller und interessanter ist es für den Freund der Literatur und Geographie, der seine Wißbegierde aus den Quellen selbst nicht befriedigen kann, die geographischen Begriffe und Kenntnisse der Alten durch fremden Fleiß gesammelt und geordnet zu finden. Der Verfasser ist mit allen, zu einem solchen Werke nöthigen, Vorkenntnissen versehen, auch nicht unbekannt mit den neuern Hülfsmitteln darzu. Wer inzwischen hier ein eigentliches System der alten mathematischen Geographie erwartet, wo die richtigen geographischen Resultate aus ihren Quellen rein und bestimmt ausgehoben, der Uebergang von den rohen Begriffen der ersten Beobachter über Himmel und Erde zu gereinigten Vorstellungen anschaulich dargelegt, und die Geschichte der Erfindungen der verschiedenen an der Erde angenommenen Punkte und Kreise befriedigend erzählt worden wäre; wer in dieser Erwartung dieses wirklich gelehrte Buch in die Hände nimmt, möchte wohl seine Erwartung größtentheils getäuscht finden. Der gelehrte Verf. verliert sich sogern in geographische Discussionen, daß man dadurch unvermerkt von dem Hauptinhalte eines Kapitels abgezogen wird, und am Ende desselben nicht weiß, was man als reines historisches Resultat desselben angeben sollte; wie wir denn überhaupt es ungern äußern müssen, daß Deutlichkeitsgabe u. Ordnung des Verf. die hervorstechendsten Talente nicht zu seyn scheinen. Wir wollen uns daher begnügen, bloß den Hauptinhalt dieses gehaltreichen Buches anzugeben, ohne den Verf. sehr ins Einzelne zu verfolgen. Es besteht dasselbe aus zehn Kapiteln, wovon das erste, wie billig, eine historische Uebersicht der Geographie bey den Alten überhaupt giebt, nach ihren leicht bemerklichen Hindernissen sowohl, als nach den Bewegungsgründen und Beförderungsmitteln zum Fortrücken in derselben, durch handelnde Nationen, als durch Phönicier, Griechen und Perser, und durch andere Umstände, als durch Reisen, durch Alexanders Feldzüge, und durch die Erweiterungen des römischen Reichs, durch die unter den römischen Kaisern verfertigten Charten, und besonders durch Marinus und Ptolomäus, die zuerst Mathematik auf Geographie anwendeten. Doch wurde dieses angehende Licht durch den Stolz und Geist des Widerspruchs der ersten Christen wieder etwas verdunkelt. 2) Ueber die geographischen Längenmaaße der Alten und ihre Anwendungen. Man wundere sich nicht über den frühen Platz, den dieses Kapitel einnimmt; denn wirklich kann man

in allen folgenden keinen sichern Schritt thun, wenn man nicht über die Größe der verschiedenen Maaße bestimmte Begriffe hat. Man findet also hier erklärt, 1. Stadium, das Hauptmaaß, das die Griechen von der Rennbahn zu Schätzung größerer Weiten entlehnten, mit Widerlegung des so oft nachgeschriebenen Vorurtheils, als wenn es, in geographischer Hinsicht, mehrere verschiedene Arten des Stadienmaaßes gegeben habe. Der griechische Fuß — nach seinen verschiedenen Theilen und Verhältnissen gegen andere griechische Maaße, Parasang, Schönus, Tagreisen, ebräische Maaße — kein Fuß und Schritt, sondern Elle. Sabbaterweg = 2000 Ellen römischer Fuß. Römische Meile = nicht acht volle Stadien. Reduktion der alten Maaße auf die unsrigen. 3) Form der Erde. Ein unordentliches Zusammenschütten abentheuerlicher Meinungen, ohne Befriedigung für den Leser. Wer zuerst die Kugelgestalt der Erde geglaubt und behauptet habe, wird nicht entschieden. 4) Ueber die Messung der Erde, besonders über die vier bekannten Messungen der Alten, die Aristotelische, Cleomedische, Eratosthenische und Posidonische. Von den beyden ersten weiß man den Urheber nicht. Bey der ersten räth der Verf. auf den Eudoxus, ganz ohne angeführten Grund. Könnte es nicht auch Archytas von Tarent seyn, den Horaz terrae marisque mensor nennt, und von ihm sagt: nec quidquam tibi prodest, animo rotundum percurrisse polum, morituro? Der Verf. verfolgt hierauf die bey diesen Messungen gebrauchten Hülfsmittel und Werkzeuge, und zeigt, bey Beurtheilung dieser Messungen selbst, ihre Unzulänglichkeit oder Unsicherheit. 5) Ueber die Beschaffenheit, und über die Eigenheiten der Erdkugel. Der Verf. beleuchtet die Schwierigkeiten, die sich die Alten gegen die kugelrunde Konvexität der Erdoberfläche, theils aus den Ein- und Ausbeugungen ihrer einzelnen kleinen Theile, theils aus den Wellen und Fluthen des Meeres, und aus der angenommenen ungleichen Höhe einzelner Meere, machten. Zuletzt wird noch kurz erwähnt, was einige Alten über Dicke, Masse und Schwere der Erde urtheilten. 6) Ueber das Maaß und die Figur der Oberfläche der Erde. Hieher gehört das Flächenverhältniß des Wassers und Landes, Inselgestalt der bekannten alten Welt, Mittelpunkt derselben, verschiedentlich angegebene Verhältnisse der Breite zur Länge, Glauben der Alten an unbekannte Länder, u. s. w. 7) Ueber die mathematischen

 Kreise.

Kreise. Der Horizont, glaubt der Verf., wäre von den ersten sinnlichen Menschen am leichtesten und frühesten entdeckt worden, (doch schwerlich der eigentliche und wahre). Der nächste war der Aequator, Meridian, und die Wendekreise, denen man hernach die Polarkreise anknüpfte, und den Zwischenraum mit Parallelkreisen anfüllte. Die Schiefe der Ekliptik, die in jenen Zeiten 24° ½ trug, soll Pythagoras zuerst wahrgenommen haben, wiewohl sie schon dem Thales nicht unbemerkt kann geblieben seyn. 8) Ueber die mathematischen Lokale. Was man dabey zu denken habe, darüber mögen sich die Leser bey dem Verf. selbst belehren lassen, und sich zugleich von seiner Gabe, Etwas deutlich vorzutragen, überzeugen. „In Bezug auf die Oertlichkeit finden wir die mathematische Geographie so gut, wie die politische, in große Reiche oder Provinzen getheilt, die wieder ihre Abtheilungen haben, deren Topographie die Durchschneidungs- oder Berührungspunkte, zweyte Kreislinien, machen." Dieß nur zur Probe! Inzwischen wird hier auch erwähnt, was die Alten in ihrem Horizonte oben und unten, rechts und links nannten. Auch wird die Lehre von den sogenannten drey Sphären, und von den Weltgegenden (nicht plagis mundi, sondern Climatibus.) hieher gezogen. Wenn aber die griechischen Erdbeschreiber den ihnen bekannten Theil der Erde in 7 Climata theilten, verstanden sie darunter, wie jeder Anfänger in der mathematischen Geographie wissen muß, wahrlich keine Weltgegenden. Noch mehr! auch die Lehre von der Länge und Breite, die doch wohl ein eigenes Kapitel verdient hätte, wird nach des Verf. originellen Sprache unter die mathematischen Lokale gerechnet, und hier eingeflickt, so wie auch die Lehre von den Zonen, und von der Verschiedenheit der Erdbewohner in Ansehung des Schattens, den sie werfen, und in Ansehung der verschiedenen Lage gegen einander, über welche Dinge denn das Bekannte, nur ohne Ordnung wiederholt wird. Doch hätte über die geglaubte Unbewohnbarkeit der heißen und kalten Zonen, die Cicero sogar zu einem Beweis der Eingeschränktheit des römischen Ruhmes braucht, noch etwas mehr gesagt, auch die Schwierigkeiten erwähnt werden können, womit sich die Epikurische Schule gegen die Antipoden auflehnte. Nun werden doch wohl die allerliebsten mathematischen Lokalitäten ein Ende haben? Nein! noch immer nicht; denn auch Landcharten und Erdkugeln werden hieher gezogen, worüber denn die bey den Alten

zerstreuten Nachrichten gesammelt werden. Die ersten waren groß, kostbar, und wurden als Prachtstücke in den Tempeln aufgehängt. Strabo redet zuerst von einer Projektion der Kugelfläche auf die ebene; Ptolemäus brachte die Projektion der Charten, zu der ihm möglichen Volkommenheit; und Marinus that zuerst den Schritt, die Grade des Himmels auf die Erdkugel regelmäßig und progressiv anzuwenden. Der künstlichen Sphäre des Posidonius, deren Cicero Erwähnung thut, wird nicht gedacht. 9) Ueber die mathematischen oder kosmologischen Zeiten. Ueber Tage und Jahre — den bürgerlichen und natürlichen Tag, dessen Anfang und verschiedene Arten ihn zu theilen. 10) Kosmologie, oder von der Erde, in Verbindung mit unserm Planetensystem. Ein vielumfassendes Kapitel, das den dritten Theil des ganzen Buches ausfüllt. Es ist eine sehr elende Unterhaltung, sich in einem Meer abgeschmackter Volksmeinungen herum getrieben zu sehen; daher wir denn unsere Leser gern damit verschonen, und erwähnen nur, daß sie hier, wie in einem beliebigen Quodlibet, Alles beysammen finden werden, was die Alten über die Natur, Anzahl, Entfernung, Größe und Bewegung der Planeten, über Planetensysteme, und das Verhältniß der Erde gegen dasselbe, über die Harmonie oder Musik der Sphären gedacht oder geträumt haben. Nach dieser allgemeinen Planetenbeschreibung folgt nun noch in besondern Abschnitten dieses Kapitels, was die Alten über Mond, dessen Bahn und Phasen, Entfernung und Größe, nach verschiedenen Messungen, Gestalt, Natur, Ursprung, Licht, Bewohner und Wirkung, und eben so über die Sonne, ihre Bewegung, Entfernung, Größe, Gestalt, Natur und Materie, gedacht haben. Ein doppelter Anhang von den Sonnen- und Mondfinsternissen, und von den Kometen, macht den Beschluß dieses Kapitels; das der Leser aber sicher, ohne Befriedigung, wie wir, aus der Hand legen wird.

Gi.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Taschenbuch für junge Lateiner, welche mit der Grammatik schon etwas bekannt sind; enthal-

tend prosaische Stellen aus den lateinischen Klassikern, nebst Wörterbuch, grammatischen und andern Bemerkungen, auch einer historischen Tabelle, von J. G. Engelhardt. Nürnberg, bey Monath. 1803. 15 Bogen 8. 12 gr.

Schon aus dem Titel sieht man, daß der Verf. kein geübter Schriftsteller ist; denn besser würde es doch heißen: enthaltend Stellen aus prosaischen lateinischen Klassikern. Aus der Vorrede ergiebt sich, daß er ein junger Mann ist, der, nachdem er 7 Jahre hindurch einem unliterarischen Rufe bestimmt war, wider den Willen Anderer, und ohne die erforderlichen Hülfsmittel zu besitzen, sich den Studien widmet, und in diesem Buche „einen möglichst kleinen Versuch" liefern will, der für die Jugend doch einiges Nützliche „enthalten, und ihm das so nöthige Zutrauen erwerben soll, damit er doch in Zukunft, unter günstigern Umständen nützlicher werden könne." Bey einigen Blicken in das Buch selbst wird man bald gewahr, daß der Entschluß, diesen Versuch drucken zu lassen, zu übereilt ist, indem der Verfasser sich noch eine geraume Zeit hindurch zu den Lernenden halten muß, ehe er mit Erfolg als Schriftsteller auftreten kann. Wir wollen einige Beweise geben. Die voranstehende „kurze Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte," oder historische Tabelle, wie der Titel sie nennt, fängt mit Adam und Eva an, rechnet bis auf Christum nach Jahren von Erschaffung der Welt, läßt 2766 den Herkules sterben, 3931 den Cicero die Katilinarische Verschwörung entdecken und unterdrücken, und schon 3940 den Cäsar ermordet werden. In den „verschiedenen Anmerkungen" findet man unter andern folgende Stellen, S. 16.: „Athen und Lacedämon waren Hauptstädte Griechenlands, und hatten große und tapfere Männer aufzuweisen." S. 20.: „Cicero scheint an der Ermordung Cäsars viel Schuld gewesen zu seyn (???); er bezeigt öfters seine Freude darüber, und bedauert, daß man „den Antonius hat leben lassen. Schon Romulus hatte 100 „Senatoren gewählt, welche Patres genannt wurden; in der „Folge gab man dem ganzen Senate den Titel: Patres conscr. „Man vergl. darüber Nieupoort rituum cet. Ed. XIV, p. „14. Ein sehr nützliches Buch." In dem geographischen

Ver-

Verzeichniß findet man Angaben wie folgende: „Thermo„pylae, ein berühmter Paß aus Locris nach Thessalien; wel„cher auf allen Charten oberhalb Opus zu finden ist; den „aber der Danvillische Atlas Antiquus Minor nicht hat. So „konnte ich auch den Taurus nicht deutlich erkennen, der „doch sonst gleich ins Auge fällt. Troja, eine Stadt „im Lande Troas, in Klein-Asien, oben am Hellesponte." Die lateinischen Texte sind nicht bloß aus Klassikern; sondern auch aus andern Schulbüchern, z. B. Gedike's Lesebuch entlehnt. Der erste Satz ist: Stellae nobis parvae videntur, und in den grammatischen Bemerkungen zu demselben heißt es: „Ob jenes (ausgelassene) esse oder das passivum selbst „den nominativum verursache, will ich nicht entscheiden!!" Auf der letzten Seite ist noch etwas Literarisches angehängt, das der Verf. „gern noch weiter ausgedehnt hätte;" eine Probe davon sey Folgendes. S. 235.: „Hermanns My„thologie der Griechen, erster Theil. 1801. Wird sehr ge„lobt in Gutsmuths Bibliothek der pädagogischen Literatur. „Das wäre nun das Buch, das ich mir schon lange ge„wünscht! in welchem nämlich gezeigt würde: wie sich über„haupt Mythologie bildete. — Goldsmiths Geschichte der „Griechen und Römer, aus dem Englischen in das Deutsche „übersetzt, angenehm und nützlich zu lesen." In der Vorrede wird eine Garbische Uebersetzung ohne nähere Angabe erwähnt, die man nach dem Kontexte für eine Uebersetzung der sämmtlichen, verschiedenen lateinischen Abschnitte, welche Hr. E. liefert, halten könnte; Rec. hat aber nicht die Ehre, sie zu kennen. Dieß Ausgehobene wird genügen, um den Charakter und Werth dieser Schrift anzudeuten. Wir wünschen übrigens herzlich, daß ihr Verfasser die erforderliche Unterstützung zur Fortsetzung seiner Studien finden möge. An gutem Willen, dieselbe wohl anzuwenden, scheint es ihm nicht zu fehlen.

Praktisches Lehrbuch des ersten lateinischen Sprachunterrichts, von M. Johann Christoph Vollbeding. Berlin, bey Schöne. 1804. (eigentlich 1803.) $5\frac{1}{2}$ Bogen 8. 6 gr.

Der Verfasser bemerkt in seinem Vorberichte mit Recht, daß bey dem lateinischen Unterrichte genaue Sorgfalt in der Auswahl der Sätze, Vorschriften und Erläuterungen nöthig sey, um mit Vortheil für die Jugend vom Einfachen zum Zusammengesetzten zu schreiten. „Die ersten Anfänger, „fährt er fort, werden alsdann am besten zum Erlernen der „lateinischen Sprache angeführt, wenn man ihnen lauter „ächte und gute lateinische Wörter und Redearten, auch mit „denselben die Proprietät, die ersten und wahren Bedeu„tungen der Wörter bekannt macht. Nicht bloß das Ge„dächtniß; sondern auch andere Seelenkräfte sollen geübt „werden. Mit Vergnügen habe ich zur Beförderung dieses „Endzwecks gesucht, ein zeitsparendes Lehrbuch jetzt bekannt „zu machen." Dieß Buch ist in zwey Theile getheilt; der erste ist überschrieben: „Kenntniß der ersten und eigentlichen Bedeutung der Wörter, der Wortforschung, Wortendungen, Tropen und Zusammensetzung der Wörter;" der zweyte aber, der von S. 34 bis 80 geht, enthält eine „bestimmte Entwickelung der richtigen Bedeutung einiger gewöhnlichen Wörter in alphabetischer Ordnung." Schon aus dieser Inhalts-Anzeige läßt sich schließen, daß in dem zweyten Theil Manches vorkommen werde, was schon im ersten Theile angegeben worden, und so ist es denn auch wirklich, z. B. die Erläuterung der Wörter: calamitas, magistratus, persona. Welche Gründe übrigens den Verf. in der Auswahl der im zweyten Theile nach ihren Bedeutungen entwickelten Wörter befolgt hat, wissen wir nicht. Es fehlen aber viele Wörter, die man wohl als mit aufgeführt erwarten konnte, z. B. abdicare, aedes, nepos. Demungeachtet hat aber der Verf. doch eine sehr nützliche Schrift geliefert, deren Anwendung Lehrer mit dem Gebrauch der gewöhnlichen lateinischen Sprachlehren sehr gut verbinden können; denn sie ergänzt Manches, was in diesen gar nicht, oder nur unvollständig abgehandelt ist. Nur für den ersten, oder Elementar-Unterricht, möchten wir sie nicht mit dem Verf. bestimmen; denn sie enthält so viel Abstractes und Specielles, womit man den ersten Anfänger noch verschonen muß. Auch zum Memoriren (Vorbericht S. 5.) möchten wir die vom Verf. angegebenen Entwickelungen, die wir übrigens größtentheils genau und richtig gefunden haben, und die angeführten Beyspiele nicht empfehlen. Ein sorgfältiges Vergleichen in vorkommenden Fällen wird am besten seyn. Ueber ein paar Stellen, die

uns aufgefallen, fügen wir, um dem Wunsche des Verf. (im Vorbericht) zu genügen, Erinnerungen bey. Seite 16 scheint uns die Erklärung der Metapher: „sie bestehet darin, wenn ein Wort durch ein anderes daneben gestelltes Wort zwischen beyden Dingen eine Aehnlichkeit sehen läßt,“ zu unverständlich; besser so: die Metapher ist die Bezeichnung einer Sache durch einen Ausdruck, der eigentlich nur auf einen ihr ähnlichen Gegenstand paßt. S. 19 möchten wir den Ausdruck des Plinius: Scauri aedilitas *prostravit* mores, nicht als eine undeutliche Metapher tadeln; überdem hat prosternere neben der ersten Bedeutung: „zu Boden strecken,“ auch noch die allgemeinere: zerstören, verderben. Bey Bestimmung der durch Präpositionen angezeigten Begriffe würden wir nicht so viele einzelne Unterscheidungen annehmen, als der Verf., z. B. Seite 23 bey per könnten die beyden ersten Fälle für Einen gelten, und so auch S. 28 die drey ersten Unterscheidungen in eine Einzige zusammengefaßt werden. S. 36 lieset man: „Adolescens heißt einer, der das Knabenalter zurückgelegt hat; juvenis aber, der das Jünglingsalter überlebt hat. Ersteres geht bis ins 15te, letzteres bis ins 30ste, und das mittlere (Alter nämlich,) bis ins 45ste Jahr.“ Die alten Klassiker selbst bleiben aber dieser Unterscheidung nicht immer treu. Cicero sagt in Philipp. II, 46 von sich als Konsul: defendi rempublicam adolescens.

C. Velleii Paterculi quae supersunt ex Historiae Romanae libris duobus, denuo recognovit et cum codicis et editionis primae lectione conjecturisque virorum dd. selectis nec non indicibus in scholarum usum edidit *Jo. Chr. Henr. Krause*, Lycei Hannoverani Rector. Lipsiae, impensis Schwickerti. MDCCCIII. 20 Bogen gr. 8. 1 Rt.

Herr Krause erfüllt durch diese kleinere und wohlfeilere Ausgabe des Vellejus das Versprechen, welches er in der Vorrede zu seiner größern Ausgabe, die im Jahr 1800 erschienen,

schienen, und in der ersten Abtheilung des Anhanges zum 29—68sten Bande der N. A. D. Bibl., S. 420 flg., von einem andern Mitarbeiter angezeigt ist, gethan hat, und kann auf den Dank desjenigen Theils des philologischen Publikums, cui curta suppellex, gerechten Anspruch machen; denn der beynahe dreymal so hohe Preis der anderen Ausgabe möchte doch Manchem zu lästig fallen; auch enthält dieselbe bey allem Vorzüglichen, das ihr vor dieser kürzern Bearbeitung bleibt, Vieles, das Mancher sehr gern entbehrt; ja für Schüler ist sie gar nicht geeignet. Es pflegt freylich Vellejus nur äußerst selten in Schulen gelesen, und daher auch von Jünglingen nur wenig gesucht zu werden; allein die Lektüre dieses Schriftstellers, dem man ungeachtet der Vorwürfe, die man seinem Styl, und in dem letzten Theile seines Werks auch seiner Glaubwürdigkeit gemacht hat, den Charakter einer geistvollen Darstellung nicht absprechen kann, läßt sich für die studierende Jugend sehr nutzbar machen, wie Rec. sich aus Erfahrung in Privatlektionen überzeugt hat, und sie sollte daher billig mit der Lektüre des Justinus und Curtius abwechseln; auch könnte ihr hie und da manche neuere Chrestomathie und Anthologie Platz machen. Mit Recht hat Hr. Kr. in der Vorrede (S. 8 bis 10.) auf den Nutzen hingewiesen, welchen das Studium des Vellejus dem Jünglinge gewähren kann. Die Einrichtung dieser Ausgabe ist folgende: Voran stehen eben so, wie in der größern Ausgabe, Prolegomena, welche dieselben Abtheilungen haben, nämlich: 1) de Velleii P. vita, 2) de operis Velleii indole, 3) de Velleii ingenio, moribus et fide, und 4) de Velleii codice, editionibus, interpretibus et emendatoribus; sie sind natürlich kürzer abgefaßt, wie die in der größern Ausgabe, und füllen daher auch nur 42 Seiten, statt dessen, daß jene 104 Seiten ausmachen. Unserm Bedünken nach hätte Manches, besonders in der zweyten Abtheilung, noch mehr zusammengezogen werden können, und die vierte würden wir ganz weggelassen, und dafür auf die größere Ausgabe, oder auf Harles Notitia literaturae romanae verwiesen haben; denn Jünglingen ist eine solche ausführliche Literaturnotiz sehr entbehrlich. Auf die Prolegomena folgt der Text, fast in derselben Gestalt, wie in der größern Ausgabe, die ihn bekanntlich, nach einer neuen Recension, bey der die Emendationen von Ruhnken und andern Kritikern benutzt sind, enthält; hin und wieder jedoch hat Hr. Kr. jetzt, wenn sich sein

Ur-

Urtheil über einzelne Stellen geändert hatte, andere Lesarten aufgenommen, und sich dadurch als einen unbefangenen Kritiker gezeigt. Unter dem Texte stehen ganz kurze Noten, welche bloß die Lesarten der Ed. princeps (v. J. 1520), ferner der Basler Ausg. v. J. 1546 und der Aldinischen (Venedig 1571), imgleichen Konjekturen und Emendationen der Kritiker und des Herausgebers selbst enthalten. Zuweilen scheint uns hier Mehreres angeführt, als für den Zweck der Ausgabe nothwendig war; zuweilen aber haben wir auch manchen kritischen Vorschlag, dessen Prüfung selbst für Schüler, wenn sie nur Ernst und Gründlichkeit lieben, angemessen seyn würde, vermißt. Warum die offenbaren Schreib- oder Druckfehler, oder Abbreviaturen der Ed. princeps, z. B. I, 1 cognomine für cognominem, I, 2 hii für ii, Peloponesi für Peloponnesii, insula für insulam angeführt sind, begreifen wir nicht. Varianten dieser Art helfen in der Schule zu nichts. Dagegen aber hätte I, 1 die von Ruhnken gebilligte Konjektur Drackenborchs dejectus für rejectus, und der Vorschlag quin se etiam oder seque etiam, anstatt des beybehaltenen; aber nach unserm Gefühl anstößigen qui se etiam, Erwähnung verdient. Eben so hätte auch I, 10 bey cogitationem regiam die Konjektur des Acidalius contationem (i. e. cunctationem) reg., welche auch Ruhnken für scheinbar erklärte, obgleich er die Vulgata mit Recht vertheidigte, angegeben werden können; denn gerade durch eine solche verschiedene Lesart wird der Schüler zum Nachdenken, und der Lehrer zur Vertheidigung und Erläuterung der Vulgata geleitet. Auch II, 5 extr., wo Hr. Kr. freylich in der größern Ausgabe die gewöhnliche Lesart sehr gut vertheidigt, und II, 6, wo er die unserm Gefühle noch nicht ächte Lesart: nihil immotum, nihil tranquillum, nihil quietum, denique in eodem statu relinquebat, beybehalten hat, vermissen wir ungern die Verbesserungen von Lipsius und Ruhnken. Einige andere wichtige Konjekturen, deren Nichterwähnung in den Noten wir so eben rügen wollten, z. B. I, 3 und 12 finden wir noch in den Addendis nachgetragen. — Was die vom Herausgeber in den Text aufgenommenen Lesarten selbst betrifft: so stimmen wir darüber nicht immer mit ihm überein, obgleich wir in den mehrsten Fällen, wenn wir seine größere, die kritischen Gründe enthaltende Ausgabe verglichen, seine Urtheile sehr treffend fanden. I, 4 scheint uns die vertheidigte Vulgata *aliis* diligentior

gentior ritus cet. hart und unpassend, da der Gegensatz Cumanos nicht vorausgeht, sondern nachfolgt; wir ziehen Wassenberg's Neapolitanis vor, woraus vielleicht durch Abbreviatur aliis entstanden ist. II, 1 in der Stelle: Sed Pompejum gratia immunitum habuit, Mancinum verecundia; quippe non recusando perduxit huc, ut per feciales nudus — dederetur hostibus hält Hr. Kr. jetzt mit einem Göttingschen Kritiker die Worte: quippe non recusando, für ein Glossem (eine Vermuthung, die auch schon Boekler äusserte; s. den 2ten Theil der Ruhnkensch. A. u. d. St.); allein dieses scheint uns zu gewagt, und auch unnöthig; das Treffende des Gegensatzes geht dann verloren; verbindet man nach der gewöhnlichen Lesart verecundia noch mit impunitum habuit: so ist die Stelle weit koncinner; man mag nun, wie Hr. Kr. selbst in der größern Ausgabe: verecundia (Schaamgefühl) auf den Mancinus ziehen, oder es mit Jacobs durch Mäßigung des Feinds übersetzen, und es also auf die Numantiner beziehen. — Unsern vollen Beyfall dagegen hat es, daß Hr. Kr. I, 8 die Zahl DCCCXXIII, (nach der Ed. princeps), wofür er mit Lipsius nach einer falschen Berechnung DCCCIV in den Text der grösseren Ausgabe aufgenommen, jetzt DCCCCXIII: liest; man sieht nun, wie der Schreibfehler leicht entstehen konnte, und die Berechnung ist nun völlig richtig. — Erklärende Anmerkungen hat Hr. Kr. in dieser Ausgabe gar nicht geliefert; sie würden auch nur die Bogenzahl und den Preis sehr vermehrt haben; überdem ist die grössere Ausgabe für den Zweck der ausführlichen Erklärung schon vorhanden, und kann vom Lehrer zu Rathe gezogen werden. Einige gute Hülfe zum leichtern Verstehen des Schriftstellers ist indeß Jünglingen auch hier gewährt, durch die allenthalben, wo es erforderlich war, am Rande beygefügte, genaue Chronologie, und durch den Index rerum memorabilium und Index Latinitatis. Beyde sind nicht ganz dieselben, als in der größern Ausgabe, sondern verändert; der Index rer. memor. ist durch manche geographische und historische Notizen nützlicher gemacht; der Index Latin. aber ist, ob zwar hie und da etwas abgekürzt, unserer Einsicht nach, doch noch zu überladen, so wie es gewöhnlich bey den Indice. Verborum f. Latinitatis der Fall ist; denn was sollen Anführungen wie folgende: catenarum series, catervae Gracchi, privavit imperio vitaque, die weiter keine Erläuterung haben und bedürfen.

Theoph.

Theoph. Christoph. Harles brevior notitia literaturae Romanae, in primis scriptorum latinorum, ordini temporis adcommodata in usum scholarum. Lipsiae, in libraria Weidmanniana. MDCCCIII. 21½ Bogen 8. 1 Rthl.

Hr. Hofr. Harles hat bekanntlich schon mehrere Werke über die Geschichte der römischen Literatur herausgegeben, so daß jetzt, da noch ein neues hinzugekommen ist, wirklich leicht eine Verwechselung entstehen kann. Zuerst lieferte er eine *Introductio* in historiam linguae latinae, Bremen 1764, und vermehrter 1773 in 8. Von diesem erschien 16 Jahre nachher eine Art von Umarbeitung oder erweiterter Ausgabe, unter dem Titel: *Brevior notitia* literaturae romanae, in primis scriptorum latinorum, Leipzig 1789, in 8. Ihr folgte eben daselbst 1799 und 1801 eine Ergänzung in zwey Bänden, u. d. T.: Supplementa ad breviorem notitiam. Schon 8 Jahre früher, als diese erweiterte Ausgabe (1789) erschien, fieng Hr. H. ein noch ausführlicheres Werk an, unter der Aufschrift: *Introductio in notitiam* literaturae romanae, in primis scriptorum latinorum, zwey Bände, Nürnberg 1781 gr. 8. Diese Arbeit ist aber noch nicht vollendet; sondern eine Fortsetzung nach dem angefangenen Plane kann gewiß, außer den Supplementen, die nun nach Verlauf von 23 Jahren zu den beyden erschienenen Bänden nöthig seyn werden, noch zwey eben so starke Bände füllen. Vielleicht bedürfte es aber dieser Fortsetzung nicht; sondern das philologische Publikum könnte sich mit der größern sogenannten Brevior notitia, wenn diese nur alle 5 oder 10 Jahre durch einen Supplementband verstärkt würde, begnügen; Hr. Harles hat indessen doch die Fortsetzung S. 5 dieser neuen Brevior notitia versprochen. Eigentlich sollte wohl schon die frühere Brevior notitia mit für die studierende Jugend bestimmt seyn; allein sie wurde, was bey literarischen Werken so leicht der Fall ist, zu stark, und nach hinzugekommenen Supplement-Bänden auch zu kostbar für Jünglinge. Da konnte also Hr. H. leicht auf den Gedanken kommen, noch ein besonderes, kürzeres Werk in usum juventutis, oder, wie eigentlich der Titel sagt: in usum scholarum, herauszugeben. Ausmunterungen von andern Gelehrten kamen, wie

in

in der Vorrede bemerkt ist, auch noch dazu. Für die Jugend wird das Buch auch allerdings sehr brauchbar seyn, und der Fleiß und die Thätigkeit des Verfassers verdienen alle Achtung. Ob es sich zum Schulgebrauch eigene, wäre wohl eine andere Frage. Dem Rec. scheint es wenigstens nicht zweckmäßig genug eingerichtet, daß der Lehrer besondere Vorträge darüber halten könnte. Es enthält in dieser Hinsicht theils zu wenig, theils zu viel. Für die pragmatische Charakteristik der von den Römern bearbeiteten Literaturfächer überhaupt, und der einzelnen Schriftsteller in denselben leistet nämlich der Verf. zu wenig; dagegen in bibliographischer Beziehung giebt er häufig mehr, als für das jugendliche Alter nothwendig ist; manche ältere Bearbeitungen von Klassikern hätten immer übergangen, oder kürzer angezeigt werden können. Zum Nachschlagen, und also zur eigenen Belehrung der Jugend, wird, unserm Bedünken nach, das Werk am ersten bestimmt seyn können. Ja selbst Männer werden es brauchbar finden, in den Fällen, da ihnen kurze, allgemeine Notizen genügen, und da die literarischen Angaben bis ins Jahr 1803 fortgeführt sind: so kann es selbst als supplementarisch für die andern größern Werke des Verf. angesehen werden. Die Geschichte der römischen oder vielmehr lateinischen Literatur verfolgt Hr. H. übrigens bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa. Die letzten von ihm genannten Gelehrten sind die zu dieser Wiederherstellung wirksamen Männer, Petrarca, J. Franz Poggius und R. Agricola. Die Anführung der verschiedenen Schriftsteller geschieht nicht nach den von ihnen bearbeiteten Fächern; sondern, wie auch schon auf dem Titel angegeben ist, bloß nach der Zeitfolge. Wir fügen jetzt noch einige hie und da vermißte Angaben hinzu. S. 15 flg. hätte bey M. Porc. Cato Hrn Wetzel's trefflicher Exkurs in seiner Ausgabe von Cicero's Cato M. et Laelius cet. angeführt werden müssen, in welchem von den Lebensumständen, Thaten und Schriften des Cato ausführlich gehandelt ist. Bey Plautus, S. 19. flg., hätte doch wohl etwas über Horazen's Urtheil über die Plautin. Komödien gesagt, und die dadurch geweckten Untersuchungen neuerer Gelehrten, als Lessings, Wielands und Anderer angeführt werden können; dergleichen zu erfahren ist dem Jünglinge nöthiger, als die Menge alter, vergessener, und wenig brauchbarer Ausgaben. Beym Tibull und Properz hätten die metrischen Uebersetzungen des

Hrn.

Hrn. von Strombeck und von Knebel eine Anführung verdient, und beym Properz hätten neben den Observat. von Kuinoel auch die von Ast (Gotha 1799) angegeben werden müssen. S. 41 fehlt die brauchbare Ausgabe des Corn. Nepos von Ricklefs, Hannover 1802. Bey Cicero S. 42 flg. vermissen wir ungern Werke, die von seinem Leben, Schriften und Verdiensten handeln, als die von Middleton, Meierotto und Meiners, so wie auch Gedike's Historia philos. antiq. ex scriptis Cicer. Auch fehlen unter den Editionen der Reden des Cic. einige jungen Leuten besonders empfehlenswerthe, nämlich die Ausgabe von 6 Cic. Reden, welche Döring (Braunschweig 1797) besorgt hat, und Morgenstern's Bearbeitung der ersten Catil. Rede, Halle und Leipzig 1796, imgleichen Schelle's ausführliche kritische und philol. Bearbeitung einiger Cicer. Reden, 3 Bände, Leipzig 1797 flg. und Weiske's Ausgabe von Cicero's parallelen Dankreden, Leipzig 1800. Ferner fehlt Weiske's (zur Braunschw. Encyclop. der Class. gehörende) Auswahl der besten Briefe Cicero's, Braunschweig 1796, und die kleinern philosophischen Schriften des Cic., Cato M., Laelius etc. finden wir gar nicht erwähnt, obgleich diese in Schulen gelesen werden, und also die Ausgaben von Wetzel und von Götz zu empfehlen gewesen wären. Von Garve's Uebersetzung der Bücher von den Pflichten hätte S. 55 auch noch die fünfte Ausgabe vom Jahr 1801 angegeben werden müssen. S. 76 fehlt Vossens Uebersetzung der sämmtlichen Werke Virgils, Braunschweig 1799, 3 Bände. Bey Horaz, S. 88. flg., sind die Vorlesungen von Nitsch und Haberfeldt vergessen, und bey Ovid S. 100. die (für die Encyclop. der Class. abgekürzte) Ausgabe der Metamorphosen von Meineke, und die erläuternden Anmerkungen dazu von C. G. Lenz (Braunschweig 1791. 92.), zusammen drey Bände. S. 124. hätte A. Grolmann's Geist des Seneca, 1ste Lieferung, Gießen 1799, und besonders das Werk von G. K. Klotzsch L. Ann. Seneca, zwey Bände, Wittenb. 1799, und 1803 eine Anführung verdient. S. 130. fehlt: Phaedri Fab. Aes. mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen, Leipzig 1802; dagegen hätte die Uebersetzung des Ph. vom Tischlermeister Pracht immer wegbleiben können. S. 191 fehlt die Ausgabe des Sueton von Wolf, Leipzig 1802. Noch bemerken wir, daß wir die Nachträge zum Sulzer, die so manche schätzbare Aufsätze über römischen Klas-

 siker

ster enthalten, nirgends angeführt gefunden haben. In der Vorrede, S. 6 flg., hat Hr. Harles noch einige Schriften, vorzüglich nach dem Leipz. Meßkatalog von Ostern 1803. nachgetragen; aber dieser ist nicht immer eine sichere Autorität. Die beyden angeführten Ausgaben Cicerons Werke sind auch im Jahr 1893 noch nicht erschienen.

Ns.

Erziehungsschriften.

Amtliche und gutachtliche Berichte und Abhandlungen über die neue Lese-Lehrart des Hrn. P. Olivier, und die damit auf höhere Veranlassung in dem Landküster-Seminarium zu Berlin angestellten Versuche. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. C. und 160 Seiten. Geh. 20 gr.

Man las seither in mehreren öffentlichen Blättern Nachrichten aus Berlin von dem allgemeinen und unbedingten Beyfall, den Hrn. P. Oliviers Methode, lesen zu lehren, daselbst erhalten haben sollte. Zwey dieser Nachrichten sind hier S. 65 bis 71 eingerückt zu lesen, die eine, selbst aus der zu Berlin im Ungerschen Verlage erscheinenden Zeitung, 1803 Nr. 55, die andere aus Hrn. Prof. Weiß und Hrn. Magister Tillichs Beyträgen zur Erziehungskunst, ersten Bandes erstes Heft, S. 175 flg. In jener in Berlin selbst gedruckten Nachricht heißt es unter andern: „Die Oliviersche Methode hat sich auch in zahlreichen Schu„len und bey Kindern von den allergeringsten Fähig„keiten so vollkommen, als brauchbar und zweckmäßig be„währt, daß alle von dieser Seite dagegen erhobene Zweifel „und Bedenklichkeiten völlig verschwunden sind.“ — Ferner: „Se. Majestät der König haben, auf einen günsti„gen Bericht des Oberschulkollegiums über die Methodenver„suche des Professors Olivier demselben ihren Beyfall be„zeugt, u. s. w.“

In

In den Beyträgen heißt es unter andern: „Die Oli„vierschen Versuche im Großen in Berlin angestellt, sind „nicht nur durchgängig vollkommen befriedigend aus„gefallen; sondern sie haben auch die von Hrn. Olivier selbst „von ihnen erregte nicht geringe Erwartung zum Theil „übertroffen." — Ferner: Uebrigens sind für die all„gemeine Einführung der Olivierschen Methode in den „preußischen Staaten einige vorläufige Anstalten ge„troffen, von denen sich für die Zukunft ein erwünschter Er„folg mit Grund erwarten läßt."

Diesem wird nun in den vor uns liegenden amtlichen und gutachtlichen Berichten und Abhandlungen widersprochen. Das Urtheil des Hrn. O. K. und O. Sch. R. Hecker lautet S. 5 dahin: „Daß er nach seiner besten Ueber„zeugung erklären muß, daß die Oliviersche Methode, seines „Erachtens, zwar beym Unterrichte einzelner Kinder, und in „Privatschulen, wo die Zahl der Lehrlinge gewöhnlich nur „klein ist, und aus Kindern gebildeter Aeltern, durch welche „jene auf den Schul-Unterricht schon mehr oder minder vor„bereitet sind, bestehe, mit Nutzen und Erfolg zu gebrauchen „seyn möchte; daß sie aber, so wie sie jetzt ist, aus den „vom Inspektor Herzberg und Lehrer Zimmermann angeführ„ten, sehr erheblichen, und, wie er glaube, unwiderlegbaren „Gründen, sich zur allgemeinen Einführung in den preu„ßischen kleinen Bürger- und Landschulen nicht qua„lifizire."

Er setzt hinzu: „Sollte der P. Olivier sich dazu bereit „finden lassen, das in seiner Methode unverkennbare Gute „gehörig modifizirt, mit unserer bisherigen Methode „zusammen zu schmelzen, und wollte ein hohes geistliches De„partement alsdann geruhen, ihm den Auftrag zu ertheilen, „darüber, nach dem Vorschlage des J. Herzberg, eine mög„lichst kurze, von Sachverständigen revidirte Anweisung zum „Behuf der Bürger- und Land-Schullehrer anzufertigen, „und ihm über diese kleine Schrift das ausschließliche Verlags„recht zu bewilligen: so würden zwey Zwecke erreicht; ein „wichtiger Theil des Elementarunterrichts würde noch mehr „verbessert, und der P. Olivier für den auf die Erfindung „und Ausschmückung seiner Methode verwandten Fleiß eini„germaaßen belohnt werden."

Also war dieß Urtheil des Direktors der Realschule zu Berlin, wo Hr. Ol. den Versuch seiner Methode im Großen machte, den beyden Nachrichten, welche Hrn. Oliviers Freunde verbreiteten, gerade entgegengesetzt. Nicht die Ol. Methode soll, mit Veränderung der bisherigen, in den preußischen Schulen eingeführt werden; sondern die bisherige soll die Ol., so wie sie jetzt ist, modifiziren, und sich nur das von ihr aneignen, was, nach dem Urtheil der Sachverständigen, für die preußischen Schulen und ihre Lehrer brauchbar ist. — Ganz gegen die Hoffnung Ol. und seiner Freunde. Das Oberschuldepartement hat, laut der Vorrede, wo das Reskript an den Hrn. J. Herzberg abgedruckt steht, dessen, nicht zum Vortheil der Ol. Methode lautendes, Gutachten mit Wohlgefallen aufgenommen. —

Der ganze Hergang der Sache war nach S. LXXIV. flg. kurz zusammen gezogen, dieser: Anfangs nahm das Ober-Schulkollegium als solches von Hrn. Ol. Berlinischen Methoden-Versuchen gar keine Notiz; erst als Hr. Oliv. bey dem Ober-Schuldepartement mündlich und schriftlich darauf angetragen hatte, den König für diese Sache zu interessiren, fieng das Kollegium an, jene Versuche und ihren Erfolg schärfer ins Auge zu fassen, und sich im genauesten Detail davon zu unterrichten. Es äußerte sich unter den dortigen Schulmännern Verschiedenheit der Meinungen: Das Departement glaubte, es müsse, um ganz unparteyisch zu verfahren, beyde Theile hören, und ließ sich daher von neun Berliner Schulmännern schriftliche Gutachten einreichen. Drey davon erklärten sich mehr oder weniger für die allgemeine Anwendbarkeit der Ol. Methode; aber mehr oder weniger dawider erklärten sich die sechs, deren Berichte und Abhandlungen hier abgedruckt sind. Das O. S. Departement prüfte die Aufsätze, und schickte sie bey Hofe ein, begleitet mit einem sehr umständlichen Bericht, worin es Hrn. Ol. Scharfsinn rühmte, auf Bewilligung einer angemessenen Remuneration für seine Unterrichts-Bemühungen und des von ihm erbetenen ausschließlichen Privilegiums auf sein herauszugebendes Elementarwerk antrug; zugleich aber auch in Betreff der Methode selbst sich dahin erklärte, daß sie sich zwar zum Gebrauch in Privat-Instituten und in den höhern Volksschulen grosser Städte — ja allenfalls auch zu einem damit in den ersten

nen zu organisirenden süd- und neu-ostpreußischen Seminarien anzustellenden Versuche — keinesweges aber zur allgemeinen, vielleicht gar wohl zwangsweise zu bewirkenden Einführung in den preußischen niedern Stadt- und Landschulen zu qualificiren scheine. — Auf diesen Bericht erließ der König an den Chef des O. S. Dep. eine Kabinetsordre des Inhalts: daß die Ol. Methode des Lesenlehrens keinesweges im Allgemeinen, noch weniger zwangsweise einzuführen; sondern es vielmehr einem jeden Schulmanne zu überlassen sey, wenn er sich von deren Brauchbarkeit überzeugt, selbige allmählig in seiner Schule einzuführen. Auch genehmigte der König den Vorschlag, Neu-Ost- und Südpreußen betreffend, und fügte endlich noch die Nachricht bey, daß Er dem Prof. Ol., wegen der ihm angerühmten pädagogischen Verdienste, und der bey den dortigen Methodenversuchen gehabten Bemühungen und Kosten, nicht nur das erbetene Privilegium zum Druck seines El. W. auf 20 bis 30 Jahre; sondern auch eine Remuneration von 1000 Rthlr. bewilliget; ihm aber den in seiner Immediat-Vorstellung zum Druck des vorgedachten Werks erbetenen Vorschuß abgeschlagen, und die Reise nach Burgdorf in der Schweiz (um Behufs des preußischen Schulwesens die Pestalozzische Methode an Ort und Stelle zu studiren) womit er auch beauftragt zu werden gewünscht, als eine Privatsache frey gestellt habe. — Diese Reise zu Pestalozzi übertrug der König bald darauf dem sel. Gedike, als dem er, wie es in dem Kabinetsschreiben heißt, Unbefangenheit genug zutraue, um sich nicht von dem Reiz der Neuheit blenden zu lassen. Von Hrn. Ol. Methode heißt es in eben diesem Kabinetsschreiben an Hrn. Gedike, man wolle von ihr behaupten, daß sie mit der Pestalozzischen eine große Aehnlichkeit habe; aber die Proben, welche dieser in Berlin davon abgelegt, haben wenigstens Ihn, den König, nicht befriedigt; und wenn es auch sonst noch zu früh seyn dürfte, über den Werth dieser Methode zu entscheiden: so scheine es doch, nach Allem was Er, der König, davon erfahren, er sey von ihrem Erfinder zu hoch angeschlagen worden. — Dieß ward nun Hrn. Ol. von dem O. Sch. Kollegium mitgetheilt, mit dem Zusatz: dieses Kollegium werde, sobald er seine Methode durch den Druck vollständig bekannt gemacht, und dadurch der Beurtheilung des gelehrten Publikums übergeben

 habe,

habe, auf keinerley Art hindern, daß diese Methode da, wo es angehe, mehrere Fortschritte mache; es habe auch den Chefs der neu- ost- und südpreußischen Departements von alle dem Nachricht gegeben, und es ihnen anheim gestellt, bey der Organisirung der Schullehrer-Seminarien in diesen Provinzen von seiner Methode Gebrauch zu machen. — Das südpreußische Departement hat sich auch vorläufig dazu geneigt erklärt, und in dieser Absicht den südpreußischen Seminaristen — Hrn. Inspektor Jeziorowsky (einen, wie uns bewußt, sehr einsichtsvollen Mann), nebst noch zwey angehenden jungen Schullehrern zu dem Prof. Ol. nach Dessau, und den ersten auch zu Pestalozzi gesandt, um sich die Methoden dieser beyden Männer genau bekannt zu machen, und sie sowohl in der deutschen als polnischen Sprache, nach Maaßgabe der Lokalität dieser Provinz, anwenden zu lernen. Dagegen hat das neuostpreußische Departement in einem sehr umständlichen Antwortschreiben an das O. Sch. Dep., und unter Anführung höchst wichtiger, aus der innersten Lokalität der noch auf einer so niedrigen Stuffe stehenden vormaligen polnischen Provinzen geschöpften Gründe, die Einführung der Ol. Methode in den neuostpreußischen Schulen als zu gewagt, und für Zeit und Umstände unpassend von der Hand gewiesen; und das O. Sch. Dep. selbst hat aus ähnlichen Gründen einigen Schullehrern der alten Provinzen, die um Reiseerlaubniß und Kostenbewilligung zur Erlernung der Ol. Methode in Berlin gebeten hatten, zur Resolution ertheilt: daß der Werth und die allgemeine Anwendbarkeit dieser Methode für niedere Volksschulen sich noch nicht so entschieden bewährt habe, daß nicht noch mancherley Zweifel und Bedenklichkeiten dabey obwalten sollten, und könne daher ihr Gesuch für jezt noch nicht erfüllt werden.

Der Rec., der hier bloß referirt, nicht selbst urtheilt, glaubt doch, daß die Bekanntmachung officieller Berichtigungen ausgesprengter ganz falscher Nachrichten, ihren Werth habe, und nöthig war, um den wahren Hergang dessen, was in Berlin in Absicht auf die allgemeine Einführung der Ol. Methode vorgegangen war, dem unbefangenen Publikum vorzulegen.

Von den übrigen Berichtigungen jener Zeitungs rc. Versicherung, die im vorliegenden Buche von Seite LXXXVI. bis C. gehen, hier nur ein paar.

S. LXXXVIII.: „Es ist wahr, daß von den mehr als „hundert Berlinischen deutschen Volksschullehrern höchstens „acht bis zehn erfahrne und einsichtsvolle Schulmänner, die „Ol. Methode in ihren Schulen theils wirklich eingeführt, „theils auch nur vorübergehende und schon wieder geendigte „Versuche damit gemacht haben; aber es ist auch eben so „wahr, daß alle die übrigen, d. h. die allermeisten deutschen „Schullehrer, denen man doch auch nicht Erfahrung und „Einsicht absprechen kann, selbst auch, nachdem sie die Oliv. „Methode mehr oder weniger vollständig kennen gelernt hat„ten, nicht etwa aus bloßer Bequemlichkeitsliebe; sondern „aus sehr wichtigen Gründen, die bisherige Leselehrmethode „in ihren Schulen nach wie vor beybehalten haben, und noch „jetzt mit Nutzen gebrauchen."

S. XCVIII.: „Was die Nachricht von den Vorberei„tungen zur allgemeinen Einführung der Ol. Methode „in den preußischen Staaten am besten widerlegt, ist die so „eben erfolgte Erscheinung eines von Hrn. O. K. R. Zöllner „angefertigten, und zum allgemeinen Gebrauch in den sämmt„lichen preußischen — sonderlich auch süd- und neuostpreuß„ischen — Landesschulen bestimmten Schulbüchleins zur „ersten Uebung im Lesen und Denken, nebst einer dazu ge„hörigen Anweisung zum Gebrauch dieses Büchleins für die „Lehrer, worin, nach der eigenen Erklärung des Verfassers, „die bisher übliche, hier indeß ohne einen den Aeltern der Ju„gend beschwerlichen Kosten-Aufwand möglichst zweckmäßig „gemachte Methode, an welche die vorhandenen Schullehrer „fast allgemein gewöhnt sind, zum Grunde gelegt worden, — „ein Umstand, der denn freylich keine besonders günstigen „Aussichten für die allgemeine Einführung der Ol. Methode „in den preußischen Staaten eröffnet."

Rec. wiederholt, daß er bisher bloß referirt; das wird er auch bey dem folgenden kurzen Auszuge aus den Berichten thun; er wird sich alles eigenen Urtheils enthalten, theils weil Hrn. Ol. El. W. noch nicht erschienen, und Rec. auch nicht Augenzeuge von irgend einer der von ihm abgelegten Proben, weder im Kleinen noch im Großen gewesen ist;

 theils

theils weil der Streit zwischen Hrn. Ol. und seinen Berlinischen Gegnern nicht mehr rein-wissenschaftlich geführt werden konnte, von dem Augenblick an, wo jener auf Einführung seiner Methode antrug; denn nun hatten beyde Partheyen nicht bloß ihre Kunst; sondern auch ihre aras et focos zu vertheidigen. Wer mag da ein Urtheil wagen?

Wir führen zuerst Hrn. Insp. Herzbergs eigene merkwürdige Worte (S. 19) an: „Kann man sie (die Vorsteher, Lehrer und Lehrlinge der Landschul-Seminarien) tadeln, wenn sie noch zu viel Achtung für deutschen Fleiß und deutsches Schulverdienst, und überhaupt zu viel Wahrheitssinn und Ehrgefühl haben, um es ganz gleichgültig anhören zu können, wenn der Hr. Professor fast jedem seiner Vorträge eben so viel unverdiente Verachtung unserer bisherigen Lese-Methode, als übertriebene Lobpreisungen seiner neuen Methode einmischte, und vielfältig behauptete, daß seine Methode in wenig Stunden die Kinder weiter bringe, als unsere alte in einigen Jahren. Ueberhaupt schien Hr. P. Ol. nicht zu wissen, daß er in den Mauern einer Anstalt lehre, die in den 55 Jahren ihrer Existenz schon manches Hundert und Tausend von Kindern nach der bisherigen Methode in kurzer Zeit, d. h. nicht selten in einem halben, oder doch höchstens nur in einem vollen Jahr ohne Mühe und Plage zum fertigen Lesen brachte; er schien nicht zu bedenken, daß er vor Seminaristen (größtentheils Söhnen von Landschullehrern und Küstern) lehre, deren Väter vielfältig das Nämliche geleistet haben, und noch leisten; er schien zu vergessen, daß dergleichen Erfahrungen und die dem natürlichen Ehrgefühl seiner Zuhörer schuldigen Rücksichten verkennen, nichts anders heiße, als sich ohne Noth Hindernisse in den Weg wälzen, und seine Methode selbst auch ganz unbefangenen Beobachtern verdächtig machen." —

Ein Seitenstück dazu, auch aus Hrn. J. Herzbergs Feder, steht S. 97 flg.: „Eine jede neue, wirklich wohlthätige und nützliche Entdeckung und Erfindung fühlt ihren Werth, und eben darum findet sie es nicht selbst nöthig, ihn anzupreisen. Sie weiß, daß Selbstlob wohl Verdacht, und Tadel, aber keinen Beyfall erwirbt. Sie wird das bis-

„her

„her Bestandene nicht wegwerfend verachten; denn „was wärs dann für eine sonderliche Ehre, nur etwas von „ihr selbst Verachtetes zu übertreffen? Sie will sich nicht „durch Journal- und Zeitungslob Eingang und Beyfall ver„schaffen, sie will ihn durch innere Güte verdienen. Ohne „Aufsehen und Geräusch, und ohne blendenden Pomp tritt „sie einfach — bescheiden und anspruchlos hervor, bietet sich „einem jeden unbefangenen Beobachter zur ruhigen Prüfung „dar, der willigen und gewissen Anerkennung ihres Werths „schon im Voraus versichert. Sie verspricht wenig, und lei„stet viel; sie befriedigt nicht nur, sie übertrifft sogar „jede von ihr erregte Erwartung. Sie hebt und hält sich mit „eigener Kraft, ohne dazu eines höhern Schutzes, oder wohl „gar des — freylich viel vermögenden — weltlichen Arms „zu bedürfen. Eine gute Sache sichert und verdankt sich „selbst ihren Triumph."

Bey Beurtheilung der Ol. Methode geht Hr. J. H. von dessen eigenen öffentlich bekannt gemachten Grundsätzen über den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden aus, und findet so, S. 13 bis 37, daß die preussische alte, von Zeit zu Zeit verbesserte, Lese-Lehrmethode die wegwerfende Verachtung nicht verdiene, womit Hr. P. Ol. sie als unnatürlich, zweckwidrig und nichtsnützig zur Verweisung aus den preußischen niedern Volksschulen verurtheilt.

Dann geht Hr. Insp. H. noch einen Schritt weiter, S. 37, und will abermals aus Hrn. Ol. eigenen Grundsätzen beweisen, daß die preußische, bisher übliche Methode, von verständigen Lehrern gehandhabet, ungleich einfacher, natürlicher und zweckmäßiger sey, als die Ol. Lehrart, und daß diese letzte, wenn sie gleich auch vielleicht theilsweise zur weitern Verbesserung der bisherigen Methode benutzt, und mit ihr verschmolzen werden könnte, doch im Ganzen gewiß nicht dazu geeignet sey, die alte Methode lesen zu lehren, mit Nutzen und Erfolg aus den preußischen Volksschulen zu verdrängen. Und S. 46 heißt es: „Diese unsere „alte Lesemethode ist verhältnißmäßig einfacher, natürlicher „und faßlicher; die neue Oliviersche hingegen ungleich zu„sammengesetzter, künstlicher und verwickelter. Jene „muthet den noch schwachen Geisteskräften, und den noch

„ungeübten oder auch wohl gar schon sehr verwöhnten Organen
„der rohen Jugend in unsern niedern Stadt- und Landschu-
„len gerade nur so viel zu, als sie mit einiger Anstrengung
„zu leisten vermag; diese fordert hingegen zu viel, und über-
„ladet und überspannt die Kräfte und Organe der Kinder;
„jene schließt sich mehr an die plattdeutsche und fehlerhafte
„Art der Aussprache an, zu der sie sich bisher im älterlichen
„Hause gewöhnten, und verbessert sie ganz allmählig; diese
„Ol. Methode aber führt die Jugend sogleich in eine ganz
„neue ihr völlig fremde Welt von deutsch-französi-
„schen Sprachlauten, in der sie sich schwerlich gefallen
„dürfte." — Davon werden Beyspiele gegeben, und dann
S. 49 flg. hinzugesetzt: „Aber auch noch in mancher andern
„Rücksicht werden die Kinder durch die Ol. Tabulaturen, de-
„ren größere 400; die kleinere aber doch auch etwa 160
„Laut-Zeichen enthält, überladen, und, fast möchte ich
„sagen, erdrückt. Da schwimmt nun das Kind mit seinem
„Blick in diesem weiten Meere von gehäuften Lautzeichen
„unstät umher, ohne einen Ruhepunkt, ohne einen Anker-
„oder Landungsplatz erspähen zu können, und es bedarf eines
„geschickten, geübten Steuermannes, um durch seine
„treue Beyhülfe per tot tantosque labores, per tot discri-
„mina rerum doch noch endlich einen ruhigen Hafen, und
„das gewünschte Ziel zu erreichen." — S. 55. „Mit
„einem Worte: die Tablatur des Hrn. Pr. Ol., dieser
„wahre Schlüssel zu seiner neuen Lese-Methode,
„ist ein Labyrinth, aus dem die Jugend nur an der Hand
„eines sehr geübten, geschickten und unverdrossenen
„Lehrers, und doch nur mit vieler Mühe und Anstren-
„gung, und nicht in einer ganz kurzen Zeit sich herausfin-
„den wird; und Hr. Ol. scheint das selbst schon zu ahnen, in-
„dem er verschiedentlich in unserer Anstalt geäußert, daß es
„nichts auf sich habe, und dem Werth seiner Me-
„thode keinen Eintrag thue, wenn in den Schulen, zur
„gründlichen Erlernung seiner Tablatur, auch allenfalls ein
„volles Jahr verwandt und gebraucht werden sollte." —
S. 56 flg.: „Ein volles Jahr und darüber fordert Hr. Ol.
„zur Vorbereitung seiner Methode; ein zweytes Jahr be-
„willigt er zur Erlernung seiner Tablatur; und da diese
„die Kinder doch nur bis zum Lesen-Können bringt: so
„ist sicherlich noch ein drittes Jahr nöthig, um dieß Lesen-
„Können der Kinder durch fleißige und oft wiederholte Ue-
„bun-

„bungen zum wirklich-fertigen Lesen zu erheben. Aber „eine längere Zeit braucht auch, selbst im schlimmsten Falle, „die alte Methode nicht, um die Kinder fertig lesen zu leh„ren, und legt dabey nicht weniger einen guten Grund zur „Rechtschreibung." — S. 60—69 werden die fünferley Ol. Lehrmittel beschrieben und beurtheilt. — Dann S. 69 flg. „einige Worte über den Preis dieser wirklich etwas „kostbaren Ol. Lehrmittel, die allesammt das mit einander „gemein haben, daß sie zu ihrer bessern Konservation theils „auf Leinwand gezogen, und mit Stäben zum Aufrol„len versehen, theils doch auf Pappe geklebt werden müs„sen, wodurch die Kosten natürlich noch vermehrt werden." Hr. H. schlägt ein Exemplar der sämmtlichen Ol. Lehrmittel, d. h. die, welche schon erschienen sind, und noch erscheinen sollen, auf fünf bis sechs Thaler, nimmt wenigstens zwey volle Millionen schulfähiger Kinder, und etwa sechzigtausend Elementarschulen für den Civil- und Militairstand in den preußischen Staaten an: „mithin würde, „(S. 71) sollte die neue Ol Lesemethode wirklich ganz allge„mein in den preußischen Landesschulen eingeführt werden, „nur zur ersten Anschaffung der Ol. Lehrmittel für Leh„rer und Kinder ein Kapital von etwa einer halben Mil„lion Thaler, und zur nöthigen Ergänzung derselben all„jährlich noch weitere große Summen herschießen müssen."

Am Schlusse dieser Abhandlung weiset Hr. J. H. nun noch die Vortheile nach, welche die Ol. Methode zum Gebrauch für die preußischen niedern Volksschulen darbietet, „und „die (S. 104), nach seinem Urtheile, glücklicher Weise von „der Art sind, daß sie sich sehr leicht mit unserer bisheri„gen Lesemethode verschmelzen lassen, ohne daß es da„zu der zeichenreichen Tablaturen, und überhaupt der „kostbaren Lehrmittel der Ol. Methode bedürfte."

„1) Die von Hrn. P. Ol. und vor ihm auch schon von „andern deutschen Pädagogen so dringend empfohlene Vor„bereitung zum Lesen, die den Zweck hat, unsere Jugend „erst richtig denken und sprechen zu lehren, ihre etwa mangel„hafte Aussprache zu berichtigen, u. s. w. — aber völlig von „dem ABC-Unterricht isolirt, und diesem ein ganzes Jahr „lang vorangehend, wie Hr. P. Ol. will, darf diese Vorbe„reitung auch nicht in den Volksschulen betrieben werden, weil „die

„die Aeltern nicht anders wissen, als daß in der Schule so„gleich von dem Unterrichte im ABC angefangen werden „müsse, und unzufrieden werden würden, wenn ihre Kinder „nicht schon in den ersten Tagen und Wochen ihres Schulbe„suchs wenigstens ein paar Buchstaben gelernt hätten, und „ihnen davon Rechenschaft geben könnten."

„2) Die ebenfalls nicht ganz neue; aber doch sehr „zweckmäßige Ol. Zusammenstellung der Buchstabenzeichen „nach der Verwandtschaft ihrer Laute in gewisse Fächer, zum „Beyspiel: |bp|dt|gk|fv| u. s. w. — Eben so auch das „bequemere Zusammen-Aussprechen der doppelten Vokal- „und Konsonanten-Zeichen mit einem Laute, z. B. che „statt ceha, phe statt peha, sche statt esceha rc. — Wenn „nun die Kinder die sämmtlichen Grundlaute unserer Sprache „und deren Zeichen erst völlig gründlich gelernt und gefaßt ha„ben, dann gewöhne man sie"

„3) Nach Ol. Art (und dieß ist wirklich eine ganz neue „und schätzbare Eigenschaft dieser Lese-Methode) diese Laute „kollektiver Weise zusammen zu setzen, oder, als kollektive „Einheiten auszusprechen, z. B. bl, br, pr, dr, schm, „schn, schl, u. s. w., welches mir eine gute, erleichternde „Vorbereitung zum Buchstabieren und Syllabieren zu seyn „scheint."

„4) Bey den nachfolgenden Syllabier- und Lese-Uebun„gen können und müssen nun die Kinder fortgesetzt zu der „richtigsten deutschen (aber nicht zu der französisch-arti„gen Olivierschen) Aussprache angehalten, und in dieser „Absicht auch mit den Ol. und sonstigen Nüancen der deut„schen Sprachlaute bekannt gemacht werden; —

„Um diese Verschmelzung (gegen die Hr. P. Ol. selbst „wahrscheinlich nichts einwenden wird) unsern niedern Volks„schullehrern zu erleichtern, dürfte das Oberschul-Kollegium „nur einem erfahrnen, und sowohl mit der Ol. Methode, „als auch mit dem wahren Zustande unsers niedern Volks„schulwesens hinlänglich bekannten deutschen und einheimi„schen Schulmanne den Auftrag gegeben, eine darauf abzwe„ckende kurze und populaire Anweisung anzufertigen, „und drucken zu lassen, die dann für den Preis von 1 oder „2 Groschen von einem jeden Schullehrer aus eigenen Mit„teln

„rein leicht angeschafft werden könnte; womit die Sache „für immer abgethan wäre."

„Man sieht, (setzt Hr. J. H. hinzu,) aus dem Vorste„henden, daß ich Hrn. P. Ol. und seiner Methode gern Ge„rechtigkeit wiederfahren lasse. Der würdige Mann hat sich „das große Verdienst erworben, eine sehr wichtige pädagogi„sche Angelegenheit in neue Anregung gebracht, sie zu einem „Gegenstande der vielseitigsten Diskussion erhoben, und „nächstdem mit einem gewiß nicht geringen Aufwande von „Zeit und Mühe eine Tablatur der deutschen Sprache aufge„stellt zu haben, die, selbst auch bey ihren etwanigen Män„geln, seinem Scharfsin und Fleiß um so mehr Ehre macht, „da er erst so spät unsere Sprache erlernt, und sich also „durch viele Schwierigkeiten, die wir, als geborne „Deutsche kaum ahnen, hat hindurch arbeiten müssen. Da„für gebührt ihm Lob und Dank und entschädigende Be„lohnung, die ich ihm — nur nicht auf Kosten unserer „niedern Volksschulen — von Herzen gönne und wünsche."

Die Einleitung, auch von Hrn. J. H., enthält A. zur Vorgeschichte der Ol. Methode. Hier wird mit Beyspielen und Zeugnissen von Ickelsamer (Marburg 1534) Gedike (dessen anonymer Aufsatz in der Ungerschen Zeitung 1802 Nr. 126, 127 hier wieder abgedruckt ist,) Hecker (1750), Venzky (Barby 1721), einem Ungenannten in seinem Buche: Nachsinners Lesekunst, in welcher das Zorn erweckende Buchstabieren aus dem Wege geräumt wird (1735.), François de Neufchateau in seiner Schrift: Methode pratique de lecture (1799.) Zerrenner, Wolke, Pöhlman, Hauser (in seiner Methode, das Lesen und Schreiben ohne Buchstabieren zu lehren, Wien 1796.), mit den Beyspielen der Einen, den Zeugnissen der Andern von diesen Männern wird hier S. I bis XIII. belegt, daß Hrn. Ol. Methode nicht so neu sey, als er glaube. Dann folgt B. zur Beschreibung der Oliv. Lesemethode S. XIII—LIV. Hier ist diese Methode so augenscheinlich, als es durch Worte geschehen kann, dargestellt, welches, so viel Rec. sich erinnert, bisher noch in keinem gedruckten Buche, (selbst von Hrn. Ol. nicht,) so deutlich geschehen ist. Endlich C. zur Geschichte der in Berlin angestellten Ol. Methodenversuche, woraus schon oben das Nöthige mitgetheilt worden.

Die

Die Aufsätze der Herren Zimmermann, Straube, Hensel und Hoffmann, S. 109 bis 160, sind im Wesentlichen gleichlautend mit denen des Hrn. J. Herzbergs.

Beytrag zur Geschichte der natürlichen Elementar-Methode, besonders bey dem Lesenlehren, nebst einem kurzen Abrisse derselben; vorzüglich in Hinsicht auf Pestalozzi, Olivier, Stephani, Wolke und Pöhlmann. Von M. Chr. Fr. Teumer, Land-Diakonus zu Plauen im Voigtlande. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1804. 217 Seiten. 18 gr.

Herr Teumer, ein ruhiger Forscher und aufrichtiger Bekenner der Wahrheit, so wie er sie erkennt, liefert diesen Beytrag in einer doppelten Absicht, S. 4., theils um zu zeigen, daß Hrn. Ol. sogenannte neue Entdeckung und Erfindung bey weitem nicht so neu ist, wie sich Mancher vorstellt; theils, und vorzüglich deßwegen, um mit den eigenen Erfahrungen, die er seit vielen Jahren darin gemacht, die Vortrefflichkeit dieser Methode zu bezeugen, und dadurch zu ihrer Empfehlung und allgemeinen Einführung, wäre es auch nur wenig, mitwirken zu helfen. — „Ich gestehe, (setzt er S. „5 hinzu,) daß mich die bisherigen Fortschritte im Elementar„unterrichte, welche Basedow u. A. gethan und befördert haben, „innig freuen, und daß ich die Inhaber dieser Namen als „Beförderer des Wahren und Guten aufrichtig hochschätze. „Ich gestehe aber auch, daß besonders die neuesten Fort„schritte, durch die vorzüglich Pestalozzi und Olivier sich „ausgezeichnet haben, bey mir die Bemerkung aufs neue be„stätigen, wie glücklich oft mehrere durch Ort und Zeit ge„trennte Forscher auf Einem Wege einander begegnen, und „von Einer Sache einerley Ansicht haben, ohne daß der Eine „oder der Andere die Entdeckung der Wahrheit sich allein „ausschließend zueignen kann."

„Von der Natur geführt begegnen einander die Forscher."
„Allenthalben und stets leuchtet ihr himmlisches Licht."

Bey der Geschichte der natürlichen Elementarmethode nimmt Hr. T. zuerst auf Stephani's, sodann auf Pestalozzi's und Olivier's E. M.; ferner auf Pöhlmann's Einwürfe gegen dieselbe, und endlich auf Wolke's Urtheil über Pestalozzi und Olivier im R. A. 1803 N. 169 hauptsächlich Rücksicht.

Hr. Stephani fand bereits vor vier Jahren, daß die einzig wahre Methode der Lesekunst darin bestehen müsse; bey dem Unterricht im Lesen von der Kenntniß des einem jeden Buchstaben zukommenden Lauts auszugehen; ob er gleich die Anweisung zu dieser Methode nebst der dazu gehörigen Fiebel erst im vorigen Jahr habe drucken lassen. „Gerade so, (setzt unser Verf. S. 7 hinzu.) habe auch ich „von jeher, seitdem ich über den ersten Kinder-Unterricht „nachdenken lernte, diese Sache betrachtet, und eben densel„ben Weg, welchen St. vor vier Jahren, und Ol. vor zwan„zig Jahren betreten zu haben versichert, bereits vor zwey„und zwanzig Jahren (seit 1781) ebenfalls betreten. Dieß „versichere ich mit der reinsten Wahrheitsliebe und Beschei„denheit, ohne mir deßhalb den Namen eines Entdeckers „oder Erfinders im mindesten anmaaßen zu wollen, ungeach„tet ich, aufrichtig gesprochen, durch keinen einzigen frem„den Wink; sondern bloß durch Umstände und mein ei„genes Nachdenken geleitet, diese natürliche — damals „für mich ganz neue — Lehrart erforschte. Doch meinte ich „keinesweges, als ob ich der Erste und Einzige, oder ein be„sonderer Günstling des Glücks in dieser Lehrart sey; viel„mehr hatte ich in meiner literarischen Unbefangenheit, in „welcher ich mich besonders damals, als Schüler, befand, „den Glauben — den ich auch bis diese Stunde habe und „immer behalten werde — daß, wie das Sprüchwort sagt, „hinter dem Berge auch Leute wohnen, die oft noch weiter „sehen können. Indessen freute ich mich, wie billig, gleich„wie ein Wanderer sich einer neuen schönen Ansicht freut, „meiner Lehrart im Stillen, und wendete sie in meinem klei„nen Wirkungskreise sorgfältig an. Der Erfolg war so er„wünscht und glücklich, daß ich viele Kinder, selbst solche, „die noch im fünften und sechsten Jahre standen, auf eine „für sie und mich höchst angenehme und gleichsam spielende „Weise, ohne zu buchstabieren, höchstens in drey Mo„naten, fertig und schön lesen lehrte, und sie noch überdieß

„in

„in ihren Geisteskräften übte, und mit mancherley nützlichen „Kenntnissen bereicherte.“

Nun erzählt der Verf. die Veranlassung, wie er, selbst noch Schüler, 1781 zu Annaberg im Hause des Hrn. Doktor Härtel, auf seine Methode kam, sie nach und nach immer mehr und mehr auszubilden suchte; sie, nach geendigten Universitätsjahren, im Hause des Hrn. von Elterlein zu Pöhl im Erzgebirge, und in der Folge als öffentlicher Schullehrer anwandte; vergleicht sie dann theilweise mit denen der obgenannten Männer, und stellt sie endlich im Zusammenhange, von S. 127 an, in einem besondern Abschnitt dar. Man kann aus diesem Allen hier nur einige wesentliche Bruchstücke mittheilen.

Stephani sagt S. 12: „Die meisten Anhänger der „Buchstabier-Methode wissen bis auf diese Stunde die Fragen nicht zu unterscheiden: Wie heißt dieser Buchstabe? „und: Wie wird er ausgesprochen?“ Unser Verf. setzt hinzu: „Diesen Unterschied habe ich schon vor 22 Jahren so genau „gemacht, daß ich sogar denjenigen Kindern, welche die ge„wöhnlichen Namen der Buchstaben noch nicht wußten, diese „Namen nicht einmal nannte; sondern nur immer den rei„nen Laut einer Figur nannte.“ — „Uebrigens hatte auch „ich mit mehrern Anhängern der alten Buchstabierme„thode und mit manchen ängstlich besorgten Aeltern, „wegen meiner natürlichen Lesemethode, zu kämpfen; die ich „aber durch offenbare Thatsachen so überzeugen konnte, „daß die Wahrheit siegte. Denn Mehrere konnten sichs gar „nicht als möglich denken, daß ein Kind, ohne das gewöhn„liche, allbekannte und überall herrschende Buchstabieren le„sen lernen könnte; so wie sich auch noch jetzt Viele dawider „erklären. Am Ende machten Manche, wenn sie dem Au„genscheine nicht mehr widersprechen konnten, wenigstens „noch den Einwurf, daß solche Kinder, die auf diese neue „Art lesen lernten, in der Folge nicht richtig schreiben könn„ten, weil ihnen das Buchstabieren fehlte; bis sie endlich „aus diesem Hinterhalte herausgetrieben, und überzeugt wur„den, daß gerade diese natürliche Lesemethode das be„ste Hülfsmittel, und der wahre Grund einer richtigen „Abtheilung der Sylben und Wörter beym Rechtschrei„ben sey.“

Da

Da Hr. T. Pestalozzis Gertrud und Elementarbücher noch nicht gesehen hatte: so darf man sich eben nicht wundern, daß er dessen ABC der Anschauung für ein aus Buchstaben bestehendes ABC hielt.

S. 19: „Das Resultat (der Vergleichungen, die Hr. „T. zwischen seiner, der Stephanischen, Pestalozzischen, Oli„vierschen Methode anstellt) ist, daß die Entdeckung der ge„dachten Methode weder ganz neu, noch das ausschließliche „Eigenthum des Einen oder des Andern; sondern als ein „gemeinschaftlicher Fund Mehrerer anzusehen ist. Der „Hauptzweck aber, worauf es dabey nunmehr ankömmt, „ist unstreitig der, daß diese Methode allgemein einge„führt, und dadurch im ganzen Schulwesen eine wohl„thätige Revolution hervorgebracht werde." — S. 20: „Allein eh es dahin kömmt, sind noch viele Hindernisse „aus dem Wege zu räumen! (Ja wohl!) Unter andern ha„ben einige ihren Grund in der Meinung, und in der An„hänglichkeit an der alten Buchstabirmethode, wovon oft „selbst sehr einsichtsvolle und verdiente Gelehrte nicht frey „sind. Und dieß ist in der That die gefährlichste Art von „Hindernissen, wodurch die gute Sache leicht unterdrückt „werden kann. Ich finde mich deßwegen bewogen, noch von „der allgemeinen Anwendbarkeit und Vortrefflichkeit „der natürlichen Elementarmethode zu reden, und zu„gleich einige Bemerkungen über Hrn. Pöhlmanns Einwürfe „gegen diese Methode (in Gutsmuths pädag. Bibl., April „1803) zur Vertheidigung derselben beyzufügen."

Diese Bemerkungen gehen von S. 21 bis S. 109, und sind ein Muster scharfsinniger Aufdeckung von Trug- und Fehlschlüssen, und von gründlicher und ruhiger Widerlegung derselben. Hier ein paar Proben, so kurz als möglich zusammen gezogen.

S. 22. Hr. P. Das wahre Wohl der Menschen wird nur in dem Grade befördert, in welchem sie sittlich besser werden; sittliche Güte aber hängt nicht von der innerhalb einiger Monate des vierten oder fünften Lebensjahres erlangten Fertigkeit zu lesen ab.

Hr. T. dagegen: Zum wahren Wohl des Menschen gehört auch seine intellektuelle und ästhetische Bildung, obgleich nicht bey — sondern untergeordnet, so daß die sittliche Güte

den höchsten Rang hat. — Was das wahre Wohl der Menschen nicht unmittelbar befördert, kann es doch mittelbar befördern, sonst müßte man den wohlthätigen Einfluß aller Künste und Wissenschaften auf das wahre Wohl der Menschen läugnen: so wäre nicht bloß das frühzeitige und geschwinde Lesenlernen der Kinder; sondern überhaupt alles Lesen, Schreiben, Rechnen, u. s. w. verwerflich. — Ist das Lesenlernen etwas Gutes, ein Mittel zur intellektuellen und ästhetischen Bildung: so ist auch das geschwinde Lesenlernen etwas Gutes, folglich auch eine Methode Lesen zu lernen um so besser, je mehr Zeit, Mühe, Verdruß sie dem Lehrer, wie dem Schüler bey diesem Geschäfft erspart. — Nicht eben darin, daß gerade die kleinsten Kinder nach dieser Methode lesen lernen, oder gar lesen lernen sollen, besteht ihre wesentliche Vorzüglichkeit; sondern dieser Umstand wird bloß deswegen erwähnt, daß alle Kinder, selbst die kleinsten, in sehr kurzer Zeit die Fertigkeit zu lesen erlangen. Und beweist nicht eben dieser Umstand die Güte der Lehrart, wenn vermittelst derselben nicht nur schon erwachsenere und fähigere; sondern sogar sehr kleine Kinder die Fertigkeit zu lesen erlangen? und zwar in sehr kurzer Zeit?

S. 32. Hrn. P. erster Grund wider das frühe Lesenlernen, der aus dem Begriff des Lesens hergenommen ist, beweiset zu viel; er beweiset auch gegen das frühe Sprechenlernen; das zeigt sich, wenn man da sprechen setzt, wo bey Hr. P. lesen steht.

Hr. P.

Wenn man nun ein vier oder fünfjähriges Kind mit seiner Lesefibel in der Hand einer Gesellschaft vorführt, um es als fertig im Lesen seine Künste machen zu lassen: so giebt es bloß die Zeichen einer Reihe von Begriffen an, die der Schreiber des Büchleins hatte, so wie das in einzelnen Fällen ein Papagey auch thun kann.

Denn die hervorgebrachten Laute, wann ein Kind liest, sind weiter nichts, als Zeichen der Vorstellungen und Begriffe; aber keinesweges die Letztern selbst.

Hr. T.

Wenn man nun ein vier oder fünfjähriges Kind, ohne Lesefibel in der Hand, einer Gesellschaft vorführt, um es als

fertig

fertig im Sprechen seine Künste machen zu lassen: so giebt es bloß die Zeichen einer Reihe von Begriffen an, die der Sprachlehrer des Kindes hatte, so wie das in einzelnen Fällen ein Papagey auch thun kann.

Denn die hervorgebrachten Laute, wann ein Kind spricht, sind weiter nichts, als Zeichen der Vorstellungen und Begriffe; aber keinesweges diese Letztern selbst.

Es kömmt doch beym Lesen eines Kindes, wie beym Sprechen Alles darauf an, was es liest und spricht, ob ihm der Inhalt des Gelesenen und Gesprochenen verständlich ist. — Und giebt es denn für ein vier- bis fünfjähriges Kind nichts Verständliches zu lesen? Man braucht es ja nur das lesen zu lassen, was es sprechend versteht; oder versteht es auch sprechend nichts?

S. 56. Liest das Kind mit Verstand: so liest es — wie selbst Hr. P. behauptet — mit Nutzen; auf früher und später kömmt es hier nicht an. — Der hauptsächlichste Nutzen ist theils logisch, theils grammatisch. — S. 57. Durch das mit dem Sprechen verbundene Lesen werden die Ideen mehr fixirt, leichter und schneller in Verbindung gesetzt, woran das Kind zuvor nicht dachte, und zu Urtheilen und Schlüssen veranlaßt und hingeleitet, auf die es von selbst weit später und schwerer gekommen wäre; und so wird allerdings sein Ideenkreis erweitert und aufgehellt; vorausgesetzt, daß schon der Grundstoff ursprünglicher und anschaulicher Ideen, so weit er zum Lesenlernen erfordert wird, gegeben, und daß zugleich der Stoff der in der Lesefibel enthaltenen Begriffe der Kinderseele angemessen, aus der Kinderwelt genommen ist. Nicht nur aber der Kreis der Ideen; sondern auch die Denkkraft selbst gewinnt durch das frühe Lesenlernen an Stärke, Festigkeit und Fertigkeit, vermöge der mit dem Lesen verbundenen vielfältigen Uebungen — bald des Gedächtnisses, bald des Witzes, bald des Scharfsinns, bald der Einbildungskraft, bald der Urtheilskraft. (Rec. kann dieß durch seine Erfahrung bestätigen, und noch hinzusetzen, daß wißbegierige Kinder von vier bis fünf Jahren von selbst nach ihrer Fibel greifen, um das, was sie lesen gelernt haben, so lange zu wiederholen (versteht sich, nicht unmittelbar hinter einander), bis sie es ganz in Saft und Blut verwandelt haben. Diese frühe Selbstthätigkeit ist auch kein kleiner Gewinn

bey dem frühen Lesenlernen. Indessen will Rec. so wenig, als Hr. T. daraus, die Folge ziehen, daß alle Kinder so früh sollten lesen lernen. Wie früh? Das entscheiden die Umstände; und zu diesen gehört auch die Neigung und Fähigkeit zum Lesenlernen, die sich bey einem Kinde früher, bey dem andern später, bey dem einen stärker, bey dem andern schwächer findet.)

Die Darstellung der eigenen Methode unsers Verfassers ist hier keines Auszugs fähig, so gern Rec. manche schätzbare Eigenthümlichkeiten derselben den Lesern dieser Bibliothek mittheilte.

E.

Technologie.

1) Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens, oder vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik und Maschinenlehre, mit Erklärung der dazu gehörenden Kunstwörter in alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Mechaniker, Kameralisten, Baumeister, &c. Von Johann Heinrich Moritz Poppe. &c. Erster Theil. A — D. Mit zehn Kupfertafeln. Leipzig, bey Voß. 1803. XII und 851 Seiten gr. 8. 3 Rℓ.

2) Beschreibung und Abbildung zwey neuer Dampfmaschinen. Von J. C. Hoffmann (,) der ökonomischen Societät zu Leipzig Ehrenmitglied. Mit zwey Kupfern. Leipzig, bey Richter. 1803. 38 gespaltene Kolumnen 4. 10 gr.

3) Auf Beobachtung und Erfahrung gegründete Angaben und Vorschläge, Feuersbrünsten vorzustehen und zu dämpfen. Gemeinschaftlich bearbeitet

ter ꝛc. von dem Bergr. C. Fr. Erhardt und Kommerzienr. Gebrüd. Schlaff, ꝛc. Mit drey Kupfertafeln. Karlsruh, bey Maklot. 1803. 95 Seiten gr. 8. 16 gr.

Wir eilen, unsern Lesern von drey Schriften Nachricht zu geben, die alle einen gemeinschaftlichen Zweck, besonders den mit einander verbinden, von den in der Maschinenlehre neuerer Zeiten die wichtigsten und gemeinnützigsten Entdeckungen dem Publikum vorzulegen. Der sich verdient gemachte Verfasser von

Nr. 1, den wir aus mehr andern, mit Beyfall aufgenommenen Schriften kennen, hat die Absicht, einen wesentlichen Mangel der Literatur zu ersetzen, und ein vollständiges Handbuch der Maschinenlehre auszuarbeiten, das sich, mit sorgfältiger Auswahl, über alle Maschinen verbreiten, und nach den besten Grundsätzen, dieselben zu bauen und zu behandeln lehren, dabey jedem Praktiker in allen vorkommenden Fällen brauchbar und nützlich seyn soll. Denn da die ältern und neuern Werke über diesen Gegenstand, theils zu kurz, theils sich nur über einzelne Theile der Maschinen, oft nur über ihre Theorie, mit unter bloß ihre praktischen Theile verbreiteten: so würde der Verehrer und Liebhaber des Maschinenwesens, da Lempen's Bemühungen über diesen Zweig der technischen Mathematik, durch dessen Tod wären vereitelt worden, und Kunzen's Schauplatz bis jetzt noch gar nicht geeignet sey, ein Handbuch der Art zu vertreten, des Verf. Unternehmen um so mehr dem Bedürfnisse unserer Zeit angemessen finden, da man gegen die oft geistlosesten Produkte, die gegenwärtig in den prunkhaften Journalen mit Pomp angekündiget würden, nicht sorgfältig genug wachen könnte, um von der einen oder anderen Seite getäuscht zu werden, worin der Verf. nicht Unrecht hat, wie Rec. schon über die von ihm kritisch angezeigten Schriften, welche Hr. P. namentlich anführt, mehrmals zu erkennen gegeben hat. Ueberdem sind die meisten, zumal ausländischen Werke der Art, in welchen Maschinen von künstlicher Zusammensetzung mit ihren Beschreibungen angetroffen werden, für eine Menge deutscher Leser, selbst für ganz reiche Literaturfreunde, in Ab-

sicht der hohen Preise, worin sich die englischen und holländischen Werke besonders auszeichnen, unanschaffbar, da man dieselben bey keinem Privatgelehrten, nicht einmal auf allen öffentlichen Universitäts-Bibliotheken Deutschlands (außer Göttingen) antrifft. Der Verf. benutzte daher die Gelegenheit, von der trefflichen Bibliothek zu Göttingen, bey der Ausarbeitung dieses Werks den gewünschten Gebrauch zu machen. (Hätten doch alle Gelehrten ähnliche Gelegenheit! Rec. hat 20 und mehrere Jahre bis jetzt darauf Verzicht thun, und Alles aus eigenen Mitteln anschaffen müssen; dafür hat er aber auch jetzt das Vergnügen, im mathematischen, historischen und diplomatischen Fache, mit mancher Universitäts-Bibliothek in Deutschland, in Absicht der besten und seltensten Schätze, wetteifern zu können.)

Die alphabetische Ordnung, die der Verf. bey diesem Buche wählte, ist bequem, indem jede Maschine gleichsam für sich selbst besteht. In solchen Fällen aber, wo verwandte Artikel öftere Wiederholungen erforderten, hat er sorgfältige Rückweisungen angebracht, um jeder unnützen Weitläuftigkeit vorzubeugen. Dadurch, und daß nur zur Versinnlichung und anschaulicherer Darstellung der beschriebenen größeren Maschinen, Kupfer geliefert worden, um den Preis so viel als möglich den Käufern dieses Werks die Anschaffung desselben zu erleichtern, hat der Verf. sich, wie durch seine treffliche Wahl in Aushebung der kostbarsten Maschinen, ohne jedoch mit Vorsatz eine minder gemeinnützige unberührt zu lassen, besonders verdient gemacht. Dieß ist auch der Fall bey Maschinen, die zur Uhrmacherkunst gebraucht werden, wo immer, der Kürze wegen, auf sein Wörterbuch der Uhrmacherkunst (2 Bde. m. K. Leipz. b. Sommer 1799; vergl. unsere kritische Anzeige in der N. A. D. Bibl. 51sten Bd. 1stes St. S. 166 flg., und 56ster Bd. 2tes St. Seite 540 flg.) Bezug genommen wird. Der Verf. verspricht von den unterschiedlichen Ackermaschinen und andern ökonomischen Werkzeugen, ferner von physikalischen und im Fabrikwesen erforderlichen Maschinen, nur die vorzüglichern auszuheben, und dieselben in einer bündigen Kürze zu beschreiben. (Darin hat der Verf. einen zweckmäßigen Mittelweg gewählt. Was würde das für ein ungeheures Werk werden, wenn alle ältere und neuere Maschinen, so wie sie bey den Handwerken, Künsten, Fabriken, Trafiken, in der Physik und Mathematik,

matik, Chemie und Landwirthschaft, Pharmaceutik, und kurz in allen technischen Fächern der Künste und Gewerbe gebräuchlich sind, und angewandt werden, hier beschrieben werden sollten? —) So werden z. B. die Artikel: Buttermaschine, Pflug, Dreschmaschine, rc. kurz abgefertigt; dagegen die Bergwerksmaschinen, und diejenigen, die zu den Pumpen- Mühlen- und Hebewerken gehören, in sofern solche erheblich sind, weit ausführlicher abgehandelt. — Ueberdem findet man durchgängig die im Maschinenwesen vorkommenden Kunstwörter hinlänglich erklärt, und die zu jedem Hauptartikel erforderliche Literatur mit ziemlicher Genauigkeit angehängt. Damit aber unsere Leser, und selbst der fleißige Verf. überzeugt wird, daß wir sein Buch mit Aufmerksamkeit angesehen und geprüft haben, wollen wir einzelne Artikel ausheben, und darüber unsere Bemerkungen mittheilen.

Unter den vorzüglich gut bearbeiteten Ueberschriften findet sich: Abwägen, Aerometrie, Aerostat. (Wir vermissen in der Literatur die mißlungene Geschichte der Physik des Hrn. Murhard, 1ster Bd., welcher bloß von Aerostaten oder Luftballons rc. handelt, und ein reiches Repertorium über den Ursprung und die bisherige Ausbildung der Aerostaten bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts darbietet, wenn auch übrigens dieß Buch als Einl. in die Geschichte der Physik seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa seit dem Mittelalter, ganz und gar seinen Zweck verfehlt hat.) Amalgamirwerk, Anemometer, Anemoskop, Anschlag oder Kostenberechnung der Maschinen, Anklebrigkeit, Anwurf, (Beckmann's Technologie, S. 638 flg. §. 6, auch S. 626, 5te Ausgabe,) Aräometer, hydrostatische Senkwaage, (meistens nach Fischer's physikal. Wörterb. 1ster Bd. S. 106—121,) astronomische Uhren, (Dieser Artikel ist wahrlich zu dürftig gerathen; dieser Gegenstand hätte in allgemeiner sowohl, als in besonderer Hinsicht eine ausführliche Abhandlung verdient. Standen nicht hier eine Menge der trefflichsten Hülfsmittel älterer und neuerer Zeiten zu Gebote?) Aufschlag- Wasser, (Hier vermissen wir: Hennert's, Brüning's, Wiebeking's und Blank's neuere Erfahrungen in der Hydraulik, die einen wichtigen Beytrag würden abgegeben haben.) Austiefungs- Maschine, (Auch hieben hätten wir die Erfahrungen der hollän-

ländischen Hydrotekten neuerer Zeiten anzuwenden gewünscht.) Automaten, (Uns wundert, daß der Verf. sagt: „Die Erfindung der Automaten ist schon sehr alt, und scheint noch „lange vor Christi Geburt zu fallen." Sollten nicht die Angaben des Ctesibius, deren Vitruv erwähnt, und die Dreyfüße, die Vulkan verfertigte, und deren Homer gedenkt: Iliad. XVIII. 373. nicht hieher gehören? Wahrscheinlich verdient angemerkt zu werden, daß auch bey dem Gastmahl des Jarchas solche τριποδας αυτοματοι gewesen seyn müssen, wie solches in Philostrat. Op. ed. Olearii, pag. 117 et pag. 240 vorkommt. Vielleicht gehören dahin die Dreyfüße oder Gefäße, deren Aristoteles erwähnt: Polit. I. 3. Des Dädalus Statüen mußten sogar angebunden werden, wenn sie nicht davon laufen sollten, wie Plato meldet; s. In Menon. pag. 426; in. Eutyphron. pag. 8 et 11. Francof. 1602. Fol.; und Callistratus, der Lehrer des Demosthenes, giebt deutlich zu verstehen, die Bewegung der Dädalischen Statüen wäre durch mechanische Kräfte in Bewegung gesetzt worden: s. Callistrati in Philostrat. ed. *Olearii*, pag. 889. Wem sind nicht die nautischen Automaten bekannt, die während den olympischen Spielen, mit vollen Segeln auf den Atheniensischen Straßen die Neugierigen belustigten, wie Berghaus nach griechischen Schriftstellern erzählt; s. dessen Geschichte der Schifffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums, 2ter Bd. S. 636 flg. Sind dieses nicht offenbare Beweise vom hohen Alter der Automaten, welche wenigstens an die 400 Jahre vor der christlich. Zeitrechnung hinaufreichen, anderer Beyspiele nicht zu gedenken. Sonderbar, daß Hr. P. der männlichen und weiblichen Figuren nicht gedenkt, die der Nürnbergische Kunstschlösser, Hans Bullmann, in der Mitte des XVIten Jahrhunderts verfertigte, welche, zur Zeit, als die Taschenuhren in den Gang kamen, durch ein Uhrwerk getrieben, hin und her giengen, und nach dem Takte auf Pauken und Lauten schlugen, und sonach, wie Doppelmayr versichert, allenthalben als eine neue Erfindung bewundert wurden. — s. Nachrichten von Nürnb. Künstlern, S. 285. Rec. selbst erinnert sich aus seinen Jugendjahren, als er in Frankfurt am Main im Jahr 1769 die Schulen besuchte, und Handlungswissenschaft studierte, einen Automat zur Zeit der Ostermesse daselbst gesehen zu haben, den ein Nürnbergischer Künstler dahin brachte, und der aus einer hölzer. männlichen

Figur

Figur in türkischer Kleidung bestand, welche vom sogenannten Römerberge, ohne alle Beyhülfe, mit zween Wasser-Eimern, nach der Fahrgasse und sonach zum Main hingieng, daselbst die Eimer dreymal ins Wasser tauchte, dann senkrecht so lange still stand, bis der Künstler seinen Automat umdrehte, an ihm einen gewissen verborgenen Mechanism in Bewegung setzte, der, nach dem Knistern zu urtheilen, in eisernen Rädern bestand, ihm dann einen Stoß gab, und sonach die Wassereimer, zum Theil gefüllt, wieder auf den Römerberg brachte, sie niedersetzte, und endlich eine senkrechte männliche Stellung annahm, die Ruhe auszudrücken schien. Anderer Kunstwerke, die Rec. in früheren und späteren Jahren sah, nicht zu gedenken.) Der letzte Artikel im Buchstaben A, ist die Axt, deren Erfindung der Verf. nach dem Plinius, dem Mythischen Dädalo, zuschreibt; doch auch mit Polydorus (Virgile) zugiebt, daß dieses Werkzeug bey den alten Hebräern müsse bekannt gewesen seyn, und bey den Aegyptern vor Mosis Zeiten gesucht werden müsse. (Das Letztere ist sehr wahrscheinlich, wie die Monumente der ägyptischen Baukunst beweisen; aber des Zeugnisses von Plinius (Lib. VII. Cap. 56.) bedarf es nicht, daß die alten Griechen die Axt gekannt hätten. Sagt nicht Homer selbst, daß Ulysses sich einer zweyschneidigen Axt bedient habe! Odyss. V, 234 und 245) Balg, oder Blasebalg und Gebläse, Bandmühle. Der Verf. scheint sich S. 317 über die Vervielfältigung der gewirkten Bänder in Mayland zu verwundern, die vor etwa 20 Jahren daselbst auf 30 Bandmühlen, jede von 24 Gängen, verfertiget wurden. Er scheint weder in Elberfeld und auf der Gemarke gewesen zu seyn, noch jemals über die dortigen Fabrikenanstalten etwas Gründliches und Unterrichtendes gelesen zu haben. Wer je in diesen industrieusen Gegenden gewesen ist, der wird wissen, daß man zum Theil im Unterbarmen; vorzüglich aber auf der Gemarke und im ganzen Oberbarmen, selbst sogar im Hochgerichte Schwelm allenthalben, wo man nur kommt, das Gerassel und Geklapper der Bandmühlen hört. Der Hr. Pred. Müller zu Schwelm, sagt im neuen westphälischen Magazine, 1ster Bd. S. 44: „Das ganze Dorf Langerfeld „klappert. In allen Häuseern befinden sich zwey, drey, und „mehrere Bandstühle, oder sogenannte Lindagetauen (ein „bergischer Provinzialausdruck, der Bandmühlen bedeutet.)" Und weiter unten sagt er S. 74, wo er von der Fabrikation

 der,

der, auf Bandmühlen verfertigten Bänder, bloß im Hochgerichte Schwelm für Barmer und Gemarker Kaufleute spricht, setzt er hinzu: „Band wird hier Lind genannt, und „hiezu wird das meiste Garn verwebt. Da das Weben auf „Maschinen, oder sogenannten Lindsgetauen (Bandmühlen) geschiehet, und auf denselben wohl 40 Stück auf ein„mal gewebt werden können" (d. i. Der Bandstuhl hat 40 Gänge. Rec. sah im Jahr 1800 im Barmen einen von 44 Gängen); „und da dieser Bandmühlen, bloß im Hochge„richte Schwelm über 400 sind: so kann man sich leicht vor„stellen, in welch einer ungeheuren Menge dieser Artikel hier „verfertiget wird." Hr. Pred. Müller hat diesen Gegenstand a. a. O. noch weitläuftiger auseinander gesetzt, und eine, von ihm 4 bst gestochene, in Leipzig abgedruckte, und in gedachtem Magazin rc. S. 90 Nr. 12 beschriebene Bandmühle anschaulich gemacht. — Der Verf., Hr. Poppe, sagt a. a. O. S. 317: „Man hat sie (die Bandmühlen) so „gar auch durch Wasser treiben lassen, wovon die Stadt Iser„lohn Beyspiele aufzuweisen haben soll." — (Das ist unrichtig: in Iserlohn findet sich keine Wasser-Bandmühle; wohl aber in Elberfeld, die vor dem französischen Kriege Schnürriemenband in Menge verfertigte, und alle Stunden, Tag und Nacht, tausend Ellen lieferte, wie auch Hr. Müller im neuen westphälischen Magazine versichert, a. a. O. S. 74 flg. Jetzt haben die Unternehmer dieser Fabrikate, Hr. Bockmöller und Sohn, diese Wasserbandmühle auseinander legen lassen, vielleicht weil er zu reich geworden ist, um vielen geschäfftigen Händen in diesen Gegenden seinen vieljährigen Erwerbszweig zur fernern Betreibung überzulassen.) Bauholz, Belagerungs-Maschinen der Alten. Dieser Artikel hat uns nicht befriediget, weil er zu oberflächlich, bloß nach Silberschlag und Müller, und gar nicht nach Quellen bearbeitet ist. Wo in aller Welt will der Verf S. 361 das ungeheure Gegengewicht von 1500 Talenten hernehmen, das er auf ungefähr 187,500 Pfund berechnet, welches an den Hintertheil des großen Mauerbrechers angebracht werden müßte, den Vespasian bey der Belagerung Jerusalems gebrauchte, und von 1500 Menschen in Bewegung gesetzt werden mußte! Es kann ihm doch nicht unbekannt seyn, daß das Talenten-Gewicht zur Zeit Vespasians im ganzen Vorderasien nach dem gemeinen attischen Talent gerechnet wurde, welches, nach Große metrolog. Tafeln, S. 102. 136

und

und 154. nur 42 Pf. 27 Loth Berliner Gewicht hielte, folglich nur: 64,265 Pf. 20 Loth, oder 642 $\frac{1}{2}\frac{1}{2}$ Centn. Gegengewicht erforderte. Was die 1500 Personen betrifft, welche diesen ungeheuren Aries = Balken in Bewegung setzen mußten, darüber hat schon Potter in seiner griech. Arch. 2ter Theil, S. 205 in der Note eine Erklärung geliefert, die sein deutscher Uebersetzer Rambach noch mehr verdunkelt. Denn vorerst konnten um den Ariesbalken eine große Anzahl Stricke geschlungen werden, an welchen die Mannschaft faßte, und sonach durch dieses Mittel die Maschine in Bewegung setzen. Zum andern zeugt auch gerade die Erfahrung, und eine gesunde Theorie der Mechanik, ganz das Gegentheil wider den deutschen Potter und unsern Verf. Herrn Popps, da vermöge des hinten angehängten Gewichts, nach allen Grundsätzen der Mechanik, die Wirkung, durch die Länge des Mauerbrecher = Balkens außerordentlich verstärkt wurde. Diesemnach mußte die vervielfältigte Kraft, die durch diesen langen Balken gewonnen ward, ungleich stärker als solche seyn, die eine entgegengesetzte, oder kürzere Länge hatte. — Dergleichen Beyspiele, die wir noch mehr ausheben könnten, geben zu anschauliche Beweise, wie wenig in unsern Tagen von den meisten encyklopädischen Schriftstellern, gründliches Nachdenken und gehörige Sachen = Kritik auf die Ausarbeitung ihrer literarischen Produkte verwandt wird. Diese gehört aber nicht in den merkantilischen Spekulationsgeist der Vielschreiberey, die fast in jeder Messe neue Geistesprodukte; aber welche? — in Umlauf bringt. Wir bemerken dieses nicht, um Hrn. P. zu schaden; denn da wir alle seine bisher gelieferten Schriften in der neuen allgem. deutsch. Bibl. mit dem ihm gebührenden Ruhme anzeigten: so wünschten wir auch jetzt, daß wir ihm unsern ganzen Beyfall, der, in Absicht des ersten Bandes dieses Werks, merklich getheilt ist, fortan schenken könnten. Inzwischen hoffen wir, daß diese Winke ihn für die Fortsetzung aufmerksamer machen, und den Wissenschaften durch ein langsameres Arbeiten nützlicher werden mögen! —

Nr. 2. Diese Bogen zerfallen in zwey Abschnitte. Der erste enthält die Beschreibung einer Dampfmaschine mit hölzernem Kessel, so wie sie von dem französischen Citoyen Droz erfunden ist, und in den Annales des Arts et Manufactures. Tom. X. p. 198 suiv. eingerückt worden, wovon hier

die wohlgerathene Uebersetzung geliefert wird. Der zweyte Abschnitt enthält die Beschreibung und Abbildung einer neuen, doppelt wirkenden Dampfmaschine, bey welcher die Verdichtung der Dämpfe auf eine, von der gewöhnlichen Einrichtung ganz abweichende Methode bewerkstelliget werden kann. Diese ist von dem Herausgeber Herrn Hoffmann. Beyde machen ihren Erfindern Ehre. Kolumne 8 und 9 ist es aber ein Irrthum, daß der Metre 443,4500 halten solle. Nach dem Gesetze vom 13ten Brum. IX. Jahr ist es in ganz Frankreich bekannt, daß der Metre, nach den neuern Bestimmungen von de Lambre und de la Place, =443,296 alte Pariser Linien enthalte. Jene Angabe ist die ältere vom 19ten Julius 1793, die durch die neue Gradmessung von Duinkirchen bis Barcellona rektificiret worden ist.

Nr. 3 wird in drey Abschnitte eingetheilt. Nach vorangeschickter zwar kurzen, doch gründlichen Theorie, wird im ersten Abschnitt von den Feuer-Verhütungs- und Löschungs-Mitteln; im zweyten Abschnitt: Von den Feuerlöschungs-Geräthschaften und Rettungs-Maschinen; und im dritten Abschnitte: Von der Anwendung der Feuerlöschungs-Mittel und Feuerlöschungs-Geräthschaften bey Feueranstalten gehandelt. In aller Beziehung ist diese Schrift empfehlungswürdig, indem sie sowohl eine gründliche Theorie, als eine deutliche, praktische Anleitung der Feuerlöschungs-Maschinen überhaupt, und einer neuen Brandsprütze insbesonders darbietet, die ein wichtiger Beytrag der Maschinenlehre ist, welcher manche Vortheile für die bereits bekannten liefert.

Et.

Vermischte Schriften.

Italien. Eine Zeitschrift von zweyen reisenden Deutschen. Erstes, zweytes, drittes und viertes Heft. Berlin, bey Unger. 1803. Zusammen 593 Seiten 8. Jedes Heft 12 gr.

Die

Die mit Scharfsinn und richtig umfassenden Urtheil über das Viele, was bisher über Italien geschrieben worden, und über das, was bey allen vollständigen Nachrichten über dieses reichhaltige Land, in Ansehung des vielumfassenden Ganzen desselben, noch immer nachzuholen bleibt, geschriebene Einleitung zu dieser Zeitschrift, berechtiget zu guten Erwartungen von dem Gehalt derselben, und der Inhalt dieser vier Hefte läßt die Erwartung nicht unerfüllt. Beyträge zur Kenntniß der italiänischen Völkerschaften, der neuern Literatur des Landes, und seiner Gelehrten und Staatsmänner, historische Schilderungen aus der alten und neuen Geschichte, artistische Bemerkungen, besonders über Erzeugnisse der neuern Kunst, Berichte über den Nahrungsstand und die Erwerbzweige Italiens, dieß sind die Gegenstände, welche die Verfasser in dieser periodischen Schrift zu behandeln versprechen. Sie haben sich auf dem Titel des vierten Hefts P. J. Refues und J. F. Tscharner genannt, bewohnen Italien seit mehreren Jahren, und wechseln, um ihren Zweck ganz erfüllen zu können, mit ihrem Aufenthalt in den vorzüglichsten Städten des Landes ab. Das Publikum hat von einem solchen wohlangelegten Plane, der von Männern, die zu seiner zweckmäßigen Ausführung durch Sachkenntniß und Geschmack vollkommen geeignet zu seyn scheinen, behandelt wird, neue und interessante Nachrichten aus einem Lande zu erwarten, das durch sich selbst so vielseitige beobachtungswürdige Gegenstände darbietet, die, so häufig Italien auch bereiset und beschrieben ist, den scharfsinnigen und nicht vorübereilenden Beobachter noch immer mehrere unbeachtete Seiten darbieten. „Vielfach“, sagen die Verfasser am Schlusse der lesenswerthen Einleitung, „und gemischt, wie die Gänge „unserer Wanderschaft, wird auch unsere Beschreibung seyn. „Wir machen nicht darauf Anspruch, daß diese ganz von Feh„lern rein bleibe; wir verlangen auch nicht, eins der angege„benen Fächer zu erschöpfen; wir hoffen aber, daß man uns „das Zeugniß nicht versagen wird, einige brauchbare Bruch„stücke zur nähern Kenntniß Italiens geliefert zu haben.

Die nähere konzentrirte Anzeige der vor uns liegenden vier ersten Stücke dieser interessanten Zeitschrift, wird ihren Geist und Gehalt darstellen.

Erstes Heft. 1. Briefe, geschrieben auf einer Reise von Pisa über Carrara und den Meerbusen von Spezia nach Genua.

Genua. — Den Anfang machen artistische Bemerkungen über die abentheuerlichen; im Detail aber trefflichen alten Freskogemälde auf dem Todtenacker (Campo santo) zu Pisa. Der durch die neueste geheime Geschichte Schwedens bekannte Graf M... hat in der Gegend von Massa viele Güter gekauft, wo er wohnt, und durch seine Popularität und Wohlthaten allgemein geliebt wird. Er beschäfftiget sich sehr gemeinnützig mit Einführung der neuen kameralistischen Verbesserungen des Landbaues in Italien. Zu Laverza sind an den Häusern, selbst der kleinern Bauern, die Thür- und Fenstergesimse vom weissesten Carrarischen Marmor, der hier als Ausbeute des Bodens dem schlechtesten Stein gleich geachtet wird. Beschreibung der Marmorbrüche des romanischen Carrara, das ganz von Marmorarbeitern und ihnen verwandten Handwerkern bewohnt wird, die ein großes Leben in die Gegend umher verbreiten. Diese Steinbrüche gewähren einen nur traurigen Anblick bey dem Gedanken der schrecklichen Arbeiten, die ihre Ausbeute kostet, wozu die Römer nur zum Tode verurtheilte Verbrecher brauchten, von welchen die Bewohner dieser Gegend abstammen. Die vielen hier wohnenden Bildhauer sind bloß mechanische Kopisten, ohne Geschmack und Geist. — Von dem Küstenfahrer-Völkchen zu Lerici, an dem Meerbusen von Spezia, folgen hier interessante Notizen, und ein reizendes Gemälde der Seeufer-Aussicht an dieser Bucht. Auf der Küstenfahrt von hier nach Genua sahen die Reisenden an dem unzugänglich steilen Kalk- und Schieferfelsen des Ufers plötzlich einen Rauch und glühende Steine auswerfenden, kleinen Vulkan entstehen, welches hier eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist. — 2. Versuch über die Trauerspiele des Grafen Vittorio Alfieri, nebst einer metrischen Uebersetzung seines Orestes. Eine glücklich gerathene Schilderung des literarischen Charakters dieses trefflichen, im vorigen Jahre verstorbenen, Dichters, unstreitig des geistreichsten und feurigsten der italiänischen Nation seit der goldenen Zeit ihrer Literatur. Nichts beweiset mehr die absolute Trennung aller Mittheilungen und Berührungspunkte der italiänischen mit der deutschen Literatur, als daß der Ruf dieses vorzüglichsten Dichters jener Nation bis jetzt nur noch schwach über die Alpen erschallte. Um so mehr danken wir dem Verf. dieser Zeitschrift für diese treffliche, geistvolle Charakteristik, die übrigens keinen Auszug leidet. Da wir die im zweyten und dritten Hefte folgende

Ueber-

Uebersetzung des Orestes jetzt mit dem Original nicht vergleichen können: so läßt sich nur von ersterer sagen, daß sie Züge genug andeutet, um daraus den dichterischen Werth des letztern zu erkennen. Indeß fehlt es der Verdeutschungs-Prose allenthalben noch an der nothwendigen Vollendung und Feile. Manche matte Stellen lassen sich kaum von dem Original erwarten, und Verse, wie:

Ich will es, ja, nach will Aegisth ich gehn.

Oder:

— — . — für dich auch zittre, wenn —
Nicht von der Seite gehst du mir.

sind, so wie Sprachfehler, wie: frugen, gerochen, worzu, u. dgl. böse Flecken dieser Kopie eines gewiß trefflichen Urbildes. Wir wünschen, daß die von den Verf. herauszugebende vollständige Uebersetzung der Trauerspiele Alfieri's davon ganz gereinigt erscheinen möge. 3. Novelle vom dicken Tischler in Florenz. Um für den Geschmack aller Journalleser zu sorgen, darf es freylich darin an solchen Lückenbüßern nicht fehlen. Doch geben wir den Verf. darin Recht, daß diese Schwänke der italiänischen Novellerie nebenher immer einen Geschmack von den Sitten voriger Jahrhunderte geben, und daher für den Sittenmaler und selbst für den Geschichtsforscher nicht unerheblich sind. — 4. Miscellen. Sie enthalten in den folgenden Heften fortgesetzte Anzeigen neu erschienener italiänischer Bücher und Uebersetzungen, die zum Theil aus italiänischen literarischen Blättern gezogen sind; ferner Kunstnachrichten. Für jeden Kunstfreund sehr interessant.

Zweytes Heft. 1. Briefe über den Handel von Italien. Im folgenden Hefte fortgesetzt. Der Ueberblick des Handels von Livorno ist mit vieler Präcision gegeben, welcher, wie es hier auch ganz zweckmäßig ist, mehr den Geist des Handels dieses wichtigen Platzes darstellt, als in eine statistisch-merkantilische Aufzählung des Umsatzes ꝛc. eingeht; aber daher auch weniger neu und vollständig, als gut gefaßt und kommentirt zu nennen ist. Indeß sind die Notizen über den Oelhandel, im zweyten Briefe, die vorzüglichsten, die wir kennen. — 2. Briefe über die Sitten und den Charakter der Italiäner. Unter dieser allgemeinen Rubrik wird eine fortgesetzte

gesetzte Gallerie von Darstellungen geliefert werden, wovon man sich mannichfaches Interesse versprechen darf, da die Verf. Beobachtungsgeist und Darstellungsgabe mit einander vereinigen. Das erste dieser Gemälde ist das Karnaval in Livorno. Eine artige Schilderung des Treibens und Ergusses der Freude und Thorheiten in dem Karnaval dieser Handelsstadt, wo der Zusammenfluß so vieler Nationen mit ihren National-Eigenheiten, Stimmungen und Belustigungsarten diesem Volksfeste noch ein ganz besonderes Interesse vor andern italiänischen Städten giebt. Uns deucht gerade dieß Eigenthümliche, wenn es sich anders, wie die Verf. sagen, hervorstechend zeigt, hätte noch mehr darstellend ausgehoben werden können, als es geschehen ist. Hier eine Probe des Charakteristischen des Livorner Festes, und zugleich der Darstellungsart des Zeichners. „Wirklich charakteristisch für Livorno scheint die Fischermaske zu seyn, welche man so oft „sieht. Sie ist vielleicht eine der ältesten, denn sie erbt sich „unter den Fischern dieser Stadt fort, und wird nicht leicht „von Jemand Anderm gebraucht, als von diesen Leuten. — „Ein kurzer, brauner, zottiger Kittel, mit einer spitzigen „Kaputze, und einer Angelruthe, an deren Leine Backwerke „herunterhängen, sind die einzigen Erfordernisse dazu. Die „Angelruthe wird von der Maske etwas vorwärts gesenkt in „der Höhe getragen, so daß die Leine mit dem Gebacknen bey „Jungen, die einen solchen Fischer Schaarenweise begleiten, „gerade über dem Kopfe hängt. Sie können sich keinen unschuldigern Spaß denken, als diesen, wenn die Jungen mit „dem Munde in die Höhe schnappen, und den Köder zu erhaschen suchen. Würde die Leine auch nicht jedesmal in die „Höhe gezogen, wenn ein — Fisch sich nahet: so verhindert „schon in der Menge derselben Einer den Andern, seinen „Sprung zweckmäßig zu machen. Und gelingt es einem einmal doch, so ist das Gelächter unermeßlich, wie das der „homerischen Götter. Solchen Fischen mag wohl der heilige „Antonius geprediget haben." — 4. und 5. Sicilianische „Novelle — und literarische und artistische Miscellen.

Das dritte Heft enthält, außer der Fortsetzung der Briefe über den Handel Italiens, und über die Sitten und den Charakter der Italiäner, worin die Fastenzeit in Livorno eben so interessant, als im ersten Briefe das Karnaval beschrieben ist — und die letzten Akte des übersetzten Orestes

von

von Alfieri, noch „Bemerkungen auf einer Reise von der „Gränze Graubündens bis Mailand." Dieser erste Brief theilt manche bedeutende und vollständige Bemerkungen über Bünden, dessen Verfassung, Kultur, Erzeugnisse, Gewerbe, 2c. mit.

4tes Heft. 3ter Br. über die Sitten und den Charakter der Italiäner, worin die Sucht zu glänzen als ein bezeichnender Zug aller Stände dieser Nation hervorgehoben und erwiesen wird. Dabey läugnet der billige Verf. aber nicht, daß gerade dieser Charakterzug sehr Vieles von dem Schönen und Herrlichen, was wir in diesem Lande bewundern, zugleich hervorgebracht habe. — In der Fortsetzung der Reise von Graubünden nach Mailand, finden wir abermals manche interessante Bemerkung über diesen Gebirgsübergang, so wie über die Gegenden, die jetzt einen Theil der italiänischen Republik ausmachen. — „Versuch über den Satyriker Parini." Es ist die lobenswerthe Absicht unserer Journalisten, in dieser Zeitschrift die Leser mit italiänischen Schriftstellern bekannt zu machen, deren Ruf in Deutschland noch wenig einheimisch geworden, und die Eigenheiten ihrer Werke in Plan, Ausführung und Schreibart zu entwickeln. Der hier angezeigten Charakteristik des benannten verstorbenen Satyrikers ist in diesem Hefte ein Blick auf die Geschichte der italiänischen Satyre vorangeschickt, der den Geschmack und den feinen Takt des Verf. in der Kritik der italiänischen Dichtkunst verräth. — Die folgende „Sammlung von Anekdoten," hat Interesse für die Geschichte der italiänischen Revolution, und für die des Tages. Stechend genug ist folgende: „In einer Gesellschaft in Florenz war von der durch den Bildhauer Canova verfertigten Bildsäule Bonaparte's die Rede, und man stritt sich, ob der Künstler wohl oder übel gethan habe, ihn ganz im alten Helden-Kostum, nackt und bloß mit einem antiken Mantel von der Schulter herunterhängend vorzustellen. „Mir scheint nichts billiger," sagte einer der Anwesenden, „Bonaparte hat alle Nationen ausgezogen, unser Künstler übt das Vergeltungsrecht für diese, „und zieht ihn aus." —

Kp.

Vermischte Schriften.

Die Schule der Erfahrung, für Alle, welchen Zufriedenheit, Leben und Gesundheit etwas werth sind. Warnende Thatsachen zur Verhütung alltäglicher Unglücksfälle. Dritter Theil der zum Volks- und Jugendbuche umgearbeiteten zweyten Auflage; oder der ersten Auflage vierter Theil. Berlin, bey Maurer. 174 Seit. 8. 10 gr.

Auch unter dem Titel:

Durch Schaden wird man klug. Ein hundert vier und dreyßig Geschichtchen aus der wirklichen Welt. Zweytes Bändchen.

Wenn auch gegen die Zusammenstellung dieser Lehren der Erfahrung — besonders sofern das Ganze der Jugend gesammelt seyn soll — und gegen die Erzählungsart — welche Kindern nicht immer ganz verständlich seyn möchte — Einiges einzuwenden wäre: so werden doch die Lernbegierigen überhaupt, und diejenigen insbesondere, welche durch die nachtheiligen Erfahrungen Anderer gern klug und vorsichtig werden, auch diese Fortsetzung eines sehr nützlichen und lehrreichen Volksbuchs begierig zur Hand nehmen, und jene kleinen Unvollkommenheiten gern übersehen.

Pm.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Baireuth. Die fränkischen Provinzialblätter werden von dem Anfange dieses Jahres an von dem Herrn Konsistorialrath Degen und Herrn Postmeister Fischer dem Jüngern allhier herausgegeben, und zwar nach dem Plane, der im Novemberstück des v. J. davon mitgetheilt worden ist. Die wichtigen Veränderungen und Ansichten, welche sich jetzt täglich in einem der merkwürdigsten deutschen Kreise zeigen, werden obiger Zeitschrift in der Folge noch mehr Interesse verleihen, so wie dieses bisher schon z. B. durch die neue Verfassung, welche die ehemalige freye Reichsritterschaft in Franken erhält, sehr erhöht worden ist. Das bereits erschienene erste Heft d. J. hat wieder sehr anziehende Nachrichten von obiger Ritterschaft; von der Universität Würzburg; dem dasigen Professor Dr. Paulus; von der Eichstädtischen Policey; der Nürnbergischen Gesandtschaft in Paris, u. s. w. bekannt gemacht.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthaltes.

Herr Torkel Baaden, Professor der Philosophie und Beredtsamkeit zu Kiel, ist in Gnaden seines Amts entlassen worden.

Reichstagsliteratur.

Während des Jahrgangs 1803 trug der Recensent der Reichstagsliteratur Bedenken, die A. D. Bibl. mit einer Anzeige aller und jeder einzelnen Noten, Erklärungen, Eingaben und Denkschriften anzuschwellen. Unter Heraushebung der wichtigsten und voluminösesten enthielt er sich dessen aus mehrern Gründen. Eines Theils bezogen sich jene Eingaben größtentheils auf das Geschäfft der dort anwesenden Reichsdeputation, wurden in deren Protokoll beziffert, mithin in den Recensionen des letztern einbegriffen. Andern Theils waren die dahin nicht gehörigen Eingaben von so ephemerem Werth, und von so kurzem, in die politischen Zeitungen oft vollständig eingerücktem, Inhalte, daß sie zu einer literarischen Kritik sich ganz und gar nicht eigneten. Ganz verschieden ist davon das beginnende Komitial-Jahr 1804. Nicht allein die Streitigkeiten über die Auslegung und Anwendung des Entschädigungsrecesses; sondern auch die wichtigsten Thatsachen und Urkunden über dessen offenbare und anerkannte Verletzung, die Theilnahme der souverainen Mächte und ersten Reichsstände, die mannichfaltigsten Forderungen und Wünsche der minder mächtigen Stände zeichnen schon den Jänner-Monat aus. Rec. glaubt sich daher einer größern Vollständigkeit, neben der bisherigen möglichsten Schnelligkeit befleißigen zu müssen. In der chronologischen Ordnung wird ihm das Datum der *Diktatur* zur Richtschnur dienen, weil solches auf den Gang der Reichstagsgeschäffte mehrern Einfluß, als der Tag der Unterzeichnung, hat. Jedoch wird statt der Absonderung der Hauptmaterien, z. B. der Beziehungen auf den Deputationsreceß, der Stimmen-Sache und der Reichsritterschaft, die Verweisung auf die sich unter einander beziehenden Schriften mittelst der Numerirung kurz bewerkstelliget werden. Dieser Kürze halber, wird auch die Jahrszahl und die Dictatur *per Archicancellariensem* ausgelassen, und nur da, wo sie per *Chursachsen* geschah, oder wo die Schrift bloß kommunicirt wurde, solches ausdrücklich bemerkt werden.

Nr. 1. Direktorial-Vortrag in Circulo. d. d. Regensburg, den 9. Jänner 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 2. Abgelesen in Circulo vom Mecklenburg-Schwerinschen Gesandten von Plessen. d. d. Regensburg, den 9. Jan. ½ Bog. Fol.

Nr. 3. Schreiben des Grafen J. zu Salm-Reifferscheid-Dyck, an die Reichsversammlung. d. d. Paris, den 27. Dec. 1803. Dictatum die 7. Jan. per Archicantellariensem. ½ Bog. Fol.

Nr. 4. Schreiben Augusten Gräfinn von Sternberg, gebornen Gräfinn zu Manderscheid-Blankenheim an die Reichsversammlung. d. d. Wien, den 30. Nov. 1803. Dictatum die 7. Jan. mit drey Beylagen Lit. A. B. und C. 5½ Bog. Fol.

Nr. 5. Abgelesen in Circulo von der Würtembergischen Komitialgesandschaft. d. d. 9. Jan. ½ Bog. Fol.

Nr. 6. Schreiben Konstantins Fürst zu Löwenstein-Wertheim an die Reichsversammlung. d. d. Heubach, den 31. Dec. 1803. Dictatum die 12. Jan. ½ Bog. Fol.

Nr. 7. Pro Memoria Maximilian Friedrich, regierenden Grafen zu Plettenberg-Mietingen. d. d. Berlin, den 24. Dec. 1803. nebst Schreiben des Komitialgesandten von Wolf. d. d. Regensburg, den 9. Jan. Dictatum die 12. Jan. 2 Bog. Fol.

Nr. 8. Schreiben Prosper Fürsten von Sinzendorf an die Reichsversammlung. d. d. Wien, den 4. Jan. Dictatum die 16. Jan. ½ Bog. Fol.

Nr. 9. Pro Memoria des Herzoglich-Braunschweig-Lüneburgischen Komitialgesandten, Heinrich Ferdinand Freyherrn von Ende. d. d. Regensburg, den 14. Jan. Dictatum die 16. Jan. ½ Bog. Fol.

Nr. 10. Note des Königl. Schwedischen Gesandten (für Vorpommern?) Knut Bildt, d. d. Regensburg, den 26. Jan. 1804, und Schreiben an die Reichsversammlung eodem. Dictatum die 27. Jan. 1 Bog. Fol.

Nr. 11. Schreiben und Promemoria von J. M. N., Grafen von Waltbott-Bassenheim. d. d. Burg-Friedberg,

berg, den 6. Jan. 1804. Dictatum die 27. Jan. 1 Bog. Fol.

Nr. 12. Pro Memoria des Bevollmächtigten der regierenden Herren resp. Fürsten und Grafen jüngerer Linie Reussen von Plauen, H. J. T. Bösner. d. d. Regensburg, den 31. Dec. 1803. Dictatum 20. Jan. 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 13. Note du Chargé d'affaires de la République Françoise. C. Bacher. d. d. Ratisbonne, le 5. Pluviôse, an XII. (26. Jan. 1804.) Communicatum Ratisbonae, die 28. Jan. 1804. 1½ Bog. Fol.

Nr. 14. Schreiben und Denkschrift des Königl. Preussischen Komitialgesandten Grafen von Schlitz. d. d. Regensburg, den 26. Jan. 1804. Dictatum die 28. Jan. 2 Bog. Fol.

Nr. 15. Erklärung der beyden K. K. Herren Komitialgesandten in Circulo bey Rath, den 30. Jan. 1804. ½ Bog. Fol.

Nr. 16. Kaiserliches Konservatorium auf die Herren Kurfürsten Reichs-Erzkanzler, Sachsen, und zu Baden, sammt dem Durchlauchtigsten Erzhause Oesterreich, in Sachen Reichsritterschaft in Schwaben, Franken, und am Rheinstrom. d. d. Wien, den 23. Jän. 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 17. Schreiben des Kaiserl. Reichskammergerichts an die Reichsversammlung. d. d Wetzlar, den 7. Jan. Dictatum die 28. Jan. 1804. per Chur-Sachsen. 1 Bog. Fol.

Nr. 18. Schreiben vom Burgemeister und Rath der Reichsstadt Frankfurt am Main, nebst Denkschrift und Beylagen sub Lit. A. und B., d. d. Frankfurt den 15. Dec. 1803. Dictatum die 31. Jan. 1804. 3 Bog. Fol.

Nr. 19. Schreiben des Grafen von Bassenheim an die Reichsversammlung d. d. Burg-Friedberg, den 13. Jan. Dictatum die 4. Febr. 1 Bog. Fol.

Nr.

Nr. 20. Schreiben und Pro Memoria vom Burggrafen, Baumeisteren und Regiments-Burgmännern der Burg Friedberg. d. d. 28. Jan. Dictatum 4. Febr. 7 Bog. Fol.

Nr. 21. Schreiben vom Burgemeister und Rath der Reichsstadt Nürnberg. d. d. 20. Jan. Dictatum 4. Febr. 2 Bog. Fol.

In Nr. 1. verkündet dem Reiche der Kurerzkanzler die bisher an der Reichsritterschaft begangenen Vergewaltigungen als Reichsschlußwidrig, und nimmt von den Klagen der Grafen Rechtern, und der Burg Friedberg Anlaß, den dritten Punkt der Verlaßnehmung, nämlich die Anordnung der Reichsexekutions-Kommission, mit Umgehung des zweyten bey weitem nicht so dringenden, die Reichserzämter betreffend, zur schleunigen Berathung zu empfehlen: vor der Hand nicht zweifelnd, daß die Stände nichts Reichsschlußwidriges ferner mehr unternehmen, was nicht zuvor das Reich begutachtet, und Kaiserl. Maj. genehmigt haben werde.

Nr. 2. Die erste officielle Bekanntmachung, daß Schweden mit Mecklenburg-Schwerin wegen der Stadt und Herrschaft Wismar eine hypothekarische Verhandlung geschlossen habe. Die Konvention ist aus öffentlichen Blättern bekannt, und der ganze Wismarsche Etat schon im Mecklenburg-Schwerinischen Staatskalender von 1804 enthalten.

Von Nr. 3. zeigt den Inhalt schon der Eingang an, der wörtlich so abgefaßt ist: „Der Reichsstadt-Frankfurter-„Magistrat durfte es wagen, gegen die Besitzergreifung der, „Unterzeichnetem durch den Hauptdeputationsschluß auf diese „Stadt angewiesenen Rente förmlich zu protestiren, und nun „die Zahlung derselben zu weigern." Außerdem hat diese Eingabe noch eine zwiefache Auszeichnung, nämlich die Datirung von Paris, und die Enthaltung von irgend einem petito; Letzteres wahrscheinlich daher, weil der Graf beym Reichshofrath klagte.

Nr. 4. gehört in die ziemlich zahlreiche Klasse von Diktaten, welche die Erklärung zweydeutiger Stellen des Deputationsschlusses betreffen, und bezieht sich auf mehrere

N 4 schon

schon vorhin gewechselte Druckschriften. Wartemberg und Sternberg klagten nämlich schon bey der Deputation über die von Wolfegg- und Waldsee erfolgte Besitznahme der Pfarreyen in ihrem Gebiete, ihrer Renten und des juris Patronatus, welche sonst mit Geistlichen des Reichsstifts Roth besetzt waren. Beyde Rekurrenten begünstigte die Deputation durch den Beschluß vom 7ten Mai in der 49sten Sitzung dahin, daß die Grafen Truchseß zu Wolfegg und Waldsee auf den §. 36. des Hauptschlusses zu verweisen wären, und die klagenden Theile sich an das Kreisdirektorium zu wenden hätten. In einer umständlichen Ausführung suchte man Truchseßischer Seits dieses zu widerlegen, und verlangte das sub et obreptitie erschlichene Konklusum aufzuheben, und zu erklären, daß Pfarreyen, Patronatrechte und deren Renten, wenn sie in weltlichen Erblanden liegen, unter jenen Renten und Rechten nicht zu verstehen seyen, welche Kraft §. 36. des Hauptschlusses an die neuen Besitzer säkularisirter Stifter mit übergehen. Die Unstatthaftigkeit dieses Gesuchs wird hier durch die drey Beylagen dargestellt, welche drey Promemoria's des Legationsraths Rieff, nämlich an die Deputation d. d. Regensburg, den 27sten April 1803, und an die Kur-Badensche und Kur-Würtembergische Komitialgesandtschaften d. d. Regensburg, den 15ten Jul. 1803, und ein drittes vom 5ten Nov. enthalten.

Nr. 5. tadelt in sehr starken Ausdrücken ein Pro Memoria, welches der Graf von Plettenberg-Mietingen am 12ten Nov. 1803 gegen die Würtemberg-Badensche Auseinandersetzungs-Kommission zu Ochsenhausen übergab. Der Graf beschuldigte letztere, daß sie die Pflicht verabsäumt, die Reichsgrafen erster Klasse vor den übrigen zu befriedigen, und vielmehr die dritte Klasse mit Anweisung großer Renten begünstiget habe. Freylich sind dieses sehr gewagte Beschuldigungen; aber auch zu nachdrücklich im Angesicht des Reichstags die vorliegende Erklärung: daß der Kurfürst, statt die Plettenbergischen Ausdrücke gehörig zu ahnden, von seinem, in dieser die gerechteste Indignation verdienenden Sprache abgefaßten Anbringen, keine weitere Kenntniß nehmen werde.

Nr. 6. und 8. gehören in die Klasse der häufigen Ansuchen um Virilstimmen im Reichsfürstenrathe. Der Fürst von

von Löwenstein, obgleich ihn der §. 32. des Hauptschlusses schon mit einer Stimme begünstigt, suchte eine zweyte nach; allenfalls unter dem Aufruf seiner Herrschaft Rothenfels. — Deßgleichen brachte der zum Fürsten jüngst ernannte Graf von Sinzendorf sein Gesuch um ein Virilvotum an, weil er mit mehrern deutschen Fürstenhäusern verwandt sey. Sichern Nachrichten zufolge besteht das neue Fürstenthum Sinzendorf in einem ehemals Ochsenhäusenschen Dorfe in Ober-Schwaben.

Nr. 7. ist einigermaaßen mit dem Inhalte vom Nr. 5. konnex. Außer der Fehde, welche der Graf Plettenberg mit Würtemberg und Baden führet, und außer den Beschwerden, welche in seiner Denkschrift vom 12ten Nov. gegen den Fürsten von Taxis und gegen die drey Familien von Stadion, von Freyberg und von Ostein einflossen, setzt er hier besonders seine Streitigkeiten mit dem Grafen Bassenheim und mit dem Legationsrath Rieff fort. Gegen erstern wegen des Beytrags zum Unterhalt der Klosterfrauen, der besoldeten Diener und Panisten; dann in Betreff der Ausschließung an der Fischerey und Verkürzung der Jauchertzahl. Gegen letztern, weil er täuschende Berichte erstattet habe.

Nr. 9. ist eine Gegenverwahrung des Herzogs von Braunschweig wegen der, vom Grafen Stollberg-Wernigerode bey Gelegenheit der Blankenburgischen Viril-Stimme vorgebrachte anmaaßende Protestation; sehr gemäßigt und den Gegenstand erschöpfend.

Nr. 10. bezieht sich auf eine wahrhaft historische Merkwürdigkeit. Mitten unter den Pfalzbaierischen Okkupationen der Ritterschaft verfaßte der König von Schweden, zu München im Schlosse seines Gastfreundes, des Kurfürsten, eigenhändig in französischer Sprache, eine Schutzschrift für die Reichsritter, und sandte sie durch den Kabinets-Chef von Lagerbielke zur Uebergabe an den Reichstag. Wahrscheinlich, um den französischen Einfluß zu entfernen, hat der König seiner Garantie des Westphälischen Friedens darin gar nicht erwähnt. Es kommen aber dagegen viele Kraft-Sprüche von Unordnungen, eigenmächtigen Vorschriften, gefährlichsten Folgen, u. s. w. vor. Vortrefflich ist die Stelle, wo es heißt: „daß ein Reichsstand nur unter dem

Schirm der Konstitution und Gesetze mächtig sey; durch gewaltthätige Umgriffe aber es nie werden könne; denn, sobald er sich solche erlaubt, wird seine Macht und Ansehen auf die schwankenden Gründe ruhen, der Mächtigere würde dann gegen den Mindermächtigen immer Recht zu haben glauben, und am Ende das Reich durch innere Spaltungen aufgelöset, unter fremde Mächte als Beute getheilt werden." In den Pfalzbaierischen Landeszeitungen durfte diese Note gar nicht abgedruckt werden.

In Nr. 11. erscheint der Graf Bassenheim nicht als Burggraf, wie in der bereits vorhin in der A. D. Bibl. angezeigten Denkschrift gegen die Hessischen Häuser; sondern als Dynast der Herrschaft Reiffenberg gegen Nassau-Usingen. Von der Lebhaftigkeit der Schilderung zeugt schon der Anfang des Schreibens; Es handelt sich nicht mehr allein von der Unterdrückung der erst kürzlich so feyerlich garantirten Verfassung der Reichsritterschaft, heißt es darin; sondern das so sehr um sich greifende Uebel des Unterdrückungssystems dehnt sich schon wirklich auch auf den Reichsgrafenstand aus. In Ansehung des beygedruckten Nassauischen Patents wird auf den Kupferstich des Fürstl. Wappens vorzügliches Gewicht gelegt. Da der Graf beym Reichskammergerichte ein unklausulirtes Mandat extrahirte, und da die Herrschaft von Nassau bis auf einige ritterschaftliche Orte bald freygelassen wurde: so ist es überflüssig vom Inhalte dieser Schrift hier etwas Weiteres zu sagen, als was unten bey Nr. 19. vorkömmt.

Nr. 12. ist eine Replik auf die Eingabe der ältern Linie vom 11ten Nov. Sie ist zwar mit Scharfsinn und Feinheit ausgearbeitet; aber nach Rec. Meinung noch nicht geeignet, um die, dem ältern Fürsten simpliciter ertheilte, Viril-Stimme auf die jüngere Linie auszudehnen. Man erkennt übrigens darin die geübte Feder des Kurerzkanzlerischen Policeydirektors Bösner, welcher sich unter andern, auf die Kaiserliche Wahlkapitulation Art. 1. §. 6., auf den Reußischen Geschlechtsvertrag von 1668. und auf die besondern Verhältnisse zwischen den beyden Linien bezieht.

Nr. 13. theilt dem Reichstage in der lateinischen Ur- und in französischer Uebersetzungs-Sprache ein päpstliches

Breve

Breve an den *Carissimum in Christo filium Napoleonem* (wie hier steht;) *Bonaparte*, mit. Es ist schon vom 4ten Jun. 1803 datirt, und müßte daher die Post zwischen Rom und Paris sehr langsam gehen, wenn der Ausdruck in der Bacherschen Note buchstäblich zu nehmen wäre: *Ce Bref, que Sa Sainteté vient d'adresser au premier Consul.* Daß aber dieser Schritt geschah, erklärt sich vielleicht aus dem Emporstreben der Obskuranten in Frankreich. Im Bezug auf die vom Papste begehrte Intervention verlangt der Konsul jedoch nur vorerst, daß die neuen Arrangements mit dem Papste deutscher Seits mit Mäßigung und Billigkeit vor sich gehen möchten.

Nr. 14. 15. und 16. sind die höchst merkwürdigen, im Grundsatze und Zwecke ganz verschiedenen Erklärungen von Wien und Berlin in Betreff der Reichsritterschaft. Der Vorläufer von Nr. 14. war ein Oranien-Fuldaisches Cirkular-Schreiben; es ist darin augenfällig das Königl. Preuß. System zu Gunsten der okkupirenden Fürsten, und gewissermaaßen schon das Reichstagsvotum wörtlich enthalten. Der Kern liegt bey dem Antrage, den Gegenstand an die Reichsversammlung zu bringen, in der Willens-Meinung, daß des Königs Majestät bey denjenigen Grundsätzen verbleiben, welche Sie, in Ihren fränkischen Fürstenthümern gegen die dortigen ritterschaftlichen Einsassen geltend zu machen, selbst in dem Fall waren; ferner, daß in der Zwischenzeit bis zur reichstäglichen Bestimmung, der Status quo inne gehalten, jedoch die militairischen und exekutivischen Maaßregeln eingestellt, und der gegenwärtige Stand der Dinge zur Vermeidung weiterer Kollisionen nicht ausgedehnt werden möge. — Mit Nr. 15. wurde in ziemlich gemäßigten Ausdrücken das Reichshofräthliche Conservatorium Nr. 16. übergeben.

Nr. 17. gehört noch in die Folgenreihe derer, neuerlich in der A. D. Bibl. angezeigten, sieben Diktate vom *Corpore Evangelicorum*, insbesondere in Bezug auf das Herzogl. Braunschweigische Pro Memoria über das kammergerichtliche Verfahren in der Appellationssache der Gemeinde Bodenburg gegen zwey Prediger. Der evangelische Theil des Kammergerichts, entfernet von diesem Tribunal durch die Erzählung des aktenmäßigen Verlaufs, alle Vorwürfe von Anmaaßungen und eines unjustificirlichen Verfahrens; jedoch fügen die

Asseso-

Assessores bey, daß es ihr Verhältniß nicht erlaube, dasjenige individuelle Votum auf bestimmte Weise zum Voraus zu äußern, welches sie über den Jurisdiktionspunkt demnächst ablegen würden.

Nr. 18. ist gegen Nr. 3. gerichtet. Am Reichstage waren nach der Diktatur so wenige Exemplarien zu haben, daß die Schrift in Regensburg weit seltener, als außerhalb, war, wo sie durch öffentliche Blätter gleichzeitig ganz außerordentlich schnell verbreitet wurde. Die Verbindlichkeit zu der Zahlung an die Grafen Salm und Stadion wird in diesem gründlichst-abgefaßten Pro Memoria durch eine umständliche Berechnung der Einnahme und Ausgabe abgelehnet. Man beweiset darin, daß jene sich nicht höher als auf 59,475 Gulden 53$\frac{3}{8}$ Kr. — diese hingegen, mit der gräflichen Rente von 34000 Gulden, auf 100,639 Gulden 24$\frac{1}{2}$ Kr. beläuft, also ein jährliches Deficit von 41,163 Gulden 30$\frac{7}{8}$ Kr. statt findet, welches der Stadt zur Last fallen würde, da ihr doch die geistlichen Güter als Entschädigung für die Abtretung ihres Antheils an den Dörfern Soden und Sulzbach zugewiesen seyen. Uebrigens sieht man aus diesem in Form einer Tabelle gedruckten summarischen Etat derer an Frankfurt gefallenen Stifter und Klöster, daß ihr Vermögen größtentheils nicht in liegenden Gründen; sondern in Zehnten, Gülten, Häusern und ausstehenden Kapitalien bestanden hat. Diese Tabelle liefert einen sehr schätzbaren Beytrag zu der bis dahin sehr unbekannten Special-Statistik geistlicher Güter und Stifter. Rec. glaubt, es würde den Gründen dieser Denkschrift ein großes Gewicht gegeben haben, wenn man die Nothwendigkeit erklärt hätte, bey Bezahlung jener Renten das Deficit durch Vernachlässigung des katholischen Kirchen- und Schulwesens zu decken.

Nr. 19. ist ein Nachtrag zu Nr. 11., und enthält ein bloß unbedeutendes Faktum, welches auf ein Gerede von Beamten hinauskömmt. Mit der Anzeige, daß Nassau die Herrschaft Reiffenberg geräumt habe, verbindet der Graf Bassenheim die Klage, daß es noch zwey ritterschaftliche Orte darin besetzt halte.

Nr. 20. gehört zu dem Inhalte der Denkschrift vom 16ten December, und erzählt den am 21sten Januar durch

ver-

verkleidete Hessen-Darmstädtische Soldaten bey Nachtzeit ausgeübten Ueberfall des Innern der Burg äusserst umständlich und mit lebhaften Farben. Man findet darin die Mandate und die Schutzschriften des Kaisers und des Kurfürsten von Baden benutzt. Die Burg erhebt den Vorfall aufs Neue zu einer allgemeinen Beschwerde aller Stände, und belegt den Text mit sechs, größtentheils sehr weitläuftigen Urkunden, namentlich mit den erwähnten Sprüchen beyder Reichsgerichte.

Nr. 21. Die Stadt Nürnberg klagt hier über eine neue Beschränkung ihrer Rechte und Besitzungen, welche durch den Tauschvertrag zwischen Preußen und Pfalzbaiern vom 30sten Jun. 1803, nach der davon dem fränkischen Kreise am 17ten Dec. gemachten officiellen Anzeige, entstehe. Durch diesen Vertrag seyen ganze Distrikte und Ortschaften an Preußen abgetreten, auf welche die Stadt mehr oder weniger ausgedehnte Rechte und Ansprüche habe. Beygedruckt sind die eben erwähnte Brandenburgische Kreis-Anzeige, und die am 23sten Decemb. zum Protokoll abgelegte Nürnbergische Verwahrung. Letztere soll damit auch zu den deutschen Reichsakten niedergelegt werden, damit das Reich seine Sanktion den angezogenen fehlerhaften Punkten versage.

Nr. 22. Protokoll in Collegio Electorali. Freytags, den 4ten Febr. ½ Bog. Fol.

Nr. 23. Sechste Fortsetzung des Protokolls im Reichsfürstenrath, den 3ten Febr. 1804. 1½ Bog. S. 65 — 70. Fol.

Nach einer langen Pause wurden in der Stimmensache noch am letzten Rathstage vor den Fastnachts-Ferien das Kur-Braunschweigische und vier Fürstliche Vota abgelegt. Das erstere war kurz, und enthielt einen gütlichen Mittelweg, nämlich die baldigste Niedersetzung einer außerordentlichen Reichsdeputation, welche eine Annäherung und Uebereinkunft ausfindig machen, und das Resultat an den Reichstag zur Entscheidung bringen solle.

Außer

Außer Bremen war im Reichsfürstenrathe die Hessen-Darmstädtische Abstimmung die merkwürdigste; in der Stimmensache gegen Oesterreich, sodann eine uneingeschränkte allgemeine Religionsduldung, und mit Vorbehalt der Hessischen Gerechtsame auf noch mehrere Stimmen, in sofern deren schon jetzt von einigen, mit Hochstiftischen Resten entschädigten, Fürsten angesprochen werden. Schließlich wird darin das Lippe-Detmoldische Stimmengesuch unterstützet. — Hohenzollern, obgleich der Stamm des Brandenburgischen Hauses, schließt sich hier an die wenigen Anhänger von Oesterreich, und empfiehlt das Gesuch des Vetters von Sigmaringen. — Fürstenberg liefert hier nur einen Nachtrag zu seinem eigenen Stimmen-Gesuche, wegen Stühlingen, und empfiehlt sodann das von Oettingen, von den schwäbischen Grafen, und von Kolloredo und Khevenhüller.

Von Privatschriften sind folgende drey hier anzumerken.

Verzeichniss der aktiven Stimmen im Reichsfürstenrath und der fürtrefflichen Herren Gesandten, welche sie 1804 vertreten. 1 Bog. Fol.

Erschien am 10ten Januar, abermals aus der Feder des Herrn Komitialgesandten von Fahnenberg. Nach demselben haben 23 Gesandten folgende Stimmen zu vertreten: die Grafen und Freyherren von Fahnenberg 4; Rabenau 6; Rechberg 9; Görz 21; Albini und Thurn gemeinschaftlich 1; Zillerberg 2; Reden 7; Koch 2; Seckendorf (I.) 2; Seckendorf (II.) 2; Ende 4; Günterrode 2; Dürckheim 2; Plessen 4; Bildt 1; Diede und Eyben 1; Schmitz 5; Ucitto Berberich 1; Sternberg 1; und Mollenbeck 3. Diese Schrift ist als semi-officiell anzusehen.

Sendschreiben an einen Freund über die im 45sten Stück des Regierungsblattes für die Kurpfalzbaierische Fürstenthümer enthaltene Bekanntmachung: die Festsetzung der Verhältnisse des eingesessenen Adels in den fränkischen Fürstenthümern Würzburg und Bamberg zu der Regierungsgewalt Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht betreffend. Vom November 1803 — 1804. 63 Seit. 4.

Die auf dem Titel erwähnte Bekanntmachung begründete zuerst den Satz, daß die Reichsritterschaft stets hin gegen die Landesherrschaft der vormaligen Hochstifter in derjenigen Verbindung standen, die, unbeschadet der erhaltenen Privilegien und Exemtionen, denjenigen Grad von Landsassiat bezeichnete, welchen der Westphälische Friede da, wo Ersteres hergebracht war, in allen seinen Beziehungen aufrecht zu erhalten vermeinet wird. Ein ungenannter Verfasser, (der öffentlichen Stimme nach, der patriotische Ritter-Hauptmann und ehemalige Marggräflich-Anspächsche Staatsminister von Gemmingen) zergliedert und widerlegt sie hier Punkt für Punkt aus bekannten staatsrechtlichen Gründen. Der Vortrag ist herzlich, kräftig und freymüthig; jedoch mit Lobeserhebungen der persönlichen Denkungsart des Kurfürsten von Pfalzbaiern durchwebt. Der S. 57 eingeschaltete Auszug einer Vorstellung des Specialdirektoriums vom fränkischen Ritter-Kreise an den Kurfürsten vom 3ten November war bis dahin noch nicht durch den Druck bekannt, und ist sehr kraftvoll. Die Schrift wurde am Reichstage erst im Jänner 1804 bekannt.

Geschichtliche und politische Betrachtungen über den jetzigen Zustand der fränkischen Ritterschaft bey ihrer Unmittelbarkeit unter geistlichen und weltlichen Fürsten, und bey ihrem allenfalls wieder eintretenden Landsassiate. Als Gegenstück der so eben erschienenen Schrift: Staatsrechtliche Beleuchtung des wahren Verhältnisses der unmittelbaren Reichsritterschaft zum Fürsten in den Entschädigungslanden. 1803. 46 S. 8.

Die Druckschrift, welche hier ein ungenannter Vertheidiger der Pfalzbaierischen und anderer Okkupationen, wahrscheinlich von Würzburg aus, widerlegt, wurde neuerlich in der A. D. Bibl. angezeigt, und die vorliegende bereits im December 1803 geschrieben. Sie dreht sich um die Frage: ob der Zustand der Ritterschaft bey ihrer Reichsunmittelbarkeit unter einem weltlichen Fürsten gut und erwünscht, und ob es nicht viel besser und zuträglicher sey, wenn sie auf ihre Reichsunmittelbarkeit Verzicht leiste, und sich freywillig wieder zu dem Landsassiate bequeme, wozu sie doch über kurz oder lang veranlaßt werde? In dem letztern Zusatze liegt eine

petitio

petitio principii. Um nun der Ritterschaft das für sie aus der Unterwerfung zu erwartende Heil und Glück anschaulich zu machen, zergliedert der Verf. ihren Zustand in dreyfacher Hinsicht; erstens bey ihrer Reichsunmittelbarkeit unter einem geistlichen Fürsten; zweytens bey ihrer Unmittelbarkeit unter einem weltlichen Fürsten; und drittens bey dem Landsassiate unter einem weltlichen Fürsten. Die beyden ersten Abschnitte geben keine neuen Ansichten; der dritte aber zeichnet sich durch eine täuschende Darstellungsgabe aus. Es wird darin zu beweisen gesucht, daß der landsässige Ritter in Rücksicht auf den Justizgang, und sogar die Steuern, auf den nähern Verband mit dem seine Güter einschließenden Staate, vorzüglich wegen der Polizey-Armen- und anderer öffentlichen Anstalten, Manches gewinnen werde. Praktisch ist der S. 41 angeführte Grund, daß der Landesherr zur Erkenntlichkeit für die freywillige Submission die Mannslehen auf die weibliche Linie übertragen werde; nur ist nicht bewiesen, daß bey Aussterben des männlichen Stamms diese Verwandlung wirklich von den Fürsten würde vollzogen werden. Darin stimmt aber Rec. überein, daß das Schicksal derer bisher so kärglich ausgestatteten Ritter-Fräuleins sich verbessern würde, wenn gleich die Floskel, als wenn die Sonne des Landsassiats ihnen Segen und Wärme verkünde, zu rednerisch ist.

Verbesserungen.

Im LXXXIV. Bd. 1. St. S. 185. Z. 17. st. Mebejos l. plebejos
— — — — — — — 23. st. uncimata l. uncinata
— — — — — — — 24. st. Mebejis l. plebejis
— — — — — — — 28. st. Matypteryx l. Platypteryx
— LXXXV. — 2. — — 345. — 5. st. Graf Soden l. Prof. Soden
— — — — — 349. — 10. von unten st. Einfluß l. Einschluß

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Chemie und Mineralogie.

Systematische Eisenhüttenkunde, mit Anwendung der neueren chemischen Theorie. Vorgetragen von W. A. Tiemann. Mit 7 Kupf. Nürnberg, bey Raspe. 1801. XL und 646 S. gr. 8. 2 Rk. 16 gr.

Kein Theil der Hüttenkunde kann für den Staatsmann sowohl, als für den bloßen Hüttenmann, mehr Wichtigkeit, keiner mehr Interesse haben, als das Eisenhüttenwesen. Das immer steigende Bedürfniß dieses Metalles, die Nothwendigkeit für die menschliche Gesellschaft, sich im Besitze desselben zu setzen, der, mit seiner Unentbehrlichkeit gar nicht in Verhältniß stehende geringe Preis desselben, die mancherley Schwierigkeiten, die eben deßhalb seiner Produktion oft im Wege stehen, erfordern die ungetheilteste Aufmerksamkeit von Seiten des Staates, die durchdachtesten Maaßregeln und genauesten Uebersichten desjenigen, dem die Leitung des Hüttenwesens obliegt.

Auch das Eisenhüttenwesen hat mit den Fortschritten, welche fast alle Wissenschaften und Künste in den neuern Zeiten gethan haben, wenigstens in vielen Ländern gleichen Schritt gehalten. Vorzüglich ist es aber nur der praktische Theil derselben, dem diese Verbesserungen zu Theil wurden;

 die

die Theorie des Eisenhüttenhaushaltes liegt noch im Finstern, und es scheint, daß selbst die neuern chemischen Entdeckungen nur sehr wenig zur Vervollkommnung desselben beygetragen haben; theils weil die Bearbeitung derselben schon an sich unendlichen Schwierigkeiten ausgesetzt ist, theils weil sie in die Hände solcher Männer kam, die entweder bloß Theoretiker waren, und keine genaue Bekanntschaft mit den Erscheinungen im Großen hatten; oder die der Theorie zu wenig kundig, die wichtigen Eisenhüttenprozesse, ihrem eigenen, oft auf Vorurtheilen und einer falschen Erfahrung gegründeten Raisonnement unterwarfen. Die Engländer haben vorzüglich das Verdienst, das praktische Eisenhüttenwesen zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht zu haben; aber auch unser deutsches Vaterland ist keinesweges zurückgeblieben, und ob es gleich nicht so von der Natur begünstigt ist, wie England: so sind doch in vielen Provinzen die Schwierigkeiten glücklich gehoben, und es ist zu einem vortheilhaften Eisenhüttenhaushalte die Bahn gebrochen.

Als Beleg hierzu, darf Rec. nur Schlesien anführen, welches durch den großen Geist, den regen Patriotismus, und die unermüdete Thätigkeit seiner Minister, eines Heinitz und Reden, dem Eisenhüttenmann in jeder Hinsicht interessant und wichtig geworden ist.

Die Eisenhüttenkunde greift in so viele Zweige des menschlichen Wissens ein, daß eine gründliche systematische Auseinandersetzung derselben fast die Kräfte eines einzigen Mannes übersteigt. Außer der eigentlichen Hüttentechnik, oder den Kenntnissen, welche zum Betriebe der Eisenhüttenwerke erfordert werden, muß derjenige, welcher eine systematische Eisenhüttenkunde aufzustellen wagt, gründliche chemische, mineralogische, physikalische, berg- und forstmännische, mathematische, besonders mechanische und hydraulische, architektonische, ökonomische, kameralistisch-juristische und merkantilische Kenntnisse besitzen, und ihren genauen Zusammenhang mit dem Eisenhüttenwesen auseinandersetzen. Hiermit ist aber nicht gesagt, daß seine Eisenhüttenkunde zugleich ein Lehrbuch der Chemie, der Mineralogie, der Physik, der Bergbaukunde, u. s. f. abgeben müsse, vielmehr liegt dieß ganz außer den Gränzen seines Plans; er soll nur die innige Verkettung dieser Wissenschaften zu dem Ganzen der Eisenhütten-

kunde

kunde zeigen, und die Wahrheiten aller dieser Wissenschaften auf das Eisenhüttenwesen anwenden. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß die eigentliche Eisenhüttentechnik bey weitem der wichtigste Theil der Eisenhüttenkunde seyn muß, und daß alle übrigen Theile derselben, nur als eine Anwendung der oben genannten Wissenschaften auf die Eisenhüttentechnik zu betrachten sind.

Eine auf Theorie und Erfahrung beruhende systematische Eisenhüttenkunde ist allerdings ein sehr grosses Bedürfniß unserer Zeit, und eine solche zu liefern, war die Absicht des Hrn. T. Wir wollen sehen, auf welche Weise er dem Mangel eines solchen Werkes abzuhelfen gesucht hat.

Hr. T. läßt das gesammte Eisenhüttenwesen in fünf Hauptabschnitte zerfallen, welche er Hüttenchemie, Hüttenmineralogie, Hüttentopographie, Hüttenarchitektur und Hüttenökonomie nennt. Unter der letztern versteht er die eigentliche Hüttentechnik, oder den Haupttheil der Eisenhüttenkunde. Aus dem oben Gesagten ist es einleuchtend, daß Hr. T. bey einer solchen Eintheilung auch eine Hüttenphysik, eine Hüttenmechanik, Hüttenhydraulik, u. s. f. hätte aufstellen müssen, wenn er alle Wissenschaften, welche auf das Eisenhüttenwesen influiren, einzeln abhandeln wollte. Sein Plan war also zu ausgedehnt auf der einen, und unvollständig und mangelhaft auf der andern Seite. Wie der Verf. indeß jeden einzelnen Abschnitt behandelt und durchgeführt hat, wird eine nähere Auseinandersetzung zeigen.

I. Abschnitt. Hüttenchemie. Die §§. 1—114. enthalten eine förmliche gedrängte Uebersicht der chemischen Wahrheiten, welche indeß, der nothwendigen Kürze wegen, sehr unvollkommen ausgefallen sind. Für den Theoretiker ist diese Darstellung durchaus überflüssig; dieß wäre indeß kein Grund, diesen Abschnitt für ganz unnöthig zu halten, so bald ein Nichtgelehrter und bloßer Praktiker Nutzen daraus ziehen könnte. Allein auch dieß kann der Fall nicht seyn, da Hr. T. sich nicht auf solche Wahrheiten allein eingeschränkt hat, die den Eisenhüttenmann speciell interessiren; sondern sich weiter verbreitet, als der Zweck einer Eisenhüttenkunde es erfordert, und dem Praktiker, zu dessen Belehrung dieses Werk doch vorzüglich bestimmt ist, aus dem Grunde mehr

Widerwillen als Zuneigung zur Anwendung der chemischen Kenntnisse auf den Eisenhüttenbetrieb, einflößt. — Die beyden Abtheilungen dieses Abschnittes, welche zur Ueberschrift: Docimasie, und chemische Analyse der zu verschmelzenden Produkte, haben, gehören im eigentlichen Sinne hieher, und sind recht gut vorgetragen. Anstatt der verschiedenen Zerlegungsbeyspiele hätte Rec. gewünscht, eine genauere Anleitung zur Untersuchung der Eisenerze, und überhaupt eine nähere Auseinandersetzung des Verhaltens des Eisens zu den Reagentien und andern Körpern zu finden. Die, von andern glaubwürdigen Chemikern entlehnten Zerlegungsbeyspiele, sind gar nicht ohne Nutzen für den, der mit solchen Analysen schon einigermaaßen bekannt ist; aber dem ganz Unkundigen können sie keinen Nutzen verschaffen, wenn nicht das Erstere vorausgegangen ist.

II. Abschnitt. Hüttenmineralogie. Daß die Lehre von den äußern Kennzeichen der Fossilien vorangeschickt ist, mag sich noch zur Noth vertheidigen lassen, obgleich auch sie, strenge genommen, nicht in das Gebiet der eigentlichen Eisenhüttenkunde gehört. Die darauf folgende Beschreibung der vom Hrn. T. sogenannten Eisenminern ist aber allerdings ein Gegenstand dieses Werkes, wobey der Hr. Verfass. hätte ausführlicher seyn können, wie er es gewesen ist, weßhalb die Beschreibungen auch ziemlich dürftig ausgefallen sind. Die Eintheilung in Eisenerze und Eisensteine ist sehr willkührlich; da sie aber ohne allen weitern Einfluß ist: so könnte sie immerhin bleiben, wenn sie nicht an sich auf falschen Principien beruhete. Hr. T. nennt nämlich Eisenerze diejenigen Eisengattungen, welche mit andern Körpern chemisch gebunden sind (Eisenglanz, Schwefelkies, Wiesenerz, u. s. f.), Eisensteine aber die Eisengattungen, in welchen sich Eisenoxyd mit Erdarten in einem mechanischen Gemenge befindet (Roth-Eisenstein, Braun-Eisenstein, Spathiger-Eisenstein, u. s. f.), und bedenkt nicht, daß ein solches mechanisches Gemenge von Eisenoxyden und Erdarten nicht zugegeben werden darf; sondern Eisenerze sowohl wie Eisensteine wahre chemische Verbindungen sind. — Sehr nützlich und gut gewählt ist die, diesem Abschnitte angehängte Abtheilung, welche die, von andern Experimentatoren angestellten Versuche, über die schmelzbaren und unschmelzbaren Verhältnisse der Erden gegen einander, in tabellarischer Form darstellt.

III.

III. Hüttentopographie. Dieser Abschnitt handelt von den Umständen, welche bey der Anlegung und Erbauung der Hütten überhaupt vorkommen können, im Allgemeinen. Hr. T. nimmt zuerst auf die Entfernung der Gruben, auf die Fortdauer, Mächtigkeit und Reichhaltigkeit der Anbrüche Rücksicht, dann handelt er vom Brennmaterial und der Nothwendigkeit des Holzvorrathes. Beyde Gegenstände sind indeß nur oberflächlich berührt. Das dritte Hauptstück, worauf man bey Anlegung der Hütten zu sehen hat, ist das nöthige Aufschlagewasser. Rec. muß bemerken, daß auch dieser wichtige Umstand sehr unbefriedigend bearbeitet worden ist. Wenn der Hr. Verfass. bey Gelegenheit der Verfertigung der Hüttengräben sagt, daß sie eng und tief, nicht breit und flach gemacht werden müssen; wenn er ferner behauptet, daß bey kleinem Wasser kein Vorgelege anwendbar sey: so kann nur das Zusammentreffen einzelner Umstände dieß Verfahren entschuldigen oder rathsam machen, da übrigens im Allgemeinen gerade die umgekehrte Regel gilt. Noch führt der Verf. Einiges von der Wichtigkeit des Hüttenlokals in Rücksicht der Ueberschwemmungen, von der Art des Terrains, worauf die Hütten zu erbauen sind, vom Lokale der Hütten- und Nebengebäude, von den Wegen und Straßen, und von dem nöthigen Luftwechsel an. Was von der innern Einrichtung der Hüttengebäude gesagt wird, ist unbedeutend, und muß für jede Anlage verschieden seyn.

IV. Hüttenarchitektur. Die Erbauung der Hohenöfen macht den Anfang, wobey Rec. weiter nichts anzumerken hat, als daß Garnej's bekanntes Werk hiebey zum Grunde gelegt ist. Dann geht der Verf. zur Zustellung über, beschreibt das Gestelle, die Rast und die Form, und erlaubt sich dann einige Bemerkungen über die größern und kleinern, runden und vierseitigen Hohenofenschächte. Er zieht die runden den vierseitigen vor, worin Rec. mit ihm übereinstimmt; die größern und breitern sollen vorzüglicher seyn, wie die kleinern und schmälern. Die Ausdrücke: größer, kleiner, breiter und schmäler sind sehr relativ, weßhalb Recens. weiter nichts hinzusetzen kann; übrigens bemerkt er, daß das Raisonnement, wodurch der Verf. seine Sätze behauptet, sehr falsch, und durchaus einer wahren Theorie des Hohenofenprozesses zuwider ist. Die flache Rast scheint Hr. T. sehr in Schutz zu nehmen, Erfahrungen, die Rec. selbst zu machen Gelegen-

 heit

heit hatte, haben aber gerade das Gegentheil bewiesen. — Der Verf. sagt nun Etwas über die Bauart der gewöhnlichen Frischheerde und der alten Hammergerüste, welches freylich nur für Dilettanten, die sich eine oberflächliche Kenntniß zu verschaffen wünschen, hinreichend seyn kann. Der neuern eisernen Hammergerüste erwähnt er gar nicht. Der so sehr wichtige Gegenstand, die Beschaffenheit der Glühöfen, ist mit einer unverzeihlichen Kürze behandelt worden. — Eine besondere Abtheilung dieses Abschnittes macht das Gebläse aus. Hr. T. beschreibt die Einrichtung des jetzigen gewöhnlichen Balgengebläses, und giebt eine Formel, den Inhalt derselben zu berechnen, welche er von Baader (Beschr. eines neu erfundenen Gebläses, u. s. f.) entlehnt. Dann geht er zu den neuern Gebläsen über, erwähnt zuerst der Windkasten, der Trocken- und Wasserregulatoren, und giebt dann eine kurze Beschreibung der Wassertrommel. Anstatt der ausführlichen Darstellung des Baaderschen Gebläses, welche den Hrn. T. von S. 328 — 342 beschäfftigt, und die gänzlich aus der eben angeführten Baaderschen Schrift gezogen ist, hätte der Verf. dieses Werk allenfalls nur anführen und darauf verweisen dürfen, und dagegen eine Beschreibung der Cylinder- und Kastengebläse aufstellen können, deren Rec. gar nicht erwähnt findet, welches ihn um so mehr befremdet, da das Baadersche Gebläse längst in Vergessenheit gekommen, die Kasten- und Cylindergebläse aber immer gewöhnlicher werden. Wenn der Hr. T. der Meinung ist, daß es in jeder Rücksicht zu wünschen wäre, daß das Baadersche Gebläse allenthalben bey jedem Hüttenwerke eingeführt würde: so kann Rec. nichts anderes daraus schließen, als daß sich der Verf. nie selbst von den großen Vorzügen eines gut eingerichteten Kasten-, um so mehr aber eines Cylindergebläses vor dem Baaderschen Gebläse überzeugt haben kann.

V. Hüttenökonomie. Dieß ist der Hauptabschnitt des ganzen Werkes, und der Haupttheil der gesammten Eisenhüttenkunde. Rec. hätte gewünscht, daß Hr. T. sich hierauf ganz allein eingeschränkt hätte, da er dann nicht gezweifelt haben würde, daß der Verf. bey einem größeren Detail und mehrerer Ausführlichkeit ein nützliches Werk hätte liefern können, anstatt er jetzt von allem Etwas; von jedem einzelnen Gegenstande aber zu Wenig und etwas ganz Unzureichendes darstellt. — Mit der Eintheilung dieses Abschnit-

schnittes ist Rec. nicht ganz zufrieden. Der Verf. handelt zuerst vom Hohenofenbetrieb, Frischfeuer-, Blechhütten- und Drathhüttenbetrieb, dann vom Roheisen, Stabeisen und Stahl insbesondere, endlich vom Rösten, Verwittern und Pochen der Eisenerze, und von den Kohlen. Daß der Betrachtung des Brennmaterials eine besondere Abtheilung gewidmet ward, läßt sich sehr gut vertheidigen; warum aber der Hohenofenbetrieb von den Untersuchungen über das Roheisen, und von dem Artikel Rösten, u. s. f. der Eisenerze, so wie der Frischfeuerbetrieb von den Bemerkungen über das Stabeisen getrennt ward, ist nicht zu begreifen, da alle diese Gegenstände mit einander in der genauesten Verbindung stehen, und der Verf. bey der Untersuchung des Stahls, diese doch mit dem Stahlhüttenbetrieb verbunden hat.

1. Hoherofenbetrieb. Die Gegenstände, welche hier abgehandelt werden, sind die Beschickung, die Zustellung, die Vorlage des Gebläses, das Abwärmen und Anblasen der Hohenöfen, das Aufgeben der Beschickung und der Kohlen, der Gang des Ofens selbst und die Arbeiten vor demselben, die Abänderung der Beschickung nach dem Gange des Ofens und des zu erzeugenden Roheisens, und das Ausblasen der Hohenöfen. Alle diese Gegenstände sind recht artig auseinander gesetzt; obgleich sie zur Belehrung des Praktikers wohl sehr wenig beytragen dürften, dem auch nicht einmal die Theorie des Hohenofenprozesses, die der Verf. aufstellt, Nutzen verschaffen kann, weil sie durchaus keine Anwendung auf die Erscheinungen im Großen verstattet. Traurig und niederschlagend ist es freylich, daß wir mit allen unsern chemischen Kenntnissen noch nicht einmal eine Theorie des Hohenofenprozesses aufzustellen im Stande sind, die dem Praktiker wirklichen Nutzen gewähren kann, und den wahren Grundsätzen der ächten Chemie nicht zuwider ist, wie es leider! alle unsere Theorien bisher noch gewesen sind. — Die Maaße der Zustellung, welche der Verf. S. 358 — 360 aufstellt, würde Recensent, wenn er einen Ofen zu betreiben hätte, schwerlich wählen, da sie zu einem Ofen von 30 Fuß Höhe nicht das gehörige Verhältniß haben, und die Form durchaus (bey der Zustellung D etwa ausgenommen) vom Bodenstein zu niedrig angegeben ist; eben so ist die Rast (bey D ausgenommen) zu flach, um ein vortheilhaftes Schmelzen zu veranlassen. — Keine von den Erscheinungen des Hohenofenprozesses ist übrigens auf

theoretische Gründe zurückgeführt; ohne Zweifel aus der einfachen Ursache, weil die Theorie keine solche Anwendung gestattete. Aber wozu wird sie dann erst aufgestellt?

2. Frischhüttenbetrieb. Wie der Verf. die gewöhnlichsten Alltagssachen, welche er auf anderthalb Seiten vorträgt, eine Auseinandersetzung des so wichtigen Frischhüttenbetriebes nennen kann, ist dem Rec. ganz unbegreiflich; eben so ist die Theorie des Frischprozesses ein bloßes Spiel mit Sauerstoff und Kohlenstoff zu nennen, woran Rec. unmöglich Theil nehmen kann.

3. Blechhüttenbetrieb. A. Schwarze Blechhütte. Das Gesagte ist so sehr unbedeutend, daß es auch nicht einmal dem bloßen Dilettanten genügen kann. B. Weiße Blechhütte. Der Verf. redet bloß vom Verzinnen der schon fertigen Bleche, übergeht also die Fabrikation der Dünneisen gänzlich. Was vom Verzinnen angeführt wird, kann man aber ebenfalls füglich überschlagen, da sogar Gerhard's Anmerkungen zu Jar's Reisen, die doch fast 30 Jahre früher geschrieben wurden, mehr Bestimmtes über diesen Gegenstand enthalten.

4. Drathhüttenbetrieb. Rec. bemerkt, daß man nichts Kürzeres über diesen interessanten Gegenstand verlangen kann, und daß gewiß alle Leser mit ihm wünschen werden, der Verf. hätte hier einen kleinen Verstoß gegen die schriftstellerische Kürze gemacht.

1. Abtheilung. Vom Eisen überhaupt. Der Verfass. setzt die chemischen Eigenschaften und die Kennzeichen des Stab- und Roheisens auseinander, führt dann etwas vom kalt- und rothbrüchigen Eisen an, wobey er den Phosphor als die Ursache des Kaltbruchs, den Schwefel als die Ursache des Rothbruchs, wie es gewöhnlich geschieht, aufstellt. Rec. will nicht läugnen, daß diese beyden Körper stets den Kalt- oder Rothbruch verursachen können; er hält sich aber für überzeugt, daß diese fehlerhaften Eigenschaften des Eisens, oft aus ganz andern Gründen statt finden können. Die Eigenschaften des Stahls werden dann kurz berührt, und eine Theorie der Verschiedenheit des Stab-, Roheisens und Stahls, — die oft wahren chemischen Grundsätzen zuwider läuft — gegeben.

a. Vom Roheisen insbesondere. Ueber die Verschiedenheit desselben; die Wirkungen des Magnesiums darauf; Anwendung zu Gußwaaren, wobey Recens. den Gebrauch der Flamm- und Cupoloöfen gänzlich vermißt; Verhalten des Roheisens in der Schmelzhitze mit und ohne Zusätze, Magnetismus, Schwere desselben, Auflösung in Säuren, rc. und Verbindung mit andern Metallen. Mehrentheils sehr unbefriedigend auseinander gesetzt.

b. Vom Stabeisen insbesondere. Natur und Verschiedenheit desselben. Bereitung aus Eisenerzen im Zerrenheerde und Luppenfeuer; ist unbedeutend. Aus Roheisen. Zuerst ein Nachtrag zur Theorie der Roheisenverfrischung, der eben so falsch, wie die Theorie ist; dann wird des Verfrischungsprozesses selbst mit wenigen Worten erwähnt. Rec. muß indeß bekennen, daß er noch nie etwas Unbefriedigenderes und Unanwendbareres darüber gelesen hat. Endlich folgt eine kurze Darstellung der verschiedenen Frischmethoden, des Kochfrischens, Osmundfrischens, rc. die gänzlich aus dem vortrefflichen Rinmann'schen Werke (Gesch. des Eisens) entlehnt ist, durch das kürzere Zusammenfassen aber sehr an Deutlichkeit verloren hat; weßhalb Rec. denen, die sich von diesen Frischmethoden eine Kenntniß zu verschaffen wünschen, anräth, das vollständigere Original zu lesen.

c. Vom Stahl insbesondere. Rec. muß vorläufig bemerken, daß man die Fehler oder Irrthümer, welche in diesem Kapitel allenfalls statt finden könnten, dem Verf. durchaus nicht zur Last legen darf; die erste stärkere Hälfte enthält nämlich, außer einer nicht sehr bedeutenden Bemerkung, über die Wirkung des Magnesiums auf das Stahlwerden des Eisens, eine Auseinandersetzung der verschiedenen Arten des Roh- oder Schmelzstahls, des Cement- oder Brennstahls und des Gußstahls, nebst den Eigenschaften dieser Stahlsorten, und diese ist gänzlich aus Rinmann's Eisen- und Stahlveredlung, rc. gezogen; die zweyte Hälfte giebt eine Beschreibung des Schmelzens und Schmiedens des Rohstahls in der Herrschaft Schmalkalden, welche, wie Hr. T. auch anführt, aus Quantz Abhandlung über diesen Gegenstand genommen ist. — Die Beschreibung eines Cementirofens und des Verfahrens beym Cementiren sucht man vergebens, und doch wäre sie allen Lesern willkommener gewesen, als ein Auszug aus andern längst bekannten Werken.

2. Abtheilung. Ueber das Rösten, Verwittern und Pochen der Eisenminern. Der Verf. handelt von der Absicht des Röstens, welche er zum Theil, höchst unrichtig, darin sucht, daß den Eisenerzen Sauerstoff entzogen werden soll, da man doch in den meisten Fällen, gerade den umgekehrten Zweck dadurch zu erreichen sucht; ferner von den Röstungsregeln, die sehr unbestimmt angegeben sind, und dann von den Röstungsmethoden in freyer Luft, auf Röstheerden zwischen Mauern, in Röstöfen und Rösthäusern. Die Untersuchung der Frage: Welche Eisensteine bedürfen der Röstung? ist sehr unbefriedigend auseinander gesetzt. Der Gegenstand: das Verwittern der Eisenminern, ist so vorgetragen, daß der Verf. sich selbst widerspricht, wenn er behauptet, man könne das Rösten dadurch ersparen; man sieht augenscheinlich, daß seine Theorie ihn ganz verließ. Was vom Pochen der Eisenerze angeführt wird, bedarf keiner Erwähnung.

3. Abtheilung. Von den Kohlen. Zuerst etwas über die Entstehung, Eigenschaften und Kennzeichen der Holzkohlen, dann eine Beschreibung des Verkohlungsprozesses im Großen, wobey Cramers Anleitung zum Forstwesen sehr gut benutzt ist. — Die Steinkohlen werden zuerst nach ihren äußern Kennzeichen beschrieben; leider! finden sich hier aber so viele Unrichtigkeiten, daß sich keine Kohle darnach bestimmen ließe. Stein- und Braunkohlen werden übrigens zusammen geworfen. Ueber die Anwendung der Steinkohlen und Coaks zu den Eisenhüttenarbeiten findet Rec. durchaus nichts. — Was vom Torfe gesagt wird, ist sehr wenig bedeutend.

Den Beschluß dieses Werkes macht eine hüttenmännische Literatur, worin man mathematische, physikalische, mineralogische, chemische, und eigentlich eisenhüttenmännische Schriften mit vielem Fleiße gesammelt findet.

Die Kupfertafeln sind nicht übel; sie enthalten Zeichnungen von Hohenofenschächten, Gestellen, Balgengebläsen, dem beliebten Baaderschen Gebläse, Hohenofengrundrissen, Durchschnitten, ꝛc. Wasserregulatoren, Röstöfen, Rohstahlheerden, Frischheerden und Glühöfen.

Aus dieser Anzeige erhellet übrigens, wie wenig Hr. T. seinen Zweck erreicht hat, und wie wenig dem Bedürfniß einer

ner systematischen Eisenhüttenkunde abgeholfen ist. — Als einen Anhang zu der eben angezeigten Schrift kann man folgende kleine Pieçe, die von demselben Verfasser herrührt, ansehen.

Abhandlung über die Förmerey und Gießerey auf Eisenhütten. Ein Beytrag zur Eisenhüttenkunde. Von W. A. Tiemann. Mit 3 Kupfern. Nürnberg, bey Raspe. 1803. 112 S. gr. 8. 16 gr.

Leider! ist Rec. nicht im Stande, über diese kleine Schrift ein günstigeres Urtheil zu fällen, als über die vorhergehende, so bald sie von dem Gesichtspunkte aus betrachtet wird, daß sie eine wahre und genaue Auseinandersetzung der Grundsätze der Förmerey gewähren, und eine Bekanntschaft mit den verschiedenen Arten derselben verschaffen soll. Wenn sie aber bloß dazu bestimmt ist, dem, der sich dem Eisenhüttenwesen gerade nicht widmet, eine allgemeine Uebersicht von der Förmerey zu geben; so kann dieser Zweck allenfalls durch sie erreicht werden, weil es dann auf einige Unrichtigkeiten nicht so sehr ankommt, und man die Beschreibung der neuern Förmereymethode, die ihrer Vorzüglichkeit und vortheilhaftern Einrichtung wegen immer allgemeiner wird, nicht so sehr vermißt. Ueberhaupt giebt aber diese kleine Schrift einen sehr unvortheilhaften Begriff von dem Zustande der Harzer Eisengießerey, weil die alte Methode der Lehmförmerey, welche kostbar und zeitraubend ist, noch zu sehr im Werthe zu stehen scheint. Das Aufsehen, welches der Verf. von der Medaillengießerey macht, welche so einfach und kunstlos ist, daß es jeder Förmerjunge darin bald zum höchsten Grad der Vollkommenheit bringen kann, verdient nicht die vorzügliche Aufmerksamkeit, als die Förmerey einzelner künstlich zusammengesetzter Maschinentheile, oder großer Cylinder, ꝛc. die eigentlich die Kunst des Förmers in das vortheilhafteste Licht setzen, und dennoch erhält sie, leider! auch oft von Kennern, mehr Bewunderung und Beyfall, als diese.

Mt.

A. F.

A. F. Fourcroy's System der chemischen Kenntnisse. Im Auszuge von F. Wolff, Doktor und Professor am Joachimsthal. Gymnasium zu Berlin. Vierter Band. Königsberg, bey Nicolovius. 1803. XX und 797 S. 8. 3 Rg. 8 R.

Dieser Band schließt den Auszug aus F's. bekanntem und beliebtem Werke. Er hat die sogenannte thierische Chemie ganz allein zum Gegenstande, und ist ziemlich ausführlich. Ein gutes und brauchbares Register über alle vier Bände, ein nothwendiges Bedürfniß bey solchen Werken, macht den Beschluß. Der Chemiker von Profession entbehrt dieß Werk sehr leicht, weil es seine Eigenthümlichkeit gänzlich verloren hat; desto nützlicher ist es aber den bloßen Dilettanten, die über jeden Gegenstand befriedigende Auskunft erhalten können.

Az.

Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde, in theoretischer und praktischer Hinsicht entworfen von W. A. Lampadius, Professor der Chemie und der Hüttenkunde zu Freyberg. Erster Theil. Mit 16 Kupfertaf. Göttingen, bey Dieterich. 1801. VIII und 443 S. 8. 2 Rg. 8 R.

Der Plan, den der Verf. sich bey der Ausarbeitung dieses Werkes vorgesetzt hatte, war, das gesammte Hüttenwesen systematisch vorzutragen, und dabey die neue chemische Theorie mit der hüttenmännischen Praxis zu verbinden. Das ganze Werk zerfällt nach demselben in zwey Haupttheile, von denen der erste in dem vorliegenden Theile enthalten ist, und vom Verf. der präparative Theil genannt wird. Dieser begreift diejenigen Kenntnisse, welche nothwendig sind, wenn man sich mit den Hüttenprozessen genau bekannt machen, und die Gründe, worauf sie beruhen, deutlich einsehen lernen will. Den zweyten Haupttheil nennt der Verf. den historischen; er soll in den drey noch zu erwartenden Bänden, die Beschrei-

bung der vorzüglichsten Hüttenprozesse enthalten, und zwar im ersten, die Beschreibung der sämmtlichen Schmelz-Saigerhütten- und Amalgamir-Arbeiten zu Freyberg; im zweyten, die der auswärtigen Schmelz-Amalgamir- und Destillationsprozesse, und im dritten, die der verschiedenen Siedearbeiten. — Gegen die Eintheilung in den präparativen und eigentlich praktischen Theil der Hüttenkunde findet Rec. nichts zu erinnern; sondern ist vielmehr mit dem Verf. vollkommen darüber einverstanden; indeß muß er bemerken, daß der Titel: Handbuch der allgemeinen Hüttenkunde, viel zu weit umfassend ist, und mehr verspricht, als das Werk leisten soll, indem der Verf. nur den eigentlich chemisch-technischen Theil derselben auseinandersetzen will. Warum der Verfass. aber beym praktischen Theile, die hüttenmännischen Arbeiten zu Freyberg, von denen in der ganzen übrigen Welt trennen will, sieht Rec. durchaus nicht ein; im Gegentheil hält er sich für überzeugt, daß dadurch nicht allein die systematische Ordnung; sondern auch die Deutlichkeit leiden wird.

Von diesem ersten oder präparativen Theile ist im Allgemeinen zu bemerken, daß die Beschreibung der beygefügten Kupfer, die doch zur Verständlichkeit ungemein viel beytragen, sehr dürftig und mangelhaft ist, — ja, daß selbst viele von den Kupfern unrichtig, oder nach schlechten Originalen gezeichnet sind, auch selbst die Auswahl derselben gerade nicht die beste genannt werden kann. So wenig Recens. übrigens gegen die Ordnung des Vortrags etwas einzuwenden hat, so sehr hat er sich doch in seinen Erwartungen, eine wirklich nutzbare Anwendung wahrer Theorie auf die Erscheinungen im Großen, in diesem Werke zu finden, getäuscht gesehen, und muß leider! bemerken, daß der Hr. Verf., den er übrigens in vielen Hinsichten sehr hochschätzt, oft keine genaue Bekanntschaft mit manchen hüttenmännischen Prozessen verräth, und sich zu einseitigen Bemerkungen verleiten läßt, die ihren Grund mehrentheils in der Unkunde mit fremden Hütten haben.

Der präparative Theil zerfällt, nach der vom Verfasser gewählten Ordnung, in sieben Abschnitte. Im ersten werden die chemischen Grundsätze aufgestellt, welche bey dem Hüttenwesen in Anwendung kommen. Die Auseinandersetzung derselben ist sehr zweckmäßig, obgleich sich jetzt Manches dagegen erinnern ließe. Der zweyte handelt von den Erzen, ih-

ren Eigenschaften und Bestandtheilen. Rec. sieht nicht ein, warum er von dem fünften Abschnitte getrennt ist, da beyde Ein Ganzes ausmachen. Der dritte Abschnitt giebt eine historische Kenntniß von den Namen und von der Beschaffenheit der auf den Hütten ausgebrachten Waaren, Produkte und Abfälle. Der vierte Abschnitt, welcher die Natur der Schlacken und die Wahl der Zuschläge kennen lehrt, hat in der letztern Rücksicht, für den Praktiker sehr viel Brauchbares. Das chemische Verhalten der auszubringenden Substanzen und der Erze in Hinsicht ihrer hüttenmännischen Behandlung, und das Probiren der letztern, wovon der fünfte Abschnitt handelt, verdient gelesen zu werden, weil dieser wichtige Gegenstand recht gut bearbeitet ist. Der sechste Abschnitt betrifft die auf den Hüttenwerken gebräuchlichen Brennmaterialien, ihre Eigenschaften und die Art, sie bey Hüttenarbeiten anzuwenden; er ist unbedeutend und nicht erschöpfend genug. Der siebente Abschnitt beschäfftigt sich mit den eigentlichen hüttenmännischen Arbeiten. Als solche setzt der Verf. das Rösten, die Destillations- und Sublimationsarbeiten, das Verwittern, das Schmelzen, das Amalgamiren, die Arbeiten auf Siedewerken, und das Cementiren umständlicher auseinander.

Rec. wiederholt noch einmal, daß die Eintheilung des Ganzen, oder das eigentliche System, wornach der Verfass. die Bearbeitung unternahm, seinen völligen Beyfall hat, und vollkommen zweckmäßig ist; allein die Auseinandersetzung jeder einzelnen Materie hat nicht allein sehr viel Oberflächliches; sondern ist auch zu wenig fehlerfrey, als daß sie zur gehörigen Belehrung eines Unkundigen dienen könnte.

Lehrbuch der Mineralogie, nach des Herrn D. L. G. Karstens mineralogischen Tabellen ausgeführt, von Franz Ambros Reuß, der Weltweisheit und Arzneywissenschaft Doktor in Bilin. Leipzig, bey Jacobäer. 1803. Zweyter Theil dritter Band. VIII und 699 S. gr. 8. 3 Rg. Zweyter Theil vierter Band. 1803. XX u. 747 S. gr. 8. 3 Rg.

Mit diesen beyden Bänden ist der oryktognostische Theil der Mineralogie beendigt, und die Erwartungen, zu denen man durch die Erscheinung dieses Werkes sich berechtiget halten konnte, vollkommen erfüllt. Rec. kann allen Freunden der Oryktognosie dieses Werk, als eins der vollkommensten, gründlichsten und belehrendsten mit völligem Rechte empfehlen. Der dritte Band enthält die zweyte Klasse der Fossilien, nämlich die Salze; die dritte Klasse, oder die Inflammabilien, und die fünf ersten Ordnungen der vierten Klasse oder der Metalle, nämlich das Platin, Gold, Quecksilber, Silber und Kupfer. Im vierten Bande folgen die übrigen achtzehn Ordnungen der vierten Klasse, indem Hr. R. den, in den Karstenschen Tabellen aufgeführten 21 Ordnungen dieser Klasse, noch die Kolumb- und Tantal-Ordnung folgen läßt, da nach den neuern Entdeckungen, das Kolumb und Tantal noch der Anzahl der vorher bekannten Metalle hinzutreten.

Die äußerst reichlichen Zusätze zu den vorhergehenden Bänden, die theils durch eigene Beobachtungen, theils durch neueste Schriften veranlaßt wurden, verursachen dem Leser freylich oft manche unangenehme Störung; allein auf der andern Seite wird man ihren Werth gewiß nicht verkennen, und lieber dieser Unbequemlichkeit ausgesetzt seyn, als sie gänzlich vermissen. Sie lassen aber die Unentbehrlichkeit eines vollständigen Registers, welches Hr. R. zu liefern versprochen hat, um so mehr fühlen, je mehr das ganze vortreffliche Werk dadurch an Einheit und Vollkommenheit gewinnt.

Dem dritten Theile, der die Geognosie enthalten soll, sieht Recens. mit der gespanntesten Erwartung entgegen, da dieser wichtige und vorzüglichste Theil der Mineralogie bisher noch nicht vollständig und gründlich bearbeitet ist; sondern nur einzelne vortreffliche Bruchstücke zum Ganzen vorhanden sind.

Die nöthigsten und wichtigsten Kenntnisse von Eisenwerken, besonders von Hütten- Schmelz- und Hammerwerken. Ein leichtfaßlicher und gründlicher Unterricht für Hüttenleute, Hammerschmiede, Bergmänner, Köhler, u. s. f. so wie überhaupt

haupt für Jeden, der sich mit Eisenwerken abgiebt. Von einer Gesellschaft korrespondirender Freunde. Erster Theil. Mit 7 (schlechten) Kupfertafeln. IV und 267 S. 8. Zweyter Theil. Mit 3 (eben dergl.) Kupfert. VII und 217 S. 8. Frankfurt a. M., bey Jäger. 1803. 2 Rg.

Für die Klasse von Leuten, für welche dieß Buch bestimmt ist, nämlich für Hammerschmiede und Köhler, mag es immer etwas Unterhaltendes haben, welches Recens. wirklich nicht einmal zu beurtheilen im Stande ist. Dem gebildeteren Hüttenmann kann es indeß weder Unterhaltung noch Belehrung gewähren, indem die trivialsten Dinge mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, wichtigere Gegenstände hingegen mit der unverständlichsten Kürze, welche zu deutlich eine gänzliche Unbekanntschaft der Verf. mit den Fortschritten der Eisenhüttenkunde verräth, vorgetragen werden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß nicht hier und dort manche ganz gute, wenn gleich lange als wahr anerkannte, Gedanken aufgestellt werden; sie sind aber nicht von der Art, daß sie das ganze Buch empfehlungswerth machen könnten, welches vielleicht einige zwanzig Jahre früher, da das Eisenhüttenwesen noch so sehr im Finstern lag, hätte möglich seyn können. Der Zweck der Verf. durch die Herausgabe dieser Schrift, einer Wittwe mit sechs Kindern Unterstützung zu verschaffen, ist von der Seite des Herzens äußerst lobenswerth, und verdient eine thätige Mitwirkung der Menschenfreunde; er kann das entstandene Produkt aber deßhalb noch nicht von dem Tadel befreyen, den es gegründeterweise verdient.

Mt.

Botanik.

Botanisches Taschenbuch für Lief- Kur- und Esthland, von *D. H. Grindel.* Mit illum. Kupfert. Riga, bey Hartmann. 1803. 373 Seiten kl. 8. 1 Rg. 4 gr.

Eine

Eine Flora für die genannten Länder, nach Hoffmanns deutscher Flora eingerichtet; aber ganz Deutsch. Zum Unterricht ganz brauchbar. Nun hätte der Verfasser neuere botanische Schriften noch mehr benutzen sollen; er würde dann nicht Carex uliginosa, leporina, Salix aurita, Agrostis capillaris, u. a. m. aufgeführt haben; er würde die Diagnosen von Poa trivialis und pratensis, von Rumex acutus und obtusifolius, und von vielen andern verbessert haben. Er hätte die Kryptogamie ganz weglassen sollen; denn eine Sphaeria, eine Peziza, und zwey Fuci machen einen großen Uebelstand. Manche in Deutschland seltene Pflanzen sind angeführt, als: Lychnis quadridentata, Rubus Chamaemorus, Potentilla norvegica, Bunias orientalis. An einigen zweifelt Rec. geradezu, als an Holcus odoratus, Ranunculus gramineus, Lathyrus latifolius, u. dergl. m. Wir erwarten von dem Verf., jetzt Professor der Botanik in Dorpat, bald etwas Besseres über diesen Gegenstand.

Om.

Beschreibung und Abbildung aller in Deutschland wildwachsenden Bäume und Sträucher, nebst einigen bey uns im Freyen fortkommenden ausländischen Holzarten. Von *Karl Freyherr von Kospoth*, Kön. Preuss. Kammerh. *Erstes Heft*. Mit illumin. Kupfern. Erfurt, bey Hennings. 1802. 5½ Bog. 4. Eine Kupferplatte in Folio. 12 gr.

„Immer hoffte ich — heißt es in der kurzen Vorrede — „daß sich irgend einer unserer Forstschriftsteller, zum Besten „derjenigen, die sich dem Forstwesen widmen wollen, eine „Beschreibung aller in Deutschland wildwachsenden Holzarten, verbunden mit der“ (Sammlung der?) „getrockneten Blüthe, eines Stückchen Holzes, des Saamens und „der Saamenkapsel, herauszugeben, entschließen würde; „aber immer blieb mein Wunsch unerfüllt. Der Nutzen „einer solchen Sammlung, wodurch künftige Förster alle, „auch die in den entferntesten Gegenden Deutschlands wild-

 „wach-

»wachsenden Holzarten kennen lernen könnten, ist von auß»serordentlichem Einfluß auf die Verbesserung dieser »Wissenschaft. (!) In dieser Ueberzeugung sammelte ich »mir also — alle, bey uns wildwachsenden Holzarten, nebst »verschiedenen ausländischen, die in unsrem Klima fortkom»men. Durch die häufigen Bitten meiner Freunde, denen »der Nutzen einer solchen Sammlung ebenfalls einleuchtete, »bewogen, entschloß ich mich, eine Sammlung, wie die»jenige, die ich mir seit mehreren Jahren anlegte, im »Publikum erscheinen zu lassen. Herzlich wünschte ich, »daß ich meine Absicht, künftigen Forstmännern alle unsre »Holzarten charakteristisch kennen zu lehren, durch diese ge»wiß mühsame Sammlung und Arbeit erreichen mö»ge.« —

So weit der Verfasser. Derselbe hat also, wenn anders Recensent jene Worte der Vorrede recht versteht, Sammlungen von getrockneten Blüthen, Stückchen Holzes, Saamen und Saamen-Kapseln für das Publikum veranstaltet. Ueber den Werth und die Brauchbarkeit dieser von ihm besorgten Sammlungen, kann nun Recensent nicht urtheilen, weil er sie nicht kennt, und in dem vor uns liegenden Werkchen sich von dem allen nichts findet! Sollten indeß jene Sammlungen dem Herrn Kammerherrn nicht besser gerathen seyn, als dieß aus von Burgsdorf, von Wangenheim, Suckow, du Roi, u. a. zusammengeraffte Machwerk, als diese weitschweifigen, verworrenen Beschreibungen mehrerer Tannen-Arten, mit beygefügter höchst mittelmäßiger Abbildung der Blüthenzweige von *Pinus Abies*, glauca, canadensis, picea, balsamea, sylvestris, montana, strobus, (nicht Arobus), Larix rub. und alba: so kann auch dadurch die gute Absicht, dem Forstmanne eine nähere, gründliche Kenntniß der in Deutschland wildwachsenden Bäume und Gesträuche zu verschaffen, nimmermehr erreicht werden. Daß es uns aber überhaupt gar nicht mehr an trefflichen, ohne Vergleich zweckmäßigern Anleitungen, Anweisungen und Hülfsmitteln zu dieser Kenntniß zu gelangen, fehle, dieß wird doch wohl der Hr. Verf. selbst im Ernst nie zu behaupten wagen? —

Gross-

Grofsbritanniens Konferven. Nach Dillwyn für deutsche Botaniker bearbeitet von Dr. *Friedr. Weber* und Dr. *M. H. Mohr*. *Erstes Heft*, mit sechs Kupferplatten. *Zweytes Heft*, mit vier Kupferplatten. Göttingen, bey Dieterich, 1803. beyde 4 Bog. in 8. 20 gr.

Es ist dieß eine verhältnißmäßig wohlfeile, und berichtigte deutsche Bearbeitung eines neulich in England erschienenen kostbaren Werks, — der Synopsis of the british Confervoe, containing twelwe highly magnified drawings, coloured from nature; with descriptions. By Lewis Weston Dillwyn. Fascicul. I u. II. — wodurch, in auf einander folgenden Heften, die einzelnen Arten der englischen Konferven bekannt gemacht werden sollen. Da nun Englands Konferven sich größtentheils auch in Deutschland finden: so muß jenes Werk für deutsche Botaniker allerdings Interesse haben, und eine Uebersetzung, oder Umarbeitung desselben, wie die gegenwärtige, ihnen in mancher Rücksicht willkommen seyn. Die 18 Quart-Kupfertafeln des Originals sind hier für sie auf 10 Oktavplatten zusammengedrängt, und zwar so, daß von dem Wesentlichen der erstern doch nichts verloren gegangen, und der Werth der letztern noch durch einige für nöthig geachtete, dem Original fehlende Zeichnungen erhöhet worden ist. Und da die Herausgeber durch ihre Zusätze, Erläuterungen und Berichtigungen der Diagnosen, Synonymen, ꝛc. sich auch um den Text verdient gemacht haben: so werden gewiß alle diejenigen, denen das Studium jener sonderbaren, noch nicht genau und lange genug untersuchten Gewächse wichtig ist, dieser Arbeit ihren Beyfall nicht versagen können. Möchten nur unsere vorzüglicheren Pflanzenforscher und Algenkenner, durch fernere Mitwirkung, die Herausgeber in den Stand setzen, die herauskommenden folgenden Hefte des Originals, mit ähnlichem Fleiße bearbeitet, liefern zu können!

In dem ersten Theile sind abgebildet und beschrieben: *Conferva* 1) ericetorum; 2) bipunctata; 3) spiralis, (quinina Müll.) 4) nitida, (setiformis, β. Roth.) 5) jugalis, (setiformis, α. Roth.) 6) genuflexa; 7) muralis; 8) *confervicola*; 9) capillaris, (wahrscheinlich, nach Roths Des-

stimmung, ein Ceramium.) 10) *flexuosa*; 11) *atra*; 12) *mutabilis*.

Das zweyte Heft enthält — (weil die aus Deutschland erhaltenen Bemerkungen Herrn Dillwyn nöthigten, die vier übrigen, seinem Hefte noch bestimmt gewesenen Arten, einer nähern Prüfung zu unterwerfen) nur folgende acht Arten: glomerata, fracta, dichotoma, frigida, *rosea*, *repens*, *myochrous* und limosa. Ob 8, 10 — 12, und 17 — 19 incl. auch in Deutschland sich finden möchten, ist noch ungewiß; die übrigen sind aber gewiß einheimisch.

Theoretisch-praktisches Handbuch der Forstbotanik und Forsttechnologie, von D. Moritz Balthasar Borkhausen, Hess.-Darmst. Kammer-Rath, rc. Zweyter Theil. Gießen, bey Heyer. 1803. 3 Alph. 6 Bog. 8. 3 Rthl. 8 gr.

Indem wir uns hier auf die Anzeige des Ersten Theils (s. N. A. D. Bibl. Bd. 66. St. 2. S. 389) beziehen, können wir uns bey der Anzeige des Zweyten Theils desto kürzer fassen. Wir finden in demselben zuerst das Verzeichniß der vornehmsten, vom Verfasser bey Ausarbeitung seines Handbuchs benutzten, und darin mehrmals angeführten Schriften und Schriftsteller. Hierauf folgt die Beschreibung der noch übrigen, dem deutschen Forstmann interessirenden Bäume, Sträucher und Staudengewächse; wo bey jeder Art wieder der technische Nutzen, und was sonst von ihr in ökonomischer und forstwissenschaftlicher Hinsicht zu sagen war, bemerkt ist. In einem starken Anhange sind dann noch viele Zusätze und Verbesserungen eingeschaltet, und, dem in unserer Bibliothek geäußerten Wunsche gemäß, noch einige, der vorher, dem Plane des Werkes nach, nicht aufgenommenen fremden Holzarten und Gewächse, (die deutsche Winter im freyen Lande ertragen können, und häufig schon unsere Lustgebüsche zieren) aufgenommen und beschrieben. Jedoch sowohl in diesem Anhange, als in dem ganzen Werke, wird man die getroffene Auswahl schwerlich immer billigen können. Man wird sich wenigstens darüber wundern, daß hier die Gattungen: Jasminum,

minum, Laurus, Myrtus, Olea, Punica, ja sogar die zärtliche *Hortensia mutabilis!* etc. ihren Platz erhielten; aber der Citrus, Oleander, Fuchsia und Aster-Arten, ꝛc. gar nicht gedacht wird. Auch wird das nicht überall Beyfall finden, daß in diesem Handbuche so manche Art zu einer besondern Gattung, und manche Spielart zu einer besondern Art ohne genugsame Gründe erhoben ist, wie z. B. bey den 42 Rosenarten. Sie sind zum Theil freylich dem Recens. neu, wenn etwa nicht die Rosa *amabilis* des Verf. die bekannte Rosa majalis, und die *parvifolia* desselben, die im vorigen Winter häufig erfrorene R. burgundica seyn sollte. Die Gattung *Azarolus* ist aus einzelnen Arten des Crataegus, Mespilus, Pyrus und Sorbus Lin. zusammengesetzt; und eben so auch die letztgenannten Gattungen selbst. Denn, so enthält *Pyrus* folgende drey Arten: Pyraster, nivalis und — aucuparia. Da aber unsere zahmen und wilden Obstbäume noch lange nicht genau genug bestimmt sind: so ist es sehr lobenswerth, daß sie sich der Verfasser besonders zum Gegenstande seiner Untersuchungen und Beobachtung ausgewählt hat. Er nimmt von *Malus* eilf Arten an, nämlich: sylvestris; dasyphyllus; praecox; domestica; dioica; prunifolia; spectabilis; baccata; sibirica; coronaria; Sorbus. Und von *Prunus* sechs Arten, als: spinosa, Schlehe; insititia, Kreke; oeconomica, gem. Pflaume; syriaca, Mirabelle; italica, Perdrigens- und Königinnpflaumen; und cerasifera, Kirschpflaume. Der eigentlichen Zwetsche, der Spellinge, der großen Eyer- und langen ungarischen Pflaumen, ꝛc. ist gar nicht gedacht, ob sie gleich mit eben dem Rechte, als eigene Arten, hier angeführt werden könnten. Doch, wie wir aus der Vorrede ersehen, haben wir ja auch noch die Resultate der Entdeckungen und Beobachtungen, die Gattung *Prunus* betreffend, in einem eigenen Werke des Verf., betitelt: »die Pflaumen, nach der Natur möglichst getreu abgebildet und botanisch-pomologisch »beschrieben,« zu erwarten. In diesem Verzeichniß werden denn jene, so wie noch viel mehrere Arten und Spielarten mit aufgenommen und beschrieben werden müssen. — Daß dieß brauchbare forstbotanische Handbuch mit einem *Nomenclator terminologicus*, und dem vollständigen Register über das Ganze, sich hier schliesst, — dieß hätten wir schon oben bemerken sollen. Von den Druckfehlern sind nur einige angezeigt.

Beschreibung der vorzüglichsten Wiesen- und Weidegräser, und Anweisung, wie man den Saamen derselben, um sich den nöthigen Vorrath davon auf eine wohlfeile Art zu verschaffen, selbst einsammlen kann, und was bey der Aussaat desselben beobachtet werden muß, um den Gras- und Heuertrag der Wiesen, Koppeln und Weideplätze, nach zuverlässigen Erfahrungen, um das Dreyfache zu erhöhen, nebst einem Herbarium vivum, worin von jeder dieser Grasarten, zur Beförderung einer genauen anschaulichen Kenntniß derselben, ein aufgetrocknetes Exemplar enthalten ist. Berlin, bey Nauck. (Ohne Jahrzahl.) $3\frac{1}{2}$ Bog. 4. Text, nebst Herbarium viv. in Pappe, gebrochen Folio. 2 Rk. 12 gr.

Dieser lange Titel macht den Leser schon mit dem lehrreichen Inhalte jener wenigen Bogen, die wir in den Händen aller praktischen Oekonomen wünschen, zur Genüge bekannt. Wir zeigen also auch nur die Linnéischen Namen der Wiesen- und Weidegräser an, die als die vorzüglichsten in dem Herbarium vivum aufgetrocknet, auf einzelnen Bogen mit Papierstreifen befestiget, eingelegt sind. Es sind folgende: *Anthoxanthum* odoratum; *Holcus* lanatus; *Dactylis* glomerata; *Avena* elatior; *Lolium* perenne; *Festuca* fluitans; elatior; ovina; *Cynosurus* cristatus; *Bromus* mollis; giganteus; *Aira* caespitosa; *Agrostis* capillaris; *Melica* coerulea; *Phleum* pratense; *Alopecurus* pratensis und geniculatus; *Phalaris* arundinacea; *Poa* pratensis, (trivialis,) und *Poa* aquatica. Was die Beschreibung dieser Gräser, die wir zu dem beabsichtigten Zwecke gleichfalls für die vorzüglichsten halten, betrifft: so fehlt sie bey einigen ganz, und ist bey den übrigen, zur nähern Kenntniß derselben, unzulänglich, weil darin auf die systematischen wesentlichen Kennzeichen der Gattungen und Arten fast gar keine Rücksicht genommen wird. Dieß wird aber sicher manchen Käufer sehr unangenehm seyn, indem der bloße Name, der bemerkte Wohnort, und die angegebene Blüthezeit ihn gar leicht irre führen, wenn

eins

wenn der beygefügten aufgetrockneten Exemplare zufällig verunglückt ist. Die Anweisung zur Einsammlung des Saamens, und zum Anbau auf Wiesen und Weideplätzen, gründet sich auf die Versuche und Erfahrungen eines Germershausen, Thaers, und anderer bewährter Landwirthe; sie verdient daher zur Nachfolge bestens empfohlen zu werden; ob wir gleich der Meinung sind, daß hier der Werth mancher natürlichen, mit gar vielerley Gräsern und Kräutern geschmückten Wiese, im Vergleich mit den künstlichen, nur mit einer und der andern Grasart besäeten Wiesen, doch wohl zu tief herabgesetzt sey. Dieß wird die Zeit, und insonderheit die bald dieser, bald jener Pflanze und ihrem Wachsthum äußerst nachtheilige Witterung lehren! — In dem vor uns liegenden Herbarium sind einige Gräser zu spät, erst nach dem völligen Verblühen, und andere mit zu weniger Sorgfalt eingelegt, wodurch oft, ohne Noth, der habitus naturalis verloren gegangen ist, z. B. bey Dactylis glomerata und Alopecurus pratensis, der im Herbarium, gleich dem geniculatus, künstlich gebogen ist. Doch ist dieß vielleicht in andern Exemplaren nicht der Fall.

Möchte es der uns unbekannte Verfasser doch auch übernehmen, uns Landwirthe mit einem ähnlichen Werkchen über die schädlichsten Gräser und Unkräuter zu beschenken! Nur würden wir dazu um ein solches Format bitten, daß sich die Beschreibung derselben, und die Anweisung zum Vertilgen, rc. in das Herbarium bequem mit einlegen oder einbinden ließe, weil einzelne Quartbogen Text so leicht verloren gehen.

Az.

Handbuch der pharmaceutischen Botanik. *Zwölftes, dreyzehntes und vierzehntes Heft.* Nürnberg, bey Stein. 1803. Mit illum. Kupfern. Folio. Jedes Heft 1 Rg.

Diese Hefte fassen die Platten 64 — 68 — 73 — 78, und die Textbogen 31 — 36 in sich; in ihnen sind die Gewächse der sechzehnten bis neunzehnten Klasse, zu welcher

cher der Verfasser auch noch die Bestchen und Lobellen zählt, Abbild. 321 — 370 beschrieben und dargestellt.

Wa.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Das Riesengebirge in einer statistisch-topographischen und pittoresken Uebersicht. Mit erläuternden Anmerkungen, und einer Anleitung, dieses Gebirge auf die zweckmäsigste Art zu bereisen. Von Dr. *J. K. E. Hoser*, K. K. Hofmedikus in Wien. Mit Kupfern und einer Charte. *Erster Theil.* Mit 1 Kupfer und 1 Vignette. Wien, bey Geistinger. 1803. XXVIII und 208 Seiten 8. 1 Rh. 4 gr.

Der Verf. theilt seine Beschreibung des Riesengebirges, zu der er die Data aus eigenen Beobachtungen und Nachforschungen gesammelt hat, in vier Abschnitte, von denen der vorliegende Band die beyden erstern enthält. Die erste Abtheilung verschafft eine Bekanntschaft mit der Lage, Größe, den Gränzen, ꝛc. des Gebirges, mit dem dort herrschenden Klima, den meteorologischen Erscheinungen, dem Boden und den Produkten desselben. Dann geht der Verf. zur topographischen Beschreibung über, nennt jedoch nur einzelne der ausgezeichnetesten Theile, die Bäche, Mineralquellen, Flüsse und Seen, und verbreitet sich über die Bevölkerung des Gebirges. Die zweyte Abtheilung ist den Bewohnern des Riesengebirges gewidmet. Der Verf. beschreibt ihre körperliche Beschaffenheit, Lebensart, Erziehung, ihren gesellschaftlichen Zustand, ihre Verhältnisse in allen Lagen des bürgerlichen Lebens, ihre Nahrungsquellen, ihre Beschäfftigungen und ihren Kunstfleiß. Die Betrachtung der Manufakturen und Fabriken, des Handels und der politischen Verfassung beschließt diese Abtheilung und diesen Band. Im bald zu erwar-

wartenden zweyten Bande, mit welchem zugleich die Charte vom Riesengebirge, welche alle Bedingungen einer guten Reisecharte erfüllen soll, ausgegeben wird, folgt eine Auseinandersetzung der beyden letzten Abschnitte. — Große statistische Berechnungen und Untersuchungen, welche die Staatskunde betreffen, darf man in diesem angenehm geschriebenen Werkchen nicht erwarten; wohl aber eine getreue und herzliche Schilderung der Schönheiten dieses Gebirges und seiner Bewohner.

Mt.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Aristodorus. Eine Sammlung griechischer Gedichte, zum erstenmale metrisch übersezt von *Fr. X. Berger.* München, bey Scherer. 1803. 168 S. 8.

Wir haben bekanntlich in der neuern Zeit mehrere Uebersetzungen von Gedichten aus der griechischen Anthologie von Dichtern und Gelehrten unseres deutschen Vaterlandes erhalten, unter welchen sich die Namen: Stolberg, Herder, Voß und Jacobs (letzter in der Tempe) auszeichnen. Und in der That verdienen diese Gedichtchen ganz besonders, daß sie der feineren Lesewelt in guten Verdeutschungen mitgetheilt werden, weil man aus ihnen weit mehr, als aus den größern Dichterwerken, den eigenthümlichen Charakter der Griechen, ihren Witz, ihre scharfsinnige Ideen-Kombinationsgabe, ihre fruchtbare Phantasie, besonders aber ihr zartes, feines Gefühl, ihre ernste Empfindsamkeit, ihre fröhliche Heiterkeit, ihre sanfte Schwermuth, und den Adel ihrer humanen Denkungsart kennen lernt. Sollen aber Uebersetzungen derselben den wahren Genuß gewähren: so muß zugleich der gehörige Fleiß auf die Wahl des Ausdrucks, auf die Rundung des feinen Gedankens oder des Gefühls in der Darstellung, und auf die Korrektheit, Leichtigkeit und Anmuth des Versbaues gewandt werden. Daran aber hat es Hr. B. nur gar sehr

 erman-

ermangeln lassen. Wir wollen von den harten Verstoßen gegen die Gesetze eines guten Versbaues nur einige Beyspiele anführen, und zwar so, wie sie uns beym Aufschlagen begegnen. S. 79: Homers Si | renengesang. S. 92: Ich, das | Rennpferd das | einst am | Alpheus den | Siegskranz errungen. Alpheus (αλφειος) sind bekanntlich drey Sylben, und nun ist noch gar aus dem Trochäus eine einzige kurze Sylbe gemacht. S. 103: Hades, der | Allräuber | hat über sie keine Gewalt. Man höre folgenden Pentameter S. 115: Sey, o Pra | xiteles | aus | Andros! will | stimmen uns | denn! Und dieß soll noch dazu der geründete Schluß des Epigramms seyn. Und was sagen unsere Leser zu folgenden [illegible] S. 146: aufge | tischt das | goldfarbe | Brodt, und die stattliche Tafel. Aus dem Schluß des Hexameters S. 147: der | Titanen | oder Si | ganten, ersehen wir, worauf uns vorhin der Alpheus führte, daß Hr. B. eben so wenig die griechische und römische, als die deutsche Prosodie versteht; denn sonst würden ihm die Τιτηνες bekannt seyn. Diese Sammlung enthält meistens Epigramme, 94 an der Zahl; außer diesen aber auch noch 5 Hymnen und 15 Gedichte unter dem Namen: Oden und vermischte Gedichte. Ob nicht in der Tempe von Jacobs mehrere derselben bereits übersetzt sind, können wir nicht angeben, da wir diese nicht zur Hand haben.

Kb.

Neuorganisirte lateinische Grammatik zur Anleitung eines ordentlichen, deutlichen, gründlichen, auch deutsch- und lateinisch-modernen Unterrichtes. Ersten theoretischer Theil. Von H. E. G. Schwabe. Erfurt, bey Hennings. 1803. 16 B. 8.

Da jetzt so Vieles in der Welt, von ganzen Staaten und Provinzen bis zum Koburgischen Kasimirianum herab, neu organisirt wird: so ist es kein Wunder, wenn die Nachahmungs-

rungssucht, die so gern nach neuen Würden [illegible], auch eine neuorganisirte lateinische Grammatik zur Welt bringt. Es besteht aber diese neue Organisation, wenn wir anders den Verfasser aus diesem ersten Theil richtig beurtheilen können, hauptsächlich in einer ganz neuen grammatischen Terminologie, die er modern nennt, und sich sehr über Brödern und andere neuere Grammatiker aufhält; daß sie die lateinischen gewöhnlichen Benennungen beybehalten, und dann in einer größern Anhäufung von Definitionen, die aber größtentheils mit unnöthigen Charakteren überladen sind. Voran geht eine zwey Bogen lange Einleitung, worin er sein Unternehmen, durch mühsame Aufsuchung sogenannter Fehler der Bröderschen Grammatik rechtfertigt, und ein lächelnd Vergnügen fühlt, diejenigen Menschen, welche nur aus Vorurtheil, Nachbetung oder Unverstand loben oder tadeln, und auch so die Brödersche Grammatik blindlings rühmen, beschämt zu sehen; dann empfiehlt er seine eigene Lektionsmethode der lateinischen Sprache, nach der er seinen eigenen Sohn erzogen habe, der schon im 20sten Jahre öffentlich examinirter Advokat war, und dem er allein ganz Schule und ganz Akademie gewesen sey — also ohne nur eine Universität besucht zu haben, ohne akademische Zeugnisse und Proben wäre er von einer erleuchteten herzoglichen Regierung anerkannt worden! Das wäre doch viel! Aus dieser Einleitung schreiben wir gleich den Anfang ab, um eine Probe von des Verfassers Sprache und Deutlichkeitsgabe zu geben. »Mit Uebergehung vieler andern zum Theil ehrwürdig verbessernden lateinischen Sprachlehrer, deren Anführung eben so unnützlich, als gleichwohl ihre Vorreden in Grammatiken und Lexikons prunklich, vag und ekelhaft sind, hier seyn würde, ist es schon bey Betrachtung deren Zweyer — eines sowohl in Materie, als in übersichtlicher Darstellungsform verewigt schöpferischen Lange, welchen Rambach hie und da verbessert hat, und eines reich bildenden, zur Tagesordnung itzt berufenen, Bröder — rücksichtlich leicht und schwer, unnöthig und hipothetisch (so immer!) nothwendig, schon wieder mit einer neuen lateinischen Grammatik, vor dem Kennerauge eines verschieden sinnigen Publikums, oder gar vor den Schranken richtender Rivalen zu erscheinen.« Beyspiele seiner modernen, in Nichtmixturen deutscher und lateinischer Ausdrücke bestehenden Terminologie, sind folgende. Er schreibt also: Nom, Verb, Kas, Kaswort, Nom. proper.

properadjektive, Nomappellativadjektive, Nomnumeralkardinalien, Verbkas, Präpositionskas, Fragkas, Konsequentablative, Genitivregenten, (causa, gratia) Nomanomal, Nomabundante, Nomheteroklite, ein substantives Omn, Nomadjektivnumeraltemporalien, &c. Diese Beyspiele sind nur aus dem kleinsten Theil des Buches ausgezogen; aber wie in aller Welt kann sich der Verfasser über diese barocke Sprache so viel zu Gute thun, als er wirklich thut! Inzwischen stimmt damit seine übrige Sprache vollkommen überein. — »Die Vielheit der Grammatiken erschwert die Wahl bis zur Mignonne — ein höchst ungerniger Tadel — ein Knabe, der müßig umher laufen gelassen wird — eine konnektirliche Bemerkung, u. s. w.« Es besteht aber dieser erste theoretische, sonst etymologische Theil aus 3 Kapiteln: 1) Von den Buchstaben. Hier spricht der Verfasser, daß u nach q als ein Konsonante zu betrachten sey. Wenn aber dieses wäre: so müßte er eine Position, und die vorhergehende Sylbe lang machen; welches aber bey aqua, equus, equidem der Fall nicht ist. 2) Von den Redtheilen überhaupt. Hier werden facio unter die Verbneuteraktive (nach des Verfassers Sprache), und ardeo, frigeo unter die Verbneuterpassive gezählt; orior macht nicht ortus und orsus, und ordior nicht orditus sum. Man sagt wohl zum, statt zu dem, nicht aber zun, st. zu den, wie hier, obwohl nicht einmal in eine lateinische Grammatik gehörig, gesagt wird. Die Participia werden in 3 Klassen gebracht, je nachdem sie eine rein participale, eine verbale, oder eine rein adjektive Bedeutung hätten. 3) Von den Redtheilen insbesondere, in 7 Abschnitten, die drey Viertheile des Buchs einnehmen. Hier auch vom Artikel, obgleich die lateinische Sprache keinen hat. Er nimmt außer dem Einheits- und Definitartikel, einen Indefinitartikel (wo er gar fehlt) und Possessivartikel an, und beschreibt den letzten also: »Der ausgedrückte Vorsinn (des Noms) der Bestimmtheit von mein, dein, sein, ohne Besitzdemonstration und Accent oder Ton, z. B. fruitur vita, er genießt sein Leben, nicht sein Leben. Reuter hat im Plural nicht die Reutern, und wildes Thier im Genitiv nicht wilden Thieres. Es ist falsch, daß Scheller pelagus für ein Maskulinum erkläre. Der Verf. schlage nur dessen größeres Wörterbuch nach. Sind denn compes, merces, etc. Nomina auf ein ungleichsylbiges es? Er hätte sagen sollen: die im Genitiv ungleichsylbig werden,

werden, oder wachsen. Ganz ohne Grund verweist er das Gerundium in do als Dativ. Doch wir fürchten, den Lesern durch mehrere solche kleinliche Erinnerungen, die bisherigen sind aus der kleinern Hälfte des Buchs gezogen, mißfällig zu werden. Wir brechen daher ab, und erinnern nur noch, daß der Verf. seine Beyspiele alle selbst gemacht hat, und diese erwecken einen schlechten Begriff von seiner Latinität, z. B. suum cor dignatum tua inclinatione — fecit tibi hunc hortatum — cordia vituperantia — inventio experta, eine geprüfte Erfahrung, theses anticae incipientes debent habere theses posticas, etc.

Dr.

Exegetische Briefe über des Marcus Vitruvius Pollio Baukunst. An August Rode, von *Hans Christian Genelli. Erstes Heft.* Mit 21 Kupf. Braunschweig, bey Vieweg. 1801. 62 S. gr. 4. Ord. Pap. 2 Rthlr. 16 gr. Vel. Pap. geh. 4 Rthlr.

Herr Genelli hatte vormals den Vorsatz gefaßt, eine Uebersetzung des Vitruvs zu liefern. Da ihm aber hierin der Hr. Kabinetsrath Rode zuvorgekommen ist: so hat er sein Vorhaben dahin abgeändert, daß er dem Publikum seine Bemerkungen über einzelne Kapitel und Stellen des Vitruvs, wo er abweichender Meinung ist, in Briefen an Herrn Rode mittheilt, wozu ihn dieser selbst freundschaftlich aufgefodert hat. Dieses erste Heft enthält drey Briefe. Im ersten S. 1 — 10 wird von den scamilli impares bey Vitruv 3, 3. gehandelt. Der Verfasser versteht darunter nicht ungleiche Bänkchen, wie Rode übersetzt; sondern schräge Bänkchen, und sucht seine Erklärung mit mehreren Gründen zu bestätigen; wobey der Recensent der Rodischen Uebersetzung in der Allg. Lit. Zeit., welcher es durch abschüssige Randflächen oder Böschungen erklärte, mit Gründen, welche nicht vom Ausdrucke; sondern von der Sache selbst hergenommen sind, widerlegt wird. Eben so wird Newton bestritten, welcher die scamilli für Unterlagen hielt, die, wie die über den Platten der Kapitelle, bloß zur Korrektion der Ungleichheiten

ten in den Höhen der Säulen bey der Ausführung dienen sollten. Hr. Rode hatte in einem Schreiben an den Verfasser die scamilli impares als zwey über einander gelegte Bänkchen von ungleicher Höhe oder Breite erklärt; und für diese Erklärung die gar nicht verwerflichen Beyspiele an der maison-carrée und an dem Tempel der fortuna virilis zu Rom angeführt. Allein auch gegen diese an sich sehr annehmliche Meinung macht Hr. G. drey Ausstellungen, welche ihn hindern, seine eigene Erklärung dagegen aufzugeben. — Im zweyten Briefe S. 11 — 43 werden mehrere Punkte über die griechischen Tempel erörtert. Er ist veranlaßt durch Hrn. Rode's Verlangen, Hrn. Genelli's Meinung über die Frage zu wissen: ob außer den Hypäthren es noch andere Tempelgattungen gegeben habe, welche an der Hinterfronte einen zweyten Pronaos hatten? Da Vitruv hievon nichts erwähnt, und solches nur aus einer Stelle 3, 1. unsicher gefolgert wird, auch nicht einleuchtet, welche Bestimmung ein hinterer Pronaos gehabt haben könnte; da man wohl schwerlich dem Bilde der Gottheit im Rücken geopfert hat: so wird die Frage mit Recht verneinend beantwortet. Hiebey werden nun mehrere Gegenstände, die den Bau der alten Tempel betreffen, erörtert; die verschiedenen Gattungen regulärer Tempel nach Vitruv; die verschiedenen Säulenstellungen an denselben; die plutei, durch welche die Säulenweiten, die in den (nicht das) Pronaos führen, verschlossen werden sollen. Diese plutei, wird behauptet, seyen nicht bloße Geländer oder Brustlehnen; sondern hohe Gitter, und hätten nicht in allen drey; sondern nur in der mittlern Säulenweite Thürflügel gehabt. S. 16. Bey der Aufreißung der Steinfugen auf den Mauern bemerkt Hr. G., daß die eminentes expressiones circum coagmenta et cubilia weder den hervorgedrungenen Mörtel, noch weniger aber Fugenleisten oder Einfassungen, wie der Recens. der Rodeschen Uebersetzung in der Allg. Lit. Z. wollte, bedeuten; sondern expressiones heißen schlechthin die äußeren Umrisse der Werkstücke, welche vor den vertieften Fugen hervorspringen, und daher eminentes heißen. Vitruv 4, 6. mache demnach nur die simple Bemerkung, daß außer der vermehrten Festigkeit durch den Wechsel der stehenden Fugen (coagmenta) gegen die horizontalen Lagerfugen (cubilia) das Ansehen der Mauer noch einen kunstgemäßen Augenreiz (graphicotera delectatio) dadurch gewinnt, wenn man alle Fugen vertieft, oder auch die Kanten der

Werk-

Werkstücke ein wenig abstumpft, wie auf einer beygefügten Tafel gezeigt ist. — Posticum wird S. 23 nicht bloß auf den Begriff Hinterthüre eingeschränkt; sondern überhaupt bedeute es denjenigen Theil eines Ganzen, welcher als hintengelegen angesehen wird; und folglich auch den Säulengang an der hintern Giebelseite, den Hinterflügel. — Die noch vorhandenen antiken Tempel, der kleinere und größere Tempel zu Pästum, der Tempel zu Athen und Girgenti, u. s. w. werden überall zur Erläuterung benutzt, und erhalten gegenseitig wieder ihre Erläuterung. Den Schluß im achten Kapitel des vierten Buchs im Vitruv hält Hr. G. für verdächtig, S. 42. Hr. G. hat seine Anmerkungen über die griechischen Säulenordnungen noch nicht beendigt. Er hatte dazu den dritten Brief bestimmt. Allein ein Brief des Hrn. Rode an Hirt über die toskanische Bauart veranlaßte eine Abweichung von seinem Vorsatze. Er theilt daher im 3ten Briefe seine Gedanken über die toskanischen Tempel mit, Seite 44—62. Es werden mit Hirt gleich Anfangs die *antae* (Vitruv 4, 7.) als unterschieden von den parastatae und pilae angenommen, und so die Rodische Uebersetzung der *antae* durch Eckwandpfeiler, welches parastatae sind, bestritten. Die angezogene Stelle, welche den Auslegern am meisten zu schaffen macht, wird ganz übersetzt, und darauf ausführlich erklärt. Alle Schwierigkeiten dieser Vitruvischen Stelle concentriren sich auf die Begriffe, die man sich von der Bedeutung einiger Worte zu machen hat. Durch genauere Untersuchung und Bestimmung dieser wird daher die gegebene Uebersetzung und Erklärung vertheidigt. Es wird hinreichend seyn, hier jene schwierigen Worte genannt zu haben, um Sachkenner darauf aufmerksam zu machen, was sie hier zu suchen haben. Es sind die *trabes compactiles*, die *plinthus, quae est pro abaco apophygis*, das *stillicidium*, (worunter Genelli keine Dachtraufe; sondern den Fall, den Abschuß versteht, den man dem Regen verschafft, indem man das Dach aufspitzt, den Hang der Dachseiten; *subgrundatio* hingegen sey der untere Rand der Seitenflächen des Daches, die Reihe der äußersten Dachziegel, von welchen der Regen in Tropfen herabläuft; die Dachrinne aber, die diesen Rand schließt, heiße *sima, canalis*); endlich, wie sich Hr. G. ausdrückt, das verzweifelte *tertiarium*. Le Roy meinte, durch dieß tertiarium werde die Höhe des Giebels, und zwar nach der Höhe der Krone bestimmt. Hirt will, daß tertiarium

beziehe

bezieht sich auf die Säulenhöhe, aus dem unzureichenden Grunde, weil Vitruv nie etwas Aehnliches nach der Frontenhöhe bestimme. Allein, wo Vitruv etwas nach der Säulenhöhe bestimmt, versäumt er nie das altitudinis columnae hinzuzusetzen. Hr. Genelli erklärt es daher so: des Daches Höhe soll ein Drittel des Ganzen betragen, folglich die Hälfte der übrigen Fronte ohne den Giebel; da hingegen nach le Roy's Erklärung die Höhe des Daches eigentlich nur ein Viertel des Ganzen ausmachen würde. Denn das Drittel einer andern Größe, oder was solchem Drittel gleich ist, heiße tertia pars; das Drittel desselben Ganzen aber sey tertiarium. Nach dieser Ausführung werden die beygefügten Risse erklärt. Wir müssen übrigens noch des humanen Tons rühmlich gedenken, mit welchem Hr. G. die Meinungen und Erklärungen Anderer bestreitet.

Kb.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Kurzer Auszug der deutschen Sprachlehre und Orthographie (,) durch Beyspiele erläutert, und mit Formularen zu allerley Aufsätzen und Gelegenheitsbriefen ausgestattet, von G. H. Müller, Sprachlehrer zu Rendsburg. Hamburg, bey Hoffmann. 1803. VIII und 118 S. 8. 8 gr.

Rec. glaubt, daß Deutschland nichts verloren haben würde, wenn der Verf. das Manuskript dieser deutschen Sprachlehre, die sich durch keine Vorzüge vor ihren ältern Schwestern auszeichnet, noch im Pulte zurückbehalten hätte, und bedauert zugleich von ganzem Herzen die armen Knaben, welche sie, nach des Verf. Wunsche, gleich einem Katechismus auswendig lernen sollen. Neue Ansichten hier suchen zu wollen, wodurch der Deutsche mit dem Genius seiner Sprache vertrauter würde, wäre zwar zu viel gefordert, da der Verf. sein Lehrbuch eigentlich nur für die bürgerlichen Schulen des Mittel-

telstandes bestimmt hat; aber das kann man wohl mit Billigkeit fordern, daß das Wichtigere nicht fehlt, wo das Unwichtigere nicht vergessen ist. Leider! finden sich aber bey manchen offenbaren Fehlern auch in dieser Rücksicht der Unvollkommenheiten viel. Höchst unvollkommen und dürftig ist unter andern der §. von den Abtheilungs- und Unterscheidungszeichen, und die Formulare, mit welchen der Verfasser sein Büchlein ausgestattet hat, sind wahrlich keine Muster; denn die eine Bittschrift an den König besteht aus einer einzigen Periode, die auf einer gespaltenen Oktavseite 27 Zeilen einnimmt. Zum Lobe gereicht es indessen dem Verf., daß er, als Lehrer im Holsteinischen, auch auf Holstein besonders Rücksicht nahm, und die Jugend jenes deutschen Gränzstaates warnte, sich nicht durch die dänischen Nachbarn zum falschen Ausdruck verschiedener Buchstaben verleiten zu lassen. In dieser Absicht rügt der Verfasser besonders im 7ten Kap. von der Rechtschreibung öffentlich die »vorzüglichsten« (? am meisten auffallenden) »und widrigsten Mißtöne« im holsteinischen Dialekt. Von dieser Seite betrachtet, könnte also dieser kurze Auszug für jene Gegenden einigen Nutzen haben.

1. Der erste Unterricht, von M. Ernst Tillich. Leipzig (,) bey Rein. 1803. 286 S. 8. 12 gr.

2. Der Sprachunterricht (,) als intensives Bildungsmittel. Eine Nachschrift an Lehrer des ersten Unterrichtes, von M. Ernst Tillich. Leipzig (,) bey Rein. 1803. 61 S. 8. 4 gr.

Nr. 1. Rec. nahm diesen ersten Unterricht, den uns ein rühmlich bekannter Erzieher darreicht, mit nicht geringen Erwartungen in die Hand, und fand sich auch zu seinem Vergnügen nicht in denselben getäuscht. Durch ein zweckmäßiges Fortschreiten vom Leichten zum Schweren; durch stufenweise Entwickelung der Begriffe in der Seele des Kindes; durch vielseitige Bekanntmachung unmittelbar sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, und durch glücklich getroffene Wahl des Stoffes aus den Umgebungen des Kindes, das mit Beseiti-

gung alles Wissenschaftlichen, jetzt erst zum Menschen und noch nicht zum Gelehrten gleichsam von innen heraus gebildet werden soll, zeichnet sich dieser erste Unterricht vor den meisten Büchern dieser Art vortheilhaft aus, und verdient daher allen über den alten Schlendrian sich erhebenden Lehrern empfohlen zu werden. Rec. hält es aus diesem Grunde für Pflicht, den Inhalt desselben etwas weitläuftiger darzustellen, damit die auf den ersten Anschein trockene Nomenclatur, die man hier antrifft, nicht Manchen zurückschrecke.

Der Unterricht selbst enthält 9 Abschnitte, von denen der erste den ersten Kursus des Lesenlernens mit einsylbigen Wörtern begreift, der wieder in 3 Unterabtheilungen zerfällt. In der ersten lernt das Kind die Buchstaben kennen, und Konsonanten vor Vokale setzen, um dadurch Wörter zu bilden und auszusprechen. In der zweyten wird es schon zu einer komplicirtern Zusammensetzung geführt. Es muß den Konsonanten, den es vor den Vokal zu setzen bereits gelernt hat, nun auch hinter den Vokal zu setzen lernen. Ist auch diese Absicht erreicht, so muß es sich gewöhnen, immer die Konsonanten mit andern zu vertauschen, oder auch durch Vorsetzung und Nachsetzung mehrerer Konsonanten das bereits habende Wort zu vermehren. In der dritten Unterabtheilung schreitet es nun zum wirklichen Lesen einsylbiger Wörter über. Diese Leseübungen enthalten lauter einfache, und zwar aus einsylbigen Wörtern bestehende Sätze, die aus den Umgebungen des Kindes entlehnt sind. Zuerst werden Hauptwörter mit einem Zeitwort verbunden, z. B. »das Kind weint;« dann Hauptwörter mit dem Zeitwort seyn und einem Eigenschaftswort, z. B. »das Gras ist grün;« dann 2 Substantive durch ein Zeitwort, z. B. »der Ochs frißt Gras,« und endlich 2 Zeitwörter durch ein Bindewort, z. B. »du gehst und stehst.

Nachdem auf diese Weise der erste Kursus des Lesenlernens mit einsylbigen Wörtern vollendet ist, geht der Verfasser im 2ten Abschnitte zu den Leseübungen mit zweysylbigen Wörtern über. Er legt dabey z. B. die hinterste Sylbe en, die das Kind schon im ersten Kursus kennen lernte, zum Grunde. Dieser setzt er einen Vokal vor, und diesem dann einen Konsonanten, z. B.: »en, au en, bau en, hau en, trau en, »brau en, mau en, schau en, grau en, eu en, freu en,

»streu

»streu en, schau en, ä en, ß en.« Mit S. 67 läßt der Verf. allmählig die im Buche angenommene Abtheilung verschwinden, und setzt bis S. 92 eine Anzahl von aus einander sich bildenden Wörtern der Reihe nach hin, z. B.: »Acker »— ackern; baden — das Bad; die Ecke — eckig; »gut — die Güte,« wodurch dem Kinde zugleich die Bildung der verschiedenen Endungen der Haupt- und Eigenschaftswörter mehr einleuchten, und dasselbe mit den Namen unmittelbar sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände sehr bald vielfältig bekannt gemacht wird. Auch kann der Lehrer hier dem kindlichen Verstande den Unterschied zwischen Haupt- Bey- und Zeitwörtern beybringen. Der 3te Abschnitt von S. 92 — 121 begreift dreysylbige Wörter, und ist zugleich der 3te Kursus der Leseübungen. Jede Seite ist in 3 Kolumnen abgetheilt. In der 1sten stehen die Stammzeitwörter. Diesen gegenüber in der 2ten, die mit Präpositionen gebildeten davon abgeleiteten Zeitwörter, und diesen gegenüber in der 3ten, die von diesen letztern entstandenen Hauptwörter. Der 4te Abschnitt von S. 122 — 153 enthält lauter Wörter, die einen gemeinschaftlichen Ursprung, oder doch eine Gemeinschaft und Seitenverwandtschaft mit einander haben, und bringt so das Kind von dem einen Worte auf die von demselben abgeleiteten, z. B.: »Leben das Leben das Land das »Landleben die Stadt das Stadtleben das Dorf das »Dorfleben am Hofe leben das Hofleben die Art die »Lebensart der Balsam der Lebensbalsam der Baum »der Lebensbaum die Gefahr die Lebensgefahr der »Lauf der Lebenslauf das Mittel das Lebensmittel »der Saft der Lebenssaft die Strafe die Lebensstrafe »der Wandel der Lebenswandel das Wasser das Le»benswasser lebendig die Lebendigkeit lebhaft die »Lebhaftigkeit.« Der 5te Abschnitt umfaßt lauter kleine Sätze, wo Subjekt und Prädikat durch folgende Zeitwörter verbunden sind: haben, brauchen, können, seyn, werden, müssen, wollen, dürfen, sollen, gebraucht werden. Alle diese Sätze lassen sich in doppelte Fragen auflösen, durch deren öftere Benutzung man das Kind bald dahin bringen wird, eigene Sätze zu bilden; in seinen Umgebungen tausend Dinge zu finden, an welchen es dieselben Eigenschaften findet, die es schon andern Dingen beygelegt gefunden hat, und die Art und Weise, wie eine Eigenschaft in einer Sache enthalten seyn kann, durch das richtige Zeitwort zu bezeichnen. Der

6te Abschnitt fängt mit lauter kleinen Sätzen an, in welchen die Produkte der Künste und Handwerke, und die Nahrung und Wohnung der lebendigen Geschöpfe angegeben werden, und schließt zuletzt mit angestellten Vergleichungen. Im 7ten Abschnitte finden sich lauter durch Bindewörter zu Perioden (nämlich nach dem vom Verfass. angenommenen Begriff der Periode) gewordene Sätze. Diese können zu Gedächtnißübungen benutzt werden. Zugleich bewirken diese Uebungen, daß der Zögling allmählig mehrere Sätze verbinden, zu einer Periode erheben, und durch öftere Auflösung dieser Sätze in Fragen, die Art des Verhältnisses zweyer Sätze finden lernt. Der 8te Abschnitt enthält Erzählungen, und der 9te Gespräche. Folgende Stelle wünschte Rec. aus dem Gespräche über Wachsthum hinweg: »Wilhelm: Ich war einmal so »klein, wie mein kleiner Finger!« »Franz: Das »nicht.« (!!!) Auch folgende undeutsche Redensarten erwartet man hier nicht. S. 271: »Was beseht ihr euch »denn so genau auf euren Beeten.« S. 277: »Vatern« statt dem Vater, und S. 282: »Seht euch noch »einmal den Knopf an.« Ob man gleich im ganzen Buche keinen Sprung findet; sondern der Unterricht immer stufenweise fortschreitet: so würde doch mancher minder denkende Lehrer dieses Buch, weil weder eine Vorrede, noch sonst eingestreute Bemerkungen den Erzieher über den Gebrauch desselben belehren, nicht zu benutzen wissen, wenn der Verfasser nicht in Nr. 2. gezeigt hätte, wie sein Werk gebraucht werden müsse.

In Nr. 2. stellt nämlich der Verf. die Grundsätze auf, nach welchem der erste Unterricht eingerichtet werden müsse, und auf die er daher seinen ersten Unterricht baute. Er ist als Olivier's Anhänger fast mit allen seinen Vorgängern unzufrieden, wiewohl er dabey versichert: keinem seine Verdienste streitig machen zu wollen. Er zeigt drey Seitenpfade, welche seine Vorgänger vom rechten Wege ableiteten. Einige, meint er, fiengen den Unterricht an, ohne vorher das Kind Unterrichts fähig zu machen, und mithin ohne zu den ersten Elementen herabzusteigen; Andere behandelten den Unterricht zu rapsodisch, und noch Andere eilten zu früh, das Kind mit Kenntnissen zu versorgen, höchstens seinen Erfahrungskreis zu erweitern. Wenn alle Vorgänger des Verfassers mit Recht dieser Fehler beschuldigt werden können, wovon sich indeß

daß Rec. noch nicht überzeugen kann: so müßten natürlich die widrigen Folgen eintreten, welche er diesen Methoden vorwirft. Er behauptet nämlich: es werde das Kind durch diese Methoden theils zu einem willkührlich gesetzten Ziele gebracht, theils durch dieselben eine den nothwendigen Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes angemessene Stufenleiter zu wenig beachtet, theils aber auch der kindliche Geist mit einer Menge von Kenntnissen überladen und gleichsam niedergedrückt. »Ich fühlte« sagt der Verfass. »also bald den »Mangel eines Werkes, nach welchem ein Kind erst »Unterrichts fähig gemacht, und dann von der unter»sten Stufe der menschlichen Bildung an, in einer be»ständigen Stufenfolge weiter geführt, und bis zur »Fähigkeit des partiellen Unterrichts, in besondern »Fächern, wo andere Elementarwerke, großen Theils »erst anfangen, geführt werden könne.« Recens. hat diese Stelle auch deßwegen mit der eigenen Interpunktion des Verf. hergesetzt, weil man in derselben die durch das ganze Buch hindurch sehr überflüssig angebrachten Unterscheidungszeichen gut bemerken kann.

Der Verfass. wandelt indessen beständig auf dem Wege der Natur, und sucht die Erhaltung der Selbstthätigkeit, und das Verbannen eines einschläfernden Mechanismus allenthalben zu berücksichtigen. Seine nie zu erlassende Forderung an Lehrer ist daher: daß sie die Kinder durch tägliche Uebung auf eigenen Füßen gehen lehren; aber ja nicht tragen sollen. Seine Vorschläge, wie dieses zu bewirken sey, verdienen beherzigt und befolgt zu werden. Möchte der Verfass. indessen doch seinen Styl um der meisten Landschullehrer willen mehr herabgestimmt haben; er würde dann allgemein verständlicher, und sein Unterricht allgemein nutzbarer geworden seyn. Rec. unterredete sich über des Verfass. Methode mit drey sonst geschickten, und in einem bekannten Seminarium gebildeten Landschullehrern, und fand, daß alle drey folgenden Satz nicht verstanden: »Die Sprache ist ein Weckungsmit»tel der Vorstellungen, dessen Kraft in der Objektivi»rung des Subjektiven, und in dem Verallgemei»nern des Individuellen besteht.«

Das Buch beginnt mit einer kurzen psychologischen Deduktion des ersten Unterrichts. „Nachdem der Anfangspunkt dessel-

derselben näher, und zwar auf die Periode bestimmt worden ist, wenn das Kind anfängt, die Sprache zu sprechen und zu verstehen: so wirft der Verfasser die Frage auf: was der erste Unterricht sey? Sehr richtig behauptet er, daß das Wesen des Unterrichts nicht in dem Geben; sondern in dem Empfangen bestehe, weil dem Menschen von Natur nichts angebildet werden könne, was er sich nicht selbst anbildet. Die Qualität des Gebens beruhe also wesentlich auf dem Verhältniß des Empfangens, weil die Folgen des Unterrichts sich nicht nach seinem objektiven Werth; sondern nach dem Grade seiner Empfänglichkeit dafür berechnen. »Wenn man »dieses,« sagt der Verfass. »zugesteht: so folgere ich »weiter: der Unterricht muß unterworfen seyn, den »allgemeinen Entwickelungsgesetzen des menschlichen »Geistes. Da diese aber unveränderlich dieselben sind, »und sich mithin nur beschleunigen lassen können; so »geht daraus hinwiederum hervor: daß der Unterricht nicht hinein- sondern herausbildend, nicht bin»dend sondern entbindend (läuternd), mithin auch »nicht Anleitung zum Stoff empfangen; sondern zum »Gebrauche des empfangenen Stoffes, seyn müsse. »Dieses ist aber nichts anders, als ein Bilden des In»nersten im Menschen, seiner Vermögen und seiner »Fähigkeiten, durch welche er geschickt wird, sich »selbstthätig zu entfalten; und die aufgenommenen »Stoffe seinen Zwecken gemäß auszubilden.« Nun geht der Verf. auf den nothwendigen Gang der Entwickelung des kindlichen Geistes; auf die Sprache, als Bildungsmittel und als Gegenstand des ersten Unterrichts, und dann selbst auf die Beschaffenheit des Sprachunterrichts über.

In Rücksicht des Sprachunterrichts versichert er: er habe alle Grammatiken weit genug von sich entfernt gehalten, als er auf die Entfaltung der Sprachfähigkeit drang, und giebt als das erste, was für das Kind geschehen kann, die Organbildung an. Die Geschicktmachung der Organe kann seiner Meinung nach nicht anders geschehen, als durch ein Vorsprechen gegebener Worte, in einer beständigen Stufenfolge, die nach den Fortschreitungen der Entwickelung der Organe berechnet werden muß. Daher weicht er auch übereinstimmend mit Olivier von Pestalozzi ab, welchem er ohnehin den Vorwurf macht, daß er die Stufenfolge der Zusammen-

men-

menschlichen von Konsonanten zu einem Worte nicht zu berücksichtigen scheine. Statt, daß Pestalozzi nur für das Auge Worte vor dem Kinde entstehen läßt: so läßt sie der Verfass. zwar ebenfalls vor dem Kinde; aber für das Gehör entstehen. Nur dann erst, wenn die Töne dem Gehör bekannt sind, darf man nach des Verfass. Methode zur Kenntniß der Zeichen übergehen, durch welche die schon hinlänglich bekannten Töne dem Auge dargestellt werden. Und in diese Periode, wo das Kind drey- und mehrsylbige Wörter lesen kann, läßt er auch das Nachbilden der schon bekannten Zeichen mit einem Schreibeinstrument fallen, und zwar, wie er glaubt, am besten mit einem Schieferstifte an der Tafel. Nur müsse auch hier, sagt er sehr richtig, dem Schreiben eine Fertigkeit der Hand vorangehen, und das Einfache dem Zusammengesetzten vorangeschickt werden.

Wenn die Organe gebildet worden sind: so werden dann auch Vorstellungen geweckt, ihr Verhältniß bestimmt und zu Begriffen geholfen, und dieß führt den Verf. auf den 2ten Abschnitt seiner Anleitung zum Sprachunterricht, nämlich zur Ausbildung der Sprachfähigkeit. Nach seiner Anleitung muß der Unterricht für die Ausbildung derselben so eingerichtet werden, daß 1) der Umfang der Namen für sinnlich wahrnehmbare Gegenstände möglichst erweitert und vielseitig gemacht wird; (Namen) 2) daß diese Namen (Wörter) dann zwar logisch; aber höchst einfach verbunden werden; (Sätze) 3) daß die Sätze dann wieder mit einander zusammengestellt, in ein genaues logisches Verhältniß gesetzt, und so eine Menge von Vorstellungen zusammengefaßt werden. (Perioden) Der Verf. macht sich gemäßigtere Hoffnungen, als Pestalozzi, durch eine gutgereihte, bis zur Unvergeßlichkeit eingeprägte Nomenklatur ein allgemeines Fundament zu allen Arten von Kenntnissen legen zu können, weil sich der Mensch der Natur gemäß entfalten, und nicht in eine willkührliche Form bey seiner Verstandesentwickelung eingeschränkt werden müsse. Daher nimmt er auch sehr richtig die Reihe seiner Namen nur aus seiner Nähe, und zwar unmittelbar aus seinen Umgebungen. Wenn das Kind nach und nach zum Gebrauch der kleinen Bindewörter gelangt ist: so hat es das Ziel erreicht, bis dahin es der Verf. im ersten Unterrichte führen wollte. Der Lehrer muß aber nach des Verf. Urtheile noch Folgendes für alle drey Klassen thun: 1) muß er seinen Zögling mit den

Klassen der Wörter bekannt machen, und zwar zuerst mit dem Unterschiede zwischen Stamm- und abgeleiteten Wörtern; 2) muß er dafür sorgen, daß das Kind so bald, als möglich, dahin gebracht werde, aus diesen einzelnen Wörtern sich selbstständige Sätze zu bilden, und 3) ist es des Lehrers Geschäfft, dahin zu wirken, daß sein Zögling allmählig mehrere Sätze verbinden, und zu einer Periode erheben lerne. Von Seiten des Kindes gehört dazu ein richtiger Gebrauch der kleinen Bindewörter, und von Seiten des Lehrers eine klare Analyse des Verhältnisses der einzelnen Sätze, welche so und nicht anders verbunden werden. Zu diesen drey Stücken hat der Verf. mehrere Sätze, die er aus seinem ersten Unterricht entlehnte, als wahre Musterbeyspiele durchgeführt. Nachdem der Verfasser noch sehr nachdrücklich gegen die Vernachlässigung der Gedächtnißübungen geeifert hat: so geht er zur Orthographie über. Die bisher gewöhnliche Art, nach Vorschriften schreiben zu lassen, verwirft er, weil sie zu einem Mechanismus führe. Man soll zwar dem Kind eine schöne Schrift vorlegen, der man besonders das Einfache und Ungekünstelte ansehe; aber diese nicht gänzlich abschreiben lassen; sondern zur genauen Nachzeichnung nur die einzelnen Buchstaben des Alphabets vorlegen. Auch giebt er zweckmäßige, wiewohl zum Theil schon bekannte Anleitungen, um das Schreiben zur freyen Thätigkeit des Geistes zu machen. Zuletzt fügt der Verf. noch ein Wort hinzu, in welchem er mit herzlicher Wärme die Materie rechtfertigt, welche er für die erste Bildung wählte. Rec. stimmt in diese Rechtfertigung mit ein, und hofft, daß jeder Unbefangene mit einstimmen wird. Periode gebraucht der Verfass. unrichtig immer als Maskulinum, und dem Begriff, den der Verf. von derselben aufstellt, möchten wenige Sprachlehrer nur beystimmen. Die Ausdrücke: »kleine Partikeln,« und »den Kinde« statt das Kind sind dem Verf. wohl nur in der Eile entschlüpft. Wir haben von demselben einen zweyten Theil des ersten Unterrichts zu erwarten, in welchem er die Art und Weise der vielseitigeren Uebung, welche der von nun an seine Begriffe mit mehr Selbstthätigkeit zu entwickeln fähig werdende Jüngling verlange, in einer psychologisch geordneten Stufenfolge zeigen wird. Möchte er bald erscheinen. Die Erscheinung des ersten macht lüstern auf den zweyten.

Rz.

Hand-

Handlungswissenschaft.

D. Friedrich Schulz's (,) Direkt. der Königlichen Handlungsschule in Berlin (:) Handlungs-Akademist. Ein elementarisches Lehrbuch (,) vorzüglich der in das kaufmännische Rechnungsfach einschlagenden Theile der Handlungswissenschaft. Erster Band. Berlin, bey Haude und Spener, 1803. XVI und 594 S. gr. 4. 4 Rg.

Lange ist uns von größern Werken in der handlungswissenschaftlichen Literatur kein Buch vorgekommen, das neben der Summe und dem großen Reichthume zweckmäßiger, ganz hiehin gehöriger, bis fast auf die neuesten Zeiten mit dem eisernsten Fleiße durchgeführter Gegenstände, eine Menge zweckloser, durchaus nicht passender, und wirklich unnützer Geschichtserzählungen, 2c. enthält, die Keiner mit Recht an diesem Orte suchen wird. Wir bedauern in Wahrheit, daß wir unsere Anzeige von einem Werke, das wirklich viel wahrhaft Gutes enthält, nicht so vortheilhaft einkleiden können, als wie es der praktische Ruhm seines achtungswerthen Verf. eigentlich verdiente. Aber mit diesem, den wir nicht anders, als seitens solcher Sachverständigen kennen, welche ihn in seinen praktischen Lehr- und Dienstverhältnissen schätzen, und deren kompetentem Urtheile wir völlig beytreten, hat Recens. nichts zu thun. Das vorliegende Werk ist dem Urtheile des Publikums, dessen Referent die öffentliche Kritik ist, bloßgesetzt. Indessen bescheiden wir uns gern, daß ein gelehrter, einsichtsvoller, und praktisch gemeinnütziger Mann, nicht immer das beste wissenschaftliche Lehrbuch — wenigstens alsdann nicht schreibt, wenn er, bevor seine eigenen schriftstellerischen Erfahrungen, in jüngern Jahren, durch Geschmack und Kritik nicht systematisch geleitet worden, im Stande des Mittelalters seine litterarische Autorbahne zu eröffnen anfängt. Dieser Bemerkung werden sowohl der bescheidene Verf. des vorliegenden Buchs, als alle diejenigen beystimmen, welche dem Gange der wissenschaftlichen Literatur vergleichenderweise nachgespürt haben; und von dieser Seite betrachtet, verdient also Hr. Sch. mehr entschuldigt, als sein angefangenes Werk,

 das,

das, wie er in der Vorrede bescheiden gesteht, die Frucht eines, schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren, nach und nach mühsam ausgearbeiteten praktischen Lehrmittels ist, strenge beurtheilt zu werden. Letzteres soll, wie in allen Fällen, auch jetzt unser Maaßstab seyn, ohne jedoch die Wahrheit für und wider die Sache zu verdunkeln, noch das wirklich Gute zu verschweigen, oder das Unnütze anzupreisen.

Der Eingang der Vorrede giebt entfernte Winke von der günstigen Veränderung der Berlinschen Handlungsschule, mit welcher dieselbe in neuern Zeiten, (durch die bekannte zweckmäßige Direktion des Verfass.) der Aufmerksamkeit des Königs sich würdig gemacht, und dadurch das Prädikat einer königl. Handlungsschule, gleichsam unaufgefordert erworben hat. Das Uebrige von S. VIII — XV giebt eine Schilderung von dem Zustande dieser Anstalt seit seiner Entstehung, bis auf den Zeitpunkt, da sie, gleichsam vom Rande ihrer Zernichtung, in den königlichen Schutz und dessen Milde aufgenommen wurde. Einige treffende Bemerkungen, welche von dem Unterrichte und der wissenschaftlichen Einrichtung dieses Instituts Nachricht geben, stehen hier am rechten Orte; nur die dunkeln Anspielungen auf wahrscheinliche Unterdrückung dieser Anstalt, scheinen unserm Verf., der sie nur entfernt berührt, und mit kluger Beharrlichkeit zu bekämpfen gewußt hat, manche frühere unangenehme Empfindung rückerinnernd zu entlocken. Jetzt folgt die Verhandlung der Materie selbst.

Der gegenwärtige Erste Band ist, wie das ganze Werk, den ehemaligen, jetzigen und künftigen Zöglingen der Berlinschen Handlungsschule besonders gewidmet. Jener enthält im Allgemeinen den Gang des Unterrichts in Ansehung der elementarischen Vorübungen und Vorkenntnisse zur höhern kaufmännischen Rechenkunst, und die Art und Weise, wie an diesen Unterricht, so manche andere wichtige Lehrgegenstände aufs schicklichste angeknüpft, und dadurch besondere Lektionen über diese Gegenstände sehr füglich erspart werden können. Dazu ist der erste Abschnitt zum praktischen Gebrauche für die Handlungs-Eleven selbst, in den beyden untern Klassen zweckmäßig eingerichteter handlungswissenschaftlicher Institute gewidmet. Wie bey diesem praktischen Gebrauche,

brauche, die erforderlichen theoretischen Anweisungen aus dem Gebiete der Arithmetik, auch der Münz-, Maaß- und Gewichtskunde, zugleich mit angebrachten Unterhaltungen über Gegenstände der Waarenkunde, Kommerz-, Geographie und Geschichte begleitet werden können, dazu enthält der zweyte Abschnitt (nach der Meinung des Verfass.) theils wohlangebrachte Fingerzeige, theils den ausführlichen Stoff. Durch eben diesen zweyten Abschnitt glaubt der Verf., diesen Theil des Buchs zugleich für solche Leser recht brauchbar zu machen, welche als lernbegierige Mitglieder des Kaufmannsstandes, ihre praktische Laufbahn schon angefangen haben, und jetzt erst, durch Erfahrung, die vielen Lücken zu entdecken, Gelegenheit finden, die ein mangelhafter Schulunterricht, in ihren Kenntnissen auszufüllen, übrig gelassen hat. (Wir gestehen es. Manches entspricht der Erwartung und der Absicht des Verf.; aber im Ganzen will uns die, von ihm, in dem vorliegenden ersten Bande beobachtete Anordnung, und auch ein Theil der Ausführung, nicht gefallen. Um dieses näher auseinander zu setzen, wollen wir zuvor den Inhalt desselben unsern Lesern vorlegen, und dann ihre Behandlungsart kritisch zergliedern.)

Ueberhaupt ist dieser Theil dem einheimischen Geld- und Wechselgeschäfft der merkwürdigsten europäischen und aussereuropäischen Handelsplätzen, in seinen verschiedenen arithmetisch-merkantilischen Operationen gewidmet, und nach Anleitung elementarisch-geordneter praktischer Rechnungsübungen theoretisch erläutert. (In sofern dieses auf die praktisch ausgefertigten Rechnungsbeyspiele anzuwenden ist, findet die Behauptung statt.) Die theoretisch- und arithmetisch-praktischen Uebungen im Betreff des Waarenhandels, haben mehr unsern Beyfall, wiewohl man dergleichen Ausarbeitungen in Kruse, Gerhard, Herrmann, Wagener, und nicht selten in arithmetischen Kompendien und ähnlichen Schriften in Menge, und oft weit besser darin in Menge antrifft. Die Einleitung legt eine vorläufige Entwickelung der Begriffe Geld und Münze und alles dasjenige vor, was darauf Beziehung hat. Der erste Abschn. S. 9 enthält die so eben berührte Sammlung arithmetisch-praktischer Uebungsbeyspiele, welches eine ununterbrochene Tafel ist, in der die Vorfälle kolumnenweise nach Ländern, Städten und Provinzen, auch nach Waaren, Geld- und

Münz

Münz-Valuten berechnet, und die gegebenen Data, wie die Produkte derselben, ausgeworfen finden. Außer den Vorfällen, welche auf Regel de Tri passen, findet man auch Aufgaben aus der Regel Quinque, Gesellschaftsrechnung, Gold- und Silber-Pari (natürliches und konventionelles Pari). Italien und die Levante machen den Beschluß dieser Tafel. Der zweyte Abschnitt enthält S. 217 theoretische Anmerkungen und Erläuterungen über die, im ersten Abschnitte enthaltenen Gegenstände, welche A. aus dem Gebiete der kaufmännischen Arithmetik, der Münz-Maaß- und Gewichtkunde, u. s. w. und B. aus der Kommerz-Geographie und Geschichte, vorzüglich in Betreff des Geld- und Rechnungswesens der verschiedenen Länder, Staaten und Handelsplätze betreffen. Hiezu sind XIX Kapitel bestimmt. Der Verfass. handelt vorläufig über einige elementarische Gegenstände der allgemeinen Arithmetik, wobey die ersten Grundbegriffe der Division und Bruchrechnung, der Proportionsregel, mit Anwendung derselben auf die höhern Operationen der Bruchrechnung angewandt werden. Von der Proportions-Rechnung mit gebrochenen und vermischten Zahlen, nebst einigen andern rückständigen Materien der höhern Bruchrechnung. Von den verschiedenen Arten der Münz-Maaß- und Gewichtverhältnisse. Vom Procentwesen insbesonders, mit Anwendung auf Agio und Diskonto, Interessen- und Rabattrechnung. Regel de Tri und Kettenrechnung, elementarische Vorübungen zur gemeinen und höhern welschen Pratik, Regula-Quinque, Gold- und Silber- auch Gesellschaftsrechnung, und was darauf Bezug hat, wird, wie einige Nachträge zu der Materie von der Bruchrechnung, hier ausführlich auseinander gesetzt. Besonders ist das XI. Kapitel, das von Banken, Bank-Valuten, Bank-Obligationen, und einigen andern verwandten Materien, mit Rücksicht auf Papiergeld und geltendem Papiere handelt, am besten gerathen. Die Kommerz-Geographie und Geschichte, die in allen folgenden Kapiteln XII — XIX vorgetragen werden, erstrecken sich auf die königl. preußischen Staaten, die österreichischen Erblande; ferner: Deutschland, Helvetien und Batavien (der letzte Ausdruck hat aber in deutschen Handbüchern der Erdbeschreibung bisher noch nicht das Bürgerrecht gewonnen, wiewohl Rec. sich auch dieser lateinischen Ableitung bisweilen bedient, wenn er in Schriften von der französischen Wiedertaufe der vormals vereintgewesenen sieben Provinzen der

der nördlichen Niederlande, der nunmehrigen batavischen Republik, reden muß). Ferner: auf Dänemark und Schweden; das russische Reich, Großbritannien, Nord-Amerika und Westindien. (Wo bleibt Ostindien, das Mittel-Asien, Aegypten, und der Küstenhandel von Afrika?) Desgleichen: Spanien und Portugal, nebst den beyderseitigen amerikanischen Besitzungen, Frankreich, Italien und die Levante. Ueberall ist auf das Geld- und Rechnungswesen dieser Länder, Städten und Handelsplätze Rücksicht genommen, und zweckdienliche Aufgaben mit ihren Auflösungen eingestreut, auch am Rande allenthalben die Gegenstände in Glossen vermerkt, welches den Gebrauch dieses Buchs merklich erleichtert. Hin und wieder findet man auch einige Noten unter dem Texte, welche die Gegenstände erläutern.

Aus dieser Darstellung werden unsere Leser den Inhalt dieses 1sten Bandes, und die Ausführung desselben in allgemeiner Hinsicht zu beurtheilen im Stande seyn; jetzt werden wir die Behandlung einiger Materien einzeln prüfen; über dieselben, nach Zweck und Raum, einige berichtigende Winke mittheilen, und das Ganze der Entscheidung dem Publikum überlassen.

So groß die mühevolle herkulische Arbeit ist, die der Verf. sich mit Ausarbeitung der, im ersten Abschnitte zu vielen tausenden Rechnungsbeyspielen enthaltenen kleinen und größern Aufgaben aus der Waaren- und Geldkunde, gegeben hat; eben so wenig leuchtet der reelle Nutzen davon ein, wie viel z. B. in Preßburg 1000 Fl. poln. à 105 Grosch. in ungarische Gulden, und umgekehrt betragen; oder wie viel 345 Thl. preuß. Kourant mit 8, 9 und mehrere Procente Verlust (Diskonto) in Friedrichsd'or, und so fast in allen nur möglichen Münzsorten in und außer Europa reduktionsmäßig zu stehen kommen? Dergleichen Berechnungsarten kommen in jedem arithmetischen Kompendium, obgleich nicht so zahlreich wie hier, vor. Als Rechenknecht sind diese Beyspiele auch nicht zu gebrauchen, weil weder Analogie, noch progressive Auf- oder Absteigung darin herrscht. Der einzige sichtbare Nutzen dieser, aneinander hängenden, großen Tafel ist der: angehende Kaufmannsrechner in allen, darin vorkommenden Rechnungsbeyspielen üben zu lassen. Dazu ist aber die erstaunliche Summe von willkührlichen Rechnungsaufgaben

nicht

nicht nur zu groß und viel zu ermüdend; sondern, abgerechnet, daß man die Schüler nur einige dieser Beyspiele, nicht nach der Reihe, wie sie folgen; sondern nur hin und wieder Einige ausheben und berechnen läßt, — das groß Quartformat in Wahrheit viel zu unbequem, um dasselbe auf Lehrstuben der Art, wo oft 20, 30 und mehrere Rechner zusammen sitzen, ohne Andern hinderlich dadurch zu werden, neben sich legen zu können. — Doch dieß Alles bey Seite gesetzt, wollen wir nunmehr zum zweyten Abschnitt übergehen.

Nachdem der Verfass. im Vorhergehenden, Zahlen-Erkenntniß, ihren Gebrauch und ihre Anwendung in der Arithmetik, sogar auf höhere kaufmännische Rechenkunst, wie natürlich ist, vorausgesetzt hat, handelt er im 1sten Kapitel S. 217—228 von den ersten Begriffen der Zahlenkunde, was eine Zahl sey, wie sie ausgesprochen, versammelt und vervielfältiget werden müsse. Diese und dergleichen Erklärungen, deren wir schon erwähnt haben, stehen hier in der That am unrechten Orte, ohne einmal darauf Rücksicht zu nehmen, daß Keiner, der sich einen richtigen fixirten Begriff von dem vielumfassenden Titel des Werks: Handlungs-Akademist, zu machen versteht, dergleichen Elementar-Principe, die man in jedem Rechenbuche antrifft und erwartet, hier suchen wird. Zudem fällt es Jedem auf, daß die praktische Ausführung der merkantilischen Rechenkunst, der allgemeinen Theorie der gewöhnlichen Arithmetik vorangeht. — Um die Leser mit der Darstellungsgabe des Verf. bekannt zu machen, wollen wir den kleinsten Sph. dieser Elementarzahlenkunde wörtlich ausheben. S. 217. Kap. 1. §. 1.: »Was die Kenntniß der »Buchstaben und Schriftzeichen der Sprach- und Lesekunst »(ist); das ist die Zahlen- und Ziffernkunde, nebst der dar- »auf sich gründenden Numeration, der Arithmetik: nämlich(,) »nicht sowohl ein Theil der Wissenschaft selbst, als vielmehr »der erste Grundstoff derselben.« — Die S. 261 folg. befindliche Tafel der Ellenmaaßen und Handelsgewichte einiger der vorzüglichern Handelsstädte in Europa, ist aus Nelkenbrechers Taschenbuch für Banq. und Kaufleute entlehnt, wobey, wie in der metrischen Reduktion der alt- und neufranzösischen Maaß- und Gewichtsbestimmung, S. 269 folg., unter dem Artikel Frankreich: die alte Angabe des Metre (vom 19. July 1793) = 443, 442 Linien noch überall zum Grunde liegt, statt daß der rektificirte Metre, nach der

der Bestimmung von Mechain und de la Place, als Resultate der Meridians-Vermessung von Dünkirchen bis Barcelona = 443, 296 Lin. hätte angenommen werden müssen, welches Verhältniß durch das Konsulargesetz vom 13. Brüm. IX. J. für ganz Frankreich und alle davon abhängende Staaten und Provinzen sanktioniret worden ist. — S. 353 wird (sehr wahrscheinlich nach Anderson) das Alter der Bank zu Venedig im zwölften Jahrhundert (1157) muthmaaßlich angegeben; doch auch bemerkt: ihre bestimmte Verfassung habe jedoch besagte Bank in den letzteren (achten) Jahren des 16. Jahrhunderts erhalten. Wann, und welche historische Zeugnisse dieß bekräftigen, wird nicht gemeldet. Dieß hätte aber aus dem Chron. Deduct. Vol. I. p. 84; aus *Sandi* Stor. civil. Venez. Part. II. Vol. II. p. 768; Part. III. Vol. II. p. 892; und besonders aus *Griffo* Stato di Venezia, p. 316 seqq. (ed. 1638) gesehen werden können; auch ist dieses ganze Kapitel (S. 352—356), das mit das beste im Buche ist, in Absicht der Würde und der Reichhaltigkeit des Gegenstandes wegen, viel zu dürftig gerathen. Dafür hätte der Verfass. lieber sollen die ganz unnützen, hin und wieder ganz zweckwidrig angebrachten historisch-politischen Bruchstücke, die nicht in dieses Werk passen, weglassen, und dafür sich bloß auf eigentliche Handlungsgeschichte einschränken sollen! Wozu nutzen die historischen Digressionen S. 387 — 396. §. 11—12. S. 455 fg. §. 17. S. 463 — 466. §. 10 — 155 und besonders die Hauptzüge der französischen Völkergeschichte bis auf das Jahr 1802 von S. 526 — 561, in der der Gang der politischen Revolution mit den vornehmsten Kriegsbegebenheiten erzählet werden? Wird man diese, die zum Theil aus Girtanner und Posselt entlehnt worden, nicht lieber in den vielfachen Quellen lesen? — Ueberhaupt fehlt dem ganzen Werke Plan, System und Ordnung; alle drey Haupterfoderniſſe werden dabey über alle Erwartung vermisset. Wir wiederholen daher unsere anfängliche Aeußerung. Hätte Hr. Sch. von einem theoretisch-praktischen Gelehrten der Handlungswissenschaft, sich einen Plan, wie eine Handlungs-Akademie eigentlich systematisch geschrieben werden müsse, geben lassen, und dann denselben mit Beyhülfe eigener Erfahrungen ausgearbeitet: so hätte was Rechts aus diesem Werke werden können. —

A.

1. Neues

1. Neues und vollständiges geographisches Lexikon für Kaufleute und Geschäfftsmänner; oder alphabetisch geordnete Beschreibung aller Welttheile, Staaten, Länder, Plätze, Häfen, ꝛc. die den Kaufmann interessiren, und wohin gehandelt und Verkehr getrieben wird. Von Joh. Chr. Schedel. Zweyter Band. G. — M. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 734 S. gr. 8. 3 Rthl.

2. Waaren-Kenntniß-Betrugs- und Sicherstellungs-Lexikon, beym Ein- und Verkauf aller Art Bedürfnisse, ꝛc. der Güte und Verfälschung aller Produkte, Waaren, und alles dessen, was — — verkäuflich — — und der Verfälschung unterworfen ist. Nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von Franz Reinhard. Zweyter Band. M bis R. Erfurt, bey Keyser. 1803. VI und 258 S. 8. 16 gr.

Von den ersten Theilen beyder Schriften haben wir zu seiner Zeit Nachricht gegeben, und ihre Vor- und Nachtheile mit hinlänglichen Beweisen dargestellt. Die Fortsetzung von Nr. 1. ist ziemlich dem Vorgänger gleich; man findet darin durchgängig alles, bis auf die neuesten Zeiten, und mit den, in denselben vorgegangenen Veränderungen angebracht. Jeder vorkommende Artikel ist zweckmäßig, mit der gehörigen Umständlichkeit abgefaßt, und mit dem Gemeinnützigen und Nöthigen versehen, ohne fremde Beymischung, oder etwas Fremdartiges hinzuzusetzen, das in Weitschweifigkeit ausarten könne. Auf statistische Angaben, welches nothwendig war, ist allerdings Rücksicht genommen: so trifft man z. B. von ganzen Ländern und Städten den Quadrat-Flächen-Inhalt, die Volksmenge, den Handelsverkehr, Ertrag derselben nach Staatstabellen, Mannichfaltigkeit der Fabrik-Manufaktur- und Handelsartikel in den Städten, Provinzen und Ländern in und außer Europa, Assekuranzkammern, Banken, oktroyrte Kompagnien, Handelsgerichte, Konsulate in

in den Seestädten, Havarey-Anstalten, u. dergl. welche in die mannichfaltigen Gebiete der Handlung und Gewerbe gehören, werden gehörigen Orts vermerkt, und nicht selten der größten Handelshäuser erwähnt, die zur Zeit, als der Verf. schrieb, theils noch existirten, oder theils in der Blüthe ihres kommerziellen Wachsthums standen. Die meisten neuern Angaben gehn bis zum J. 1802; doch nicht überall, so wie auch nicht allenthalben mit der erforderlichen Pünktlichkeit verfahren ist. So findet man z. B. in verschiedenen französischen Städten, die alten Provinzial-Münz-Maaß- und Gewichtsnamen beybehalten, welche die Revolution bekanntlich zernichtet, und andere an ihrer Stelle eingeführet hat. Auch scheint dem Verf. Manches, welches doch seit 3 Jahren bekannt war, entgangen zu seyn; eine Menge Beyspiele könnten wir anführen, wenn wir, wider Absicht und Zweck der N. A. D. Bibl. weitläuftig werden wollten. Um unsern Lesern zu zeigen, daß wir diesen Theil sorgfältig durchgegangen haben, bemerken wir kurz, daß der Artikel: Griechenland, so kurz und gründlich er auch übrigens abgefaßt ist, doch gar nicht zu einer Kaufmannsgeographie paßt. Hierin erwartet man Natur- und technische Handelsprodukte, und ihren Verkehr mit denselben im In- und Auslande, — also keine Uebersicht der Gelehrtengeschichte der Vergangenheit und Gegenwart. — **Mühlhausen** im Sundgau, ist schon seit 1799 von den Schweizer-Bundesgenossen an Frankreich abgetreten; hier wird davon nichts erwähnt. — **Mühlheim** am Rhein. Hierin wird Vieles vermißt. Außer dem Andreäschen Handlungshause, das hier allein genannt wird, sind hier seit mehreren Jahren, noch 5 ansehnliche Handelshäuser, welche beträchtliche Seidenfabrikate verfertigen lassen. Auch hat die Stadt das Krahnrecht, dessen so wenig, als daß die Handlungsanstalten und die dazu gehörigen Gebäude, in dem schweren Eisgange am 29sten Februar, auch 1 und 2ten März 1784 außerordentlich gelitten, und zum Theil jetzt wieder hergestellt sind, hier erwähnt werden. S. 729 fg. Kol. 2. wird versichert: **Münster**, Hauptstadt in Westphalen, liege in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend. Rec. versichert, daß das Eine so wenig, wie das Andere richtig sey. Was zu Ende des Artikels vorkommt, ist aus dem **Nelkenbrecherschen** Taschenbuche, das häufig, jedoch zweckmäßig gebraucht, völlig entlehnt. — Da der Verf. seit dem Ende März 1803 gestorben ist: so würde es

Schade seyn, wenn dieß übrigens sehr brauchbare Werk, durch den Tod des Verf. unterbrochen werden sollte.

Nr. 2. ist besser als der erste Band dieses Buchs gerathen; einer der vorzüglichsten Artikel, der gut bearbeitet worden, ist S. 114 — 174 das Pferd. Die Note dazu rechtfertigt den Verf. völlig; nur die Vorrede des Herausgebers dieser Bogen, den Verleger keinesweges. Müssen denn auch Bruchstücke literarische Meßartikel werden?

F.

Das gewerbfleißige Deutschland, oder systematisch geordnetes Verzeichniß der jetzt lebenden Kaufleute, Fabrikanten, Manufakturisten, u. s. w. Nebst Erläuterungen zur Handelserdbeschreibung, Fabrik- und Waarenkunde. Fünfter Theil. Den österreichischen Kreis enthaltend. Leipzig, bey Schumann. 1803. XVI und 502 S. 8. 1 Rg. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Allgemeine merkantilische Erdbeschreibung, auch Handlungs- und Fabriken-Addreßbuch der österreichischen Kreislande. Erster Theil, das Erzherzogthum Oesterreich enthaltend, u. s. w.

Noch ein dritter Titel ist überschrieben:

Beschreibung der Handlung und des Industriefleißes der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien; oder: merkantilischer Wegweiser durch Wien und das Erzherzogthum Oesterreich, u. s. w.

Der fleißige und schreibselige Vf. liefert hier die Fortsetzung von seinem gelehrt. Deutschl., dessen frühere Theile wir gehörigen Orts in der N. Allgem. D. Bibl. angezeigt haben.

Auch der vorliegende Band hat, wie seine Vorgänger, sein Gutes und sein Böses. Sein Gutes, daß er die hier aufgeführten Materialien, mit vielem Fleiße und in systematischer Ordnung zusammengesetzt liefert; sein Böses dagegen, daß er bekannte gedruckte Sachen von neuem auftischt, ohne den Nutzen davon abzusehen. Die mannichfaltigen Entschuldigungen in der Vorrede, rechtfertigen den Verf. keinesweges. Denn welcher Kaufmann, Manufakturist, Gelehrter, ꝛc. dem an der österreichischen Handlung überhaupt, oder an der Kommerzkunde Wiens vorzüglich gelegen ist, wird sich nicht das fast jährlich erscheinende Civil- und Kommerzialschema der Haupt- und Residenzstadt Wien, ꝛc. f. 1802, und Zimmerl allg. Handl. Almanach für Kauf- und Handelsl. f. d. J. 1802. anschaffen, die Recensent wie die Hamburger, Amsterdamer, Londoner, und mehr andere jährlich erscheinenden Verzeichnisse der Kauf- und Handelsleute, und ihre Geschäffte — seit vielen Jahren besitzt, ohne einmal Kaufmann zu seyn. Wie vielmehr also Kauf- und Handelshäuser, deren Gewerbe Lokalkenntnisse in Wien erfodert! Und doch sind beyde Bücher, und Gädikens Manufaktur- und Fabriken-Addreß-Lexikon, wie der Verf. klagend gesteht, die Hauptquellen, aus denen der 5te Theil seines Werks zusammengesetzt worden, indem außer Krems, ihm auf seine mannichfaltigen Aufforderungen, keine einzige schriftliche Notiz ertheilet worden. — Aber, möchten wir den Verf. fragen: war denn bey dem Mangel an handschriftlichen zuverlässigen Nachrichten über diesen Gegenstand, die Erscheinung dieses Bandes so äußerst nothwendig? oder wollte derselbe, als gleichzeitiger Verleger, bloß einen Meßartikel liefern? Ja, dann verdient er als Kaufmann, der jede Waare, gut oder schlecht, alle gleich viel, zur Messe feil bietet, — nur nicht als Schriftsteller entschuldiget zu werden. Wer übrigens von der Eitelkeit des Verf. einen auffallenden Beweis fodert, der sehe die S. 457 — 459 wörtlich eingerückten Recens., die man hier nicht erwartet hätte.

Ni.

Die Kunst sich glücklich als Kaufmann oder Fabrikant zu etabliren, oder Belehrungen für junge

Kaufleute und Fabrikanten, welche sich etabliren, 2c. wollen. Größtentheils nach mehrjährigen Erfahrungen mitgetheilt (,) von Ehregott Meyer, Herz. Sachs. Kob. Saalf. Kommerzienr. Weimar, bey d. Gebrüd. Gädike. 1803. XVI u. 530 S. 8. 1 Rg. 16 gr.

Hr. M., den wir aus mehreren wohlgerathenen Schriften im Fache der Handlungswissenschaft und der Handelskunde kennen, liefert auch hier wieder eine verdienstliche Arbeit, an der wir den erfahrnen Kaufmann kennen. Es ist in Wahrheit kein leichtes Unternehmen, dem angehenden Handlungsbeflissenen, der den wichtigen Schritt wagen will, durch Errichtung seines eigenen Handlungshauses, sein eigenes Glück oder Unglück, mit dem seiner künftigen Familie zu gründen, Regeln und Vorschriften mitzutheilen, von welchen die ganze Wohlfahrt der Zukunft abhängt, wenn solche befolgt, oder bey Seite gesetzt werden. Kein Anderer, als der, welcher tiefe theoretische Sachkenntniß mit vieljährigen Erfahrungen aller Art, auf eine endliche und zugleich einleuchtende Weise zu verbinden versteht, kann sich einem Unternehmen, wie das gegenwärtige, unterziehen; und dieses ist dem Verfass., nach den mannichfaltigen Ansichten und Verhältnissen des Kaufmanns, in die er durch Lage, Geschäffte und Umstände oft und durchgängig im praktischen Handelsstande versetzt wird, in den meisten Fällen trefflich gelungen. Denn, nachdem er in der Einleitung von dem Grundsatze ausgeht: Aller Anfang ist schwer! eine Wahrheit, die in der ganzen Natur, wie in allen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft und der bürgerlichen Ordnung aller Dinge bestätiget wird, zeigt er, von den Begebenheiten unsers Zeitalters unterrichtet, daß man in der Politik — so auch in Errichtung eines Handlungshauses, von dem Wege dieser Erfahrung in unsern Tagen abgewichen, und leichtsinnig jenen Lehrsatz dergestalt beseitiget habe, daß die Errichtung einer eigenen Handlung, so wie das Anlegen einer Fabrike, manchem Brausekopfe nicht mehr Ueberlegung, als (S. XIII) eine Partie de plaisir zu ordnen, koste. Aber die Folgen von solchen unüberdachten Etablissements. sind, wie der Verfass. richtig hinzusetzt: oft und häufige Bankerotte, — leerstehende Fabriken, — Sinken

ken des Kredits, — Verderben der Preise, — Mißtrauen gegen den verdienstvollen Stand des Kaufmanns, — Aufhören der gemeinnützigsten Fabriken, — unzufriedene unglückliche Ehen, — verlassene Weiber und Kinder, — und oft ein — gewaltsamer Tod. Unter solchen Betrachtungen geht der Vf. zur Auseinandersetzung des Hauptgegenstandes über, und untersucht in 20 Kapiteln die Mittel und Wege, die der Kaufmann anzuwenden habe, jenen ungünstigen Ereignissen so viel wie möglich, durch Klugheit, Ueberlegung, Fleiß und Anstrengung, von gehöriger Behutsamkeit begleitet, vorzubeugen, und in Fällen, wo widrige Ereignisse, ein unvorhergesehenes Unglück herbeyführten, mit standhaftem Muthe und weiser Beharrlichkeit, aus allen Kräften entgegen zu wirken, und den Schaden, so viel als es sich thun läßt, unschädlich zu machen. Da der Verf. die Ueberschriften der Kapitel durchgängig in umständlichen Fragen abgefaßt hat: so können wir, außer demjenigen, was wir im Wesentlichen schon angeführet haben, kein genaueres Detail von dem Inhalte und der Ausführung des Ganzen aus Beysorge der allzu großen Weitläuftigkeit geben. Doch müssen wir, zum Lobe des Verfass., die Beantwortung und Auseinandersetzung der Fragen im 10ten Kap. S. 160 — 257: »Was soll und muß jeder Anfänger thun? und was muß er meiden? — um sein einstiges Fortkommen zu sichern, — sich und seine Handlung im (in) guten Ruf zu setzen, — ein nützlicher Bürger des Staats, und ein glücklicher Gatte und Vater zu werden?« — hier rühmlichst erwähnen. Sowohl dieses, als auch das 15te Kapitel, in welchem gleichfalls die wichtigen Fragen gründlich erwogen, und praktisch beantwortet werden: »Worauf soll ein junger angehender Kaufmann bey seiner Heyrath vorzüglich sehen? wie? und wen soll er wählen?« haben uns S. 359 — 435 vorzüglich gefallen. Ueberhaupt sind wir mit dem praktischen Unterrichte des Verfass. — nur nicht mit seinem Style, den hin und wieder zweckwidrig gewählten Ausdrücken, seiner oft an das Gemeine gränzenden Darstellung, und bisweilen auch nicht mit seiner orthographischen Interpunktion zufrieden. Doch dieses sind Mängel, die sich durch Uebung und durch eine strenge Revision der Handschrift künftig verbessern lassen.

F.

Weltweisheit.

Fragmente zur Philosophie des Lebens, aus dem Gebiete der Moral, der Rechtslehre, der Erziehungswissenschaft und der deutschen Sprache, von K. H. L. Pölitz. Chemnitz, bey Tasché. 1802. 300 S. 8. 1 Rt.

Der Verf. dieser Fragmente hat in gegenwärtiger Sammlung einen großen Theil seiner ehemaligen kleinern Aufsätze, — besonders alle diejenigen, in denen er ehemals als ein warmer Anhänger der kritischen Philosophie auftrat, und diese auf die Behandlung der Geschichte anzuwenden versuchte, unterdrückt. Dieß ist sehr wohl gethan. — Denn durch die mechanische Anwendung dieser Philosophie auf Gegenstände, die ihre Scheidekunst nicht vertrugen, und durch den Purismus, allen selbst nichtphilosophischen Erkenntnißarten eine Kantische, d. h. eine sogenannte kritische Form aufzudringen, — haben die Wissenschaften selbst nichts gewonnen, wenn sie nicht gar dadurch verlieren mußten. Diese — Manie scheint nach und nach zu verschwinden. Die wirklichen Denker respektiren die Neutralität anderer Weltweisen mit Achtung, und hie und da sitzt nur noch ein philosophischer Phantast, welcher sich, im kindischen Dünkel seiner Selbstsucht, für den einzigen und auserkornen Sohn der Wahrheit hält, und sich als solchen — präkonisirt.

Rec. hat die meisten dieser Aufsätze mit Interesse gelesen. Nur ist es schlimm, daß der Verf. sehr oft in das Rhetorische hineinstürzt. Da schwellen dann seine Perioden oft bis zur Ungebühr an, und schaukeln ihn in einem unsichern und ungewissen Fluge. Wir können hier nur die vorzüglichsten seiner Abhandlungen berühren.

In der IIten über die Neutralität in den philosophischen Systemen, hat der Verf. den Status quo, worin sich gemeiniglich die Geister bey der Erscheinung eines neuen Systems befinden, und wie sie sich dagegen rüsten und benehmen, ziemlich gut beschrieben. — Hier nur eine kleine Probe, die uns an so manche Konvulsionen in der philosophischen Welt erin-

erinnern mag, als die kritische Philosophie in den Köpfen der Menschen zu gähren anfieng. »Es giebt« heißt es S. 33.: »in dem Augenblicke des Erscheinens eines neuen Systems »zu viele denkende Männer die durch ihre Schriften ihrer »Nation ehrenvoll bekannt sind, und die mit entschiedenem »Einflusse ihr eigenes System von ihren Lehrstühlen predigen, »die nicht durch das Geschrey, mit welchem man das neue »System, oft nur halbverstanden, ankündigt, — indignirt »werden sollten. Sie müssen sich bald, ehe sie noch Muster »und unparteyische Prüfung genug zu dem Studium des »neuen Systems mitbringen konnten, über dasselbe öffent»lich, auf den Kathedern und in Schriften erklären, und »nicht selten wird die Animosität oder auch die Einseitigkeit »ihres Urtheils darüber, die aus der noch nicht erschöpfenden »Kenntniß desselben wohl zu erklären ist, der Grund eines »allgemeinen Geschreyes gegen sie. — Eine Masse von jun»gen Schriftstellern, deren Kräfte durch das Ergreifen des »neuen Systems ihre erste Richtung erhielten, und die we»der hinreichend philosophische, noch philosophisch-historische »Kenntnisse zur Prüfung desselben mitbringen, sehen in dem »neuen Systeme die einzige nun endlich der Welt erschiene»ne Wahrheit, und sie übernehmen die Vertheidigung und »Einführung des Systems in die Welt. Ihre einseitige und »lückenvolle Kenntniß desselben tragen sie über in ihre Ver»theidigung desselben; ihre literärische Thätigkeit, die oft aus »dem merkantilischen Gewinn, der daraus geschöpft wird, »noch sicherer, als aus ihrer Wärme für das System selbst »zu erklären ist, ermüdet das Publikum mit Kommentaren, »Apologien, Epitomen, Kompendien, Recensionen, u. s. w. »über dasselbe, und nichts besteht vor ihrem Revolutions»tribunale, was nicht die Sprache des von ihm in Schutz »genommenen Systems spricht. Um die vielseitige Anwend»barkeit desselben zu zeigen, und um nicht an den großen »Troß der bloßen Nachbeter und Kommentatoren des Sy»stems sich anzuschließen, versuchen einige andere Anhänger »desselben [hier und bey noch andern Stellen dieses Gemäl»des ist uns der Name des Verfassers sehr gegenwärtig ge»wesen] dieses System auf verwandte Wissenschaften über»zutragen, und diesen im Innern und Aeußern dadurch eine »veränderte Gestalt und Form zu geben. Nach und nach »verstummt die Stimme der vorzüglichsten Gegner des neuen »Systems; denn sie wird durch Machtsprüche übertäubt,

»und die rechtlichsten Männer werden durch Schmähungen
»ihres literärischen Rufes, den die jungen Anhänger des
»neuen Systems nicht zu schonen wissen, die ihre eigne Cele-
»brität auf dem Wege suchen, auf dem sie Herostrat fand,
»endlich zum Schweigen bewogen. Man hielt ihr Schwei-
»gen für stillschweigendes Zugestehen des Besiegtseyns, und
»hat desto leichteres Spiel mit denen, die sich dem neuen
»System mit Anzeigen entgegenstellen wollen, denen man es
»wohl anmerkt, daß sie nicht aus der Bekanntschaft mit
»dem Geiste desselben hervorgehen konnten. So wird also
»allmählig einem nach Alleinherrschaft strebenden System
»der Sieg erleichtert. Bald hält man es für die Philoso-
»phie ohne Beynamen, die man endlich aufgefunden
»hat; bald schätzt man den Werth oder Unwerth eines jeden
»literarischen Produkts, in welcher Wissenschaft es sey, bloß
»nach seiner Rücksicht auf dieses System; bald erkennt
»man in den angesehensten Recensionsanstalten bloß noch
»diejenigen Schriftsteller als gültig, und des Mitsprechens
»würdig an, die wenigstens in Vielem sich nach dem neuen
»System akkommodiren; bald sitzt auf dem literärischen Rich-
»terstuhle, bald steht an der Spitze der neugestifteten
»Journale bloß ein Mann, auf dessen guten Willen für die
»Verbreitung und Aufrechthaltung des neuen Systems man
»sich verlassen kann; bald werden nach und nach die, die
»nicht bereitwillig genug sind, in ihren Aufsätzen und Bey-
»trägen zu diesen literärischen Anstalten die dreyfarbigen Ko-
»karden des herrschenden Systems zu zeigen, von ihrem An-
»theile daran entfernt; bald kommt die innere Cirkulation
»der Kräfte der einsichtsvollen Denker ins Stocken, denn
»jeder literärische Hafen und Marktplatz ist blockirt oder
»übersetzt von den Waaren des herrschenden literärischen
»Völkchens; bald werden die Rechte der neutralen literäri-
»schen Flaggen verletzt, weil mit dem Despotismus der
»Alleinherrschhaft keine Neutralität bestehen soll, und man
»den Grundsatz hat: wer nicht für uns ist, der ist wider
»uns, u. s. w.«

Das Gemälde ist freylich gar umständlich; aber in allen seinen Zügen treffend wahr, — zum neuen Beweise, — daß der menschliche Geist noch nicht aufgehört hat — an seiner eigenen Armseligkeit zu kränkeln, — und seine Meinungen Andern als Heiligthümer evidenter Wahrheiten aufzudrin-
gen.

gen. Die von S. 40 an aufgestellten Artikel eines Neutralitätsvertrags in der literärischen Welt kommen zwar aus einem feinen und guten Herzen; aber so wie der Verf. kurz vorher die Köpfe der Philosophen selbst geschildert hat, ist wohl an keinen durch jene Artikel zu bewirkenden Systemfrieden zu denken; sondern Kampf und Streit wird bleiben von nun an und immerdar.

In der Vten Abhandlung wird auf eine sehr einleuchtende Art gezeigt: daß durch eine unvorbereitete Aufklärung, und durch die Verbreitung neuer und ungewöhnlicher Meinungen unter den verschiedenen Volksklassen mehr geschadet, als genutzt werde, — und zwar aus folgenden richtig gedachten Gründen: »weil die meisten zu raschen Aufklärer selbst noch nicht zur Reife gelangt sind, — weil durch eine unvorbereitete Aufklärung so vielen Unwissenden und Unerfahrnen die Ruhe ihres Lebens, und nicht selten die einzige Stütze ihrer Zufriedenheit geraubt, ja oft auch das ohnehin herrschende Sittenverderben noch mehr befördert wird, — weil durch die in der Geschichte unserer Tage vorliegenden schlimmen Folgen einer unzeitigen Aufklärung so viele rechtschaffene Männer in Furcht gesetzt werden, durch die Beförderung und Verbreitung der Aufklärung auch jene Folgen noch unaufhaltbarer um sich greifen zu sehen, daher sie dann das höhere Interesse für die Aufklärung selbst verlieren, — weil endlich überhaupt nur durch einen stufenweisen Fortschritt, und namentlich durch eine sorgfältige Erziehung der aufblühenden Generation die Menschheit dem Ziele ihrer Bestimmung näher gebracht werden kann.« Da diese reichhaltigen Ideen in einer öffentlichen Rede zusammengedrängt werden mußten: so fehlt ihnen die genauere Ausführlichkeit und Bestimmtheit, die wir so gern in den übrigen Abhandlungen des Verfassers wahrgenommen haben.

Die VIte unter diesen ist den Vorzügen gewidmet, welche ein gemischtes Moralprincip vor dem bloß formellen und eudämonistischen in Rücksicht auf seine Anwendung bey dem populären Vortrage der Religion auf der Kanzel und in den Schulen hat. Diese Darstellung eines zweyfachen Moralprincips für den gemeinen Menschenverstand ist nicht neu; sondern liegt schon in uralten philosophi-

schen Systemen; allein der Verf. hat der Sache eine deutliche Ansicht in folgender Ideenentwickelung gegeben: »Der »Mensch hat bestimmte nicht ineinander fließende Anlagen »einer sinnlichen und übersinnlichen Natur. Jede dieser »Anlagen hat ihren isolirten Zweck, der Zweck der Organi»sation ist Glückseligkeit, die möglichst größte Summe ange»nehmer Empfindungen in der Dauer eines irdischen Le»bens, — der Zweck des übersinnlichen Theils ist gränzen»loser Fortschritt in der Aufsuchung der Wahrheit, im Ge»nusse der Schönheit, in der Ausübung des Guten. Beyde »Zwecke sind in der menschlichen Natur verbunden, und ihr »zur Bestimmung eines moralischen Ganzen verliehen. Hier »findet keine Unterordnung statt; die Natur gab beyden völlige »Gleichheit. Das, was sie auf ihre geheimnißvolle Art ver»einigte, soll die Freyheit des Menschen in Hinsicht auf ihre »Zwecke nicht zerstören; das, was die Natur ursprünglich als »Anlage verband, soll die Freyheit durch harmonische Ent»wickelung und Fortführung zur Reife vereinigen; was die »Natur anlegte, soll die Freyheit vollenden. Ungleich leich»ter und natürlicher erscheine daher die Bestimmung des »Menschen, wenn wir sie in Harmonie zwischen den beyden »letzten Zwecken der menschlichen Natur suchten, und ein »Moralprincip, das an der Spitze einer Wissenschaft der »Rechte und Pflichten des Menschen stehen soll, darf nicht »so isolirt da stehen, wie der kategorische Imperativ bey »Kant.« Nach diesen Prämissen konnte es dem Verfasser nicht schwer werden, die Tauglichkeit und Nothwendigkeit eines zweyfachen Moralprincips beym Volksvortrage anzupreisen, und es mit der Religion überhaupt, und mit der Moral des Christenthums in einer leichtern und einfachern Verbindung, als das formelle und eudämonistische, zu erblicken. Der kritische Philosoph, welcher sein formelles Princip als das letzte fundamentale an die Spitze der gesammten moralischen Natur des Menschen setzt, wird die Einwirkungen jenes zweyfachen Princips auf die Gemüther der Menschen selbst nicht läugnen können; allein die Rücksicht auf diese Einwirkungen liegt schon ganz außer dem Kreise seiner Untersuchungen über die innere und oberste Natur der Pflicht selbst, und er kann sich darauf nicht einlassen, weil er bey Anstellung eines höchsten Moralprincips, das durch reine Vernunft seine Gültigkeit erhält, nur die Subordination der sinnlichen unter die geistige Natur des Menschen im Sinne haben kann. Für

sinn-

sinnliche Menschen bleibt aber dennoch immer das Glückseligkeitssystem das allerverständlichste, und es ist eine völlige unnütze Arbeit philosophischer Schwindler, dasselbe von den Kanzeln verdrängen zu wollen.

VII. **Ueber das Verhältniß einer neutralen Philosophie zu den gegenwärtigen philosophischen Systemen.** Die Absicht des Verf. geht in dieser Abhandlung dahin, die Rechte der neutralen Denker geltend zu machen, und dem Skepticismus gegen die sämmtlichen neuen Lehrbegriffe der Philosophie, namentlich gegen den **Kriticismus, Idealismus, Syntheticismus**, den **praktischen Realismus**, u. s. w. in Schutz zu nehmen. Der Standpunkt des **neutralen Denkers** sey jedoch nicht der Standpunkt des unbedingten **Zweifelns an Allem**. Die Grundlage seiner Ueberzeugung sey vielmehr, daß sich nichts von allem Apodiktischen beweisen; aber auch nichts bezweifeln lasse. Er meine damit nicht, daß es gar keine menschliche Erkenntniß, gar kein festes Princip der Ueberzeugung gebe, er läugne nur die objektive Gültigkeit irgend eines aufgestellten Systems, und gestehe ihnen allen nur subjektiven Werth zu. — Gegen den Kritiker habe er einzuwenden, daß dieser das Daseyn von Dingen an sich annimmt, und eben so gewiß das Daseyn von Erscheinungen voraussetzt, ohne daran zu denken, daß es weder bewiesen noch bezweifelt werden könne, daß es überhaupt Dinge an sich und Erscheinungen, so wie ein wechselseitiges Verhältniß zwischen beyden gebe. Eben so nehme der Skeptiker den kategorischen Imperativ in Anspruch, ob er gleich das in der Vernunft gegründete, und aus der Lehre von der menschlichen Bestimmung abgeleitete Daseyn eines für die menschlichen Handlungen subjektivbindenden Sittengesetzes zugebe. Gegen den Idealisten erinnere er, daß dieser geradehin läugnet, daß etwas außerhalb unserer Vorstellung von der Vorstellung Verschiedenes existiren könne, und daß derselbe die Vorstellung des Objektiven, als ein Produkt des Subjektiven, und der Beziehung des Subjektiven auf sich selbst, darstelle. Der neutrale Denker bescheide sich, daß er weder behaupten noch läugnen könne, ob Materie und Intelligenz, außerhalb der Vorstellung verschieden sind; ob nicht bloß die gegenwärtige Einrichtung unsers Vorstellungsvermögens von der Art sey, daß wir Stoff und Form so genau zu trennen versuchen, obgleich alle diese Trennungsversuche die Philoso-

phie

phie zuletzt auf ein Extrem, entweder auf den Materialismus oder auf den Idealismus führen müssen. — Das Verhältniß zwischen Subjekt und Objekt auch nur auf irgend eine Weise bestimmen zu wollen — sey ein Traum, und die völlige aus der Natur unsers Vorstellungsvermögens abgeleitete Ohnmöglichkeit, das Verhältniß des Subjekts zum Objekt darstellen und aufklären zu wollen, sey das einzige Kriterium des ächten Skepticismus, und einer neutralen Philosophie, — deren Metaphysik von S. 113 bis 127 zur weitern Prüfung in 18 Nummern aufgestellt wird. Aus allem bisher Gesagten erhellet, daß der Vf. den Skepticismus durchaus nicht in seiner gewöhnlichen Bedeutung nimmt, indem dieser alles Wissen bestreitet, — sondern hier nur das Unvermögen des Denkens, das Wesen der sinnlichen und übersinnlichen Dinge fest zu setzen, dokumentirt. Dieses Neutralitätssystem könnte als etwas sehr Bequemes erscheinen, indem es nichts apodiktisch anerkennen will; allein bey genauer Ansicht sucht dieß doch auch seine scharfsinnigen Denker, indem es ohne Prüfung der übrigen philosophischen Systeme sich nicht selbst schaffen kann. Auf die Art hat die kritische Philosophie selbst wider ihren Willen Gelegenheit zu dem neuern philosophischen Skepticismus geben müssen, indem sie zwischen den übersinnlichen Dingen die Gränzlinien des Denkens genau bis dahin zu bestimmen suchte, über welche hinaus man nur vergeblich der Evidenz nachspüren würde.

VIII. Ueber das Verhältniß der sogenannten Popularphilosophie zu den metaphysischen Systemen. Der Verf. nimmt hier wiederum die Popularphilosophie gegen die kritische Schule in Schutz. Er versteht darunter nicht einen laxen auf keiner festen Basis beruhenden Eklekticismus; sondern diejenige Darstellung der Philosophie, welche sich alles dessen enthält, was bloß von den Philosophen von Profession verstanden werden kann, und wovon also die Dialektik, die recipirte Terminologie, die Zensur aller andern Systeme, und mithin die ganze philosophische Polemik ausgeschlossen werden müsse, weil jene höhere Philosophie für junge Studierende gemeiniglich ohne allen Nutzen sey, und nur ihre Köpfe verdrehe. Sehr wahr!! Wie nun aber der philosophische Kursus selbst auf hohen Schulen wissenschaftlich einzurichten sey, wird bis S. 146 genauer gezeigt. Mit diesem Aufsatze steht der

IXte über die Aufführung einer Sittenlehre im Geiste der populären Philosophie, und der Xte über die moralischen Krankheiten im genauesten Zusammenhange. Im letztern sagt der Verfasser sehr richtig: »daß in der ge»sammten Anlage des Menschen keine ursprüngliche zum »Bösen liege, denn alle ursprüngliche Anlagen des Menschen »sind gut, d. h. tauglich und hinreichend zu einem gewissen »Zwecke. Sollte in dem Menschen ein radikales Böse lie»gen: so müßten unter seinen Anlagen auch solche angetroffen »werden, die ihrem Ursprunge nach untauglich, und bey ih»rer Entwickelung unzureichend, zu einem gewissen Zwecke »wären, und die in ihrer Aeußerung böse seyn müßten. »Das Unvollkommene, Fehlerhafte und Böse an dem Men»schen ist nur durch seine Freyheit angenommen. Denn al»les Böse ist eine Handlung gegen das Ideal der menschli»chen Bestimmung; wäre der Mensch nun von Natur böse: »so müßte er eine ursprüngliche Kenntniß von seiner Be»stimmung und von den Gesetzen der Vernunft, diese Be»stimmung zu erreichen, besitzen. Eben so wenig liegt in der »sinnlichen Natur des Menschen, und in ihrem Zwecke: der »Glückseligkeit, der an sich rechtmäßig und gut ist, der »Grund, daß so viele Handlungen des Menschen als böse »erscheinen.« Nun folgt die Eintheilung der moralischen Krankheitskunde in — Unvollkommenheit, — Uebereilung, — Fehler, — Sünde, — Laster, — Ausübung des Bösen, weil es das Böse ist, — wobey in der moralischen Therapie die Heilmittel gegen die angegebenen Gebrechen des menschlichen Willens nur etwas zu kurz aufgestellt werden.

XI. Ueber das Ideal der Rechtslehre, und über das Verhältniß des Naturrechts, des Völkerrechts, des Staatsrechts, des Staatenrechts und der Politik unter sich. Diese und die damit verbundenen Abhandlungen — Grundzüge des Naturrechts aus dem Standpunkte des Ideals für die Rechtslehre — Grundzüge des Völkerrechts aus dem idealischen Standpunkte, wie auch die letzten minder philosophischen Aufsätze enthalten manche gute Gedanken, die nur oft durch eine leere Wortfülle unterdrückt werden. Im Allgemeinen und in Hinsicht des vorliegenden Inhalts dieser Schrift — ist der Titel: Fragmente zur Philosophie des Lebens, nichts weniger, als glücklich gewählt worden. Sm.

Adolph Freyherr von Knigge über den Umgang mit Menschen. Im Auszuge für die Jugend mit einer durchgängigen Beyspielsammlung, von J. G. Gruber. Zweyter Theil. Enthält die pragmatische Anthropologie. Leipzig, bey Hartknoch. 1803. 470 S. 8. 1 Rt. 6 gr.

Die N. A. D. Bibl. hatte sich in der Recension des ersten Theils dieses Buchs, welches durch Knigge's Namen empfohlen werden soll, dahin geäußert: [74. B. S. 466—467.]

»Knigge's Werk über den Umgang mit Menschen sey »so allgemein verständlich, auch für die erwachsene Jugend so »faßlich geschrieben, daß ein Auszug aus demselben sehr ent»behrlich zu seyn scheine; — daß den größten Theil dieser »Schrift nicht sowohl die Excerpte aus jenem Originalwerke, »als vielmehr die aus andern Schriftstellern entlehnten Zu»sätze, — und Hrn. Grubers eigene nicht sehr wichtige Kom»mentare ausmachten; — daß durch die Anhäufung so vie»ler fremdartigen Materien dieser sogenannte Auszug dem »Originalwerke selbst in Absicht seines Umfanges gleich seyn »werde; — daß Knigge's Name hier nur als eine Spekula»tion genutzt — [und wir setzen nun aus völliger Ueberzeu»gung hinzu: wirklich gemißbraucht sey] — Hrn. Gru»bers eigene Fabrikwaare desto leichter an den Mann zu brin»gen; — daß ihm wohl sein eigenes Gewissen sagen werde, »sich diese Arbeit leicht genug gemacht zu haben; — daß er »zwar laut gegen die leidige Romanlektüre [ob er gleich selbst »eine Menge freylich schon längst vergessener Produktionen »dieser Art geliefert,] eifere, und dennoch selbst im Knigge»schen Auszuge für die Jugend oft eine überspannte, schauer»liche und theatralische Sprache rede; — und daß er endlich »in dem kärglichen Verzeichnisse der von ihm benutzten Werke »seinen eigenen Namen [polygraphischen Andenkens,] habe »glänzen lassen.«

Rec. hatte das Kniggesche Originalwerk und dessen, von Hrn. Gruber mit fremden Stoff durchwässerten Auszug genau verglichen, und findet noch jetzt keine Veranlassung, — auch nur eine einzige der vorstehenden Aeußerungen zurück zu

zu nehmen. Allein ein früher Selbstdünkel, der keine Wahrheiten vertragen kann, — die irrige Meinung, daß, wenn ein Paar andere Journale beyfällig von der Absicht jenes Machwerks sprachen, jede andere Kritik eben so beyfällig den innern Werth des Buchs selbst beurtheilen solle und müsse, — und dann noch ein gewisser anderer Umstand, den wir nachher anführen wollen, — haben den Philosophen Gruber aus seinem Gleichgewicht gehoben, und die afterwitzige Heftigkeit hervorgebracht, womit er gegen den Recensenten seiner Schrift einzustürmen sucht.

Der eben erwähnte Umstand ist dieser, — daß der vielsehende Hr. Gruber einen **Leipziger Gelehrten**; aber freylich **ganz irrig und blind muthmaaßend**, für den Verf. obiger Recension hält. Daß die erbitterte, und in einzelnen Stellen wahrhaft kindische und läppische Vorrede gegen einen **vermeintlichen** Leipziger Recensenten ganz aus diesem falschen Gesichtspunkte hervorgieng, — wird dadurch sonnenklar, daß er die Frage hinwirft: »**wie kommts, daß Hr. Nicolai** »**Schriftsteller von Leuten recensiren läßt, die mit** »**einander an einem Orte leben?**« — Diese Frage ist an sich sehr ungereimt; denn warum sollte nicht ein Rec. mit dem Schriftsteller an Einem Orte leben, und ihn doch unpartheyisch beurtheilen? Aber hier beruht überdieß diese Frage auf einer Voraussetzung, daher muß der **wirkliche** nicht erträumte Verf. der Recension über Hrn. Grubers Buch in der Deutschen Bibliothek gegen eine so plumpe Zudringlichkeit hier Folgendes erklären:

»Daß er [Recensent] nicht in **Leipzig**, nicht in Sachsen, nicht einmal in einem Gränzorte eines benachbarten Landes; sondern weit von dort entfernt lebt; daß er Herrn Gruber nie persönlich; sondern nur aus seinen höchst mittelmäßigen Geistesprodukten kennen lernte; daß er [Recensent] seit 1779 nicht wieder in Leipzig war; daß er mit keinem der dortigen Gelehrten in irgend einer Verbindung steht, und daß ihm folglich bey seinem Urtheil über das Grubersche Buch weder mittelbare noch unmittelbare Rücksicht auf den Verf.; sondern allein die Beschaffenheit des Machwerks geleitet habe.« — Hr. Gruber schäme sich, wenn er noch fähig ist sich zu schämen!

Was

Was nun den gegenwärtigen zweyten Band desselben anlanget: so können wir zuförderst unser Erstaunen nicht bergen, daß in diesem der Name Knigge auf die ungerechteste Art von der Welt gemißbraucht wird, indem dieser zweyte Theil durchaus keine Beziehung auf Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen hat, auch eigentlich nicht vom Umgange mit Menschen handelt; sondern nichts als eine vom Hrn. Gr. verfaßte Anthropologie ist. Und doch, welche tiefe Geistesverblendung!! hat Hr. Gruber dem Recens. in der D. Bibl. das Urtheil so übel genommen: »daß Knigge's Name nur als eine Spekulation genutzt sey, um »Hrn. Grubers eigene Fabrikwaare desto leichter an den »Mann zu bringen.« Im ersten Bande war Knigge's Buch doch wirklich noch benutzt worden; aber hier figurirt nur der berühmte Name auf dem Titel des zweyten Theils, um einen neuen unbedeutenden Fremdling Hrn. Gruber in die Welt einzuführen. Diese Charlatanerie ist wirklich so unwürdig, daß sie eine öffentliche Rüge verdient.

Uebrigens hat dieser zweyte Band eines sehr unnützen Buchs eigentlich drey Titel: 1) den oben angegebenen. Dann: 2) Versuch einer pragmatischen Anthropologie. Als Anleitung zur Menschenkenntniß für junge Leute, die in die Welt treten wollen.. Dann 3) noch einen Nebentitel: Abriß der Anthropologie oder Menschenkunde für die Jugend, zunächst für meinen lieben Eduard entworfen. Vor dem Versuche einer pragmatischen Anthropologie ist Hrn. Grubers schmähsüchtige Vorrede, und seine flache Abhandlung: über den Werth der Menschenkenntniß, ꝛc. weggelassen. Nun zum Buche selbst.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Verfass. nothdürftig zusammen getragen hat, was man bisher unter den Begriff einer Anthropologie zu vereinigen pflegte. — Uebrigens mag er sich bey den Philosophen rechtfertigen, wie er in eine pragmatische Anthropologie (welche den Menschen als ein freyhandelndes Wesen, und was er aus sich selber macht, oder machen kann und soll, ins Auge faßt) auch einen physiologischen Theil mit aufnehmen konnte. Wer Kants geistreiche Anthropologie nicht bloß dem Namen nach kennt, wird diese Grubersche höchst überflüssig finden. Sie ist nichts weiter, als eine trockene Kompilation anthropologischer Sätze, die durch

die

die oft aus den Wolken fallenden, und dem dürren Boden aufgedrungenen Poesien gewiß nicht anlebender gemacht werden konnte. Wenn nun weiter die Frage beantwortet werden soll: ob dieß Buch ein Buch für die Jugend sey? so müssen wir geradezu mit Nein antworten, (obgleich Herr Gruber für die Fertigung solcher Bücher, laut seiner Vorrede, einiges Talent zu haben glaubt.) Ein in so viele Abschnitte zerschnittenes, mit so vielen Rubriken und trocknen Erklärungen beladenes, und dadurch so schwerfällig gewordenes Buch kann, ohne die fortgehende Zurechtweisung eines verständigen Lehrers, gewiß nicht von der Jugend benutzt werden, — ob wir gleich mehrere Seiten desselben, und vornehmlich den hier aus Herrn Grubers Bestimmung des Menschen noch einmal abgedruckten Stellen ihre allervollkommenste Popularität nicht streitig machen wollen.

Wr.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Genres des Mouches diptères représentés en XLII planches projettées et dessinées par Mr. *J. R. Schellenberg*, et expliquées par deux amateurs de l'Entomologie. Zuric, chèz Orell, Fuessli et Compagnie. 1803. — Gattungen der Fliegen in XLII Kupfertafeln entworfen und gezeichnet von J. R. Schellenberg, und erklärt durch zwey Liebhaber der Insektenkunde. Zürich, ebendas. 1803. 95 Seit. und XLII ausgemalte Kupfertaf. 6 Rg. 18 gr.

Als die Entomologie helvétique erschien, hielten mehrere deutsche Entomologen den Herrn von Clairville für den ungenannten Verf. dieses schönen Werks. Hat die Sache ihre Richtigkeit: so ist es in einem hohen Grade wahrscheinlich, daß der nämliche Herr von Clairville einer der ungenannten beyden Verf. des gegenwärtigen, mit der Entomologie helvétique ganz nach einem Plane bearbeiteten, vorzüglichen Werkes seyn werde.

Der Vorrede zufolge, waren die Tafeln bereits abgedruckt und illuminirt, als Herr Schellenberg den ungenannten beyden Liebhabern der Entomologie die Erklärung derselben übertrug. Diese behielten die Reihefolge der Gattungen des Herrn Fabricius bey; der Künstler aber ließ auf den Tafeln die Gattungen in der Ordnung auf einander folgen, welche die Aehnlichkeit des habitus foderte. Die Folge der Gattungen im Texte und auf den Tafeln, fällt daher ganz verschieden aus.

Nur zwey neue Gattungen sind von den Vf. aufgestellt: *Cona;* zu der sie die Musca *senilis* und *fenestralis* zogen; *Mira;* in welcher nur eine Art *macrocera* vorkömmt. Die übrigen Gattungen waren sämmtlich schon früher durch Fabricius, theils in der *Entomologia systematica*, theils in dem Supplemente zu derselben eingeführt. Die Gattung, welche auf Tab. XII. den Namen *Noda* führt, ist durch die Verf. mit der Gattung *Ceroplatus* Fabr. vereint worden.

Von einer jeden Gattung sind die künstlichen Charaktere angegeben, und auf den Tafeln sind aus einer jeden derselben eine oder einige Arten, mit Vergrößerung der Mundtheile, als Muster beygebracht.

Gegen die Zeichnungen ist von den Erklärern derselben hin und wieder Etwas erinnert worden, welches sie anders als Herr Schellenberg sahen, oder zu sehen glaubten.

So wie der Titel, so ist auch der Text in einander gegenüber stehenden Seiten französisch und deutsch abgedruckt, der Sinn des französischen Textes wird an einigen Stellen durch Druckfehler entstellt.

Kleine Mängel abgerechnet, empfiehlt sich dieses Werk noch außer den schönen Tafeln, und der mit Sachkenntniß ausgeführten Erklärung derselben, durch schönes Papier und guten Druck, so, daß es unter den im Laufe des abgewichenen Jahres erschienenen entomologischen Werken eine ausgezeichnete Stelle behauptet.

Wm.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

In der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin kommt in der Ostermesse 1804 heraus:

Jesse Foot Esq, vom Nutzen der Einspritzungen in den Krankheiten der Harnblase; durch Beyspiele erläutert. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. Adolph Heinrich Meineke. Mit einem Kupfer. 8.

Berichtigungen.

Auf dasjenige, was ich im LXXXIII. Bande der N. A. D. Bibl. (S. 55 — 59) zur Widerlegung der so ungerechten als hämischen Beschuldigung eines Recensenten in der Gothaischen gelehrten Zeitung,

„daß ich auch offenbare Unwahrheiten nicht verschmähe, wenn sie dazu dienen können, bey meinem Publikum den Philosophen und der Philosophie einen übeln Namen zu machen,"

sagte, hat derselbe (in der Beylage zum 4ten Stücke vom J. 1804 S. 36) eine Antwort gegeben, die, als ein neues Denkmahl der sophistischen Dialektik, deren sich die blin-

den Nachbeter Kants belehren, um durch Verdrehungen von allerley Art den Lesern Staub in die Augen zu streuen, verdient auch in der A. D. Bibl. aufbehalten zu werden. Ich bitte, man wolle nachlesen, was ich a. a. O. deutlich auseinandersetzte, und hier damit vergleichen, was mein Gegner dawider einwendet. Er sagt:

„In der Vorrede des Herrn Nicolai zu seiner Abhandlung vom falschen Haare wird Kant beschuldiget, eine wahrsagende Geschichte a priori erdacht zu haben, in welcher der Philosoph die Begebenheiten selbst mache, die der historische Forscher nur durch mühsame Untersuchungen erfahren kann. Dieß wurde in unsern Blättern eine Unwahrheit genannt. Den Rec. zu beschämen, führt Herr N. Stellen Kant's an, in welchen die meisten jener Ausdrücke wirklich vorkommen. Allein Kant nennt bloß, nach seiner Manier, oft unbemerkte Seiten einer Sache aufzusuchen, und auf eine ungewohnte und gemeiniglich launige Art zu bezeichnen, die von so Vielen vertheidigte Behauptung, daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern sey, so wie jeden Blick in die Zukunft, eine vorhersagende, wahrsagende Geschichte. Wenn man fragt, (dieß ist K's. Gedankengang.) ob das Menschengeschlecht im Fortschreiten zum Bessern sey: so will man in die Zukunft sehen, ein Stück der künftigen Menschengeschichte wissen. Von dieser Etwas wahrsagen, kann eigentlich nur der, welcher die Begebenheiten macht, wobey einige satyrische Anwendungen auf die jüdischen Propheten, die Politiker und manche Geistlichen vorkommen. Offenbar ist dieß in Absicht des vorliegenden Punkts als eine Schwierigkeit, als eine Einwendung aufgestellt. Da ich diese Begebenheit nicht bewirken kann, wie kann ich denn nun doch etwas Wahres von der Zukunft sagen? Es wird also nicht behauptet, daß der Philosoph die Begebenheiten in der vorhersagenden Geschichte mache; sondern vielmehr behauptet, daß er sie nicht machen könne. Da es aber nur in Absicht dessen, was man selbst hervorbringt, eine Wahrsagung geben zu können scheint; was berechtigt uns denn zur Bejahung der aufgeworfenen Frage? Die bisherige Erfahrung, auf die man sich berufen möchte, kann es nicht. Ja, „„wenn man dem Menschen einen angebornen und unveränderlich guten, ob zwar eingeschränkten,

„„Wil-

„„Willen beylegen dürfte: so würde er dieses Fortschreiten „„seiner Gattung zum Bessern mit Sicherheit vorhersagen „„können, weil es eine Begebenheit träfe, die er selbst ma„„chen kann.““ „Da dieß aber wieder nicht ist, und bloß „die Vorsehung freye Handlungen voraussehen kann: so muß, „wenn jene Frage bejahet werden soll, „„irgend eine Er„„fahrung im Menschengeschlechte vorkommen, die, als Be„„gebenheit, auf eine Beschaffenheit und ein Vermögen des„„selben hinweiset, Ursache an dem Fortrücken desselben zum „„Bessern und (da dieses die That eines mit Freyheit be„„gabten Wesens seyn soll) Urheber desselben zu seyn.““ „Der Philosoph soll also — die Begebenheit machen? Be„wahre! Er soll, wenn er jene Frage bejahen will, irgend „eine Thatsache aufweisen, woraus die Tendenz des Men„schengeschlechts zum Bessern erhelle. Als eine solche glaubt „nun Kant die französische Revolution ansehen zu können. „Wenn dieß der Inhalt der Kantischen Abhandlung ist: so „hat der Verf. darin weder eine neue Art von Geschichte er„funden, wie sie „„noch von keinem vernünftigen Menschen „„geschweige denn von einem Philosophen, als wirklich oder „„möglich behauptet wäre,““ noch behauptet, „„daß der „„Philosoph die Begebenheiten der wahrsagenden Geschichte „„machen solle,““ noch irgend Etwas gesagt, wodurch die „Entbehrlichkeit historischer Untersuchungen angedeutet wür„de. Die Anschuldigung dieser Ungereimtheiten hat also kei„nen andern Grund, als ein paar Ausdrücke, die aus Kant's „Gewohnheit, seine Untersuchungen immer mit einer gewis„sen eigenen Laune zu behandeln, hergeflossen sind, und „sich hinlänglich rechtfertigen lassen.“

„Wenn auf das, was Herr N. in der Schrift über „seine gelehrte Bildung gegen eine Recension unserer Zei„tung sagt, der Recensent nicht geantwortet hat: so unter„blieb es wohl nur, weil er keine schickliche Gelegenheit dazu „hatte, da jene Schrift, bevor er sie hatte lesen können, von „einem andern Rec. schon angezeigt war. Herr Nicolai „hat Stellen Kant's angeführt, durch deren Zusammen„stellung die Beschuldigungen der hiesigen Recension sollen „vernichtet werden, und der Recensent der Dietzi'schen „Schrift: die Philosophie und der Philosoph — im „80. Bande der Neuen Allgem. Deutsch. Bibliothek „urtheilt (S. 365), Herr N. habe wirklich bewiesen, daß

„Kant sich bey der Lehre von der Glückseligkeit und „den sinnlichen Triebfedern in die gröbsten Widersprüche „verwickele. Nun, dieser Rec., der so eifrig für Herrn „Nicolai und gegen Kant ficht, wird also in dem, was „er über den nämlichen Punkt sagt, das Stärkste ausgeho„ben haben. Es wird also der Mühe verlohnen, dieß kürz„lich zu prüfen. Der Rec. giebt zu, daß K. Glückseligkeit „als „„einen unvermeidlichen Bestimmungsgrund des Be„„gehrungsvermögens jedes vernünftigen, aber endlichen We„„sens““ und „„die Sorge für seine Glückseligkeit als eine „„indirekte Pflicht““ vorstelle. Dem stehen aber, meint „der Rec. nebst Herrn N., andere Stellen entgegen, die „das Streben nach Glückseligkeit für unerlaubt erklä„ren! Kant sagt nämlich: „„Die sich einmengenden, von „„der Glückseligkeit entlehnten Triebfedern, ob sie zwar zu „„ebendenselben Handlungen mitwirken, als die aus reinen „„moralischen Grundsätzen fließen, verunreinigen und schwä„„chen doch zugleich die moralische Gesinnung selbst.““ Al„lerdings ist die Gesinnung desto unreiner und schwächer, „je mehr man solcher Triebfedern bedarf, um zu dem, was „man als Pflicht anerkennt, aufgefodert zu werden. Folgt „aber daraus, daß es überhaupt unerlaubt sey, nach Glück„seligkeit zu streben? Wenn Jemand sagt: Wer um des „Geldes willen etwas Nützliches thut, denkt nicht so edel, „als wer es ohne diese Rücksicht, bloß um des guten Zweckes „willen, thut; behauptet der denn damit auch, daß die Be„mühung, Geld zu verdienen, und dadurch für seinen Un„terhalt zu sorgen, unerlaubt sey? — „„In der Grundle„„gung zur Metaphysik der Sitten,““ sagt Herr Kant (S. 61); daß „„das Sittengesetz einen Jeden, der aus Nei„„gung und nicht aus bloßer Achtung für dasselbe handle, zur „„Selbstverachtung und innern Abscheu verurtheile.““ Als „das wären Kant's Worte? Wenn der Rec. hier nicht ei„nem Andern blindlings nachgeschrieben hat: so hat er sich „der unverschämtesten Verdrehung schuldig gemacht. Denn „Kant sagt sowohl dem Sinne als den Worten nach, „ganz etwas Anderes, als der Rec. ihn sagen läßt. K. „sagt: „„Hier““ bey der Nachforschung nach einem höchsten „moralischen Gesetze, „„soll sie (die Philosophie) ihre Lau„„terkeit beweisen, als Selbsthalterinn ihrer Gesetze, nicht „„als Herold derjenigen, welche ihr ein eingepflanzter Sinn, „„oder, wer weiß welche, vormundschaftliche Natur einflü„„stert,

„stert, die insgesammt, sie mögen immer besser seyn, als „gar nichts, doch niemals Grundsätze abgeben können, die „die Vernunft diktirt, und die durchaus völlig a priori ih„ren Quell, und hiermit zugleich ihr gebietendes Ansehn „haben müssen: nichts von der Neigung des Men„schen; sondern Alles von der Obergewalt des Gesetzes und „der schuldigen Achtung für dasselbe zu erwarten, oder den „Menschen widrigenfalls zur Selbstverachtung und „innern Abscheu zu verurtheilen."" Wenn die Philoso„phie Grundsätze aufstellet, die, weil die Vernunft sie dik„tirt, nichts von der Neigung; sondern Alles von der Ober„gewalt des Gesetzes erwarten, d. h. die gar nicht ihre „Gültigkeit erst von der damit etwa zusammentreffenden Nei„gung des Menschen herleiten; sondern vielmehr den, der „ihnen nicht schon ohne eine solche Neigung, nicht schon „aus schuldiger Achtung folgen wollte, zur Selbstverachtung „und zum innern Abscheu verdammen; so heißt das: Jeden „zur Selbstverachtung und zum innern Abscheu verdammen, „der aus Neigung handelt? Also, wenn ich sage: Du „bist ein unwürdiger Mensch, wenn du die Pflichten deines „Amtes nicht verwaltest, auch wenn sie dir unangenehm „sind: *) so ist das so viel, als hätte ich gesagt: Wenn du „Pflich-

*) Dieß ist eine von den dreistesten Sophistereyen dieses Recensenten, der sich nicht scheuet, Kants Worte auf eben der Seite zu verdrehen, wo er sie selbst anführt, und ihn etwas ganz Anderes sagen zu lassen als er sagt, damit nur vorgespiegelt werden könne, man habe Kanten nicht verstanden, und ihm Unrecht gethan. Kant spricht ja hier keinesweges von Jemand der Pflichten nicht thut, weil sie unangenehm sind; sondern setzt ausdrücklich, sowohl dem Sinne als den Worten nach, fest: »Bey »Ausübung der Pflichten müsse nichts von Neigung seyn, »widrigenfalls,« — das heißt doch wohl gewiß nichts anders, als — wenn man die Pflicht auch aus Neigung thut, und nicht Alles von der Obergewalt des Gesetzes erwartet, — »verurtheile das Sittengesetz zur Selbstver»achtung und Abscheu.« Weßhalb spräche denn Kants unbegreifliches Sittengesetz ein so hartes Urtheil aus, wenn es nicht der Neigung wegen wäre, von welcher nichts da seyn soll? Das ist aber einer der gewöhnlichen elenden Kunstgriffe dieser Herren, wenn sie an Kant vertheidigen wollen, was nicht zu vertheidigen ist. Sie lassen ihn Et-

was

„Pflichten deines Amtes aus Neigung verwaltest: so „bist du ein unwürdiger Mensch? — Die dritte Stelle endlich, die der Rec. anführt, ist diese: „„das gerade Widerspiel des Princips der Sittlichkeit ist, wenn das der eigenen Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde des Willens „gemacht wird.““ Triumphirend setzt der Recens. hinzu: „„Was für das gerade Widerspiel des Princips der Sittlichkeit erklärt wird, von dem kann man wahrlich wohl ohne „Verdrehung sagen, es werde für unerlaubt erklärt.““ „Allerdings; aber wird es denn für das gerade Widerspiel „des Princips der Sittlichkeit erklärt, nach Glückseligkeit „streben? Mit nichten; sondern **das Princip der eigenen Glückseligkeit zum Bestimmungsgrunde seines „Willens machen**, d. h. die eigene Glückseligkeit, die Befriedigung seiner Neigungen, als das höchste Gesetz behandeln, und darnach die Pflichten bestimmen. „„Es ist „ja,““ setzt der Rec. hinzu, „„eine Hauptlehre in der Kantischen Moral, daß das Gesetz und die Achtung für dasselbe die einzige ächtmoralische Triebfeder sey, welche alle „Verwandtschaft mit den Neigungen (folglich auch mit „Glückseligkeit) stolz ausschlage.““ Freylich bey der Bestimmung der Pflicht hat nach Kant's Moral die Neigung „keine Stimme, und der moralische Werth des Menschen „beruht nicht auf dem, was bey ihm Folge der Neigung, „sondern des guten Willens ist; allein daraus folgt gar nicht, „daß die Uebereinstimmung der Neigung mit der Pflicht und „das, der Rücksicht auf die Pflicht untergeordnete Streben „nach Glückseligkeit unerlaubt sey. Wer das aus diesen Stellen herauserklärt, **zumal da K. so oft das Gegentheil „davon ausdrücklich behauptet hat**; der ist entweder „durchaus unfähig, den **Zusammenhang eines philosophischen Raisonnements** eines Andern zu fassen, oder „macht sich der muthwilligen Verdrehung verdächtig.“

„Und

was sagen, was er gesagt haben könnte, oder gesagt haben müßte, aber nicht gesagt hat; und denn heißt es, derjenige der Kanten nach dessen eigenen Worten beurtheilt, thue ihm Unrecht. Uebrigens ist dieser Recensent beyläufig zu erinnern, daß man zwar ein Amt, aber nicht Pflichten zu verwalten pflegt.

Fr. Nicolai.

„Und Männer dieser Art wollen entscheiden, ob K's „Philosophie schwankend und unzusammenhängend sey. Hat „denn dieser Rec., der sich das anmaaßt, nur durch eine „einzige treffende Bemerkung seine Kompetenz gezeigt? Ge„hört etwa die dahin, da er (S. 373) zeigen will, daß in „dem Satze des recensirten Buches: „„Obgleich die Kate„„gorien zur Erkenntniß nicht über die Erfahrung hinaus„„führen: so dürfen wir doch das jenseits der Erscheinungen „„liegende, das wir zu denken genöthiget sind, durch sie „„denken, weil wir ohne sie nicht denken können,““ eine In„konsequenz befindlich sey? „„Das heißt,““ sagt er mit an„dern Worten: „„die Kant'sche Vernunftkritik verbietet „„uns Etwas, wozu wir doch durch unsere Natur genöthi„„get sind; und erlaubt uns hernach wieder, was sie uns „„vorher verboten hat.““ Vortrefflich! Der Rec. hebt „den Gegensatz, den der Verf. zwischen Denken und Erken„nen gemacht hat, auf, als wenn von diesem Hauptpunkte „nie die Rede gewesen wäre, oder darauf gar nichts ankäme, „unterstreicht das Dürfen, das gar keinen Gegensatz bezeich„net, und bringt so den Unsinn heraus, in dem er keine Kon„sequenz finden kann, weil es freylich offenbarer Unsinn; „aber aus seiner Fabrik, ist. Eben so lustig ist es, wenn „der Rec. S. 360 f. seinen Autor wegen einer Absurdität „zurückweiset, die jener ebenfalls erst dadurch schafft, daß er „die Deduktion einer Anwendung mit der Deduktion der „Grundsätze verwechselt. Der Rec. nimmt es übel, daß der „Verf. manchen Gegnern Kant's verweiset, daß sie ihm „unbedenklich Ungereimtheiten Schuld gegeben, da sie doch „voraussetzen sollten, daß denkende Männer nicht leicht et„was so Ungereimtes sagen. Wenn man sorgfältig lieset und „vergleichet meint er, und nun findet, daß eine Stelle der „andern offenbar widerspreche: so soll man doch vor dem of„fenbaren Widerspruch die Augen nicht verschließen, u. s. w.? „Man sieht, daß der Rec. für die humane Tendenz der Fo„derung des Autors keinen Sinn hat; es wäre verlorne Zeit, „sie ihm deutlicher zu machen. Wie sorgfältig er zu Werke „geht, wenn er seinen Gegner offenbarer Widersprüche zeiht, „davon giebt das Angeführte einen hinreichenden Begriff. „Wer aber die Art und Kunst desselben näher kennen lernen „will, der vergleiche seine Recension mit dem beurtheilten „Buche, und er wird finden, daß der Geist dieser Rec. dar„in besteht, mit Uebergehung der Hauptsache einzelne Stel-

„len aufzuraffen, sie ohne den Geist des Ganzen, zu dem sie „gehören, und außer dem Zusammenhange, in dem sie ste„hen, zu betrachten, und, wenn mehrere Erklärungen mög„lich sind, diejenigen vorzuziehen, wobey der bestrittene „Schriftsteller am dümmsten und am unredlichsten erscheint. „So zeigt er sich in jeder einzelnen Erinnerung seiner Re„censtion.“ —

„Wenn Herr Nicolai solche Dinge in Schutz „nimmt und Manches schreibt, wodurch er sich solchen „Leuten gleich stellt, wenn er Nachbeterey Männern vor„wirft, deren Schriften auf etwas ganz Anders hinausgehen, „als diese zu befördern: so mag Mancher zuweilen wohl ei„ner Erinnerung an seine, von uns immer erkannten, son„stigen Verdienste um die deutsche Literatur bedürfen, um „dieß zu vergessen.“

Zuerst, ist es ein offenbar erdichteter Zusatz, daß hier unser Mann vorgiebt, ich hätte gesagt: „Kant habe „eine wahrsagende Geschichte erdacht, in welcher der „Philosoph die Begebenheiten selbst mache, die der histo„rische Forscher nur durch mühsame Untersuchungen „erfahren kann.“ Ich habe in meiner Vorrede, wo ich bloß beyläufig über einige Thorheiten der neuen und neue„sten Philosophie scherzte, „welche unser deutsches Wissen seit „Kurzem auf eine erhabene Zinne gebracht haben,“ (S. VI.) weiter nichts gesagt, als: „der Erfinder der kriti„schen Philosophie habe auch eine wahrsagende Geschichte „a priori erfunden, wo der Philosoph die Begebenheiten sel„ler macht,“ — nämlich die Begebenheiten, die er a priori vorauszusagen unternimmt. Der historische Forscher kann ja nicht voraussagen! Dieß ist ein Beyspiel der hämischen Art, mit unvermerkt Etwas unterzuschieben, damit der Leser glauben soll, ich hätte Kanten Etwas sagen lassen, das er nicht sagte.

Hernach gehört doch wirklich eine sehr dreiste Stirn dazu, um wider den klaren Augenschein vorzuspiegeln, Kant habe die belobte wahrsagende Geschichte *a priori*, als eine Schwierigkeit, als eine Einwendung aufgestellt, ja sogar zu sagen: „Kant habe behauptet, der Philosoph „könne die Begebenheiten, die er a priori wahrsagen wolle, „nicht

„nicht machen.“ Wenn Kant dieses behauptet hätte: so müßte er es ja ausdrücklich gesagt haben. Dieß ist aber weder der Fall, noch kann es vernünftiger Weise aus seinen Behauptungen gefolgert werden. Denn, weit gefehlt, daß Kant die wahrsagende Geschichte a priori als Einwendung aufstellte: so ist sie von ihm vielmehr als der einzige Weg angezeigt, wodurch man *a priori* wissen könne: daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern sey; denn er sagt (S. 138) ausdrücklich: durch Erfahrung unmittelbar könne man es nicht wissen. So windschief und unbestimmt auch Alles ist, was er hernach vorbringt, so ist doch offenbar, daß er die wahrsagende Geschichte *a priori* empfiehlt. Er widerlegt alle andere Meinungen, sogar auf eine unartige Weise, mit Beylegung gehässiger Namen, und bleibt hernach (S. 147) ausdrücklich bey der wahrsagenden Geschichte der Menschheit stehen. Seinen anfänglich gebrauchten läppischen Ausdruck: daß der Philosoph die Begebenheiten selbst mache, will er, soviel aus seinem wahrlich sehr verwirrten Hin- und Herreden *) abzunehmen ist, ungefähr so verstanden wissen: „Es muß etwas Moralisches im Grund„satze seyn, welches die Vernunft als rein, zugleich aber „auch — als Etwas, das die dazu anerkannte Pflicht der „Seele des Menschen vor Augen stellt.“ (S. 147) Es ist also, will er sagen: die Fortschreitung der Menschen zum Bessern ein Postulat der praktischen Vernunft, und man weiß, daß bey Kant ein solches Postulat ein praktischer Imperativ ist, wider den keine empirische Einwendung gilt. Daher sagt er S. 150 ausdrücklich: Wenn auch „bey der Begebenheit — der Erfahrung, woran „die wahrsagende Geschichte des Menschengeschlechts ange„knüpft worden (S. 141) — der beabsichtigte Zweck jetzt „nicht erreicht wird: so verliere doch jene philosophische „Vorhersagung nichts von ihrer Kraft.“ Wenn nun, will er andeuten, der Philosoph, auf ein solches moralisches Postulat *a priori* fußend, künftige Begebenheiten, die zum

*) Jeder Unparteyische, welcher in Kants Buche die S. 132 bis 159 nachlesen will, wird finden, daß man, wenn man offenherzig reden will, das, was da vorkommt, nicht anders bezeichnen kann.

zum Fortschritte der Menschheit zum Bessern führen müssen, vorhersagt: so macht er die Begebenheiten selbst. Diese Erklärung ist dem ganzen Zusammenhange gemäß; aber ganz widersinnig, dreist vorzugeben, Kant suche die von ihm erfundene wahrsagende Geschichte *a priori* als eine Schwierigkeit, als eine Einwendung vorzustellen, da er ja offenbar durch sie allein den ganzen Zweck seiner Abhandlung erreichen will. Wie könnte er sonst vorgeben, selbst wenn die Erfahrung, woran der Philosoph seine wahrsagende Geschichte anknüpfte, nicht ihrem Zwecke entspräche: so verliere seine philosophische Vorhersagung doch nichts von ihrer Kraft? Wie kann Kant das, wovon er behauptet, es verliere, trotz aller Einwendungen und Schwierigkeiten, welche die Erfahrung darbieten könnte, nichts von seiner Kraft, als Einwendung vorstellen wollen? Es scheint meinem Gegner ganz der Sinn zu fehlen, wie sehr er sich selbst durch ein so offenbar falsches Vorgeben bey allen aufmerksamen und wahrheitliebenden Lesern herabsetzt!

Aber freylich, hat Kant über diesen Gegenstand ganz und gar nicht gründlich, sondern sehr desultorisch Allerley durch einander gesagt. Dieß giebt meinem Gegner Gelegenheit zu einer neuen Sophisterey. Er versichert: „Kant nenne bloß — die wahrsagende Geschichte a priori, „nach seiner Manier, oft unbemerkte Seiten einer Sa„che aufzusuchen, und auf eine ungewohnte und gemei„niglich launige Art zu bezeichnen," und setzt noch mit dreister Stirn dazu, als ob es eine weltbekannte Sache wäre: Kant habe die „Gewohnheit, seine Untersuchungen im„mer mit einer gewissen eigenen Laune zu behandeln."

Bravo! Eine ganz neue Entdeckung! Wer hätte je noch gefunden, daß es Kants Manier sey, seine Gegenstände mit Laune, und noch dazu gemeiniglich und immer mit Laune zu behandeln, und daß er noch dazu eine ihm eigene Laune habe! Wer hätte geglaubt, daß, um die ganze Philosophie zu revolutioniren, und an die Stelle der Meinungen aller Philosophen ein vorvorniges Wissen zu setzen, besonders auch Laune angewendet werden könne, und daß Kant sie immer angewendet habe!

Wenn

Wenn es aber dem hochweisen Manne, der seine philosophischen Recensionen bis nach Gotha schickt, von oben her verliehen ist, da Kants Laune zu wittern, wo dieser nichts als leere unbewiesene Grillen vorbringt: so sollte doch ein so hochbegabter Herr einige Nachsicht mit denjenigen haben, welche das thun, was Kant selbst (in seiner bekannten Erklärung an Fichte) von seinen Lesern verlangt, — d. h. die Kants Sinn nach dem Wortverstande beurtheilen, und weder einen gewissen Geist Kants, noch gewisse Schreibfehler Kants, noch eine gewisse Laune, die Kanten eigen seyn soll, zu Hülfe nehmen. Er sollte sie christlich bedauern, daß sie nicht so fein spüren können, als er. Warum also — da doch Kants vermeinte Laune, wenn sie da wäre, gewiß sehr versteckt seyn müßte, sogleich so unbarmherzig behaupten: „Nicolai verschmähe offenbare Unwahrheiten nicht, „um der Philosophie und den Philosophen einen übeln Na„men zu machen?" Oder aufschreyen: Nicolai „verdrehe „Kants Meinung auf eine niedrige, plumpe, unmora„lische Art," wenn dieser nur die Laune nicht gleich fassen kann, womit die Gothaische gelehrte Zeitung Kants deutliche Worte so plump zu verdrehen weiß!

Ganz unerwartet kommt nun der Gothaische Herr auf die Recension einer Schrift eines gewissen Herrn Dietz, im LXXX. Bande der N. A. D. Bibl., und giebt sich das Ansehen, als habe er mich widerlegt, wenn er das Geschwätz der Dietzischen Schrift vertheidige. Wie kommt mein Gegner dazu, sich hier so weitläufig über diese Recension auszubreiten? Liegt ihm etwa Herr Dietz zu Güstrow so sehr am Herzen? Sieht er etwa dessen Ruhm wie den seinigen an? Freylich ist dieser Herr Dietz sehr kongenial mit ihm, ist ein eben so fader Schwätzer, greift mich eben so plump, wie er, mit unwahren Beschuldigungen an, wie ihm dieses sein Recensent in der N. A. D. Bibl. deutlich gezeigt hat. Aber mich kümmert sehr wenig, was Herr Dietz zu Güstrow in einer von seinen, wie gewöhnlich, todtgebornen Schriften wider mich oder sonst gesagt hat, daher es auch für mich nicht der Mühe werth ist, die Sophistereyen zu entwickeln, die der Gothaische Recensent auch hier macht, um seinen Herrn Dietz zu vertheidigen. Die Hauptsache ist ja hier nur dasjenige, was ich über Kant ehemals sagte und noch sage, z. B. ob ich Recht hatte, zu behaupten: „Kant habe sich bey den

„Lehren von der Pflicht und der Glückseligkeit in Wider„sprüche verwickelt.“ Hier beziehe ich mich auf dasjenige, was ich in der Schrift über meine Bildung ꝛc. S. 136 bis 154 (ebenfalls bey Gelegenheit einer so hämischen als ungegründeten Beschuldigung eines Recensenten in der Gothaischen gelehrten Zeitung) deutlich aus einander setzte.

Wenn Kant (in der Tugendlehre S. 13) sagt: „Was „Jedermann schon unvermeidlich von selbst will, gehört „nicht unter den Begriff von Pflicht; denn die Pflicht „ist eine Nöthigung zu einem ungern genommenen Zwe„cke,“ und (in der Grundlegung der Metaphysik der Sitten S. 9) wieder sagt: „Sein Leben zu erhalten ist Pflicht, „überdem hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare „Neigung.“ — Hatte ich denn da Unrecht, in meiner gedachten Schrift S. 139 zu urtheilen: Nach Kant wäre also „das Leben zu erhalten Pflicht; aber überdem auch „nicht Pflicht.“ Denn Jedermann will ja unvermeidlich schon von selbst sein Leben erhalten, und darf nicht erst dazu genöthiget werden! Oder? könnte, nach Kant, etwas Pflicht seyn, was nicht unter den Begriff von Pflicht gehört? Eine feine konsequente Moralphilosophie!

Wenn Kant (in der Kritik der prakt. Vernunft S. 64) sagt: „Was Pflicht ist, bietet sich Jedermann von „selbst dar — dem kategorischen Gebote der Sittlichkeit „Genüge zu leisten, ist in jedes Gewalt zu aller Zeit.“ — Und denn wieder (in der Metaphysik der Sitten S. 26): „Es ist schlechterdings unmöglich, durch Erfah„rung einen einzigen Fall mit völliger Gewißheit auszuma„chen, da eine Maxime einer sonst pflichtmäßigen Handlung „lediglich auf moralischen Gründen und auf der Vor„stellung seiner Pflicht beruhet habe.“ — Hat da nicht Kant Sätze behauptet, die sich offenbar widersprechen? Welcher von beyden ist wahr? Ist dieß durch einen der direkt synthetischen Vernunftbegriffe, die Kant einführte, auszumachen?

Wenn Kant sagt (Tugendlehre S. 13): „es wider„spricht sich zu sagen, man sey verpflichtet, seine eigene „Glückseligkeit aus allen Kräften zu befördern“ — so ist dieß ein leerer Machtspruch; da nach Kant (a. a. O.

S. 16)

„S. 16) Glückseligkeit, Zufriedenheit mit seinem Zu-
„stande ist; sofern man der Fortdauer derselben gewiß ist."
— Denn, warum sollte es widersprechend seyn, daß
man verpflichtet sey, die Fortdauer der Zufriedenheit mit
seinem Zustande nach allen Kräften zu befördern? Wenn
er aber wieder (Grundl. der Metaphi der Sitten S. 13)
festsetzt: „Es ist ein Gesetz übrig, nämlich seine Glückse-
„ligkeit zu befördern, nicht aus Neigung; sondern aus
„Pflicht" — so verwickelt er sich wieder in einen offen-
baren groben Widerspruch mit demjenigen, was er, wie
oben angeführt, in seiner Tugendlehre behauptete, „daß
„nichts unter den Begriff der Pflicht gehöre, was man un-
„vermeidlich schon von selbst will; denn die Pflicht sey
„eine Nöthigung zu einem ungern genommenen Zwecke."
Sollten nun seine beyden Aussprüche wahr seyn: „so müßte
„man seine Glückseligkeit ungern befördern; und das hieße
„doch eine Absurdität verlangen, oder es kann eine Sache
„Pflicht seyn, die nicht unter den Begriff von Pflicht
„gehört, und das ist ein sehr unphilosophischer Wider-
„spruch" — wie ich dieses in der Schrift über meine Bil-
dung S. 149 schon angezeigt habe, wo man auch bis S.
175 eine Menge anderer grober Widersprüche deutlich
auseinandergesetzt finden kann, in die man leider! sehr oft
den großen kritischen Philosophen verwickelt findet, wenn
man mehrere Behauptungen in seinen verschiedenen Schrif-
ten gegen einander hält, da er „so oft" in der Einen „das
„Gegentheil von dem ausdrücklich behauptet," was
er in einer andern sagte, so, daß gar kein „Zusammenhang
„eines philosophischen Raisonnements" zu finden ist.
Besonders kann man auch in meiner Schrift S. 168 bis
171 in der Note die Absurdität eines Ausfalls, den ein un-
wissender Recensent in der Gothaischen gelehrten Zeitung
mit vornehmer Miene schon im Jahre 1798 gegen mich
machte, um Kanten, durch eine so willkührliche als falsche
Auslegung seiner Worte, zu vertheidigen, deutlich ausein-
andergesetzt finden. Davon hütet sich aber mein jetziger
Gegner in dieser Zeitung ein Wort zu sagen!

Zuletzt wird er noch sogar gütig! Damit ich nicht etwa
ganz und gar annihilirt werden möge, — wegen der Drei-
stigkeit, daß ich Kants Inkonsequenzen und Widersprüche
aufdeckte, wo ich sie fand, — wegen des Verbrechen, daß
ich

ich die Thorheiten seiner blinden Nachbeter in ihrer Blöße darstellte, und sogar kein Bedenken trug, in die N. A. D. Bibl. eine Recension aufzunehmen, worin ein höchst mittelmäßiges Buch des Herrn Dretz zu Güstrow, in seiner Unbedeutsamkeit und Verkehrtheit dargestellt wird: so ist er so herablassend, „damit man dieß vergesse," — „an meine „sonstige Verdienste um die deutsche Literatur zu erin„nern."

Wenn ich irgend Verdienste um die deutsche Literatur habe: so halte ich es für das hauptsächlichste Verdienst, daß ich, vom Anfange meiner schriftstellerischen Laufbahn bis jetzt, immer mit größter Freymüthigkeit, und, mit unpartheyischer Untersuchung der Gegenstände, die Wahrheit laut sagte: so wie ich sie erkannte, und dieß ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf die eben in der deutschen Literatur aufgekommene Mode, ohne Furcht vor hämischen Beschuldigungen, oder vor den leeren Geschrey der kleinen Käffer in der Literatur. Besonders rechne ich es mir — warum sollte ich es nicht offenherzig sagen? — hauptsächlich zum Verdienste um unsere Literatur an, daß ich, nachdem ich die neue kritische Philosophie während mehr als zwölf Jahren ernstlich studiert, und dieselbe von allen Seiten genugsam hatte kennen lernen, aus Wahrheitsliebe, und ohne mich an das allgemeine lobhudelnde Geschwätz, womit dieselbe damals fast in allen gelehrten Zeitungen und Flugschriften, als die einzige Philosophie, gepriesen ward, im geringsten zu kehren, es wagte, öffentlich und deutlich zu sagen, und mit Gründen darzuthun, daß, nach meiner Ueberzeugung, diese Philosophie nicht gehalten habe, was sie versprach: „die arroganten Ansprüche „der Schule zu vernichten, und der Spekulation ihren „rechten Weg und ihre Gränzen anzuweisen;" daß sie vielmehr selbst sehr arrogante Ansprüche mache, und doch oft sich selbst widerspreche. Ich rechne es mir zum wahren Verdienste an, daß ich die Mißbräuche, welche mit dieser vornehmen Philosophie getrieben wurden, freymüthig anzeigte und tadelte; daß ich öffentlich behauptete, und noch behaupte, daß die engherzige Einseitigkeit der Kantischen, und der, durch ihren Dünger gepflegt, schnell heraufgewachsenen Fichteschen und Schellingischen Philosophien, welche wollen, daß nichts Philosophie seyn soll, als ihre Philoso-

phie,

phie, aller Untersuchung der Wahrheit ein Ende machen muß. Denn, diese Philosophaster stolperten und stolpern noch immer, von Postulaten a priori zu Postulaten a priori, bis aufs ursprüngliche Handeln, „das nicht möglich, „nicht wirklich, das nicht ist," und, mit gewaltigem Poltern, die dialektisch-sophistische Abstraktions-Treppe immer höher hinauf, bis zum Indifferenzpunkte des Absoluten, und bis zum albernsten Jakob-Böhmischen Mysticismus, der alle gesunde Vernunft und Philosophie ausschließt. Will Jemand mein Verdienst, dieses mit Freymüthigkeit und Wahrheit gesagt, die Rechte der gesunden Vernunft vertheidigt, und dabey auch die Thorheiten der Nachbeter Kants, die der gesunden Vernunft widerstritten, zuerst belacht zu haben, so daß sie, die bis dahin so vorlaut waren, seit dem XI. Bande meiner R. B. anfiengen, sich ziemlich zurückzuziehen und kleinmüthig zu werden, — vergessen? — Das wird mich wenig kümmern! Ich bin in meinem Gewissen überzeugt, daß meine Freymüthigkeit nur aus reiner Wahrheitsliebe entsprang, und bin zufrieden, etwas Gutes gestiftet zu haben, wenn auch bey den nothwendigen Folgen desselben an mich weiter nicht gedacht wird.

Kant setzt einen kategorischen Imperativ, ein Sittengesetz fest, dem alle vernünftige Wesen nothwendig und unbedingt folgen müssen, weil dieß Gesetz — nach ihm — von der reinen praktischen Vernunft *a priori* gegeben worden; und gleichwohl sagt er wieder von diesem Sittengesetze, das doch von der Vernunft gegeben seyn soll, es sey unbegreiflich, und das doch unbedingt nothwendig seyn soll: wir begreifen dessen unbedingte Nothwendigkeit nicht. — Er sagt mit dürren Worten höchst unphilosophisch: „Wir begreifen zwar nicht die prak„tische unbedingte Nothwendigkeit des moralischen Im„perativs; wir begreifen aber doch seine Unbegreiflichkeit, „welches Alles ist, was billigermaaßen — gefordert wer„den kann." (Grundl. der Metaphysik der Sitten S. 128.) Und was das Allersonderbarste ist, obgleich — nach Kant — das Sittengesetz unbedingt muß befolgt werden: so hat dieser freygebige Philosoph doch noch daneben ein bisher in jeder Philosophie noch unerhörtes Erlaubnißgesetz der moralisch-praktischen Vernunft: „welches etwas an sich

„zwar

„zwar Unerlaubtes doch erlaubt macht," — „das Nöthi-
„gung zu einer Handlung enthält, wozu Jemand" (ver-
steht sich moralisch,) „nicht genöthigt werden kann,"
und er versichert: „ein solches Erlaubnißgesetz biete sich
„einer systematisch eintheilenden Vernunft von selbst
„dar." (Tugendl. S. 78, und zum ewigen Frieden; 2te
Aufl. S. 15.) — Vermuthlich vermöge eines solchen Er-
laubnißgesetzes hat er sich selbst Etwas erlaubt, was
mit dem strengen kategorischen Sittengesetze wohl nicht
füglich möchte vereinigt werden können. Er hätte dem zu-
letzt verstorbenen Könige, unverlangt und sehr unnöthiger
Weise, das Versprechen gegeben: „Ich halte für das Sicher-
„ste, hiermit, als Ew. Königl. Majestät getreuester
„Unterthan, feyerlichst zu erklären: daß ich mich ferner-
„hin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, —
„sowohl in Vorlesungen, als in Schriften, gänzlich ent-
„halten werde." Da er nun für gut fand, nach dem Tode
des gedachten Königs Etwas in Schriften über Religion
öffentlich vorzutragen: so schämte er sich nicht, indem er
selbst sein dem Könige gethanes freywilliges Versprechen
öffentlich bekannt machte, vor den Augen aller rechtlichen
Leute zugleich zu sagen: „Diesen Ausdruck, als Ew. Kö-
„nigl. Majestät allergetreuester Unterthan, wählte ich
„vorsichtig, damit ich nicht der Freyheit meines Urtheils
„in diesem Religionsprozeß auf immer; sondern nur so
„lange Se. Majestät am Leben wären, entsagte." Es
würde ihm unstreitig Jedermann leicht vergeben haben, wenn
er, nach dem Tode des Königs, da dessen Nachfolger die
völlige Freyheit über Religion zu schreiben wiederherstellte,
nunmehro auch wieder etwas über Religion schrieb. Aber,
wenn ein Philosoph, wie Kant, welcher behauptet: „Die
„Mittheilung seiner Gedanken an Jemand durch Wor-
„te, die doch das Gegentheil von dem absichtlich enthalten,
„was der Sprechende dabey denkt, ist in der natürlichen
„Zweckmäßigkeit seines Vermögens der Mittheilung der
„Gedanken gerade entgegengesetzter Zweck, mithin
„Verzichtthuung auf seine Persönlichkeit — ist ein Ver-
„brechen des Menschen an seiner eigenen Person, und
„eine Nichtswürdigkeit, die den Menschen in seinen ei-
„genen Augen verächtlich machen muß." (Tugendl. S.
85) — selbst sich nicht schämt, öffentlich zu gestehen, er
habe vorsichtig, (das heißt doch wohl absichtlich) einen

Aus-

Ausdruck gebrauchte, wobey der König das Gegentheil, dem gewöhnlichen Wortverstande nach, von dem denken mußte, was die Worte besagten? Was soll man von der philosophischen Konsequenz eines solchen Philosophen, und von der praktischen Ausübung seiner eigenen strengen Tugendlehre denken? gesetzt, man wollte auch seine in übertriebenem Eifer ausgestoßenen Schimpfworte nicht auf ihn selbst anwenden. — Wenn Herr Kant uns einbilden will, im Beyschlafe „macht ein Mensch sich selbst zur Sache, „welches dem Rechte der Menschheit an seiner eigenen Person widerstreitet. Nur unter der einzigen Bedingung ist dieses möglich, daß, indem die eine Person „von der Andern, gleich als Sache, erworben wird, diese „gegenseitig wiederum jene erwerbe; denn so gewinnt „sie wiederum sich selbst, und stellt ihre Persönlichkeit „wieder her. Es ist aber der Erwerb eines Gliedmaas„ses am Menschen zugleich Erwerbung der ganzen „Person, — weil diese eine absolut Einheit ist; — folg„lich ist die Hingebung und Annehmung eines Geschlechts „zum Genuß des Andern nicht allein unter der Bedingung „der Ehe zulässig; sondern auch allein unter derselben mög„lich" — so wird Jeder, der noch nicht der gesunden Vernunft, und der gesunden Logik entsagt hat, hier willkührliche Grillen und Inkonsequenzen finden. Wie kann denn dasjenige, was zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts unausbleiblich nothwendig ist, den Rechten der Menschheit zuwider seyn? Wie kann ein Philosoph behaupten: wenn zwey Personen Etwas wechselsweise thäten, welches an sich den Rechten der Menschheit zuwider wäre: so könne es, durch wechselseitige Beleidigung des Rechts der Menschheit, auf irgend eine Art den Rechten der Menschheit gemäß werden? — Wenn Herr Kant (ziemlich konsequent mit seiner Behauptung, daß nur durch die Ehe der Beyschlaf den Rechten der Menschheit gemäß werde,) sich nicht schämt zu sagen: „Das unehelich auf die Welt gekommene Kind ist außer dem Ge„setze, (denn das heißt Ehe,) mithin auch außer dem „Schutze desselben geboren" — „mithin kann der Staat „auch seine Vernichtung ignoriren," wird da nicht jeder menschlich fühlende Mensch sein Herz von solcher unmenschlichen Philosophie abwenden? — Wenn Herr Kant vorgiebt: „Dem homo noumenon, (der nach ihm nichts

„als

„als ein problematischer Begriff ist, Kritik der rein. V. „S. 343) sey der homo phaenomenon" (d. h. jeder der Millionen Menschen die auf dem Erdboden wirklich leben,) „zur Erhaltung anvertraut." (Tugendl. S. 73) — Wenn er sich verlauten läßt: „der fleischliche Genuß sey dem „Grundsatze nach kannibalisch! Ob mit Maul und Zäh„nen, der weibliche Theil durch Schwängerung und daraus „vielleicht erfolgende, für ihn tödtliche, Niederkunft; „der männliche aber durch, von öftern Ansprüchen des „Weibes an das Geschlechtsvermögen des Mannes herrüh„rende Erschöpfungen aufgezehrt wird, sey bloß in der Ma„nier zu genießen unterschieden." (Erläut. Anmerk. zur Rechtslehre S. 9) — Wenn er ganz ernsthaft behauptet; „ein Mensch begehe einen partialen Selbstmord, wenn „er sich einen Zahn ausreißen lasse, um ihn zu verschen„ken, oder zu verkaufen, damit er in die Kinnlade eines „andern gepflanzt werde;" (Tugendl. S. 73) — so wird wohl jeder unparteyische Mann, der noch nicht aus der Gothaischen gelehrten Zeitung vernommen hat, daß Kant immer mit einer ihm eigenen Laune philosophire, mit Achselzucken bemerken, daß dieser Philosoph durch seine übertriebene Behauptungen und sesquipedalia verba hin und wieder Ungereimtheiten behaupte, und ins Lächerliche falle.

e Wenn man nun dieß, und sehr viel andere Verkehrungen und Widersprüche in Kants Schriften findet, wodurch er die willkührlichsten, und zuweilen die abentheuerlichsten Sätze in Schutz nimmt; so „mag Mancher zweifeln wohl einer Erinnerung an Kants sonstige Verdienste um die teutsche Literatur bedürfen, um dieß zu „vergessen." Ich habe Kants wahre Verdienste nie verkannt, und immer mit Hochachtung davon gesprochen. (Man s. meine N. B. XI. Th. S. 183. 250. 298 und das letzten Hundertes S. 91. 92. 113.) Selbst sein eifrigster Anhänger kann die großen Geistesgaben, welche erfordert wurden, um die Kritik der reinen Vernunft zu schreiben, und den neuen Anstoß, den dieses Werk den philosophischen Untersuchungen gab, nicht lebhafter erkennen, als ich. Selbst auch in der Schrift, über meine Bildung, worin ich mich wider eine Brochüre Kants vertheidigen mußte, die ihm weder als Gelehrten, noch als Mann Ehre macht, stimmte ich nicht in den Ton ein, den Er wider mich gebraucht hatte; erin-

erinnerte vielmehr oft an seine wahren Verdienste, und ließ ihnen, indem ich tadeln mußte, was, meiner Ueberzeugung nach, zu tadeln war, jederzeit unpartheyisch Gerechtigkeit wiederfahren.

Wenn aber ein philosophischer Recensent in der Gothaischen gelehrten Zeitung, wenn ein Herr Dietz von Güstrow, und andere solche Leute, von welchen keine wahre Verdienste um die deutsche Literatur bekannt sind, sich Sophistereyen und Unanständigkeiten zu Schulden kommen lassen: so kann man an nichts erinnern, weßhalb man sie vergessen möchte, als die eigene Unbedeutsamkeit solcher Schriftsteller, welche nach sehr kurzem literarischen Rumoren, von selbst in die Vergessenheit fallen. Ich bezeuge, daß ich hier nicht von der ganzen Gothaischen gelehrten Zeitung spreche; denn es ist wahrlich nicht die Schuld der übrigen wahren Gelehrten, welche daran arbeiten mögen, daß sie einen oder zwey seichte Köpfe zu Kollegen haben, „die „auch offenbare Unwahrheiten nicht verschmähen, „wenn sie dazu dienen, bey ihrem Publikum" — den Wahrheitsfreunden, die nicht gewohnt sind, so wie sie, blindlings „in verba Magistri zu schwören, — einen übeln Namen „zu machen." Berlin, den 6ten Februar 1804.

Fr. Nicolai.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Es sind seit einiger Zeit wieder von mehrern, oft von ganz unbekannten, ja sogar von anonymen Personen Aufsätze, ihre eigene Angelegenheiten betreffend, z. B. Nachrichten von Büchern, welche sie herausgeben wollen, von Verlegern, die sie suchen, Beschwerden wider Recensenten, vermeinte Berichtigungen u. dergl. an die Expedition der N. D. Bibl., oder auch an den Verleger derselben gesendet worden, um in das Intelligenzblatt der N. D. Bibl. eingerückt zu werden, ohne daß die festgesetzten Gebühren beygelegt, oder an sichere Personen wären angewiesen worden; ja oft, ohne auch nur die Briefe zu frankiren. Man bezieht sich daher hiermit nochmals auf den 50sten Band der

N. A. D. Bibl. B. 40 und 89, wo deutlich zur Bedingung gemacht wird: „Alles, was für das Intelligenzblatt be- „stimmt ist, muß postfrey eingesendet, und die Einrü- „ckungsgebühren mit 1 Gr. für die gedruckte Zeile bey- „gefügt werden; sonst wird davon kein Gebrauch ge- „macht.“ Hievon kann man aus mancherley Ursachen nicht abgehen. Es dürfen sich also dergleichen Korrespondenten nicht wundern, wenn unbezahlte Aufsätze nicht abgedruckt werden; außer nur in dem Falle, daß sie von solchen Per- sonen kämen, mit denen die Verlagshandlung ohnedieß in offener Rechnung stehen. Unfrankirte Briefe aber werden entweder nicht angenommen, oder auf Kosten der Korrespon- denten zurückgeschickt.

Expedition der A. D. Bibliothek.

Verbesserungen.

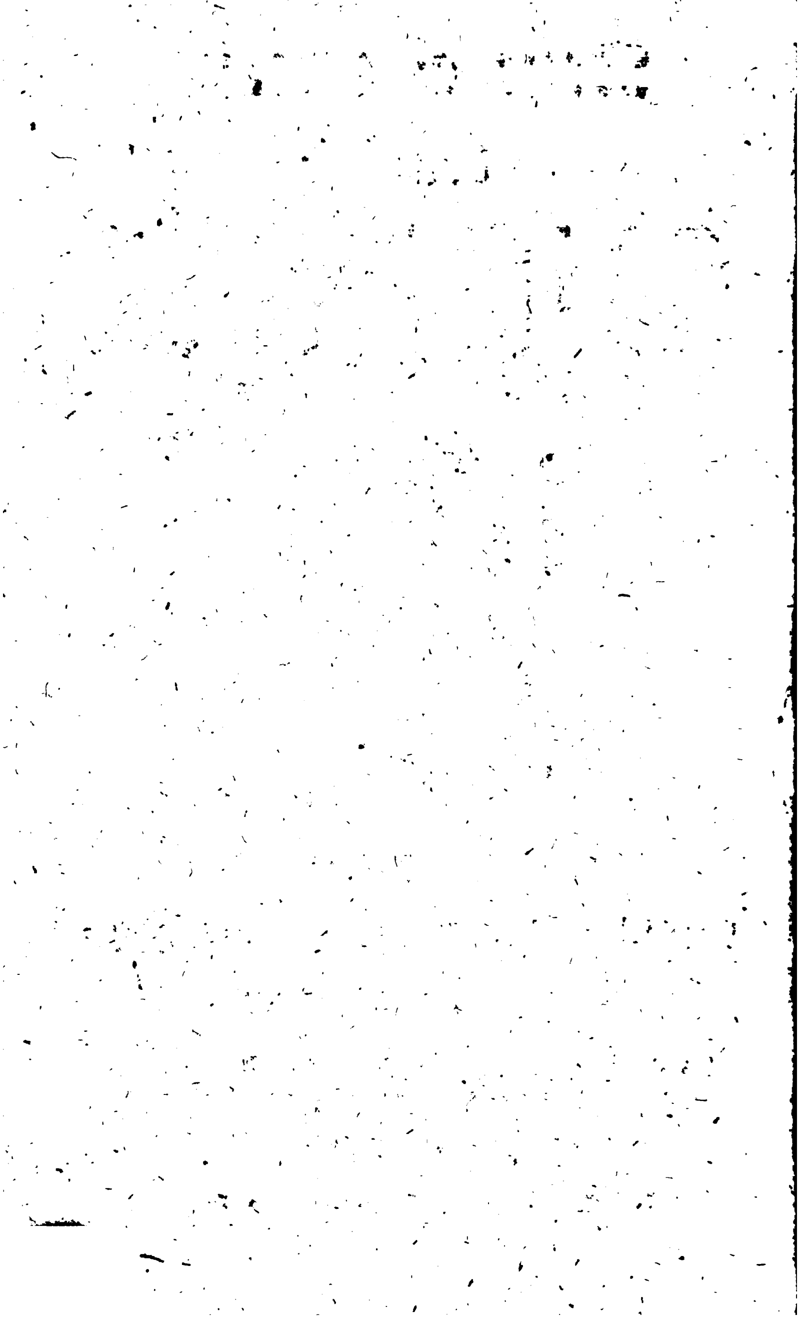
Im LXXXV. Bd. 1. St. S. 258. ist die Recension st. Hm. mit Rm. zu bezeichnen
— — — 2. — — 371. Z. 15. von unten st. sparsam l. erspart
— — — — — — 372. in der Mitte st. irgend l. nir- gend
— — — — — — — — 2. von oben st. ihn zusetzte l. ihr zusetzt
— LXXXVI. — 1. — — 138. — 4. von unten st. am Jul. l. am 7. Jul.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des LXXXVIII. Bandes Zweytes Stück.
Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.



Verzeichniß

der

im 2. Stücke des acht und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

a J. W.

III. Arzneygelahrheit.

Geiß

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI. Schöne und bildende Künste.

VII. Theater.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mathematik.

Theorie

X. Naturlehre und Naturgeschichte.

XI. Chemie und Mineralogie.

XII. Botanik, Gartenkunst und Forstwissenschaft.

XIII. Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

XIV. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

XV. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

tur

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

XVII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XVIII. Reitkunst.

XIX. Technologie.

XX. Handlungswissenschaft.

XXI. Vermischte Schriften.

Bei

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des acht und achtzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Meyer

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

6. Anzeige kleiner Schriften.

Hum=

7. Korrespondenz.

8. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Theologische Symmikta, von Th. Fr. Stange, Prof. der Theol. und Ephorus des reformirten Gymnasiums zu Halle. Zweyter Theil. Halle, bey Hendel. 1802. 223 S. 8. 16 gr.

Dieser Theil geht etwas unbequem mit fortlaufender Zahl der Seiten und Aufsätze fort. Also X) Ueber das *Tikkun Sopherim* Hab. 1, 12. לא נָמוּת. Die Tikkune Sopherim sind keine Varianten, sondern Konjekturen der Rabbinen und Abschreiber. Die ächte Lesart ist an dieser Stelle allerdings לא נָמוּת nur ist נָמוּת das Participium in Niphal, und beyde Wörter zusammen bedeüten immortalis: Du bist unsterblich. Nebenher begeht der V. nach seiner Manier die Grobheiten, Eichhorn einen Abcschützen, und den sel. Döderlein einen elenden Kritiker zu nennen. Nach S. 200 brachen die LXX und der *Vulgatus* Döderlein schon den Hals. Ein Vulgatus mußte es freylich wohl seyn, der einen solchen groben Frevel begehen konnte; allein zu verwundern ist es, daß Döderlein dennoch eine Zeitlang fortgelebt hat, obgleich Rec. wohl fühlt, daß diese Verwunderung von seiner Seite nur ein Produkt der Ignoranz ist, denn er hat es nicht unbemerkt gelassen, was Hr. St. ὁ πάνυ S. 205 vom sel. Michaelis schreibt: „daß nun Michaelis hier in Verwunderung gerieth, war aus dem Bemerkten ganz natürlich, denn „*admiratio est filia ignorantiae*!?" Da es hiernach dem V. einerley zu seyn scheint, ob man etwas bewundert, oder sich worüber verwundert: so bleibt es den Lesern überlassen,

ob sie lieber den Hrn. St. verachten oder bewundern wollen. Das Letzte würden sie nach seinem Urtheil nur als Ignoranten thun können. XI) Etwas über die Erbsünde, wider W. Albr. Teller. Dieser Aufsatz beweist aufs neue, daß, wenn der V. über seine grammatische Gelehrsamkeit hinaus geht, er sich in einem fremden Felde befindet, wo er nicht recht zu Hause ist. Wenn er gleich in der Hauptsache gegen Hrn. T. Recht hat, wenigstens nach der Ueberzeugung des Rec.: so weiß er doch die Sache nicht philosophisch genug anzugreifen, um seinen Gegner völlig zu widerlegen, und die Verwirrung der Begriffe, die er sich dabey zu Schulden kommen läßt, ist sehr groß. H. St. ist vom einem ursprünglichen Hange des Menschen zum Bösen überzeugt, (den man allenfalls Erbsünde nennen kann, wenn gleich diese eigentlich ganz etwas Anders ist,) und glaubt, daß kein Mensch ganz ohne Sünde sey, wofür Erfahrung und Bibel so laut sprechen. Rec. theilt diese Ueberzeugung mit ihm. Dagegen fragt H. T. zum Burnet: woher man wissen könne, daß Jedermann peccatorum quasi lue late vagante infectus sit, ita ut plane nemo excipi possit? Annon hinc inde in angusto terrae angulo *cogitari* possit homo, qui se purum servaverit a malignitate animi vitaeque illecebris, et incendio libidinum, scelerum atque flagitiorum effugerit? Dagegen behauptet nun H. St., daß, wenn dieser Grund gelten solle, man damit ganze Wissenschaften über den Haufen werfen könne, wie z. B. die empirische Psychologie, die Physiologie, u. s. w. Allein er zeigt nicht was doch die Hauptsache war, worin denn das *πρωτον ψευδος* liegt, warum jener Grund nicht gelten kann. Es liegt offenbar in *cogitari*. Denken kann ich mir allerdings einen Menschen so, wie ihn Hr. T. beschreibt, und die moralische Möglichkeit, daß der Mensch so seyn könnte, muß ich auch zugeben; denn sonst wäre das Vernunftgebot, ganz moralich seyn zu sollen, Unvernunft; allein hier ist nur die Frage davon, ob der Mensch wirklich so ist, und ob die Erfahrung ihn ohne allen ursprünglichen Hang zum Bösen und ohne alle Sünde zeigt? Dawider stimmt die Geschichte aller Zeiten, und das Geständniß selbst der tugendhaftesten Menschen. Dieß behauptet auch unser V., wenn er gleich in der Reihe der letzten den David mit aufstellt, wozu Rec. nicht geneigt ist, weil dessen Geschichte zu sehr wider ihn zeugt. Also in der Hauptsache hat Hr. St. nach der Meinung des Rec. Recht; aber nicht in einzelnen Behauptungen, die zum Theil sehr seltsam

sind. Hr. T. hatte gesagt: Minime vero quisque necessitate quadam peccare cogitur. Dabey macht Hr. St. S. 214. 15 folgende Bemerkung: „Was hilfts, daß die Philosophen „einen Unterschied zwischen der necessitas absoluta und hy- „pothetica machen, wenn sich die Theologen so wenig dar- „an kehren? daß letztere Nothwendigkeit sich sehr gut mit un- „serer Freyheit vertrage, wie oft ist dieses nicht gezeigt wor- „den? Man hat bewiesen daß bey Gott und den guten En- „geln, und auch bey tugendhaften und frommen Menschen, „und (fürs Erste wahrhaftig und genug!) den Seligen ei- „ne solche hypothetische Nothwendigkeit statt finde. Mit der „Natur dieser Wesen verträgt sich keine hypothetische Noth- „wendigkeit zu sündigen; sie können nicht anders als mo- „ralisch gut handeln. Warum sollte man nicht auch im um- „gekehrten und entgegengesetzten Falle sagen können: Men- „schen, welche zum Gebrauch ihrer Freyheit gekommen „sind, müssen nothwendig wegen des Uebergewichts der „Sinnlichkeit über die Vernunft hypothetisch nothwendig „(also noch einmal nothwendig!) sündigen, besonders wenn „man erwägt, daß noch keiner von dieser Anomalie (? viel- „leicht Regel) frey gewesen ist." Abgesehen von dem schleppenden und fehlerhaften Styl: so läßt sich das, was der V. auf Hrn. T. anwenden will, sehr gut auf sich selbst zurück lenken. Was hilfts, daß die Philosophen in der neuern Zeit die Lehre von der Willensfreyheit und der Moralität, die damit in Verbindung steht, so oft aus einandergesetzt haben, wenn die Theologen in der reformirten Kirche, vielleicht durch den Calvinismus geblendet, keinen Gebrauch davon machen? Wie kann der V. bey der hypothetischen Nothwendigkeit nicht zu sündigen, den Schöpfer mit seinen Geschöpfen zusammen stellen? Sollen die letzten (Engel und Menschen) freye Geschöpfe seyn und bleiben: so muß die Möglichkeit zu sündigen ebenfalls bey ihnen seyn und bleiben; denn sonst wären sie determinirt, und behielten keinen moralischen Werth, sondern müßten seit dieser Determinirung als Maschinen betrachtet werden. Ihr Zustand wäre alsdann in Hinsicht der Freyheit und des moralischen Werthes in der That schlechter als zuvor, welches doch Niemand wird behaupten wollen. Welch ein Widerspruch ist es ferner, von Menschen, die zum Gebrauch ihrer Freyheit gekommen sind, zu behaupten, daß sie nun vermöge des Uebergewichts der Sinnlichkeit nothwendig sündigen müßten? Eben deßwegen, weil sie zum Gebrauch der

Freyheit gekommen sind, brauchen sie nicht zu sündigen; denn sonst wären sie nicht frey. Der V. wird doch wohl nicht mit Augustin eine bloße Freyheit zum Bösen annehmen, welches sonst in philosophischer Hinsicht eine widersinnige Freyheit heissen müßte. Was aber endlich das Uebergewicht der Sinnlichkeit betrifft: so kann dieses nicht allein als Veranlassung zu sündigen angegeben werden, denn dieses leitet eben so wohl zum Guten als zum Bösen. Aus dem Uebergewicht der Sinnlichkeit entstehen auch überwiegende Gefühle und Neigungen zum Guten, z. B. des Mitleidens, der Wohlthätigkeit u. s. w., so daß sie oft mit der Vernunft davon laufen. Es ist nicht selten der Fall, daß ein Mensch von dieser Art, einem Nothleidenden, sollte er sich auch nur so stellen, eine größere Unterstützung giebt, als er nach der Vernunft vor sich und seiner Familie verantworten kann. Die Urquelle des Bösen liegt vielmehr einzig und allein in dem Mißbrauche der Freyheit durch die Aufnahme schlechter Maximen in dieselbe. Dazu hat der Mensch einen ursprünglichen Hang, freylich der eine mehr der andere minder; aber keiner ist ganz frey davon. Dieß kann man das moralische Verderben der menschlichen Natur nennen; allein nicht wohl Erbsünde; denn eine vererbte Sünde möchte auch eine Sündenschuld unabhängig von meiner Freyheit in sich schließen, welches ein Unding seyn würde, in so fern jede Sünde und Sündenschuld durch die Freyheit des Subjekts zugezogen seyn muß, wenn sie dem Subjekte zugerechnet werden soll. — Hiernach muß nun auch noch manche andere Aeußerung des V. beurtheilt werden, z. B. wenn er S. 216 meinet, daß wir uns die überwiegende Fähigkeit zum Bösen erst erwerben. Selbst der ursprüngliche Hang zum Bösen muß als erworben gedacht werden, weil er sonst nicht zugerechnet werden könnte, wenn wir gleich eben so wenig wissen, wie es mit dieser Erwerbung zugeht, als wir Etwas über den Anfang des Gebrauchs der Freyheit bestimmen können. Doch dabey kann sich Rec. nicht weiter aufhalten. Es genügt ihm, gezeigt zu haben, daß unser V. kein sonderlicher Philosoph ist, und daß er eben so fehlbar bleibt, als alle übrigen Gelehrten. Um desto mehr sollte er aber auch die einzelnen Mängel und Uebereilungen anderer Gelehrten human und anständig beurtheilen. Allein er macht auch hier wieder den unerträglichen Schulmeister, und korrigirt die Worte des Hrn. T. wie ein Schulexercitium, ohne zu bedenken, daß hier ein Gelehrter zu dem andern spricht,

und nicht der Präceptor zu seinem Schüler. Außerdem würde es Hrn. T. leicht seyn, zu zeigen, wenn er es nicht unter seiner Würde halten müßte, sich mit diesem pedantischen Schulmeister abzugeben, daß selbst nach dem Beyspiele der Klassiker der Indikativ da sehr gut stehen kann, wo Hr. St durchaus den Konjunktiv will, u. s. w. Es ist in der That widerlich, diesem Manne die fortdauernden Versündigungen gegen die gute Lebensart vorhalten zu müssen, ohne die Hoffnung unterhalten zu dürfen, daß er ein Gefühl dafür haben wird. XII) Warum wird die Bibel ein Testament genannt? der V. bezweifelt, daß die Vulgata bey der Uebersetzung des *διαθηκη* durch *testamentum* an eine feyerliche Willenserklärung im juristischen Sinne gedacht habe, weil dieß eine sinnlose Uebersetzung seyn würde. Das kann Rec. nun eben nicht sagen, in so fern der Begriff einer Willensmeinung, die eigentlich in testamentum liegt, doch immer noch einen Sinn giebt, wenn gleich der Ausdruck sehr unbequem bleibt. Hr. St. glaubt daher, daß man von der Etymologie testari ausgehen, und testamentum in der Bedeutung Instrument oder Inbegriff von Zeugnissen nehmen müsse; weil die Religion im N. T. oft ein Zeugniß des Herrn genannt wird. 2 Mos. 31, 7. Dazu kommt, daß testamentum beym Iren. 11, 19. für Religionseinrichtung gesetzt zu seyn scheint und beym Tertul. adv. Marc. 4, 22. für Gesetz und Verordnung. Freylich sind diese Stellen nicht ganz entscheidend; aber man muß gestehen, daß durch diese Bedeutungen der Sinn von vetus et novum testamentum weit treffender seyn würde. Die Sache verdient auf jeden Fall eine genaue Prüfung. XIII) Die Stelle 1 Mos. 49, 10. aus dem Parallelismus erklärt. Der V. nimmt an, daß Jakob dieses Schwanenlied wirklich kurz vor seinem Tode ausgesprochen habe. Die Worte לא יסור שבט מיהודה bedeuten bloß, daß Juda gewiß die königliche Herrschaft oder das Recht der Erstgeburt erhalten werde. Die folgenden Worte: ומחקק מבין רגליו sagen nach dem Parallelismus dasselbe. Das erste Wort respondirt dem שבט und die andern beyden dem מיהודה. Der Ausdruck מבין רגליו ist eine honesta descriptio genitalium, und bezieht sich auf Zeugung und Geburt 5 Mos. 28, 57. Eine gleichbedeutende Redensart ist 2 Sam. 7, 12. אשר יצא ממעיך. Ferner heißt die Partikel עד כי hier denn, so daß 1 Mos. 26, 13. und בוא wird auch von dem Erscheinen auf der Welt gebraucht Ps. 71, 18. Pred. 1, 4. Endlich wird bey שילה statt

שלו die Erklärung vorgezogen, wonach שִׁלָה oder שֵׁלָה nach dem arabischen سلى puer heißen kann. Also die ganze Redensart עד כי יבא שילה etwa so: denn es wird ihm ein Sohn erscheinen. Dieß ist alles mit vieler Sprachgelehrsamkeit sehr wahrscheinlich gemacht. Endlich hält der V. diese Stelle für keine messianische Weissagung; sondern zeigt am Schluß die Erfüllung derselben an Salomo. Allein bleibt es eben deßwegen nicht wahrscheinlich, daß der Schwanengesang Jakobs in der Form, worin wir ihn jetzt lesen, erst aus dem Zeitalter Davids oder Salomo's ist? Nebenher wird S. 235 Hr. Ammon ein elender Kommentator genannt, und vom H. W. A. Teller wird S. 236 gesagt, daß er das Hebräische nicht richtig aussprechen könne. Uebrigens ist bey ähnlichen Erklärungen einzelner biblischer Stellen mehr Ordnung und eine Uebersetzung im Sinne des Verfassers zu wünschen, damit man seine eigentliche Meinung leichter auffassen kann. XIV) Ueber einige biblische Beweisstellen der christlichen Moral. Schon Döderlein und Nösselt haben es versucht, einzelne, sonst in der Moral gewöhnliche, Beweisstellen zu berichtigen, und der V. fährt damit fort. Er zeigt besonders, daß ἁγιωσυνη, ἁγιασμος, ἁγιοτης und die damit verwandten Wörter nicht sowohl auf die Lebensheiligkeit überhaupt gehen, als vielmehr nur den Sünden der Unreinigkeit, der Unkeuschheit, Hurerey, dem Ehebruch und allen Sünden der fleischlichen Wollust entgegen gesetzt sind. Dieß rührt daher, daß der ursprüngliche Begriff von קדש nicht absondern ist, sondern vielmehr rein seyn, sich reinigen (2 Sam. 11, 4. 3 Mos. 11, 43. 44.), woraus erst der Begriff absondern entstand u. s. w. Ueber den ursprünglichen Begriff dieses Worts will Rec. nicht streiten, weil er uns am Ende völlig unbekannt seyn möchte; allein er muß gestehen, daß der V. im Ganzen mit seiner Behauptung, worin schon Oekumenius und Theophylakt vorangegangen sind, völlig Recht hat. Nur dehnt er die Sache etwas zu weit aus. Er hätte sagen sollen: gewöhnlich sind jene Wörter im Gegensatz gegen die Unkeuschheit gesetzt. Aber immer ist es nicht der Fall, und die Exegese des V. wird gezwungen, indem er den Beweis aus allen Stellen des N. T. führen will, wo die angegebenen Wörter vorkommen. So bedeutet z. B. ἁγιασμος Hebr. 12. 14. die Lebensheiligkeit überhaupt. Der Satz ist ganz allgemein ausgedrückt, und wenn der V.

den

den Ausdruck πορνος im 16 V. darauf beziehen will: so steht dieser theils zu weit entfernt, theils noch βεβηλος dabey, welches den Profanen und Irreligiösen bedeutet, dem keine religiöse Pflicht und Tugend heilig ist. Eben so wenig braucht man Matth. 5, 8. καθαροι τῃ καρδιᾳ mit dem V. bloß auf die Keuschheit zu beziehen, weil dieser Begriff auch allgemeiner ist 2 Tim. 2, 22. Ferner kann die Uebersetzung von επιτελεντες ἁγιωσυνην εν φοβῳ Θεȣ 2 Kor. 7, 1. „um „durch die Religion recht keusch zu werden" nur sehr gezwungen heißen. Die gleich voran gehenden Wörter πας μολυσμος σαρκος και πνευματος bedeuten alle unreinen Handlungen und Gesinnungen, und ἁγιωσυνη die ganze Lebensheiligkeit. Der Ausdruck πας μολυσμός entscheidet dafür, daß man es nicht bloß von der Keuschheit verstehen kann. Noch gezwungener ist die Anwendung auf καρδιας αμεμπτȣς εν ἁγιωσυνῃ 1 Theß. 3, 13. wo ἁγιωσυνη offenbar Tugend überhaupt bedeutet. Eben so heißt ἁγιος Ephes. 5, 26. 27. nichts weiter als rein, ferner 1 Petr. 1, 14. 15. rein, tugendhaft, heilig. Wie würde auch hier der Ausdruck keusch auf Gott passen? Endlich sind ἁι ἁγιαι γυναικες 1 Petr. 3, 1 › 5. die ehrwürdigen Weiber. Dagegen macht der V. eine gute Bemerkung über 1 Tim. 6, 10. indem er παντα τα κακα auf die vorher erwähnten Laster bezieht, wovon der Geiz oder besser die Begierde nach Geld, die Habsucht, die Wurzel sey. Der Artikel (παντων των κακων) leitet allerdings dahin. Uebrigens giebt Hr. St., der jeden unbestimmten Ausdruck eines andern Gelehrten auf der Stelle korrigirt und bekrittelt, S. 265 ebenfalls Veranlassung zu einer solchen Korrektur. Er sagt, daß Nösselt gezeigt habe, in der Stelle 1 Theß. 5. 22. heiße „ειδος nicht Schein, son„dern bedeute allerley Arten von Lastern." Dieß kann denn doch nur ειδος πονηρȣ heißen; woraus man sieht, daß dem V. eben so leicht ein unbestimmter Ausdruck entschlüpfen kann, als jedem andern Sterblichen; weßhalb er eben nicht nöthig hätte, überall den Schulmeister zu machen. Völlig unerträglich ist es aber, daß er die Arbeiten solcher Gelehrten, denen er abgeneigt zu seyn scheint, verdächtig zu machen sucht, ohne sie einmal gelesen zu haben. So tadelt er z. B. eine Uebersetzung des fameusen Bahrdt, und setzt S. 270 hinzu: „Stolz in Bremen mag es wohl nicht „besser gemacht haben: doch kann ich darüber nicht urtheilen, „weil ich dessen Uebersetzung nicht zur Hand habe."

Allein die ersten Worte sind ja allerdings ein verachtendes Urtheil? Warum urtheilt er denn, zum Nachtheil eines Andern, wenn er nicht weiß, ob sein Urtheil richtig ist? Es ist eben so, als wenn man sagen wollte: die Uebersetzung von Stolz ist schlecht; allein ich muß sie erst lesen, um darüber urtheilen zu können. Dieß ist ja Unverstand, und welches Licht wirft ein solches Verfahren auf den Charakter des Verfassers? Zu den Komplimenten, die er in seiner Manier andern Gelehrten in dieser Abhandlung macht, gehört die Stelle S. 267 in der Note, wo er von Heynischen Affen „spricht, welche cum annotatione perpetua den kritischen und „exegetischen Theil ihrer Kompilationen von einander ab„sondern.“ XV) Die biblischen Interpreten und Kritiker unserer Zeit übersehen oft die leichtesten Sachen; von iedem nur ein Beyspiel. — Wie wohl dieser letzte Zusatz klingt, und wie holpricht er hier auf dem Titel steht, dafür scheint Hr. St. keinen Sinn zu haben, so wie überhaupt für keine Schönheit des Styls, welches der seltsam stylirte Anfang dieser Abhandlung beweist. „Der jüngere Rosenmül„ler mit dem Zunamen Ern Friedr Kar. im ersten Bande „des vierten Theils der Scholia übers A. T. namentlich über „die Psalmen, sagt über des elften Psalms siebenten Vers „und zwar über das letzte Hemistichium desselben u. s. w.“ — Wie? Ist der Vf so ganz Wortklauber geworden, daß er den Genius seiner Muttersprache darüber vergessen hat? und ist dieß nicht eine größere Schande für einen Gelehrten, als wenn er etwas in einer todten Sprache nicht recht trifft? Uebrigens übersetzt Hr. St. die Worte Ps. 11 7. יֶחֱזוּ פָנֵימוֹ יָשָׁר nach dem Parallelismus durch „sein Antlitz blickt auf „das was grade d, i. recht ist.“ Rec. würde nach eben dem Parallelismus unter ישר den Redlichen verstehen, damit es dem צַדִּיק respondire, wodurch nur צדקות als ein Prädikat von Jehovah herbey geführt ist, auf welches der Vf. ישר bezogen wissen will. Dieses Prädikat ist hier ein Nebenbegriff und צַדִּיק der Hauptbegriff, dem also auch ישר respondiren muß. Man sieht wenigstens hieraus, daß der V. eben so wenig untrüglich ist, als jeder anderer Sterbliche, welches ihn wenigstens bescheiden gegen andere Gelehrte machen sollte. Ferner hält Hr. St. die Verschiedenheit אָמַרְתְּ und אָמַרְתִּי bloß für eine verschiedene Orthographie von der zweyten Person im singulari feminino. Die letzte ist syrischartig, welches durch eine Menge Beyspiele bewiesen wird, und schon

von

von Christ. Bened. Michaelis in seiner Diss., qua lumina Syriaca pro illustrando ebraismo sacro exhibentur §. 29 bemerklich gemacht war. Bey dieser Gelegenheit bekommen aber mehrere Gelehrte zugleich einen derben Verweis S. 291. 92. „Mit Recht ist diese gründliche Abhandlung (von Mi„chaelis) in Pott und Ruperti (sic!) Sylloge commentt. „theoll. V. I. von neuem wieder abgedruckt worden. Die „Herausgeber sollten mehrere dergleichen Abhandlungen wie„der durch einen Abdruck erneuern; dagegen aber die kindischen „Programmen eines Ammon's disquisitio, quatenus disci„plina religionis etc. und dessen Programm quo inqui„ritur in fontes narrationum etc.; eines D. Sal. Pott's „comment. de antiquo documento et cet.; eines Joh. Gur„litt's animadverss. in auctores veteres; imgleichen die un„bedeutenden eines Phil. Lud. Muzels de discrimine „grammat. et cet. und eines Jan. Konynenburg laudat. „Simonis Episcopii immer der Vergessenheit und Dun„kelheit überlassen." Uebrigens will der V. die zweyte Person femin. gen. auf das folgende טוֹבָתִי bezogen, und dieses als einen Ausdruck für die Seele genommen wissen, so daß der wörtliche Sinn sey: mein Edelstes spricht zu Jehovah, du bist mein Herr! es hängt nur allein von dir ab d. i. ich erkenne dich nur allein für meinen Herrn und Wohlthäter. Mit dieser gezwungenen Erklärung und diesem matten Wortsinne wird aber wohl Niemand außer dem V zufrieden seyn. XVI) Ueber die Geschichte der hellenistischen Sprache des N. T. wider Plank. Hr. P. hat im zweyten Theil seiner Einleitung in die theologischen Wissenschaften, auch eine kurze Geschichte des Streits über die Frage zu geben gesucht: ob die Sprache des N. T. hellenistisch (hebräischartig) sey oder nicht? Hr. St. läugnet theils mit dem Claudius Salmasius, daß der Name hellenistische Sprache auf das N. T. passe, weil ἑλληνίζειν 1) überhaupt einen anzeige, der sich der griechischen und keiner fremden Sprache bediene, und 2) besonders einen, der sich der rein griechischen (Sprache), und vorzüglich des attischen Dialekts befleissige; theils zeigt er, daß Planks Darstellung nicht ganz richtig und auch nicht vollständig sey. Was den ersten Punkt betrifft: so ist der Ausdruck: hellenistische Sprache, nun einmal recipirt, und läßt sich auch wohl vertheidigen. Nur muß er nicht von ἑλληνίζειν abgeleitet werden, woraus nur das Adjektivum hellenisch entstehen könnte; sondern von

 ἑλλη-

ἑλληνιστης, welches einen Juden bedeutet, der sich der griechischen Sprache bedient (wie es bey den Verfassern des N. T. der Fall ist), und die schon eben deßwegen hebräischartig seyn muß. Was aber den zweyten Punkt betrifft: so würde jeder andere Gelehrte mit mehr Bescheidenheit eine genauere Geschichte jenes Streits entworfen und am Ende gesagt haben, daß hiernach Planks Darstellung zu berichtigen sey, statt eine widerliche Korrektur anzustellen, die sich mit den Worten anhebt „nun, zu Hr. P. sauberer Erzählung über die „Schreibart des N. T." Es ist nämlich eben keine große Kunst, aus einem so reichhaltigen Werke, wie Planks Einleitung ist, eine einzelne Parthie heraus zu reißen, und diese zu berichtigen. Nur der Kleingeist eines Mannes, wie unser V. ist, der durchaus in Kleinigkeiten groß seyn will, kann sich auf solche Schulmeisterey etwas zu gute thun; allein der wahrhaft große Gelehrte wird ihn deßhalb nimmer für groß, sondern immer nur für sehr klein halten. Wäre der V. nicht durch einen unglaublichen Egoismus ganz verblendet: so würde er unmöglich solche Maximen zu Tage legen können, die seiner eignen Manier das Urtheil sprechen. So sagt er z. B. S. 318 „der Streit selbst betraf keine Persönlichkeiten, wie heut zu Tage die meisten Streitigkeiten der Gelehrten, sondern eine wichtige Frage. Es war eine wohlthätige Kontrovers." Möchte doch Hr. St. in sich gehen, und diese goldenen Worte auf sich selbst anwenden: so würde man seine Bemerkungen gegen diese oder jene Behauptung eines Gelehrten mit Vergnügen lesen, und nicht mit der Verachtung, womit man sie jetzt aus den Händen wirft.

XVII) Etwas über die Geschichte des Dogma vom heiligen Abendmahl; wider Gotth. Ephr. Lessing und Joh. Aug. Ernesti. Was der V. hier gegen einige Aeußerungen beyder Gelehrten in Hinsicht der ältesten Vorstellung von den Zeichen im Abendmahle behauptet, hat im Ganzen seine Richtigkeit; allein einzelne Ideen, die er bey dieser Gelegenheit anbringt, bedürfen unstreitig einer großen Berichtigung, warum sich Hr. Plank ein Verdienst machen, und zugleich an einem Beyspiele zeigen könnte, wie ein humaner Gelehrter den andern zu behandeln für Pflicht hält, wenn er auch irrt. Rec. bemerkt bloß, daß der lange Wechsel der Vorstellungen über die Zeichen des Abendmahls in der Kirche nicht zur Kenntniß des V. gekommen ist, und daß er glaubt, über die Verwandlungslehre wären keine Streitigkeiten in der Kirche gewesen. Daß

dieß

dieß unrichtig ist, wird Jeder fühlen, der nur Etwas von der Sache versteht, und eben so wenig die Behauptung unterschreiben mögen, wonach Arius gesagt haben soll, Jesus sey patri ὁμοιέσιος S. 334. Endlich glaubt Rec., daß Justin in der vom V. erklärten Stelle so wenig die bestimmte Vorstellung der lutherischen als reformirten Abendmahlslehre gehabt habe. Die Idee, daß nur die wahren Gläubigen dieses Sakrament wirklich genießen, ist vom V. hineingetragen. Justin scheint bloß zu sagen, daß nur die vollständigen getauften Christen das Abendmahl genießen dürfen, im Gegensatz gegen die Katechumenen u. s. w. XVIII) Hat Seb. Münster die Neuheit der hebräischen Punkte mit dem Elias Levita geglaubt? wider Wilh. Fried. Hezel. Der V. zeigt gegen Hrn. H. aus der Vorrede des Seb. Münster zu seiner hebräischen Bibel, daß dieser in Hinsicht der Neuheit der hebräischen Punkte nicht der Meinung des Elias Levita war, welcher sie von den Juden zu Tiberias ableitete. Münster sagt ausdrücklich: Non sunt igitur puncta vocalia novum quoddam Judaeorum inventum, ut illud hic obiter commemorem, et cet. Etiamsi sint alii, qui asserunt, puncta a Judaeis Tiberiade commorantibus ad inventa etc. Dieß ist deutlich genug. Allein wenn doch derselbe Mann zugleich behauptet, daß fast alle Kodices des A. T. im Alterthume ohne Punkte waren, also auch diejenigen, welche die lateinischen Uebersetzer benutzten: so wird es mehr als wahrscheinlich, daß er im Herzen der Meinung des Elias Levita war, den er so sehr verehrte, und nur seine Ursachen haben mochte, nicht öffentlich, und am wenigsten bey einer Ausgabe der hebräischen Bibel, von der gewöhnlichen Meinung abzuweichen. Hr. St. hätte daher lieber bestimmter auf dem Titel behauptet statt geglaubt setzen mögen, weil es von uns nicht mehr entschieden werden kann, was Münster in dieser Hinsicht eigentlich geglaubt hat. Für das Kompliment der „groben Unwissenheit,“ welches Hrn. Hezel S. 366. gemacht wird, mag sich dieser selbst bedanken. — XIX) Einige theologische Anfragen. 1) Warum ist das griechische N. T. zuerst 1516 (vom Erasmus) im Druck erschienen, da doch schon vor diesem Jahre die meisten griechischen Klassiker gedruckt waren? Rec. glaubt mit dem V., daß der Grund in der dazu nöthigen päpstlichen Koncession liege. Es fragt sich aber: ob noch ein anderer Grund angegeben werden könne? 2) Fragt der V., woher es komme,

daß

daß die neuen Theologen fast durchgängig glauben, die Apostel und die ersten Christen hätten das allgemeine Weltgericht und den jüngsten Tag in ihrem Zeitalter und noch bey ihren Lebzeiten erwartet, da doch schon J. D. Michaelis und Kunge diese Idee längst widerlegt hätten? Ob etwa die Gründe und Beweise jener Gelehrten nicht hinlänglich und genugthuend wären? In diesem Fall möchten die neuen Theologen ihre Widerlegungen und Gegenbeweise bekannt machen. Rec. der hierin nicht vorgreifen will, bemerkt bloß, daß in den Stellen 1 Kor. 15. 1 Theff. 4, 13-17. Joh. 21, 22. 23. Stoff genug zur Widerlegung liegen dürfte, so bald sie nur unbefangener und richtiger erklärt werden, als von Michaelis u. s. w. 3) Warum verweigern Lutheraner noch heut zu Tage den Reformirten den Namen der evangelisch Reformirten? — Verweigern wird kein aufgeklärter Lutheraner diesen Namen, am wenigsten der billig denkende Hr. Schröckh, wenn gleich der Gegensatz, den er zwischen Evangelici und Reformati macht, auffallen kann. Allein Hr. S. hat gewiß nichts Arges dabey gedacht. Eben so wenig wird der sanfte und tolerante Nösselt bey dem Ausdruck sogenannte evangelisch Reformirte das Prädikat sogenannt auf evangelisch, sondern auf Reformirte bezogen wissen wollen, und zwar in dem Sinne, daß diese evangelich protestantische Partey gewöhnlich so genannt werde, wobey nichts Anstößiges ist. Dieß ist auch so gut wie gewiß die Idee des Hrn. Universit. Pred. Meyer in Göttingen bey seinem Ausdrucke „sogenannte Reformirte" gewesen, ohne daß es diesem schätzbaren Manne in den Sinne gekommen ist, irgend einen Reformirten dadurch beleidigen zu wollen. Dagegen ist es eine grobe Beleidigung des V. wenn er ihn S. 393 einen „elenden Kompilator" nennt. 4) Warum datirt Hr. Schröckh einige Perioden in der K. G. von Luthern allein als terminus a quo und ad quem, und nicht auch von den schweizerischen Reformatoren, besonders Zwingli, da doch diese ganz unabhängig von Luthers Beyspiel und Lehren reformirten? Rec. hat nichts dabey zu erinnern, daß auch Zwingli mit genannt wird, wenn man gleich zur Entschuldigung des Hrn Schröckh den Satz a potiori fit denominatio sehr wohl geltend machen könnte; denn was der V. von der größern Verbreitung der Lehre der Reformirten anführt, paßt nicht sowohl auf Zwingli, als vielmehr auf Calvin und seine Gehülfen. XX) Anmerkungen über eine Eichhornsche Recension. E. hatte

te den 2ten Th. der Anti-Critica in locos quosdam Psalmorum des V. im 4ten Stück des 6ten B. seiner Bibliothek nicht nach dem Wunsche des Hrn. St. recensirt. Er erklärt sich also hier dawider, und beklagt sich über Mißverständnisse und Andichtungen. Von absichtlichen Andichtungen darf wohl nicht die Rede seyn; und was die Mißverständnisse betrift: so mochte er diese immerhin berichtigen, wenn er sich nur innerhalb der Gränzen der Anständigkeit halten konnte. Allein er zeigt sich leider! hier wieder in seiner ganzen Rohheit, besonders in den groben Prädikaten, die er Eichhorn beylegt, mit deren Abschreibung Rec. seine Feder nicht beschmutzen will. Wenn aber Hr. St. S. 402 sagt: „wer witzig „seyn will, dem muß auch der Schnabel dazu gewach„sen seyn (wie gemein!); sonst unterlaß(e) er es lieber:“ so hat er nicht bedacht, daß sich dieses vorzüglich auf ihn selbst anwenden läßt; denn sein Witz, womit er um sich wirft, ist so fade, platt und unglücklich, daß er jeden Gebildeten anekelt. Z. B. S. 412. „Nun kann Eichhorn das bekannte Liedchen „anstimmen:

Ach wie verläßt das Glück die Frommen,
Hier bin ich garstig weggekommen!“

Kann man sich was Abgeschmackteres und Ekelhafteres denken, als solchen rohen Witz? Doch Rec. kann es nicht über sich erhalten, länger bey diesen Gemeinheiten zu verweilen, und will bloß nur noch eine Stelle anführen, worin der V. eine Maxime an den Tag legt, wonach er berühmte Gelehrte so grob anfällt, welche ein häßliches Licht auf seinen Charakter wirft. Er sagt S. 405 mit dürren Worten: „Wäre Michae„lis nicht fast allgemein für einen großen Kritiker im Hebräi„schen gehalten worden: so hätte es wohl geschehen können, „daß ich mich einiger harten Ausdrücke weniger be„dient hätte.“ Also ist es bloße Mißgunst und Neid, die den V. zur Mißhandlung großer und berühmter Gelehrten reizen. Es ist ihm unerträglich, daß man solche berühmte Männer für groß hält, und ihn nicht. Er sucht also von ihrem Ruhm so viel herunter zu reißen, als in seinen beschränkten Kräften steht. Allein durch dieses verkehrte Mittel wird er selbst in den Augen wahrhaft gelehrter Männer nie groß, sondern immer kleiner werden.

Bw.

D. Johann Christoph Döderleins christlicher Religionsunterricht, nach den Bedürfnissen unsrer Zeit. Nach dem Lateinischen des sel. Verfassers ausgearbeitet von D. C. G. Junge, Antistes zu Nürnberg, u. s. w. Zehnter Theil. Nürnberg, bey Monath. 1801. 316 S. 8. Eilfter Theil. 1802. 408 S. 8. Beyde Theile 2 Rg. 4 gr.

Der würdige V. fährt mit der an ihm gewohnten Ruhe des Geistes, Bescheidenheit und Gelehrsamkeit fort, sich um die Vollendung dieses Werks verdient zu machen, worin eine schöne gemäßigte Theologie herrscht, welche so wenig die neuern Untersuchungen verschmäht, wo Hr. J. ihnen beystimmen kann, als die alten Behauptungen verkennt, welche haltbar und zu vertheidigen sind, und welche immer auf die Praxis Rücksicht nimmt, um theils die Punkte heraus zu heben, die eingeschärft zu werden verdienen, theils vor Uebereilungen zu warnen, damit man sich nicht gewagten und unfruchtbaren Hypothesen überlasse, welche für die Praxis keinen Werth haben. Der zehnte Theil umfaßt die Paragraphen 217-247 des Döderleinschen lateinischen Werks; also die Lehren von den Strafen nach dem Tode und der ewigen Verdammniß, von der Wiederherstellung und Erlösung des Menschengeschlechts durch Christum, mithin auch von den Weissagungen und Vorbildern, so wie die ganze Geschichte Jesu nach dem doppelten Zustande der Erniedrigung und Erhöhung, von dem Reiche Christi, und seiner jetzigen und künftigen Art der Regierung. — Rec. stimmt im Ganzen so sehr mit der theologischen Denkart des Hrn. D. J. überein, daß nur wenige Punkte zu einer abweichenden Bemerkung übrig bleiben, welche sich nicht einmal auf Hauptsachen beziehen. Indessen können solche Bemerkungen doch am ersten den Eifer und das Studium beurkunden, welche Rec. der gelehrten Arbeit des V. gewidmet hat, und daher glaubt er hoffen zu dürfen, daß sie eine billige Aufnahme von Seiten des Hrn. D. J. finden werden. Rec. ist in Hinsicht der künftigen Strafen ebenfalls der Meinung des V., daß sie bedingungsweise ewig seyn werden, wenn nämlich keine Besserung erfolgt, und daß sie mit dieser Besserung aufhören werden, weil sie sonst zwecklos seyn würden;

allein er würde theils nicht alle die Stellen für die Ewigkeit der Strafen angeführt haben, welche der V. aufführt, in so fern manche darunter sind, wo αἰώνιος bloß künftig bedeutet, oder die andere Welt andeutet, theils würde er am wenigsten S. 37 die Stelle Jud. v. 6. mit benutzt haben, weil man wohl als ausgemacht annehmen darf, daß δεσμοὶ ἀΐδιοι nicht ewige Banden sondern Banden der Unterwelt (von ᾅδης) bedeuten. Eben so würde Rec. S. 133 den Ausdruck »er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu »seyn Philip. 2, 6.« nicht erklärt haben durch »er suchte die»se Würde nicht fort und fort durch äußeres Ansehen zu be»haupten.« Dieser Begriff liegt in der That nicht in jener Stelle; sondern der einfache Gedanke des Apostels ist, daß, wenn Christus gleich das Ebenbild Gottes war, er doch nicht nach der Gleichheit mit Gott strebte, oder sich anmaaßte, der höchste Gott selbst seyn zu wollen; sondern sich demüthig dem Willen des höchsten Gottes unterwarf, und dafür mit einer göttlichen Würde belohnt wurde. Man sieht wohl, daß die Metaphysik des Apostels eine andere gewesen seyn muß, als die unsrige ist; allein ein andrer Sinn liegt wirklich nicht in jener Stelle. Wenn ferner der V. in Hinsicht der Unsündlichkeit Jesu S. 164 eine absolute und hypothetische Unmöglichkeit zu sündigen unterscheidet, wovon die erste nicht bey Jesu statt fand, sondern nur die letzte: so wünschte Rec. bey der letzten bloß den Zusatz weg, der noch gemacht ist, »weil »der Logos im erforderlichen Falle das wirkliche Sündigen »durch die Kraft seines Einflusses verhütet haben wür»de.« Durch diesen Zusatz wird die Heiligkeit der Menschheit Jesu zu sehr kompromittirt, in so fern Jesus wegen der wichtigen praktischen Folgen immer ein Muster einer menschenmöglichen Lebensheiligkeit bleiben muß. Eben so könnte S. 175 die Behauptung anstößig werden »daß die Unwahrhaf»tigkeit zwar nicht ohne Einschränkung zum allgemeinen Ge»setz gemacht werden; aber daß es doch einzelne Fälle geben »könne, wo man die Wahrheit verschweigen, oder, was oft »nicht davon zu trennen sey, eine Unwahrheit sagen müs»se.« Der Moralist darf schwerlich den Satz zugeben, daß es Fälle geben könne, wo es Pflicht sey, im Ernst und unter vernünftigen Leuten die Unwahrheit zu sagen, wenn nicht die ganze Pflicht der Wahrhaftigkeit dabey zu Grunde gehen soll. Solche Ausnahmen verderben die Regel von Grund aus, wenn sie auch von der Art sind, daß die Unwahrhaftigkeit

»zum

»zum Besten des Andern und zur Erhaltung seiner Wohlfahrt« dient. Ferner würde Rec. bey gewissen Punkten, deren Natur an und für sich etwas Dunkles hat, und auch behalten muß, nicht so sehr ins Detail gegangen seyn, wie der V. z. B. S. 246. 47 bey der Himmelfahrt, und S. 302 fg. bey der Auferstehung, wodurch der guten Sache im Allgemeinen wohl mehr geschadet als genutzt wird. In Hinsicht der Himmelfahrt äußert sich nämlich der V. so: »Der Himmel; in den er eingieng, »war der zukünftige Ort der Seligkeit; und da wir uns diesen über uns denken: so erhob sich auch Jesus in die Höhe, »bis er wegen der weiten Entfernung und des Nebels des »Dunstkreises den Blicken der Zuschauer unsichtbar wurde. »Mit seinem Körper, der bisher noch alle Eigenschaften der »Sinnlichkeit an sich hatte, gieng wahrscheinlich zugleich die »Veränderung in einen aufgeklärten vor, der allein für eine »bessere Welt paßt, wie ihn Paulus Phil. 3, 21. auch be»schreibt. Wenn man dabey fragt: wo denn bey dieser Ver»wandlung der alte Körper, oder wenigstens die Thei»le desselben, die abgeschieden wurden, hingekom»men seyen? so müssen wir freylich gestehen, daß wir es nicht »wissen, eben so wenig wissen, als bey denen, die einst bey »der allgemeinen Auferstehung noch am Leben seyn werden. »So wenig aber diese Schwierigkeit uns abhält, an diese »Verwandlung zu glauben, eben so wenig kann sie uns »auch hindern, die Himmelfahrt Jesu zu glauben.« Rec. ist dagegen der Meinung, daß solche erregte Schwierigkeiten, woran sonst nicht leicht Jemand dachte, den Glauben am ersten wankend machen können. Dieß dürfte auch bey der andern Stelle der Fall seyn, wo in Hinsicht der Auferstehung der Einwurf des Tyssot de Patot vom Mangel an Raum hergenommen, widerlegt wird. Uebrigens verdient bey diesem Punkte die Berichtigung des Hn. Biester in der Neuen Berliner Monatsschrift, Mai 1802 verglichen zu werden.

Der eilfte Theil verbreitet sich über die §. §. 248 - 292 des lateinischen Werks, und enthält außer den Dogmen von der Person Christi, seiner doppelten Natur, und der Idiomenmittheilung, die wichtigen Lehren von dem Geschäfft und den Wohlthaten Christi, oder von der Erlösung, Versöhnung und Genugthuung, so wie von der Rechtfertigung. Ferner auf Veranlassung der Erlösung vom Tode auch von

von der Auferstehung, Erlösung von der ewigen Verdammniß, so wie von der Macht der Sünde. Bey der Gelegenheit, daß vom Tode Jesu gesprochen wird, hat der sel. D. auch von der Auferstehung und Fürbitte Christi gehandelt, wodurch die Lehren von der Erlösung und Rechtfertigung unerwartet unterbrochen werden. Ueberhaupt kann es bey der unbequemen Ordnung, die D. in seinem lateinischen Werke wählte, gar nicht fehlen, daß nicht eine und dieselbe Materie mehrmals vorkommt, oder doch wenigstens berührt werden muß. Schon im vorigen Theile war z. B. bereits von der Auferstehung die Rede, und in diesem Theile wird doch erst recht eigentlich davon gehandelt. Dieß ist auch mit mehreren Lehren der Fall, so daß sich Hr. D. J. mehrmals genöthigt sieht, auf die vorigen Theile zurückzuweisen, wo die Sachen schon vorgekommen sind. Uebrigens hat sich der Verf. sehr richtig bemüht, die Lehren von der Sündenvergebung, Erlösung, Versöhnung und Genugthuung vollständig aus einander zu setzen; die Schwierigkeiten bey einer stellvertretenden Genugthuung nicht zu verschweigen, und die gehörigen Vorsichtsmaaßregeln beym öffentlichen Vortrage zu empfehlen, damit man auf der einen Seite nicht unbesinnlich Sturm dagegen laufe, und auf der andern Seite die praktischen Nachtheile vermeide, die daraus entstehen könnten. Rec. muß daher diesen Theil besonders den Religionslehrern empfehlen, und es ist ihnen nicht wohl entbehrlich, wenn auch das ganze deutsche Werk für ihre Oekonomie zu groß seyn sollte. Bloß in Hinsicht des schwierigen Punkts der Sündenvergebung möchte sich Rec. noch näher mit dem Verf. verständigen. Hr. D. J. bezieht sie bloß auf die positiven göttlichen Strafen, weil die natürlichen sammt der Schuld nicht wohl aufgehoben werden könnten. Freylich ist es höchst wahrscheinlich, daß die Schriftsteller der Bibel nur an positive göttliche Strafen dachten, in sofern der populäre Begriff von Sündenstrafen Gottes bloß an positiven Strafen hangen bleibt. Aber eben deßwegen ist von ihnen die Vergebung auch wohl auf die Sündenschuld bezogen, weil dadurch nur die positiven Strafen zugezogen wurden. Dieß darf nun zwar die Theologie nicht abhalten, eine Theorie von der Sündenvergebung aufzustellen, welche den jetzigen Foderungen einer ausgebildeten Psychologie und Philosophie genügt, besonders da das N. T. ein weites Feld dazu offen gelassen hat. Al-

lein eine solche Theorie muß doch, so viel als möglich, mit dem Sinn der Bibel harmoniren. Da es nun mehr als wahrscheinlich ist, daß die Schriftsteller der Bibel den jetzigen Unterschied von natürlichen und positiven Strafen nicht kannten; sondern die Sündenvergebung auf göttliche Strafen überhaupt, die sie sich aber als positive Strafen dachten, und selbst auf die Sündenschuld bezogen: so dürfte man mit dem vom Verf. gemachten Unterschied, in Hinsicht auf die Bibel, nicht ausreichen, und es dürfte selbst in der Praxis schwer werden, diesen Unterschied zu behaupten. Es scheint vielmehr hier am rathsamsten zu seyn, nach dem Beyspiele der Bibel bey der Vergebung der Schuld und Strafen der Sünden im Allgemeinen stehen zu bleiben, ohne in den Unterschied von natürlichen und positiven Strafen hineinzugehen. Was aber die dogmatische Theorie betrifft: so scheint dem Rec. die Hauptsache in der Ankündigung der Vergebung von Seiten Gottes zu liegen, und zwar unter der unerlaßlichen Bedingung der Besserung, um dadurch den Muth zur Besserung zu beflügeln, und bey der Neigung zur Besserung, welche sich durch die Reue ankündigt, der moralischen Muthlosigkeit, oder wohl gar Verzweiflung, zu begegnen, womit auch der Verf. übereinstimmt. Das moralische Gewicht dieser Erklärung von Seiten Gottes muß aber um so größer und wirksamer seyn, da der ganze Begriff von Sündenstrafen durchaus subjektiv ist, also auch durch die subjektive Ueberzeugung von der Gültigkeit einer solchen göttlichen Erklärung aufgehoben werden kann. Ich muß erst gewisse Uebel, die mich treffen, als Strafen meiner Sünden ansehen, und sie nicht aus einem andern Gesichtspunkt betrachten, ehe sie wirkliche Sündenstrafen für mich werden können; also ist der Begriff davon ganz subjektiv, und die Ueberzeugung von der Gültigkeit der Erklärung Gottes, daß alle Uebel, die mich bey meiner Besserung treffen, keine Sündenstrafen sind, hebt jenen Begriff auf, und lehrt mich, sie aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, z. B. als Mittel zu meiner moralischen Vervollkommnung, u. s. w. Selbst das Bewußtseyn der vorigen Schuld kann durch das Bewußtseyn der gegenwärtigen Würdigkeit und des Wohlgefallens Gottes so überwogen werden, daß es kein Uebel und keine Strafe mehr bleibt. Auf diese Weise ist also die Möglichkeit der Aufhebung selbst der natürlichen Schuld und Strafe der Sünden da, und es fragt sich nur noch bloß,

ob

ob die Gerechtigkeit Gottes dabey bestehen könne? Nach der Meinung des Rec. allerdings; denn was ist die Gerechtigkeit Gottes anders, als seine durch Heiligkeit modificirte Güte? Seine Heiligkeit verlangt die Strafe der Sünde bis zur Besserung; seine Güte aber hebt sie unter der Bedingung der Besserung auf, in sofern ihr Zweck durch die Besserung erreicht ist. So wie also der Verf. sehr gut den Tod Jesu, durch die Erklärung Gottes, den Grund von unserer Begnadigung seyn läßt; eben so kann man die Erklärung Gottes zum Grunde der Vergebung der Sünden machen. Rec. wird vielleicht Gelegenheit nehmen, diese Ideen an einem andern Orte weiter auszuführen, wenn sie hier noch nicht deutlich genug seyn sollten. Hiebey kann sich Rec. nicht enthalten, eine von den Kautionen anzuführen, die der Verf. empfiehlt, und die in der Praxis so nothwendig sind. S. 267. »Wenn auch Jesus wirklich am Kreutz »die Strafen unserer Sünden erduldet hat: so hat er sie »dadurch nicht so weggenommen, daß sie uns nun gar nicht »mehr treffen; sondern nur so, daß sie uns dann nicht »treffen, wenn wir uns von der Sünde durch wahre »Buße losgemacht haben. Die Erlösung hindert es gar »nicht, daß nicht noch jeden Sünder die Strafen seiner »Sünden grade so treffen, als wenn Jesus nicht für ihn »gestorben wäre. Sie hindert auch nicht, daß er nicht »noch im künftigen Leben Strafen auszustehen habe, wenn »er mit einem unbekehrten Sinne stirbt. Es ist nichts »von dem aufgehoben, was zum Beweis der göttli»chen Gerechtigkeit und zur Abschreckung und Bes»serung des Sünders erforderlich ist. Nur dann, »wenn der Sünder sich bessert, wenn er die Heiligkeit der »göttlichen Gesetze wieder anerkennt, und zum Gehorsam »gegen sie zurückkehrt, darf er sich damit trösten, daß »ihm sein voriger Ungehorsam so vergeben sey, daß er keine »weitere Ahndung deßwegen zu besorgen habe, u. s. w.« Wenn solche Kautionen überall in der Lehre von der Sündenvergebung angebracht werden: so liegt die Schuld bloß an den Menschen, wenn sie dennoch von ihnen zum Deckmantel der Untugend gemißbraucht wird. Ihr Zweck ist an und für sich wohlthätig und den Bedürfnissen der Menschen gemäß. Sie soll den gebesserten Menschen auf der einen Seite beruhigen, und auf der andern Seite die Besserung befördern. Wird sie auf eine andere Weise gebraucht: so

 wird

wird sie offenbar gemißbraucht, wie so manches Andre von gutem Zweck zu einem schlechten Zweck gemißbraucht werden kann. Uebrigens freuet sich Rec., daß er zugleich die Vollendung des ganzen Werks als nahe ankündigen kann. Mit dem zwölften Theile wird es vollendet seyn, wovon die erste Hälfte bereits erschienen ist. Diese wird aber am besten zugleich mit der zweyten Hälfte, die noch erwartet wird, in unsrer Bibliothek angezeigt werden können.

H.

Sylloge commentationum theologicarum, edita a *Dav. Jul. Pott*, Monast. Mariaevall. Abbate et Prof. et *G. A. Ruperti*, Gymn. Stad. Rectore. *Vol. II. et III.* Helmstadii, apud Fleckeisen. MDCCCIII. 2 Rg 6 gr.

Wir beziehen uns auf die Rec. des ersten Theils (im 2ten St. des 68sten Bds.). Uebrigens wären bey diesem rühmlichen und nützlichen Unternehmen, eine noch strengere Auswahl und zweckmäßige Abkürzungen zu wünschen gewesen.

Atz.

Handbibel des neuen Testaments. In einer erläuternden Uebersetzung für Verehrer der Wahrheit und Tugend. Aus dem Griechischen übersetzt, nebst einigen vorläufigen Anmerkungen. — Ich habe euch noch viel zu sagen. Aber ihr könnet es jetzt noch nicht fassen. Jesus bey Joh. 16, 12. — Hamburg, bey Hoffmann. 1803. XVIII, u. 355 S. 8. 1 Rg. 4 gr.

Dieser Auszug ist allen Nichttheologen, sie mögen einer Sekte oder einem Kirchenglauben zugethan seyn, welchem sie wollen, zum Erbauungsbuche bestimmt. Der Verf. wollte die wesentlichen Lehren des Christenthums, wie sie Paulus 2 Tim. 2, 14—19 bestimmt, in einer Uebersetzung

Ue-

liefern, welche richtiger, deutlicher und verständlicher wäre, als Luthers Uebersetzung. Aus obiger Ursache ist die Geschichte Jesu nicht ganz und kein einziges Wunder, über dessen Werth der Verf. in der Vorrede sehr richtig urtheilt, aufgenommen worden. Die vier Evangelien sind kombinirt, und in 93 Abschnitte, die Apostelgeschichte und Briefe in beynahe eben so viele abgetheilt worden. Jeder Abschnitt macht für sich ein Ganzes aus, und ist mit einer Inhaltsanzeige versehen; auch sind außer dem Buche und Kapitel, an der Seite die Verse, nach der gewöhnlichen Abtheilung, angezeigt worden. Mit der Auswahl, Anordnung und den Ueberschriften der Abschnitte kann man im Ganzen zufrieden seyn. So sind z. B. aus dem Briefe an die Galater bloß K. 5, 13—26 u. 6, 1—5 und 6—10, aus 2 Thessal. ist bloß K. 3, 6—16, aus dem Br. an die Hebräer K. 10, 23—25, 12, 1—15, und 13, 1, 3—6 u. 16. 17, aus 2 Petr. 1, 5—11 aufgenommen; dagegen sind der Brief an die Kolosser, der 2te und 3te Brief, und die Offenbarung Johannis ganz übergangen worden. In den evangelischen Abschnitten liest man nichts von den wunderbaren Ereignissen mit Zacharias und Maria, von der Geburt Johannis und Jesu; nichts von den Engelerscheinungen bey der Geburt Jesu; von den Magiern und dem von ihnen bemerkten Phänomene; nichts von der Versuchungsgeschichte und Taufe Christi, u. s. w.

Die Uebersetzung selbst ist allerdings mehrentheils deutlich und verständlich, bald wörtlich, bald umschreibend und erklärend; der Sinn ist an den meisten Stellen richtig ausgedrückt, doch waren manche, vom Verfasser eingeschobene Zusätze und mehrere Tautologien, durch die er vermuthlich recht faßlich werden wollte, ganz überflüssig. Zuweilen ist der Sinn verfehlt, zuweilen ist die Uebersetzung zu künstlich und für eine solche Handbibel nicht zweckmäßig. Der Styl ist zwar im Ganzen korrekt und geschmeidig; aber hie und da verträgt er noch die Feile. Hier sind einige Beyspiele, die das Gesagte bestätigen. Matth. 28, 2—7 wird so übersetzt, oder vielmehr umschrieben: »Bey dem Grabe war nämlich vor ihrer (der Weiber) Ankunft ein starkes Gewitter gewesen, wobey der Blitz, dessen Anblick weiß, wie Schnee ist, (eine sonderbare Glosse für Leser, die den Blitz schon oft gesehen haben!) gleichsam als ein Engel

Gottes (?) das Grab getroffen hatte, so daß die Gegend heftig erschüttert und der Stein hinweggewälzt worden war. Von diesem Blitze und Donner waren die Soldaten, die das Grab bewachten, so betäubt und erschrocken worden, daß sie, wie zur Erde gefallen, und eine Zeitlang ohne Besinnung waren. 5. Weil nun dieses alles vor der Ankunft der Frauen geschehen war, sie also nichts davon wußten; weil ferner die Soldaten nach der Stadt geflohen waren, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen; so wußten die Frauen nicht (also: weil sie nichts wußten, so wußten sie nichts?) als was sie vor Augen sahen, daß nämlich der große Stein von dem Grabe entfernt war. Daher entstand nun natürlich folgende Gedankenreihe bey ihnen: Wir können nun ohne Furcht in das Grab gehen, da es offen ist, und Jesum den Gekreuzigten einbalsamiren. 6. Allein wie geht das zu? wir finden ihn ja hier im Grabe nicht. Er muß also vom Tode wieder auferstanden seyn, wie er oft vorhergesagt hat. Jedoch lasset uns nochmals suchen, und den Platz genau besehen, wo der Herr gelegen hat. Allein wir finden ihn nirgends. 7. Lasset uns also geschwind fortgehen, um seinen Schülern, besonders dem Petrus, je eher je lieber diese erfreuliche Nachricht zu bringen: daß Jesus vom Tode auferstanden sey. Wir werden ihn also in Galiläa sehen, wie er es auch vorhergesagt hat. (Luk. 24, 6.)«

Man ist es schon gewohnt, selbst von den besten Interpreten, die Engel in eine Gedankenreihe metamorphosirt zu sehn; diese Erklärung hat auch vielen Beyfall gefunden, theils, weil auf diese Art die Engel aus dem Spiele kommen, theils weil der Sprachgebrauch der alten Welt etwas für sich hat. Indessen mag der Laye aus dieser ganzen Phrase selbst abnehmen, ob die Gedankenreihe hier an ihrem Platze steht. Der Verf., der auch bey den schwersten Stellen keine Anmerkung beyfügt, fühlte doch, daß sie hier nothwendig sey. Aber wenn einmal, gegen den Plan des Verf., den man sonst befolgt findet, diese Wundergeschichte aufgenommen werden sollte, so gehörte diese Erklärung nur in die Note, nicht in den Text. Dem Layen, dem diese Ideen noch gar nicht geläufig sind, muß eine solche Uebersetzung sehr auffallend seyn, sie muß seine Erbauung eher stören, als befördern. Die Nachlässigkeiten im Style wird

man

man in obiger Stelle auch ohne unsere besondere Erinnerung bemerken. — — Matth. 25, 41 wird so übersetzt: »Auf eine ganz andere Art wird er hingegen die Bösen zu seiner Linken vermittelst seiner Religion gleichsam anreden: Entfernt euch von mir, ihr Unglückseligen, in das dauernde Feuer! Empfindet nun die schon lange, bösen Geistern bestimmten Martern des bösen Gewissens und der unseligen Folgen des Lasters, und der von euch versäumter heiligsten Menschenpflichten. — — V. 46. Hierauf werden diese Böse eine dauernde Bestrafung; jene Gute aber ein daurendes ächtes Leben erlangen, das verdient ein Leben genannt zu werden.« — — Luk. 2, 49 wird so umschrieben; »Ich hatte nicht gedacht, daß ihr mich erst suchen, daß ihr nicht sogleich wissen würdet, wo ich gewiß sey. Wußtet ihr nicht, daß ich nirgend anders, als im Tempel, im Hause meines Vaters seyn würde? Warum habt ihr mich da nicht gesucht?« (Doch etwas zu weitläuftig ohne Noth.) — V. 52 setzt der Verf. hinzu: »Jesus nahm verhältnißmäßig zu an Einsichten, wie am Alter ꝛc.« und Luk. 3, 7. »Es kamen auch Pharisäer — aber gewiß nicht in der Absicht, sich zu bessern.« Ὀργὴ erklärt er durch das künftige Unglück bey der Zerstörung des jüdischen Staates. — Das schwierige dritte Kap. Joh. ist hier sehr deutlich und faßlich; aber freylich auch fast durchgängig sehr frey. V. 3 setzt der Verf. den negativen Satz hinzu: »dein Glaube an meine Wunder macht dich noch nicht geschickt, mein ächter Schüler zu seyn.« V. 5 wird eingeschoben: »ich rede nicht von der leiblichen, sondern von der geistlichen Geburt — — — du mußt — dich durch richtigere Einsicht und höheres Gefühl für Tugend neu beleben lassen; mußt deine Vorurtheile und Irrthümer gänzlich ablegen.« V. 6. »Ihr Juden bildet euch ein: Wegen Eurer Abstammung von Abraham schon gut und Gottgefällig zu seyn. (Dieß ist aus Matth. 3, 9 entlehnt.) Thörichte Einbildung! Denn die leibliche Geburt macht (?) nur rohe, sinnliche Menschen, die ihre sinnlichen Triebe zu befriedigen suchen. Wer aber durch die göttliche Lehre gleichsam gebahren, verändert und gebessert ist, nur der ist ein guter tugendhafter Mensch.« Wir wollen noch den letzten Abschnitt aus dem

Briefe Judas V. 17—25 vergleichen: ἀποδιορίζοντες — die ein sektirisches Christenthum lieben. Dieser Ausdruck ist nicht einmal jedem Leser verständlich. V. 20. Ihr aber, meine Geliebte, »bemühet euch in der Erkenntniß und Ausübung eurer allerheiligsten Religion (πίστει) immer vollkommener zu werden (ἐποικοδομοῦντες ἑαυτοὺς) und erwecket euch zu heiligen Entschlüssen durch das Gebet (ἐν πνεύματι ἁγίῳ προσευχόμενοι). Erhaltet euch dabey in einer wahren Liebe gegen Gott. Alsdann könnet ihr euch der Segnungen des Christenthums erfreuen, und eines immerwährenden glückseligen Lebens versichert seyn (προσδεχόμενοι τὸ ἔλεος τοῦ κυρίου ἡμῶν I. X. εἰς ζωὴν αἰώνιον.) V. 22 ist weggelassen. Allein hütet euch stets, lasterhafte Handlungen zu begehen, die eure Seele verunstalten, wie ein schmutziges Kleid den Körper. (Das hat eine ganz andere Beziehung im Texte. μισοῦντες καὶ τὸν ἀπὸ τῆς σαρκὸς ἐσπιλωμένον χιτῶνα.) V. 24. Der allmächtige Regierer aber, der euch durch die Fügungen seiner gütigen Fürsehung — — — dieser Gott, der die höchste Weisheit besitzt und unser größester Wohlthäter ist (im Griechischen steht bloß: μόνῳ θεῷ σωτῆρι ἡμῶν) rc.

S. 1—26 hat der Verf. 8 Anmerkungen vorausgeschickt, welche einige im N. T. oft vorkommende Worte und Lehren erläutern sollen: von den Ausdrücken, Gesandter Gottes und Messias; von den Sadducäern, Pharisäern und von den Samaritern; weder eigne noch fremde Büßung, Genugthuung und Opfer; sondern ganz allein die Besserung des Herzens und Lebens, verschaffen uns Vergebung der Sünde, Gnade und Wohlgefallen Gottes. Dieß ist Lehre des N. T.; in wiefern die Lehre Jesu von Gott komme, und eine göttliche genannt werde; über einige Ursachen, warum es schwer, ja oft unmöglich ist, verschiedene Stellen des N. T. mit Gewißheit richtig zu verstehen; von der Taufe. S. 27 folgt ein Verzeichniß der hier aufgenommenen Abschnitte aus der evangelischen Geschichte. Alles, was hier der Verf. sagt, ist sehr wahr und vernünftig, und zwar längst bekannt; verdient aber in einem solchen Buche auch unter den Layen verbreitet zu werden, die sich aber freylich, ohne eine gründlichere Belehrung, an manche hier vorgetragene Aeusserungen (z. B. in wiefern Jesus Gottes Sohn, und in wie-

wiefern seine Lehre göttlich sey ꝛc.) stoßen dürften. Noch bemerken wir, daß der Hr. Verf. Paulus Kommentar benutzt hat.

Mit dieser Schrift steht in Verbindung:

Anhang zur Handbibel des neuen Testaments. In einer erläuternden Uebersetzung für Verehrer der Wahrheit und Tugend. Dem aufgeklärten Publikum gewidmet. Hamburg, bey Hoffmann. 1803. XXVI. u. 60 S. 8.

In der Vorrede erörtert der Verf. den Nutzen und die Nothwendigkeit eines Bibelauszugs, giebt von dem seinigen Rechenschaft, und rechtfertigt die darin befolgten Grundsätze. Der Anhang selbst enthält theils einige Abschnitte, die der Verf. in seine Handbibel aufzunehmen für unnöthig oder bedenklich hielt (Matth. 10, 7—20. Joh. 1, 1—18. 8, 52—59. 14, 12 ff. Apostelgesch. 2, 1 ff. 8, 1 ff. 9, 1 ff. 22, 30—23, 1 ff. 24, 22 ff. 25, 1 ff. 26, 1 ff. 27, 1 ff. 1 Korinth. 2, 14—16.); theils Bestätigungen einiger Erläuterungen und Erklärungen, die der Verf. dort benutzt; theils eine kurze Anzeige der Gründe, warum er manche Stellen in seiner Handbibel ausgelassen hat.

Auch hier findet man manches Wahre und Gute, und mehrere Anmerkungen unter dem Texte. Nur sehen wir nicht recht ein, welchen Plan der Verf. dabey beabsichtigt hat. Für den Layen passen sie gar nicht, und für den angehenden Theologen sind sie zu dürftig. Wozu auch für diesen das Griechische mit deutschen Buchstaben, zumal da vorher griechische Buchstaben gebraucht worden sind? Was soll das Citat » S. Prof. *Kuinoel* pericopae etc. denn was Hr. Kühnöl davon sagt, daß λόγος für das Concretum gesetzt werde, weiß ja jeder Anfänger. — Der Verf. trägt hier die Erklärung des Socinus vor: »Wie die neue bessere Religionsverfassung ihren Anfang nehmen sollte, ließ Gott Jesum geboren werden. — — — Er war gleichsam bey Gott, — — — war in Ansehung seiner Vorträge gleichsam Gott selbst ꝛc.« Soll etwa das aufgeklärte Publikum diese Erklärung natürlich finden? — Das Ereigniß am

Pfingstfeste versteht der Verf. von einem Gewitter, das die versammelten Christen in eine starke Begeisterung gesetzt habe, weil sie es als ein Zeichen der besonders gegenwärtigen Gottheit ansahen. »Nicht die Apostel, sagt er, redeten in fremden Sprachen, sondern die ganze Versammlung der Christen, unter welchen sich viele aus fremden Ländern befanden. Bisher hatten sie vielleicht den Vortrag und das Gebet, welches die Apostel in der hebräischen Sprache verrichteten, bloß angehört; vielleicht hatten auch Einige gemeinschaftlich mit den Aposteln in der hebräischen Sprache geredet und gebetet. Und da sie in jener, für heilig gehaltenen Sprache nicht Fertigkeit genug haben, oder sich auch bisher nicht getraut hatten, in ihrer Landessprache zu beten, reden sie nun in derselben, so wie ihnen bey ihrer Begeisterung Religionslehren und Gebete einfallen.« — Uebrigens ist der Vortrag des Verf., wie in der Vorrede zur Handbibel, auch hier weitschweifig und voll Wiederholungen, man vermißt eine strenge Ordnung der Gedanken, Kürze im Ausdruck und Korrektheit. Auch die Interpunktion ist nicht richtig.

Lb.

Rechtsgelahrheit.

Das Recht der Handwerker nach allgemeinen deutschen Reichsgesetzen überhaupt, und mit besonderer Rücksicht auf das allgemeine Landrecht und andere Innungsgesetze für die Kön. Preußischen Staaten, die Kursächsischen General-Innungs-Artikel, die Braunschweigische Gildeordnung für Handwerker und mehrere andere deutsche Handwerksgesetze, von D. Joh. Andr. Ortloff, Prof. der Philos. zu Erlangen. Erlangen, bey Schubart. 1803. 1 Alph. 8. 1 Rg. 8 Gr.

Der Verf. hat bereits in den Jahren 1798 und 1799 einige Schriften in Handwerks-Angelegenheiten geliefert, die vom Publikum mit verdientem Beyfall aufgenommen worden sind; sie waren mehr staatswirthschaftlichen als rechtlichen

chen Inhalts. Mit gegenwärtigen Handwerksrechten hat er sein Verdienst auch auf die juristische Bearbeitung des Gegenstandes erweitert, und dadurch vorzüglich allen städtischen Obrigkeiten einen wesentlichen Dienst erwiesen. Sein Werk läßt ähnliche frühere Arbeiten weit hinter sich, ob es ihm gleich auch nicht an Seiten fehlt, an welchen es der Jurist vermissen wird, daß es nicht immer ganz so, wie er es wohl wünschen möchte, für seine juristischen Zwecke und Bedürfnisse eingerichtet worden ist. Wir wollen den Plan des Verf. im Kurzen vortragen.

Dasjenige, was ziemlich allgemein in Deutschland bey den Handwerkern Rechtens ist, giebt den Hauptstoff des Buchs ab, welcher daher als Text behandelt wird, zu welchem die Noten die Belege enthalten, gewöhnlich mit den Stellen selbst, welche sich in den auf dem Titel genannten Gesetzen vorfanden. Da, wo diese Gesetze keine Auskunft gaben, ließ er die Principe der Staatswissenschaft statt der Gesetze reden. Dabey konnte der Verfasser wohl um so weniger Bedenken finden, da er der Meinung ist, wie vielleicht überhaupt dasjenige, was man jetzt noch Recht der Handwerker nennt, bald ganz in dem Gebiete der Staatswissenschaft seine Stelle erhalten werde. Entsteht z.B. die Frage: darf eine Person mehr als Ein Handwerk treiben? so wird selbige (S. 337) aus der Staatswirthschaftslehre in Ermangelung allgemeiner und specieller Zunftgesetze, verneinend beantwortet, weil bey Vertheilung der Arbeiten theils der Arbeiter selbst geschickter werde, theils wohlfeilere Preise zu erreichen stehen.

Das Ganze besteht aus zwölf Kapiteln: I. Von Handwerken und Zünften überhaupt. II. Vom Handwerksrechte. Hier werden auch die Quellen desselben angegeben, unter welchen man die Staatswirthschaftslehre vergeblich suchet, ungeachtet sie, wenigstens nach obigen Ansichten des Verf., wegen ihrer weitgreifenden subsidiären Anwendbarkeit am wenigsten daselbst fehlen sollte. III. Entstehung der Zünfte und ihrer rechtlichen Verhältnisse. IV. Von der kollegialischen Verfassung, den Rechten und Verbindlichkeiten der Handwerker. V. Von den Rechten des Landesherrn und der Gerichte in Handwerkssachen. VI. Von der Zunftgerichtsbarkeit. VII. Von den Lehrjungen oder Lehrburschen. VIII

Von

Von den Gesellen. IX. Von den Meistern. X. Von Personen, die, ohne zünftig zu seyn, oder, vermöge einer besondern landesherrlichen Erlaubniß, Handwerke treiben. XI. Vom Treiben des Handwerks. Unter dieser Rubrik ist die Rede von Tauglichkeit der Waaren und Gewährleistung — von der Werkstätte — vom Handwerkszeuge — vom Handwerkskram — von den Preisen der Waaren und von Entziehung der Nahrung — von den Gränzirrungen der Zünfte. XII. Vom Zunftzwange.

Außer den auf dem Titel genannten Gesetzen hat der Verf. zwar hin und wieder auch wohl einen Schriftsteller nachgewiesen; aber leider! scheint ihm doch das Feld der eigentlichen juristischen Literatur fremd geblieben zu seyn, aus welchem er sonst nicht unterlassen haben würde, noch sehr viele schätzbare Bearbeitungen und Entscheidungen handwerksrechtlicher Fragen zur Bereicherung und weiteren Ausbildung seines Systems einzuärndten. Die Schriften der Praktiker, und vorzüglich die Sammlungen von Rechtsfällen, geben in dieser Hinsicht eine reichliche Ausbeute, wie sich der Verf. schon aus *Schröteri* Repertorio juris consultatorio T. 2, und aus Rössig's Repertorio der seit 1790 erschienenen praktischen juristischen Sammlungen überzeugen kann. Für das preußische Handwerksrecht waren vorzüglich die Eisenberg-Stengelschen, jetzt von Hoffschen, Beyträge zur Kenntniß der Justizverfassung und der juristischen Literatur in den preußischen Staaten, die Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten allgemeinen preußischen Landesgesetze; das Amelangsche neue Archiv der preußischen Gesetzgebung, und ähnliche Werke mit zu benutzen.

Ueberhaupt aber ist Rec. der Meinung, daß das Handwerksrecht nicht so isolirt, sondern in Verbindung mit dem gesammten Zunftrechte, welches sich bekanntlich über die eigentlichen Handwerker hinaus erstreckt, bearbeitet werden muß. Aber selbst die besten Lehrbücher des gemeinen deutschen Privatrechts geben in diesem Stücke ein schlechtes Beyspiel.

In der Vorrede kündiget der Verf. eine Sammlung von allgemeinen Innungsgesetzen und Handwerksverordnungen

gen unter dem Titel eines Corpus juris opificiarii an, die gewiß dem Publikum nicht unwillkommen seyn wird.

Theoretisch-praktischer Kommentar über die Pandekten, nach Anleitung des Hellfeldschen Lehrbuchs, von C. H. G. Köchy. Zweyter Theil, zweyte Abtheilung. Dritter Theil, erste und zweyte Abtheilung. Leipzig, bey Barth. 1802. 1803. 4. Jede Abth. 1 Rh. 12 gr.

Die guten Eigenschaften dieses Kommentars, die wir bey Gelegenheit der früheren Theile, und zuletzt bey Th. 2. Abth. 1 anerkannt haben, lassen sich auch bey vorliegender Fortsetzung nicht verkennen, mit welcher der Verf. bis lib: XI. tit. 2. ex quibus caussis ad eumdem judicem eatur, fortgerückt ist. — In der Vorrede zu Th. 3, Abtheil. 1, widerspricht der Verf. den beyden Gerüchten, als sey er nicht gesonnen, diesen Kommentar fortzusetzen und zu beendigen, und als sey er Herausgeber der neuen Edition des Hellfeldischen Lehrbuchs. Wir wünschen, daß dem Verfasser, auch nach seiner Versetzung nach Mitau, die gehörige Muße zu einer raschen Fortsetzung des Kommentars übrig bleiben möge.

Di.

Joh. Gottfr. Amandus Weidner's theoretisch-praktischer Kommentar über das Schmidtische Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden. Erster Band, welcher die allgemeine Betrachtung der Klagen und Einreden, und die besondere Betrachtung der Possessorien- und Präjudicial-Klagen enthält. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 1 Alph. 11 B. gr. 8. 2 Rh.

Bekanntlich haben wir bereits einen dicken Kommentar über das Schmidtische Lehrbuch, von Ernst Gottfried Schmidt,

Schmidt, dem Sohne des Lehrbuchschreibers, der bisher von unsern Praktikern stark gebraucht zu seyn scheint. Unser Verf. will ihn aber doch nicht recht loben; denn er enthalte bloß die akademischen Vorlesungen des Vaters über das Lehrbuch, und man wisse ja wohl, was akademische Vorlesungen für einen Werth hätten; für junge Studierende wären sie wohl geschickt genug, bey weitem aber nicht hinreichend, nicht ausführlich und praktisch genug, für diejenigen, welche sich mit der Praxis beschäfftigen.

Wie mag aber wohl der vorliegende Weidnersche Kommentar entstanden seyn? Rec. müßte sich sehr irren, oder die Grundlage desselben ist gleichfalls Heftgelehrsamkeit, und zwar nicht eben aus den letzten Decennien. Der Vortrag und die Anordnung ist ganz so, daß man einen Docenten auf dem Katheder vor sich zu haben glaubt. Das Materiale ist von der Art, daß man es ihm nur zu deutlich ansieht, wie es der Docent aus einem Dutzend der ältern Praktiker und Proceßbearbeitungen zusammengeschrieben hat, und wie bloß hinterher noch einige Notizen aus Höpfners Institutionen- und Glücks Pandekten-Kommentar, und einigen ähnlichen Schriften hinzu geflickt worden sind. Die Behandlung ist höchst unkritisch, und es fehlt an eigenem Raisonnement und Urtheil. Dazu kommt, daß von den vielen schätzbaren Beyträgen zu der Lehre von den Klagen und Einreden, welche die neueste juristische Literatur in so reichlicher Masse darbietet, auch nicht die geringste Notiz genommen worden ist. Wenigstens hätten die neueren Sammlungen von Rechtsfällen mit benutzt werden sollen, da es in dem Plane unsers Verf. ganz vorzüglich lag, sich den Praktikern angenehm und nützlich zu machen.

Auf jeden Fall ist so viel wohl gewiß, daß das vorliegende Werk nicht ursprünglich dazu ausgearbeitet ist, um zu einem Kommentare über das Schmidtische Lehrbuch zu dienen; sondern daß es erst hinterher, vielleicht nach dem Wunsche des Buchhändlers, diese Bestimmung erhalten hat. Daher paßt es denn auch zu gedachtem Lehrbuche so wenig ausschließend, daß es in zweymal vier und zwanzig Stunden, mit Hülfe eines Direktorii, eben so gut zu einem Kommentare über Böhmer's Doctrina de Actionibus eingerichtet werden könnte. Der Kommentar befolgt gar nicht die

die Ordnung des Schmidtischen Lehrbuchs; sondern geht seinen Gang für sich, nach einem eigenen Plane, und bey jedem Abschnitte des Kommentars wird nachgewiesen, wo man den Gegenstand desselben in dem gedachten Lehrbuche abgehandelt findet. An eine besondere Rücksicht auf Erklärung, weitere Ausführung oder Berichtigung des Lehrbuchs ist gar nicht zu denken; sondern der Vortrag und die Darstellung des Kommentars ist ganz frey und ganz unabhängig von dem Lehrbuche, und jener läßt sich gebrauchen, ohne dieses nur einmal bey der Hand zu haben. Daraus folgt denn von selbst, daß der Inhalt des Lehrbuchs im Kommentare nicht voraus gesetzt, sondern in diesem abermals mit enthalten ist.

Rec. kann sich die Verlegenheit des Verf. denken, als dieser sein Manuskript in einen Kommentar über das Schmidtische Lehrbuch umschaffen sollte und wollte, und nun in dem Lehrbuche doch so Manches fand, worüber sein Manuskript schwieg. Der Verf. wußte sich aber zu helfen; denn nach seiner Vorrede soll das Lehrbuch vorzüglich auch deßwegen eines guten Kommentars bedürfen: »um die man»cherley in Deutschland unbrauchbaren römischen Rechts»sätze und Rechtsmittel, welche der Autor (Schmidt) in sein »Lehrbuch mit aufgenommen, und dadurch die Rechtsmittel »theils ohne Noth vervielfältiget, theils zu sehr eingeschrän»ket, zu bemerken, und dieses Lehrbuch dadurch der deut»schen Praxis anpassender zu machen.« Es versteht sich also von selbst, daß dergleichen hier sogenannte unbrauchbare Rechtsmittel im Kommentare unerörtert geblieben sind. Dagegen werden die Leser mit Formularen regalirt, von der Art, wie man sie in den bisherigen Schriften über den Prozeß schon in hinlänglicher Anzahl antrifft.

Rec. kann daher dem Verf. nicht Recht geben, wenn dieser selbst glaubt und sagt, er hoffe wenigstens allemal etwas Besseres, als der selige Schmidt geleistet, und Anfängern in der Praxis einen brauchbarern Leitfaden, als den Schmidtischen Kommentar, geliefert zu haben.

Die Vorrede ist Bürgel bey Jena unterschrieben. Auf dem Titel nennt sich der Verfasser Herzogl. Sachsen=Weimarschen Hofadvokaten.

Ver-

Vermischte Aufsätze über Gegenstände des deutschen und römischen Privatrechts, von B. W. Pfeiffer, Doktor der Rechte. Marburg, in der akademischen Buchhandlung. 1803. 407 S. gr. 8. 1 Rh. 8 R.

Nova! Nova! — »Nur eine nachsichtsvolle, nicht gerade »eine günstige Beurtheilung ist es, worauf ich rechne« (sagt der Verf.); »auch dürfte mir die letztere, soviel den In»halt selbst betriffe, wohl um so weniger zu Theil wer»den, als dieser beynahe durchgehends von den bis»her angenommenen Meinungen sehr auffallend »abweicht. Meine deßhalbigen Wünsche beschränken sich »darum auch allein auf eine Billigung der Form durch »das Zeugniß, daß (das), was ich geschrieben, wenigstens »nicht von Andern entlehnt oder ihnen nachgebetet, sondern »durch eigenes Nachdenken gebildet, demungeachtet aber »doch nicht von der Art sey, um als willkührliche Neue»rung, ohne konsequente Begründung, nur mit juristischen »Gemeinsprüchen abgefertiget werden zu können.« Hier hätten wir also den Wegweiser zur Beurtheilung vom Verfasser selbst!

Der erste Aufsatz ist überschrieben: Einige besondere Bemerkungen über Stammgüter des niedern Adels. Der Titel sagt viel zu wenig, unter dem vielmehr eine neue Theorie der Lehre von den Stammgütern versteckt liegt. Wir müssen uns darauf beschränken, die Resultate derselben vorzulegen, welche wir hier sofort aufzählen wollen: I. Die Renunciation von einem Descendenten des ersten Stifters auf das Stammgut, welche zum Vortheile eines andern Familiengliedes geschieht, ist nicht für ungültig zu halten. Inzwischen gilt eine solche Disposition doch nur für die Person des Renuncianten, und nur für dessen Lebenszeit. Alle Ansprüche, die er auf das Stammgut geltend machen konnte, beschränken sich lediglich auf lebenslänglichen Besitz und Genuß, und das vorspringende Familienglied hat die präokkupirte Ausübung eines ihm erst in der Zukunft zufallenden Rechtes noch lediglich als Ausübung eines iuris cessi zu betrachten; darf aber keineswegs glauben, vi iuris proprii dazu befugt zu

zu seyn. II. Ist aber die Veräußerung des Stammgutes an einen *extraneus* geschehen: so ist es unrichtig, auf den Successionsfall die entferntern Agnaten, mit gänzlicher Zurücksetzung und Ausschließung des näheren Veräußerers und der Descendenz desselben, zuzulassen. Denn wenn man 1) auf die Rechte des entfernteren Agnaten sieht: so würde, falls eine solche Renunciation an sich nur für den Renuncianten und seine Descendenten verbindliche Kraft haben sollte, alsdann auch der Extraneus verlangen können, so lange wenigstens, als von allen den Descendenten Einer noch am Leben ist, im Besitze des Stammgutes zu bleiben, und von den entfernteren für jetzt noch nicht successionsfähigen Agnaten nicht eher, als nach derer aller Tode, daraus verdrängt zu werden. Den Descendenten des Veräußerers ihr nicht zu bezweifelndes ius potius bloß deßhalb ganz absprechen zu wollen, weil dasselbe gegen den Willen des ersten Stifters veräußert worden, „würde eine Härte seyn, dergleichen man kaum in „positiven Gesetzen ohne den Wunsch der möglichen Milderung lesen, um so weniger also da statuiren kann, wo weder gesetzliche noch konventionelle Vorschriften einer minder „harten Entscheidung den Weg vertreten." Hat auch der Renunciant durch eine gänzliche und unwiederrufliche Abtretung des Stammguts in so weit unrecht gehandelt, als er dadurch den Rechten der übrigen Stamms-Successoren für die Zukunft offenbar zu nahe getreten: so läßt sich doch daraus unmöglich etwas Weiteres folgern, als daß seine Handlung, in so fern er dazu nicht berechtiget war, keine Wirkung producire; sie müssen also zufrieden seyn, wenn das Alienationsgeschäfft dahin interpretiret wird, daß ihnen an ihren einmal begründeten Rechten dadurch kein Abbruch geschehe. Allein aus der unerlaubten Handlung des Veräußerers neue Rechte, die ihnen vorher nicht zustanden, mit seinem und des Extranei offenbarem Schaden erwerben zu wollen, wäre eine Forderung, deren Unbilligkeit jedem in die Augen fällt. 2) In Ansehung derjenigen Descendenten des Veräußerers, welche zur Zeit der Alienation schon lebten, vorzüglich wenn sie zugleich Allodial-Erben wurden, scheint zwar die Vorschrift des römischen Rechtes im Wege zu stehen, wonach der Erbe schuldig ist, die Fakta seines Erblassers zu prästiren, und das sogar auch dann, wenn letztere schon ihrer Natur nach null und nichtig sind, mithin dem Dritten, zu dessen Vortheil sie abzwecken, das Recht, was er daraus ableiten

 will,

will, gar nicht einmal erworben werden konnte. Allein die- ser Grundsatz leidet hier keine Anwendung, hier, wo nur die Rede von dem Rechte des verstorbenen Konstituenten des Stammguts ist, zu fordern, daß seine Bestimmung unver- letzt bleibe. Existirt nämlich in einem Staate die rechtliche Möglichkeit, Etwas für die Zeit nach meinem Tode zu bestim- men: so ist in Ansehung dieser Bestimmung meine rechtliche Existenz auch nach dem Tode fortdauernd, und für die Beob- achtung derselben hat der Staat, der jenes Gesetz gab, als mein Repräsentant zu sorgen. Der Descendent wird durch den Erbschaftsantritt höchstens zur Schadloshaltung dessen, an den das Gut veräußert wurde, verbindlich geworden. Nicht anders verhält es sich 3) in Ansehung derjenigen De- scendenten des Veräußerers, welche zur Zeit der Alie- nation noch nicht am Leben waren. Die Gesetze, die die Aufrechterhaltung eines jeden unter ihrer Bestimmung unternommenen Geschäfts besorgt, müssen den Nascituris die ihnen hierdurch zugedachten Gerechtsame auf den Fall aufbe- wahren, daß sie dieselben zu erwerben im Stande sind; müs- sen sie ihnen wenigstens dadurch aufbewahren, daß sie nicht zulassen, was den dereinstigen Erwerb derselben unmöglich machen würde. Der zwischen Natis und Nascituris in Rück- sicht einer solchen Veräußerung gewöhnlich gemachte Unter- schied beruht auf der ganz falschen Voraussetzung, als könne der Besitzer über Gerechtsame disponiren, die jetzt noch kein anderer erworben hat, und die nach einer solchen Disposition, wenn dereinst die Möglichkeit zum Erwerbe derselben einträte, längst nicht mehr existiren. Aber endlich 4) ist selbst der Ver- äußerer für seine Person an die Alienation nicht gebunden. Er muß das Gut selbst wider Willen behalten und besitzen, oder es dem zurück geben, von dem er es, nicht unbeschränkt, sondern zu einem genau bestimmten Zwecke, erhielt. Die Erfüllung dieses Zwecks ist Conditio sine qua non aller ihm ein- geräumten Befugnisse, und wenn gleich sein Auktor der er- ste Stifter, nicht mehr lebt, um auf Erfüllung jener Bedin- gung bestehen zu können: so ist der Staat an seine Stelle getreten, welcher verlangen kann, daß derselben nachgele- bet werde. Hier ist also kein dritter Ausweg; entweder der destinirte Besitzer muß das ihm koncedirte Recht ganz auf- geben, mithin an dem Gute gar kein Recht, folglich auch kein Veräußerungsrecht, haben und ausüben wollen, oder er muß sich auf die bestimmten Befugnisse einschränken, die ihm

ihm rechtlich allein nur vergönnet ist. Die exceptio rei venditae et traditae kann daher auch dem Alienanten, wenn er das Gut vindiciret, nicht entgegen gesetzt werden; er handelt, streng genommen, bey der Zurücknahme nur mandatario nomine, im Namen eines Andern, dessen Rechte er nur versieht und benutzt, nicht aber wirklich erworben hat. Aus den Prämissen folgt, daß eine solche Alienation selbst dann nicht zugelassen werden darf, wenn der Alienant sich beruhiget, und diese gern bey Kräften erhalten möchte. Der Staat muß nun, als Repräsentant des verstorbenen ersten Stifters, selbst darauf sehen, daß dessen Anordnungen durchgehends befolgt werden. Zeigt also einer der Successoren durch gänzliches Nichtachten des ihm auferlegten Verbots der Veräußerung, daß er die Zwecke des Stifters, und in diesen die nothwendigen Bedingungen seiner Succession nicht erfüllen will: so ist der Staat, allenfalls nach vorgängiger wiederholter Einschärfung der Verbindlichkeit, vollkommen befugt, ihn nun auch seiner Rechte an dem Stammgute für durchaus verlustig zu erklären, und solches den Händen des Nächsten unter den darauf berechtigten zu überliefern. III. Die Aufhebung der Stammguts-Qualität, mit Einwilligung aller lebenden Interessenten, kann nur dann geschehen, wenn der noch übrigen Stammgutsberechtigten so wenige, und diese wenigen in einer solchen Lage sind, daß es sich mit Gewißheit voraus sehen läßt, es werden diese ohnehin die letzten seyn, und keine in Zukunft weiter geboren werden; aber selbst unter diesen Voraussetzungen doch nur auf den Todesfall. Auf eine für später existirende Descendenten verbindliche Art kann ein Stammgut, selbst mit gemeinschaftlicher Einwilligung aller lebenden Descendenten, nicht aufgehoben werden. IV. Was die Frage betrifft: wer gelangt nach gänzlichem Abgange aller männlichen Agnaten zur Succession? so ist Pütter's Meinung, in der Dissertation: de iure feminarum adspirandi ad fideicommissa familiae völlig unrichtig. Sie geht dahin: daß nach dem Ableben sämmtlicher Agnaten nun auch die Kognaten eodem ordine ac modo, wie jene zur Succession gelangen, und der einzige nunmehr statt habende Unterschied darin beruhe, daß der bisherige Vorzug der Männer nicht beachtet werde. Allein da mit dem Erlöschen des agnatischen Mannsstammes nun auch der Haupt- und wesentliche Zweck des Stammgutes, Konservation des Familien-Ansehens, wegfällt: so muß denn auch sogleich die stemmatische Succession aufhören, und statt deren die Erbfolge

des gemeinen römischen Rechts eintreten. Pütters Meinung kann nicht als Regel gelten, sondern gilt nur in einigen ausgenommenen Fällen, die auf besondern Fundamenten beruhen. Dahin gehört erstlich der Fall, wenn gleich Anfangs bey Stiftung der Anstalt festgesetzt wurde, daß auch kognatische Descendenten, nach dem Abgange der agnatischen, auf gleiche Art in das Gut succediren sollen; und zweytens, wenn mit dem Stammgute Landeshoheit verbunden ist. Denn das aus der römischen Intestat-Erbfolge hervorgehende völlig freye Dispositionsrecht eines jeden Besitzers, und der mit der Gradualfolge unvermeidlich oftmalige, und von zufälligen Ereignissen abhängende, Wechsel der besitzenden Linie, sind beydes Umstände, welche mit den wesentlich zu erreichenden Zwecken solcher mit Landeshoheit verbundenen Besitzungen, wo das Glück oder Unglück von Land und Leuten auf dem Spiele steht, nicht zu vereinigen stehen. V. An ein Regredienzerbrecht ist aber nach erloschenem männlichen Stamme nicht zu denken; sondern es wird dem letzten Besitzer nach den Regeln der römischen Erbfolge succedirt. Der letzte Besitzer vom agnatischen Mannsstamme hat völlig freye Befugniß, das bey seinem Ableben wieder allodial werdende Gut, jedoch nun wieder mit Ausschluß des seinen Kindern davon gebührenden Pflichttheils, an wen er will, zu veräußern, welche Befugniß er dann nicht nur ausdrücklich durch besondere Dispositionen, unter den Lebendigen sowohl als auf den Todesfall; sondern auch stillschweigend, durch Zulassung der Intestaterbfolge, ausüben kann. Jedoch kann eine bey seinen Lebzeiten gemachte Dispositio über das Stammgut nicht anders zu Recht bestehen, als wenn zum wenigsten deren Wirksamkeit und die Ausübung der solchergestalt übertragenen Gerechtsame allererst auf die Todeszeit des Alienanten hinaus gesetzt worden ist. Uebrigens entsteht noch die Frage: ob schon der letzte männliche Agnat, wenn noch weibliche agnatische Descendenten vorhanden sind, ultimus suae gentis, mithin als solcher das Stammgut frey zu veräußern berechtiget sey; oder ob er nicht vielmehr dasselbe erst noch nach stemmatischer Ordnung auf sie transferiren müsse! Entschieden ist das Erstere anzunehmen. Weibliche Agnaten succediren folglich nicht anders, als wenn zufällig durch römische Intestat- oder testamentarische Erbfolge das Stammgut auf sie devolviret wird. Sie haben auf das Stammgut, als solches, gerade nicht mehr Recht, als auch kognatische Descendenten, das heißt gar keins. Was

end-

endlich VI. die Befugniß des Landesherrn zur Aufhebung von Fideikommissen und Stammgütern betrifft: so sind (was H. Justizrath Wittich in der Vorrede zum dritten Theil des Handbuchs zur Kenntniß der hessischen Landesverfassung und Rechte versäumt haben soll) drey Gattungen derselben zu unterscheiden: 1) Eigentliche altdeutsche oder rein agnatische Stammgüter können, selbst wegen des größeren Vortheils der Familie, nicht aufgehoben werden, da ihr Zweck ja den wahren Vortheil der Familie gar nicht bezielt. Die Absicht des Stifters war Befriedigung seines Ehrgeizes, und nicht die Beförderung des Wohlstandes seiner Descendenten. Diese sollten sich als Besitzer des Stammgutes nur dazu hergeben, dem ursprünglichen Stammnamen sein Aeußeres Ansehen zu erhalten; weßhalb er denn auch aus der Reihe seiner sämmtlichen ihm gleich nahe angehenden Nachkommen ausdrücklich nur diejenigen auswählte, welche durch das zufällige Verdienst, vermöge ihrer Abstammung von demselben, einen gleichen Namen mit ihm zu führen, zur Beförderung jenes Zwecks mit beytragen können. Ergiebt sich aber 2) bey den kognatischen Stammgütern durch strenge Untersuchung, daß ihre Beybehaltung dem innern Wohlstande der Familie zuwider läuft: so findet eine Aufhebung ob clausulam rebus sic stantibus statt, welche Entscheidung denn auch 3) in Ansehung der eigentlich römischen Familien-Fideikommissen eintreten muß; nur wird hier vorausgesetzt, daß zur Zeit der Alienation sämmtliche je zu erwartende Interessenten bereits am Leben waren. Daher gilt also heutzutage auch von diesen, wie von kognatischen Stammgütern, der Grundsatz, daß dieselben zwar durch Privatvereinigung der lebenden Interessenten keineswegs, wohl aber vermittelst landesherrlicher Dispensation, ex clausula rebus sic stantibus, aufgehoben werden können.

Zu einer ausführlichen Prüfung dieser Sätze hat Rec. hier nicht Raum und Gelegenheit. Er muß sich auf folgende Bemerkungen einschränken: a) Der V. hat sich durch seine Beflissenheit, durchaus lauter neue Sache vorzubringen, täuschen lassen, wenn er S. 12 von allen obigen Sätzen ohne Unterschied die Meinung hegt, er sey der erste glückliche Sonderling, welcher sie aufstelle, und durchgehends seyen sie vor ihm nicht so angenommen worden. Das ist aber offenbar zu weit gegangen. Von den meisten Sätzen mag es zwar

seine Richtigkeit haben; aber nicht von allen. So z. B. wird es ja in allen Kompendien gelehrt, daß bloß diejenige Veräußerung des Stammgutes unzulässig sey, welche außer der Familie geschieht. Damit kann eine Renunciation des Guts zum Vortheile eines andern Familiengliedes sehr wohl bestehen. Was aber b) die wirklichen Nova nec prius Audita betrifft: so gehört Rec. gewiß nicht zu denen, von welchen der V. befürchtet, daß sie ihm bloß deßwillen eine günstige Beurtheilung versagen würden, weil er beynahe durchgehends von den bisher angenommenen Meinungen sehr auffallend abgewichen sey. Der Geist des Zeitalters, und namentlich auch in der Jurisprudenz, ist wohl nicht partheyisch für das Alte; sondern wenn er partheyisch seyn sollte: so ist er es gewiß weit eher für das Neue. Rec. sucht und schätzt nur die Wahrheit, und da wo er sie findet, gleichviel ob an dem Alten oder Neuen, ist sie ihm willkommen. Wie steht es also um die Wahrheit der neuen Sätze des Verfassers? Die Quelle, woraus sie derselbe geschöpft hat, und der Weg, auf welchem er zu ihnen gelangt ist, wird uns darüber schon hinlänglich belehren können. Die bisher als richtig angenommene Theorie der Stammgüter beruht auf historischen Forschungen und auf rechtsgeschichtlichen Dogmen. Man sollte also glauben, ohne sich auf die letztere einzulassen, könne erstere nicht mit Erfolg bestritten werden. Der V. setzt sich aber über ein solches, allerdings nicht wenig beschwerliches Verfahren hinaus, und fängt damit an, daß er allgemeine Begriffe über das Wesen und über den Zweck der Stammgüter bildet, diese dann fest umklammert, ohne bey den Folgerungen und der Ausspinnung derselben weiter um etwas besorgt zu seyn, als um Konsequenz in der Deduktion. Ist es ihm bloß um ein konsequentes Gebilde ohne den wesentlichen Zweck der historisch-rechtlichen Wahrheit und Richtigkeit, zu thun gewesen: so hat die Kritik an seiner Theorie nichts weiter zu prüfen, als den logischen Gang der Entwicklung. Dann kommt aber die gewöhnliche und gangbare Theorie auch gar nicht dadurch in das Gedränge. Denn die geringste Willkührlichkeit in Erweiterung oder Einschränkung der Grundbegriffe, welche sich der Bildner erlaubt, hat dann die weiteren Abweichungen von selbst zur nothwendigen Folge. Macht er aber neben konsequenter Entwicklung, und neben einer etwanigen Neuheit der Grundbegriffe, auch noch auf historisch-rechtliche Wahrheit und Richtigkeit derselben Anspruch, so daß seine abweichenden

chenden Sätze in diesen neu aufgefundenen Grundwahrheiten ihren Ursprung haben sollen: dann hat die gangbare Theorie um deßwillen nichts von dem V. zu fürchten, weil eine solche neue Auffindung historisch nachgewiesen und documentirt werden muß. Von historischen Nachweisungen findet sich aber bey dem V. nicht die geringste Spur. Es bleibt also nichts weiter übrig, als daß wir einen dritten Fall annehmen: der V. habe keinesweges die bisherigen Grundbegriffe reformiren; sondern sie vielmehr selbst anerkennen und für seine Theorie entlehnen, aber durchaus andere und richtigere Folgen daraus ableiten wollen; seine Absicht sey folglich bloß gewesen, die gangbare Theorie von Seiten der Konsequenz anzugreifen, und auf ihre an sich richtigen Grundlagen nur andere und schlußgerechtere Konsequenzen zu setzen. Nun wollen wir einmal auf einen Augenblick annehmen: erstlich, daß der V. die gangbaren Grundbegriffe durchaus in nichts verfehlt; zweytens, daß er von seiner Seite allen Gesetzen einer konsequenten Entwickelung ein Genüge geleistet, und daß man dagegen bey der gangbaren Theorie, in Rücksicht der Konsequenz, Fehler über Fehler begangen habe. Was folgt daraus? dann muß uns das Sprüchelchen des Juristen Paulus zurecht weisen: non ex regula jus sumatur, sed ex jure, quod est regula. Passen in der gangbaren Theorie die Grundbegriffe nicht zu dem Rechtsgebäude selbst, an dessen Spitze sie gestellt sind: so müssen jene nach diesem, nicht aber umgekehrt dieses nach jenen verändert werden. Die allgemeinen Begriffe sind ex iure quod est abzuziehen, und müssen den Beschluß in den Deduktionen juristischer Lehren machen. Werden sie vom Ende weg und an die Spitze gestellt: so läßt sich das wohl für den Zweck des Unterrichts, nicht aber für den Zweck der Erfindung neuer Theorien rechtfertigen. Sie sind die Resultate des Rechtgebäudes, nicht aber umgekehrt ist dieses das Resultat von jenen. Wer eine Theorie niederreißen will, der reiße die einzelnen Wahrheiten nieder; die allgemeinen fallen dann von selbst dahinter her. Unser Urtheil wäre also, daß selbst in diesem dritten Falle, wenn wir auch Alles, was dem V. dabey zu Gute kommen kann, voraussetzen, dennoch der Angriff bey der gangbaren Theorie vorbeygegangen ist, ohne diese zu verletzen, daß folglich gar noch nicht einmal die Rede davon seyn kann, ob die neue Theorie des V. in die Stelle der bisherigen gesetzt zu werden verdiene. — Doch wir sind wohl vorhin etwas zu

hastig über den zweyten Fall hinweg gegangen. Denn wenn man den vierten Paragraphen des R. beherziget, welches eigentlich der Hauptschlüssel zu der ganzen neuen Theorie ist: so ist man am Ende doch genöthiget, zu der Meinung zurück zu kehren, daß der V. von wirklich neuen Vorstellungsarten in den Grundbegriffen ausgegangen sey. Hier behauptet der Verf. auf eine, wie er selbst sagt, etwas paradox scheinende Weise: es sey durchaus irrig, den Interessenten des Stammguts, sie mögen dasselbe bereits wirklich besitzen, oder nur noch zu erwarten haben, Eigenthumsgerechtsame zuzuschreiben; ein solches Gut habe vielmehr gar keinen Eigenthümer. Ein solcher Fall sey auch sonst in den Rechten nicht ohne Beyspiel. Wenn z. B. Jemand einem Andern den Nießbrauch einer gewissen Sache auf Lebenslang, das Eigenthum derselben aber auf dessen Todesfall einem Dritten vermache: so fehle es offenbar hier auch an einem Eigenthümer bey des Usufructuarii Leben; dieser letztere sey es nicht, weil ihm ja seine bestimmten Gerechtsame angewiesen sind, unter denen ein ius disponendi, das Kennzeichen des Eigenthums, sich nicht befindet; aber eben so wenig sey es der zukünftige Eigenthümer; denn diesem stehe nur ein ius futurum zu, das er zwar auf jede Weise zu erhalten, keinesweges aber jetzt schon auch nur dessen kleinsten Bestandtheil auszuüben befugt ist. So lange das Stammgut als solches fortdauert, sey alles Eigenthum darüber als gänzlich suspendirt anzusehen. Dem jedesmaligen Besitzer stehe an dem Stammgute nichts weiter, als der Besitz und Genuß zu, und den nicht besitzenden Agnaten nur ein Recht auf eben diesen Besitz und einen gleichen Genuß. Indessen sey es nicht einmal durchaus nothwendig, eine solche gänzliche Suspension anzunehmen. Man könne sich, was eben so wohl zu rechtfertigen stehe, den Staat als interimistischen Eigenthümer denken, und aller Zweifel sey gehoben. Der Staat habe nämlich einmal durch seine Gesetze die Gültigkeit letzter Willensverordnungen verstattet, er müsse also auch für deren Aufrechterhaltung bedacht seyn, und, indem er solchergestalt den Verstorbenen gewissermaaßen repräsentirt, alles dasjenige verhüten, was nicht mit den Zwecken des letztern übereinstimmt. Der erste Stifter des Stammguts habe aber allen seinen männlichen agnatischen Descendenten nur den Besitz und die Benutzung des Stammguts überlassen, es müsse also der Staat nun darauf sehen, daß jene auch nach des Stifters Tode nicht mehr, als ihnen bestimmt war, erhalten;

er

er muß das Eigenthum als seinen Händen anvertrauet, und als Mittel betrachten, auch für später existirende Nachkommen, die aus jener durch die Gesetze gebilligten Stiftung ihnen zugedachten Vortheile erhalten, und ihnen solche gegen jede dagegen anlaufende faktische Anmaaßung der Zwischenbesitzer sichern zu können. Wo bleiben aber die Belege für die positive Richtigkeit dieser Vorstellungsarten? Von der gangbaren Theorie kann er sie nicht abstrahirt haben; denn sonst könnte er diese Theorie unmöglich mit jenen Vorstellungsarten in Widerspruch finden können; von einer neuen historischen Fundgrube schweigt er aber auch gänzlich. Er wirft diese Vorstellungsarten vielmehr selbst nur als Hypothesen hin, und überläßt es dem Gutfinden des Lesers, welcher von beyden er beypflichten will. Kann es aber wohl wirklicher Ernst des Vf. seyn, mit bloßen Hypothesen den Ruin einer Theorie herbeyführen zu wollen, an deren sichere historische Begründung man bisher geglaubt hat? In der That macht der V. selbst auf einen so kühnen Zweck gar nicht einmal Anspruch. In seinem oben mitgetheilten offenen Geständnisse liegt es am Tage, daß es ihm nur um das Zeugniß zu thun ist, nicht nachgebetet, sondern lauter Früchte des eigenen Nachdenkens geliefert zu haben. Dieses Zeugniß versagen wir c) auch keinesweges dem V., der durch gegenwärtige Abhandlung hinglänglich genug bewiesen hat, daß er scharf und geläufig zu denken und zu schreiben versteht, und daß er stark genug ist, sich selbst einen eignen Weg zu bahnen, folglich auch lieber seine eigenen Ideen zu haben und zu entwickeln, als sich mühselig in die Ideen Anderer hinein zu studieren und sie zu verarbeiten. Der V. ist so weit davon entfernt, den Geist und die Studien anderer Juristen zu benutzen, daß er von allen, die vor ihm seinen Gegenstand bearbeitet haben, auch nicht die geringste Notiz genommen hat. Keine Spur ist von literarischen Vergleichungen, von Auktoritäten, von Polemik! und so wenig seine Arbeit nach historischen Quellen schmeckt, eben so wenig schmeckt sie auch nach literarischen Hülfsmitteln. Je mehr der V. sich allenthalben in seinem eigenen Raisonnement findet; desto unangenehmer ist es, daß er so schlecht sich darauf versteht, dasselbe gehörig und mit Methode anzuordnen; am wenigsten aber, es hinlänglich zu beschneiden. Man wird in ewigen Widerholungen und Rekapitulationen herum getrieben, und nur selten ist man so glücklich, eine planmäßig angelegte und ruhig und gesetzt durchgeführte Gedankenfolge wahrzunehmen.

men. Dabey fehlt es überhaupt auch dem Style, so leicht und fließend er auch ist, an der erforderlichen Korrektheit. Bey den übrigen Aufsätzen müssen wir uns kürzer fassen. Zweyter Aufsatz: Ein Pfandgläubiger muß auch den durch das geringste Versehen dem Pfande zugefügten Schaden ersetzen. Bisher ist man der Meinung gewesen, dieser Satz verstoße gegen alle Rechtsanalogie, und es fehle ihm an einem juristisch-vernünftigen Grunde, so sehr ihm auch der buchstäbliche Ausdruck der Gesetze das Wort zu reden scheine. Man ist daher, sogar mit Hülfe gewagter Konjekturen und Emendationen, beflissen gewesen, den Ausdruck unter die Rechtsanalogie zu benutzen. Unser V. greift die Sache umgekehrt an; er glaubt den juristisch-vernünftigen Grund gefunden zu haben, und zwar darin, daß auch nachher noch, als die Verpfändung längst schon aufgehört hatte, in der Form eines Verkaufes mittelst der altrömischen Mancipation und Remancipation zu geschehen, die Idee kleben geblieben sey, ob nicht der Pfandgläubiger die Gefahr des in seinen Händen sich befindenden Pfandes zu tragen! Von dieser irrigen Idee habe der Gesetzgeber den Pfandgläubiger recht fühlbar dadurch zurück bringen wollen, daß er ihm sogar die Verantwortlichkeit für culpam levissimam aufgehalset habe. Das sey dem Pfandgläubiger immer ein gegenwärtiges Denkzeichen gewesen, wie weit er entfernt sey, Eigenthümer zu seyn, indem der Eigenthümer mit seiner Sache nach Belieben schalten und walten kann, also überall keine culpam dabey zu prästiren braucht. So fassen wir wenigstens den V. S. 104, welcher sich daselbst nicht mit der gehörigen Klarheit ausgedrückt hat. Die culpa levissima wäre also das Bleystück, durch welche der Gesetzgeber die aufsteigenden Eigenthums-Grillen hätte niederhalten wollen; sie wäre der Denkzettel, den der Gesetzgeber schadenfroh genug gewesen wäre, dem Pfandgläubiger anzuhängen. Wir zweifeln sehr, daß diese Erklärungsart Beyfall finden wird. Dritter Aufsatz: Allgemeine Regeln zur Bestimmung des *oneris probandi*, und deren Anwendung auf einige besondere Fälle. Der V. geht darauf aus, statt des Grundsatzes: der Kläger habe das Faktum der Klage, und der Beklagte das Faktum der Exception zu erweisen, da er in der Anwendung uns so leicht eben darüber in Ungewißheit läßt, ob Etwas als Faktum der Einrede, oder als Abläugnung des Fakti der Klage zu betrachten sey, ein sichereres Princip aufzustellen. Dieses lautet: wer sich auf den Erwerb

eines

eines Rechts gründet, muß diesen beweisen, so wie hingegen dem, welcher die Unwirksamkeit eines erworbenen Rechts behauptet, auch davon der Beweis obliegt. Man findet hier scharfsinnige Bemerkungen über das qualificirte Eingeständniß, über dilatorische Einreden, über Präsumtionen, über die exceptio non numeratae pecuniae und über den Literalkontrakt. Die Theorie des V. wird angewandt auf gedachte exceptio n. n. p. — auf die exceptio prostibuli — auf die exceptio nondum impleti contractus — auf die exceptio doli — auf die actio negatoria. Vierter Aufsatz: Deutsche Banngerechtigkeiten sind keine *servitutes in faciendo consistentes*. Diese Bemerkung wird hier nicht zum ersten Male gemacht wie der V. glaubt. Sie findet sich auch, und zwar viel klarer gedacht und gesagt, in Schönemann's Bibliothek für positive Rechtswissenschaft und Diplomatik Bd. 1. S. 331. Hier heißt es z. B., auf Veranlassung der Abhandlung des Prof. Thibaut: servitutes in faciendo consistere non posse (in dessen Versuchen über einzelne Theile der Theorie des Rechts Bd. 1.): „Der Mühlenzwang „besteht nicht darin, daß Jemand sein Mehl in der Zwang„mühle mahlen und es zum Mahlen dahin schaffen muß; son„dern darin, daß er es unterlassen muß, sein Mehl anders„wo mahlen zu lassen, als in der Zwangmühle. Dieses Un„terlassen hat dann zur Folge, daß er, wenn er nicht ver„hungern (oder überhaupt Speisen von Mehl genießen) will, „sein Mehl in die Zwangmühle tragen, oder durch Andere „tragen lassen muß." Fünfter Aufsatz: Was ist Interesse, und in wie fern kann eine wegen besonderer von einem Geschäffte abhängender Vortheile erhaltene Warnung die Verbindlichkeit zum Ersatze des ganzen Interesses bewirken? mit Hinsicht auf das preuß. Gesetzb. Th. 1. Tit 5. § 285 — 290. Sechster Aufsatz: In wie fern wirkt die *Legitimatio plena per rescriptum principis* ein Successionsrecht, im Fall schon eheliche Kinder da sind? Siebenter Aufsatz: Ueber den wesentlichen Unterschied der adquisitiven und extinctiven Verjährung, deßgleichen der Letztern und des Verlusts der Rechte durch Nichtgebrauch. Achter Aufsatz: Etwas über die Nothwendigkeit der *bona fides* bey Verjährung der Klagen.

Auf

Auf diese acht Abhandlungen, unter welchen auch die letztere, bey welcher wir uns zur Ersparung des Raums nicht haben aufhalten können, nicht ohne Interesse ist, folgt zum Beschlusse noch ein Anhang, einen literarischen Diebstahl betreffend, wo von S. 373 — 406 eben so ausführlich als ungefällig gezeigt werden soll, daß die systematische Entwickelung der Lehre von Prälegaten des Kanzleyraths von Nettelbladt zu Rostock (Rostock und Leipz. 1802.) nichts anders sey, als eine unrechtmäßige, unachtsame und unzweckmäßige Uebersetzung von der Inaugural-Dissertation unsers V. (des Dr. Pfeiffer) de praelegatis (1798) sey. Aus öffentlichen Blättern ersehen wir so eben, daß in allen Buchhandlungen unentgeltlich zu bekommen sey: Abfertigung des Dr. Pfeiffer in Cassel; ein abgezwungener Nachtrag zu der systematischen Entwickelung der Lehre von Prälegaten des Canzleyraths von Nettelbladt zu Rostock. Es wird bey der Ankündigung dieses Nachtrages zugleich geäußert, daß jeder billige Recensent bey Würdigung der Pfeifferschen vermischten Aufsätze diese Vertheidigung nicht unberücksichtiget lassen werde. Da wir uns aber vergeblich bemüht haben, gedachte Abfertigung zu erhalten: so müssen wir uns auf eine Art von Relevanzbescheid beschränken: Daß die Beschuldigung des Hn. Pfeiffer, seinem Vorbringen nach, allerdings guten Grund zu haben scheine.

Na.

Aphorismen über Provinzial-Gesetzbücher überhaupt, und besonders im preußischen Staat. Hof, bey Grau. 1802. 47 S. 8. geh. 4 gr.

Der Plan der neuen preußischen Legislation ist bis auf die Provinzialrechte nunmehro glücklich ausgeführt worden. Bey letzteren hat aber bisher die Ausführung gestockt. Bis jetzt ist in der Periode vom J. 1791 an nur das einzige ostpreußische Landrecht (1801) erschienen. Man muß daher aufmerksam werden, in dem ungenannten V. der vorliegenden Broschüre einen Mann kennen zu lernen, welcher überall von Provinzial-Gesetzbüchern nichts wissen will, und sich den Rath für

für die Regierung des preußischen Staats zu rechtfertigen getrauet: dem allgemeinen Landrechte eine solche ausgedehnte Wirkung zu verschaffen, daß die einzelnen Provinzial-Gesetzbücher ihre Gültigkeit ganz verlieren, daß also von letzteren in der Folge gar nicht weiter mehr die Rede ist, und daß das gesammte große Werk der neuen preußischen Legislation sofort für vollendet erkläret werden kann.

Wer wird nicht neugierig seyn, die Auflösung zu diesem Paradoxon zu erfahren? Sie besteht vorzüglich darin, daß der V. sein Paradoxon damit zu rechtfertigen anfängt, daß er Kriminal- Policey- Kirchen- Finanz- und ähnliche Ordnungen ganz davon ausschließt, und dasselbe lediglich nur auf bürgerliche Gesetze im engeren Sinne des Wortes beschränkt. Seine Meinung geht also am Ende nur dahin: daß eine jede Provinz ihre eigenen Ordnungen in regiminal- und staatsbürgerrechtlichen Sachen zwar haben und behalten möge; daß sie dagegen sich nur im eigentlichen Civilrechte von dem allgemeinen Landrechte nicht entfernen, und hierin nichts Besonderes haben und verlangen dürfe. Es sey gar und ganz kein Grund vorhanden, weßhalb nicht das allgemeine Landrecht in solchen Civil-Fällen gleichmäßig für alle Provinzen, mit Abschaffung und Beyseitesetzung alles dessen, was eine jede Provinz bisher Besonderes im Civilrechte gehabt hat, sollte vorgeschrieben werden können, wenn dem neuen Civilrechte nur keine in die Vergangenheit zurückwirkende Kraft beygelegt, und daneben der Freyheit der Willenserklärungen der gehörige Spielraum gelassen würde.

Diese Idee des V. hält Rec. allerdings für ganz richtig, und aller Beherzigung werth; nur glaubt er, daß sie auf eine ganz andere Weise entwickelt und in das Licht gesetzt werden müsse, als der ungenannte Verf. gethan hat; weßhalb wir auch die Art der Entwickelung des V. ganz übergehen. Sie ist aber nicht bloß richtig, sondern auch völlig ausführbar. Was für subsidiäre civilrechtliche Normen für die Zukunft fest gesetzt werden, kann den Unterthanen in den verschiedenen Provinzen ganz gleichgültig seyn. Ihnen kommt es nur darauf an, daß a) ihre Freyheit, sich durch Willenserklärung zu verpflichten, ungestört bleibt, und daß ihre aus dieser Freyheit hergeflossenen autonomischen Normen den Vorrang vor dem subsidiarischen Gesetze in der Anwendung behaupten; b) daß

daß bey Ermangelung einer solchen autonomischen Norm die größte Rechtsgewißheit in Rücksicht des dann eintretenden subsidiarischen Gesetzes statt habe; c) daß das neu gegebene subsidiarische Gesetz durchaus nicht auf vergangene Fälle gezogen werde. Dagegen muß es für den Staat von großer Wichtigkeit seyn, daß dessen verschiedene Provinzen in dergleichen subsidiarischen Gesetzen nicht von einander abweichen; sondern daß auch in diesem Stücke eine völlige Einheit unter ihnen vorhanden sey; deßgleichen daß von der autonomischen Norm keine unnütze, instanzenartige Gradation von der Provinz zum gesammten Staate im subsidiarischen Civilrechte statt habe; sondern daß, ohne alles Provinzial-Einschiebsel, sogleich und unmittelbar auf die einige und allgemeine Norm des gesammten Staats rekurriret werde. Die provinziellen Verschiedenheiten haben, wie sich sogar historisch nachweisen läßt, zufällige Veranlassungen, von welchen wir ohne Bedenken abgehen könnten, und bey einer neuen Legislation, wenn alle Früchte davon geärndtet werden sollen, zur Erreichung der möglichsten Einheit und Allgemeinheit im Staate abgehen müssen.

Zugleich werden unsere Leser nun merken, daß der V. keinesweges gezeigt hat, wie man der Provinzial-Gesetzbücher ganz und gar entbehren könne; sondern daß er nur Rath giebt, wie sie eingerichtet seyn müssen, und was insbesondere ganz wegbleiben muß, sowohl um den Zweck und Nutzen des allgemeinen Landrechts ganz zu erreichen, und ihn in den Provinzialgesetzbüchern nicht wieder zu vereiteln, als auch um sich die Verfertigung der Provinzial-Gesetzbücher selbst leichter und ausführbarer zu machen, als man sie, nach dem bisher statt gehabten Verzuge zu urtheilen, wohl gefunden zu haben scheinet.

Zw.

B. S. Nau's Grundsätze des Völkerseerechts. Hamburg, bey Hoffmann. 1802. 30 B. 8. 1 Rg. 12 ℳ.

Der V. verhehlt es sich nicht, wie wenig günstig der Geist der Zeit der Bearbeitung und Ausbildung des Völkerrechts, und insonderheit des Völkerseerechts ist. Wenn

(sagt er) bey den gesellschaftlichen Verbindungen der Staaten, in ihren relativen Verhältnissen gegen einander, das Wohl der Bürger oder Unterthanen die Handlungsweise der Regierung unbeschränkt und allein bestimmt; wenn dabey das Recht des Stärkern gegen minder mächtige Völker als ein Gewohnheitsrecht ausgeübt wird; dann liegen die Grundsätze der Gerechtigkeit tief unter dem gewöhnlichen Systeme der Politik vergraben. Den Ministern solcher Mächte sind in ihrer Praxis die Grundsätze des natürlichen Völkerrechtes und die vielen Verträge beschwerlich und drückend. Scheinen es aber nicht die kontrahirenden Mächte bey dem Frieden zu Amiens als bestimmt angenommen zu haben, daß die weitläuftigen Verträge hinderlich, unnütz, oder gar schädlich werden können? Der neue Friede scheint auf den Grundsatz gebaut zu seyn: je freyere Hand die Regierung in der Leitung des innern und auswärtigen Handels und der Schifffahrt hat, desto vortheilhafter gedeihen die Unternehmungen der Einzelnen. Selbst das ist in diesem Frieden unberührt gelassen worden, was in den vorhergehenden Traktaten so sorgfältig aus einem in den andern übertragen wurde. Und doch wo hätte man schöner die Verhältnisse der Seemächte und die Grundsätze des Völkerseerechts bestimmen, und zur Handlungsweise aller europäischen Staaten erheben können, als bey den Friedensunterhandlungen zu Amiens und bey der neuesten russisch-großbritannischen Konvention? Letztere beweist die Macht und den grossen Einfluß Rußlands auf Großbritannien. Die großbritannische Flotte störte die nordische Koalition, indem sie die dänische Flotte mit Vortheil und Tapferkeit angriff; aber Rußland behauptete zum Nutzen des Welthandels und der friedliebenden Mächte gewisse Rechte, welche Großbritannien seit Jahrhunderten bestritt. Wo die neue nordische Konvention mit Bestimmung der Rechte aufhörte, da hätte, zum Heile künftiger Generationen, die Unterhandlung zu Amiens das Geschäfft fortsetzen sollen. Statt dessen fängt man jetzt schon im Einzelnen an zu fragen, was für Rechte noch zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und Batavien bestehen.

Der Verf. hat dennoch keinen Anstand genommen, das Gebäude des Völkerrechts im Gebiete der Wissenschaft nochmals neu und schön, ja gewiß schöner, als bisher, aufzuführen, wenn auch noch so sehr unter der traurigen Aussicht, es

im

im Gebiete der Praxis gar oft nicht respektirt, und am Ende wohl gar blaß für eine Spielerey der Studierstube erklärt zu sehen. Der menschliche Geist hört nicht auf zu bauen: so wenig auch von jeher der Orkan der menschlichen Leidenschaften aufgehört hat, daß Gebaute niederzureißen.

Das Werk fängt in einer Einleitung mit den Grundbegriffen, der Eintheilung, der Geschichte und der Bücherkunde des Völkerseerechts an. Dann zerfällt das Ganze in folgende 5 Hauptstücke: I. Vom Eigenthume und der Beherrschung sowohl des Meeres überhaupt, als insonderheit des großen Weltmeeres und der einzelnen Meere. II. Grundsätze für die Schiffahrt auf dem Meere und bey andern Seegeschäfften in Friedenszeiten. Hier von der ursprünglichen Freyheit der Schiffahrt, welche aus der Gleichheit und Unabhängigkeit der Nationen fließt, und von den verschiedenen Beschränkungen derselben durch Verträge nach dem Interesse der einzelnen Staaten. — Vom Strand- und Bergungsrechte insbesondere. — Von der großen Fischerey in den europäischen und andern Meeren und an den Küsten. — Von der wechselseitigen Behandlung der Schiffe auf offenem Meere. — Vom Seeceremoniel. III. Grundsätze des Völkerseerechts friedlicher Seemächte beym Kriege dritter Mächte, nach folgenden Abschnitten: Von der Neutralität überhaupt. — Von der Kontrebande. — Von dem Rechte und der Art der Visitation. — Ob freyes Schiff freyes Gut mache, oder von der Konfiskation der freyen Güter auf neutralen Schiffen. — Ob verfallenes Schiff verfallenes Gut mache, oder von neutralen Gütern auf feindlichen Schiffen. — Von dem Rechte der Neutralen, alle Arten von Handel auf und mit ihren eigenen Ländern zu treiben. — Kann man einen Handel, der in Friedenszeiten den Neutralen verboten war, in Kriegszeiten als erlaubt ansehen? — Den neutralen Mächten ist das Einlaufen in blockirten Häfen untersagt. — Wer ist gültiger Richter in zweifelhaften Fällen über aufgebrachte neutrale Schiffe? — Von dem Rechte, neutral zu bleiben. — Von den Verletzungen der Neutralität. IV. Vertheidigung und Verfolgung der Grundsätze des Völkerseerechts durch thätige Mittel und durch den Seekrieg, namentlich: von Retorsionen und Repressalien. — Vom Seekriege und von den Vorfällen bey Eröffnung desselben. — Von der Fortsetzung der Feindseligkeiten durch Kaper und von Wiederneh-

mun-

tzungen. — Von der Fortsetzung der Feindseligkeiten durch Staatsschiffe. — Von den Flotten der Alliirten, und von Hülfs- und Subsidienflotten. — Von den Annäherungen zum Frieden, und von dem Ende der Feindseligkeiten durch Friedensschlüsse und Bündnisse. V. Von Gesandten und Konsulen; auch vom Gleichgewichte der Seestaaten und Seemächte.

Man sieht, wie umfassend und erschöpfend der Plan des Verf. angelegt worden ist. Die Ausführung im Einzelnen zeichnet sich durch fleißige Benutzung und Nachweisung desjenigen aus, was die Literatur, insbesondere die neueste, über einen jeden der in den Plan gezogenen Gegenstände aufzuweisen hat. Dagegen erscheint der eigene Geist des Verfassers nur selten. Der Verfasser ist mehr der geschickte Darsteller und Bearbeiter fremder Ideen, als der originelle Schöpfer neuer Theorien, und ist in jener Eigenschaft der Praxis nützlicher geworden, als er es in dieser hätte werden können. Eine scharfe Gränze zwischen dem Rechtlichen und Geschichtlichen hat der Verf. eben so wenig finden können, als seine Vorgänger; noch weniger kann man also erwarten, daß er sich einer mehrern Absonderung des Einem von dem Andern werde befleißiget haben. Bey dem Wenigen aber, welches mit einem wirklich rechtlichen Charakter versehen ist, ist dann noch immer Zweifel über Zweifel wegen seiner Gemeinheit zu erheben. Ja, wenn man eine strenge Kritik über das vorliegende System, in Hinsicht seiner praktischen Anwendbarkeit, reden lassen will: so ist der größte Theil seines Inhalts historisch; der übrig bleibende rechtliche Theil aber dient mehr zur Einleitung und Beurtheilung einzelner gegebener völkerrechtlichen Verhältnisse, als daß er unmittelbar anwendbare Rechtsnormen darböte. Das ist jedoch eine Eigenschaft, die das vorliegende Werk mit allen Systemen des Völkerrechts theilt. Wenn man das, was die einzelnen Traktaten enthalten, nach den Objekten zerlegt, und in eine systematisch angelegte Reihe von Fächern bringt, und in jedem Fache das Einzelne der Reihe nach aufzählt, dann eine hinlängliche Quantität historischer Notizen zumischt, und zuletzt einige philosophische Raisonnements an die Spitze stellt: so ist das, was man eine völkerrechtliche Theorie zu nennen pflegt, zu Stande gebracht. Zu dieser Art ist das vorliegende

Werk eins der besten, welche die juristische Literatur aufzuweisen hat.

VI.

1. Die Rechte der Gläubiger, in Ansehung der Faustpfänder und antichretischen Versatze, besonders bey ausgebrochenem Konkurse, dargestellt von Georg Happel, Hessen-Kasselschem Amtsverweser zu Grüningen. Gießen, bey Heyer. 1802. 17 B. 8. 1 Rh. 6 gr.

2. Erörterung der beym Konkursprozesse vorkommenden wichtigsten Gegenstände, von Georg Happel. Gießen, bey Tasche. 1803. 14 B. 8. 1 Rh.

Der Verf. ist bereits durch eine frühere Schrift über den Konkursprozeß (1801) bekannt, von der wir zu seiner Zeit Rechenschaft gegeben haben. Auch aus den beyden gegenwärtigen Arbeiten lernen wir ihn als einen Mann kennen, der, mit guten theoretischen Kenntnissen ausgerüstet, und in der Schule der Praxis weiter ausgebildet, nicht ohne Erfolg es sich zum Geschäffte macht, die Theorien mit der Erfahrung zu vergleichen, und Eins aus dem Andern zu erläutern und zu berichtigen. Schade, daß es ihm in seiner Lage an den erfoderlichen literarischen Hülfsmitteln etwas zu fehlen scheint.

Nr. 1. ist in vier Abschnitte abgetheilt. Erster Abschnitt. Von den verschiedenen Arten der Pfandkontrakte und privilegirten Pfandrechte. Zweyter Abschnitt. Von der den Gläubigern gestatteten Befugniß zum Verkauf der Unterpfänder. Dritter Abschnitt. Ob der Gläubiger schuldig sey, das Faustpfand sofort vor der Bezahlung heraus zu geben? und wer ihn deßwegen in Anspruch nehmen könne? Die erstere Frage wird gegen Hesse und Dabelow verneinet, und die Meinungen dieser beyden Schriftsteller werden umständlich widerlegt; auch werden zuletzt noch besondere Gründe gegen die sofortige Abforderung des Pfandes bey

bey der jetzigen Art Konkurse zu führen, angegeben. In Rücksicht der letztern Frage, werden die verschiedenen Arten der Gläubiger einzeln durchgegangen, und über die Kollision zwischen ihnen und dem Inhaber des Faustpfandes entschieden. Der vierte Abschnitt ist dem antichretischen Vertrage gewidmet. Er ist mit vielen historischen, zur Sache nicht gehörigen Dingen überladen, in welchen der Verf. sich auch ganz außer seiner Sphäre befindet. Man findet hier zusammen, was sich der Verf. zur Geschichte des Wuchers, sowohl bey den Römern als Deutschen, zusammen notirt haben mag, und was man anderwärts richtiger und besser, und insbesondere gründlicher und mehr nach den Quellen bearbeitet, antreffen kann. — Angehängt sind einige hessische Landesgesetze, den rubricirten Gegenstand betreffend, aus dem Zeitraume vom J. 1534 bis 1800.

In Nr. 2 werden folgende vier Fragen erörtert: 1) Ob in dem Falle, wenn der Schuldner an mehrern Orten Vermögen besitzt, dieses in eine Masse zusammen gebracht werden müsse, und ob alle Gläubiger nur bey demjenigen Richter, der über diese Masse zu verfügen hat, ihre Forderungen zu liquidiren, und hier ihre Befriedigung abzuwarten, schuldig seyen? 2) Wie es mit Zurückforderung des vor Ausbruch des Konkurses vom Schuldner veräußerten Vermögens zu halten sey? 3) Ob beym Ausbruche eines Konkurses die Zinsen aufhören, welche die Gläubiger bisher zu fordern berechtiget waren? Bey der Beantwortung dieser Fragen sucht er sich lediglich, statt des unsichern Gerichtsgebrauches, an bestimmte Entscheidungen der Gesetze zu halten. Mit strenger Rücksicht auf das ächt römische Verfahren, nimmt er dann an: erstlich, daß ein allgemeines Konkursgericht, dem sich hypothekarische, privilegirte und chirographarische Gläubiger unterwerfen müßten, unmöglich zuzugeben stehe; zweytens, daß die Römer keinen materiellen Konkurs, oder etwas dem Aehnliches gekannt haben; daß selbiger auch nicht nothwendig sey, um unerlaubte Veräußerungen des Schuldners anfechten zu können; daß die von dem materiellen Konkurse angegebenen Kennzeichen nicht von der Art wären, um die Rechtsentscheidung in den verschiedenen vorkommenden Rechtsfällen zu erleichtern; daß das Bevorstehen eines Konkurses bey Veräußerungen auch nicht die geringste rechtliche Wirkung habe; daß es, wo nicht sehr lächerlich, doch äus-

serst unjuristisch sey, zu behaupten, daß, wenn der Schuldner von mehrern Gläubigern gerichtlich belangt worden, nun die Bestellung einer Hypothek für einen andern Gläubiger eo ipso ungültig sey; drittens, daß das Aufhören der Zinsen beym Ausbruche eines Konkurses nicht als allgemeine Regel gelten könne, obgleich Fälle genug vorkämen, in welchen die Gläubiger keine Zinsen bekommen könnten. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß bey den meisten Konkursen, besonders über das Vermögen der Bürger und Bauern, das Verfahren der Römer den Gläubigern weit weniger schädlich sey, als dasjenige, was man dafür substituirt habe.

Rec. glaubt sich davon überzeugt halten zu dürfen, daß die Abweichungen des Gerichtsgebrauches von den reinen und lautern Vorschriften des römischen Rechts, der Regel nach ihren guten Grund darin haben, daß die fremde Legislation ohne sie den vaterländischen Rechten, Sitten und Gebräuchen nicht angebildet werden konnte; er ist daher gegen einen jeden Rath sehr mißtrauisch, welcher dahin geht, allenthalben in das ächt römische Geleis wiederum einzulenken. Dieses Mißtrauen hegt er vorzüglich dann, wenn der Rath von bloßen Theoretikern kommt. Auf der andern Seite gesteht er aber auch gern, daß es hin und wieder auch wohl bloße Irrthümer und Mißverständnisse gewesen sind, wodurch sich jene Abweichungen erzeugt, und bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt haben. Der Verf. scheint ihm daher allerdings Aufmerksamkeit zu verdienen, wenn er als ein Mann, der es aus der Erfahrung zu beurtheilen im Stande ist, was das Brauchbarste, Zweckmäßigste und Zuträglichste ist, das ächt römische Konkursverfahren gegen die Ausartungen, Umbildungen oder auch Verbildungen des Gerichtsgebrauches in Schutz nimmt.

Zw.

Repertorium der preußisch-brandenburgischen Landesgesetze, für Kameral- und Justizbediente, entworfen von Hoffmann, Neumärk. Regierungsrathe. Erste, auf das Neue Archiv und die Oeconomia forensis mit gerichtete Fortsetzung.

zung. Züllichau, bey Darnmann. 1802. 22 B. gr. 8. 1 Rg. 12 gr.

Bey dem Hauptwerke, dessen Fortsetzung wir hier vor uns haben, ist schon das Verdienstliche der von dem Verf. unternommenen mühsamen Arbeit in das Licht gesetzt worden. (S. N. Allg. D. Bibl. B. 56. St. 1. S. 73.) Es möchte beym Gebrauche der preußischen Gesetze fast noch unentbehrlicher seyn, als es die Indices über die Pandekten und den Koder Justinians beym Gebrauche des Corporis juris sind. Um aber die Brauchbarkeit desselben auch zu erhalten, bedarf es einer gehörigen Fortsetzung. Die vorliegende erste Fortsetzung erscheint bereits im zweyten Jahre nach dem Hauptwerke (1800), welche dasjenige, was in dem Hauptwerke nur vorläufig bemerkt werden konnte, nunmehro bestimmt nachweiset, auch sich auf das auf dem Titel genannte neue Archiv und die *Oeconomia forensis* mit erstrecket.

Na.

Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft, bey Heyrathen, nach dem Mosaischen Gesetze, dem römischen und kanonischen Rechte, und den protestantischen Kirchenordnungen, mit besonderer Hinsicht auf die kurbraunschweig-lüneburgischen Kirchenordnungen, nebst einem Versuche zu einer neuen Begründung der Eheverbote nach reinen Principien der Sittenlehre und des Naturrechts, und einer Prüfung der bisher darüber aufgestellten Systeme, von Karl August Moritz Schlegel, Superint. der Inspektion Göttingen andern Theils. Mit einer Kupfertafel. Hannover, bey Hahn. 1802. 1 Alphab. 19 ½ Bog. 8. 1 Rg. 16 gr.

Der Verf. bemerkt richtig, daß es vorzüglich die Sache der Geistlichkeit ist, dahin zu sehen, und zu machen, daß die Gesetze wegen der verbotenen Grade gehörig in Ausübung kommen. Sie reicht aber mit einer blossen Kenntniß der Kirchenordnungen, worin selten Principien aufgestellt, und die verbotenen Fälle fast immer nur Beyspielsweise aufgeführt werden, dabey nicht aus, und ihr Urtheil wird dadurch nicht selten zweifelhaft gelassen werden. Es bedarf einer umfassenden systematischen Darstellung, auf welche denn der Verf. vorzüglich zum Besten seiner Amtsbrüder, sein Augenmerk gerichtet hat. Bey diesem Zwecke war es dem Verf. vor allen Dingen darum zu thun, richtige allgemeine Grundsätze des protestantischen Kirchenrechts aufzustellen, die in Ansehung des ganzen Systems der Eheverbote eine leichte und zuverlässige Uebersicht gewährten, und nach denen die Abweichungen der Provinzial-Kirchenordnungen in einzelnen Punkten mit Sicherheit beurtheilet werden könnten.

Da aber das protestantische Kirchenrecht in Absicht der Eheverbote theils auf die Sanktionen des Mosaischen, theils des römischen, theils des kanonischen Rechts zurückweiset: so bahnte sich der Verf. dadurch den sichersten Weg zu seinem Ziele, daß er vorher diese Legislationen einzeln, und jede für sich, durchgieng, und ihre Principien ohne alle Vermischung der einen mit der andern auszumitteln suchte. Der Verf. gieng hierin denselben Weg, den vor ihm schon Andere, namentlich: Hofacker in principiis juris Rom. Germanici, gewählt haben. In Ansehung der Mosaischen Ehegesetze hat er sich auf eine gedrängte und prüfende Zusammenstellung des Wichtigsten, was bisher, vornehmlich von Michaelis, beygebracht worden, eingeschränkt. In Absicht des römischen und kanonischen Rechts, hat sich der Verf. gar keinem Führer überlassen, weil er keinen aufzufinden im Stande war, der ihm die Normen einer jeden dieser beyden Legislationen ganz rein und unvermischt geliefert hätte, worauf ihm bey seinem Plane doch Alles ankommen mußte. (Ein unterrichteter juristischer Freund würde ihm gewiß dergleichen Wegweiser zu nennen gewußt, ihn auch sonst in den Ideen, die er sich von der Vermischung beyder Rechte in der Praxis macht, eines Bessern belehrt haben.) Er hat daher hier unmittelbar aus den Quellen geschöpft, und jede Legislation in den eigenen Worten ihrer Gesetze dargestellt.

Nach

Nach Beseitigung dieser Grundlage geht der Verf. zur Geschichte der protestantischen Legislationen in Sachen der Eheverbote, von den ersten Zeiten der Reformation an, über, die ihn dann zu folgenden neuen, und von der Praxis sehr abweichenden Resultaten führt: 1) Die protestantischen Kirchenordnungen legen die Mosaischen Eheverbote zum Grunde. Sie berufen sich daher immer zuvörderst auf göttliche und natürliche Rechte und Gesetze, nach der Voraussetzung, daß die Mosaischen Eheverbote lauter Naturgesetze enthalten. 2) In Rücksicht der übrigen noch hinzu gefügten Eheverbote aber sind die Hauptprincipien aus dem römischen Civilrechte zum Grunde gelegt; und jene sind aus diesem, nicht aus dem kanonischen Rechte geflossen. Insbesondere ist das Naturrecht, wegen Blutsfreundschaft und Schwägerschaft (in der Kalenbergischen Kirchenordnung) ganz nach dem Corpore juris civilis ausgearbeitet worden. 3) Es ist, so sehr es auch von vielen neueren Kirchenrechtslehrern geläugnet wird, ein eigenes gemeines protestantisches Kirchenrecht anzunehmen, falsch, daß das kanonische Recht für das gemeine Kirchenrecht der Protestanten anzunehmen sey, welches nur durch die Provinzial-Kirchenordnungen in mehrern oder wenigern Punkten eingeschränkt und abgeändert werde. Da vielmehr 4) alle Kirchenordnungen bloß provisorische Verfügungen bis auf eine gemeinschaftliche Uebereinkunft der protestantischen Stände enthalten; da die meisten Kirchenordnungen auf die übrigen protestantischen Kirchenordnungen zurückweisen; da fast alle Kirchenordnungen in den Hauptpunkten mit einander übereinstimmen, und da diese Uebereinstimmung keinesweges bloß zufällig ist, sondern der Gleichheit gewisser damals allgemein angenommener Principien zugeschrieben werden muß: so ist unstreitig dasjenige, worin die meisten und angesehensten Kirchenordnungen, die vornehmlich den übrigen zur Norm gedient haben, namentlich die sächsische, würtembergische, wolfenbüttelsche u. s. w., mit einander übereinstimmen, nebst den in den symbolischen Büchern gelegentlich aufgestellten Grundsätzen, für gemeines protestantisches Kirchenrecht anzunehmen, und in demjenigen, worüber die Kirchenordnung einer Provinz nichts bestimmt, als Entscheidungsnorm zu brauchen. Es involvirt auch 5) dieser Begriff im geringsten nicht die Unterordnung eines evangelischen Standes unter den andern; sondern nur die genugsam begründete Idee

 der

Der Verf. bemerkt richtig, daß es vorzüglich die Sache der Geistlichkeit ist, dahin zu sehen, und zu wachen, daß die Gesetze wegen der verbotenen Grade gehörig in Ausübung kommen. Sie reicht aber mit einer bloßen Kenntniß der Kirchenordnungen, worin selten Principien aufgestellt, und die verbotenen Fälle fast immer nur Beyspielsweise aufgeführt werden, dabey nicht aus, und ihr Urtheil wird dadurch nicht selten zweifelhaft gelassen werden. Es bedarf einer umfassenden systematischen Darstellung, auf welche denn der Verf. vorzüglich zum Besten seiner Amtsbrüder, sein Augenmerk gerichtet hat. Bey diesem Zwecke war es dem Verf. vor allen Dingen darum zu thun, richtige allgemeine Grundsätze des protestantischen Kirchenrechts aufzustellen, die in Ansehung des ganzen Systems der Eheverbote eine leichte und zuverlässige Uebersicht gewährten, und nach denen die Abweichungen der Provinzial-Kirchenordnungen in einzelnen Punkten mit Sicherheit beurtheilet werden könnten.

Da aber das protestantische Kirchenrecht in Absicht der Eheverbote theils auf die Sanktionen des Mosaischen, theils des römischen, theils des kanonischen Rechts zurückweiset: so bahnte sich der Verf. dadurch den sichersten Weg zu seinem Ziele, daß er vorher diese Legislationen einzeln, und jede für sich, durchgieng, und ihre Principien ohne alle Vermischung der einen mit der andern auszumitteln suchte. Der Verf. gieng hierin denselben Weg, den vor ihm schon Andere, namentlich: Hofacker in principiis juris Rom. Germanici, gewählt haben. In Ansehung der Mosaischen Ehegesetze hat er sich auf eine gedrängte und prüfende Zusammenstellung des Wichtigsten, was bisher, vornehmlich von Michaelis, beygebracht worden, eingeschränkt. In Absicht des römischen und kanonischen Rechts, hat sich der Verf. gar keinem Führer überlassen, weil er keinen aufzufinden im Stande war, der ihm die Normen einer jeden dieser beyden Legislationen ganz rein und unvermischt geliefert hätte, worauf ihm bey seinem Plane doch Alles ankommen mußte. (Ein unterrichteter juristischer Freund würde ihm gewiß dergleichen Wegweiser zu nennen gewußt, ihn auch sonst in den Ideen, die er sich von der Vermischung beyder Rechte in der Praxis macht, eines Bessern belehrt haben.) Er hat daher hier unmittelbar aus den Quellen geschöpft, und jede Legislation in den eigenen Worten ihrer Gesetze dargestellt.

Nach

Nach Beseitigung dieser Grundlage geht der Verf. zur Geschichte der protestantischen Legislationen in Sachen der Eheverbote, von den ersten Zeiten der Reformation an, über, die ihn dann zu folgenden neuen, und von der Praxis sehr abweichenden Resultaten führt: 1) Die protestantischen Kirchenordnungen legen die Mosaischen Eheverbote zum Grunde. Sie berufen sich daher immer vörderst auf göttliche und natürliche Rechte und Gesetze, nach der Voraussetzung, daß die Mosaischen Eheverbote lauter Naturgesetze enthalten. 2) In Rücksicht der übrigen noch hinzu gefügten Eheverbote aber sind die Hauptprincipien aus dem römischen Civilrechte zum Grunde gelegt; und jene sind aus diesem, nicht aus dem kanonischen Rechte geflossen. Insbesondere ist das Naturrecht, wegen Blutsfreundschaft und Schwägerschaft (in der Kalenbergischen Kirchenordnung) ganz nach dem Corpore juris civilis ausgearbeitet worden. 3) Es ist, so sehr es auch von vielen neueren Kirchenrechtslehrern geläugnet wird, ein eigenes gemeines protestantisches Kirchenrecht anzunehmen, falsch, daß das kanonische Recht für das gemeine Kirchenrecht der Protestanten anzunehmen sey, welches nur durch die Provinzial-Kirchenordnungen in mehrern oder wenigern Punkten eingeschränkt und abgeändert werde. Da vielmehr 4) alle Kirchenordnungen bloß provisorische Verfügungen bis auf eine gemeinschaftliche Uebereinkunft der protestantischen Stände enthalten; da die meisten Kirchenordnungen auf die übrigen protestantischen Kirchenordnungen zurückweisen; da fast alle Kirchenordnungen in den Hauptpunkten mit einander übereinstimmen, und da diese Uebereinstimmung keinesweges bloß zufällig ist, sondern der Gleichheit gewisser damals allgemein angenommener Principien zugeschrieben werden muß: so ist unstreitig dasjenige, worin die meisten und angesehensten Kirchenordnungen, die vornehmlich den übrigen zur Norm gedient haben, namentlich die sächsische, würtembergische, wolfenbüttelsche u. s. w., mit einander übereinstimmen, nebst den in den symbolischen Büchern gelegentlich aufgestellten Grundsätzen, für gemeines protestantisches Kirchenrecht anzunehmen, und in demjenigen, worüber die Kirchenordnung einer Provinz nichts bestimmt, als Entscheidungsnorm zu brauchen. Es involvirt auch 5) dieser Begriff im geringsten nicht die Unterordnung eines evangelischen Standes unter den andern; sondern nur die genügsam begründete Idee der

der Vereinigung aller evangelischen Stände zu einem gemeinsamen Körper. Wo 6) dieses gemeine protestantische Kirchenrecht nicht ausreicht, da tritt, wenigstens in Matrimonialsachen, und insbesondere in Ansehung der verbotenen Grade, das römische Recht als eigentliches subsidiarisches Recht ein. 7) Dieses römische Recht hier als jus commune in Eheverboten zu finden und geltend machen zu können, muß uns desto willkommner seyn, da der Verf., auch in Absicht dieses Gegenstandes, dem Wahlspruche vieler der größten und denkendsten Rechtsgelehrten beystimmt: daß in Sachen des Rechts außer dem römischen Rechte kein Heil zu finden sey, und da er nicht verhehlet, daß die Eheverbote des protestantischen Deutschlands, selbst nicht mit Ausnahme derer im preußischen Landrechte, nur in sofern seine Beystimmung haben, als sie dem römischen genau nachgebildet sind.

Dieses sind die Hauptresultate, zu welchen der Verf. auf dem mühsamen, aber sichern Wege gründlicher historischer Forschungen, unter der Leitung der Kritik und eines guten philosophischen Auges, gekommen ist, gegen deren Richtigkeit Rec. nichts Erhebliches einzuwenden wüßte. Sie sind von so großem Interesse, und dabey von so unpraktischer Neuheit, daß sie wegen des erstern mehr den gelehrten Juristen zur wissenschaftlichen Prüfung, als wegen der letztern den Praktikern, und namentlich den Geistlichen, zu einem sichern Leitfaden in der Praxis empfohlen werden können. Der forschende und gründliche Sinn des Verf. hat ihm nicht erlaubt, so glücklich oder unglücklich zu seyn, der Praxis unmittelbar zu dienen; so sehr auch sein erstes Vorhaben dahin gieng, und so sehr er ihr auch mittelbarer Weise mit dieser Schrift dienen wird. Welche Ehen übrigens nach der vom Verf. aufgestellten Theorie des gemeinen protestantischen Kirchenrechts für verboten anzunehmen sind, muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

Mit Rücksicht auf dieses also konstituirte gemeine protestantische Kirchenrecht, und in Verbindung mit demselben, hat der Verf. die Lehre von den verbotenen Graden nach den kurbraunschweigischen Kirchenordnungen abgehandelt: so wie es ja auch sonst bey den Juristen schon längst herkömmlich ist, einen Gegenstand ex jure communi et speciatim jure provinciali vel statutario aliquo zu erörtern. Auf solche Art

wgr

war der Verf. im Stande, ein Beyspiel der Interpretation solcher provinziellen Ehegesetze, nach den von ihm angenommenen Regeln, zu geben. Daß er hierzu gerade die beyden Kirchenordnungen seines Landes, die Kalenbergische und Lüneburgische, wählte, ist um so natürlicher, da selbige das protestantische Hauptgesetz über die verbotenen Grade, nämlich den aus der kursächsischen Kirchenordnung entlehnten Unterricht über die Blutsfreundschaft und Verschwägerung, enthalten, welcher in der Lüneburgischen Kirchenordnung durch einige hinzu gefügte Regeln und Grundsätze so ausgedehnt worden ist, daß nicht leicht in irgend einer protestantischen Kirchenordnung ein verbotener Fall vorkommen kann, welcher nicht in der Lüneburgischen enthalten wäre.

Der Verf. aber hat sich nicht damit begnügt, auf einem neuen Wege und in einer neuen Theorie zu zeigen, welche Ehen durch das positive Gesetz wirklich verboten sind; sondern er sucht diese Eheverbote nun auch noch im letzten Abschnitte seiner Schrift aus dem Pflicht- und Rechtsbegriffe zu deduciren, und mit den Resultaten einer rationalen praktischen Philosophie in Uebereinstimmung zu bringen. Dergleichen Deduktionen haben zwar schon Andere, und das erst noch ganz kürzlich, versucht; allein der Verfasser glaubt, daß die von ihnen untergelegte Theorie von den positiven Eheverboten, — indem sie von dem Hauptsatze des kanonischen Rechts ausgegangen wären, daß überall eine eheliche Verbindung in der nahen Verwandtschaft nicht zulässig sey, ohne auf den wesentlichen Unterschied zwischen der geraden und Seiten-Linie Rücksicht zu nehmen, bey welchem Satze denn, wenn er eingeräumt wird, der gesetzgebenden Macht die Befugniß zugestanden werden müsse, willkührlich eine gewisse Gränze der Verwandtschaft, bis wie weit solche ehehindernd seyn soll, fest zu setzen — in der Philosophie und dem Naturrechte nicht nachgewiesen werden könne; weßhalb denn jenen seinen Vorgängern die Deduktion nothwendig habe mißlingen müssen. Ihm, dem Verf., sey die Deduktion vorzüglich darum besser gelungen, weil er zuvor eine andere Theorie des positiven Rechts in Rücksicht der Eheverbote aufgestellt, und dabey das römische Recht hauptsächlich zum Grunde gelegt habe.

Auf diese Weise beruhte also die neu aufgestellte positive Theorie der Eheverbote nicht bloß auf sicherern historischen und positiven Fundamenten; sondern es wären auch Philosophie und Naturrecht eben so gewiß auf ihrer Seite, als sie es auf Seiten der bisherigen Theorie nicht seyn sollen; wodurch denn jene Theorie eine sehr wichtige neue Stütze bekommen würde. Ein solches Paaren der Philosophie und des Naturrechts mit dem positiven hat aber bekanntlich seinen großen Widersacher, sowohl unter den Philosophen, als unter den Juristen. Das Glaubensbekenntniß des Verf. über eine solche Paarung finden wir in der Vorrede: „Nach „meiner Ansicht kann überall das Naturrecht, wenn es nicht „in einem bloßen leeren und willkührlichen Gedankenspiel „bestehen soll, wie sich auch bey so manchen der in den letz„ten Jahren so zahlreich aufgestellten Systemen des Natur„rechts deutlich genug gezeigt hat, wesentlich in nichts an„derm bestehen, als in der Kritik dessen, was durch das po„sitive Gesetz gegeben ist, nach dem Rechtsbegriffe; so wie „ich mich auch bisher noch nicht von der unabhängigen Exi„stenz der Natur- und Vernunftreligion für den Menschen „habe überzeugen können; sondern glaube, daß dieselbe in „der Kritik des in der positiven Religion Gegebenen, nach „teleologischen Begriffen und nach dem sittlichen Ideale „bestehe."

Na.

Arzneygelahrheit.

Beyträge zur Erregungstheorie, von *Ge. Karl Winiker*, Privatlehrer zu Göttingen. *Erstes Bändchen.* Göttingen, bey Röwer. 1803. 152 S. 8. 12 gr.

Diese kleine Schrift enthält zwo Abhandlungen: 1) Versuch einer Beantwortung der Frage: wie wird Heilung von Krankheiten sowohl ohne ärztliche Hülfe, als auch bey jeder (nach jedem Systeme eingerichteten) medic. Behandlungsart derselben möglich? Der Verf. nimmt an, daß es zwo Hauptarten von Krankheiten

gebe,

gebe, erstlich aus Abnormität der Erregung, und zweytens, wo das Hauptmoment in Veränderung der Organisation durch durchaus mechanisch oder chemisch wirkende Schädlichkeiten besteht. Da die Erregbarkeit im ganzen Organismus dieselbe, ein- und untheilbar ist: so ist der Organismus auch im Stande, die Normalität der Zusammenstimmung der Erregung und so der Lebensthätigkeit, aller Organe zu einander zu erhalten, wenn auch, nur nicht in allzu hohem Grade, Incitament vermehrende oder vermindernde Schädlichkeiten auf einige Organe geradezu wirken. Wirken Incitamentvermehrungen auf den Organismus, und zwar unmittelbar auf einige Organe desselben: so wird, wenn der Organismus hinreichende (aber das ist ja eben so selten?) Energie der Lebensthätigkeit besitzt, nicht Hypersthenie, Krankheit, bewirkt; sondern die verstärkte Erregung der Organe, auf welche die Incitamentvermehrungen geradezu wirkten, theilt sich allen übrigen des ganzen Organismus mit, erstärkt die Erregung allgemein, und erhält auf diese Weise die normale Zusammenstimmung derselben; so wie der Energie der Lebensthätigkeit, zwischen den verschiedenen Organen, Gesundheit. Wirken Incitamentverminderungen; so ist es derselbe Fall; es entsteht nicht Asthenie und Krankheit, sondern die verminderte Incitation der Organe, auf welche die Incitamentverminderungen geradezu wirkten, theilt sich allen des ganzen Organismus mit, vermindert die Erregung allgemein; die stärkere Incitation aber der Organe, welche die Verminderung der erregenden Potenzen nicht geradezu traf, erhöhet die Erregung jener, (das wird wohl nicht viel bedeuten, wenn sie, wie gesagt wurde, allgemein vermindert war?) und erhält die Normalität der Erregung, Gesundheit. (Es muß aber doch ein Punkt, ein O seyn, über welchen hinaus die Normalität aufhört und Abnormität, d. i. Krankheit entsteht? Der Verfasser selbst beschränkt diese Tendenz des Organismus dahin, wenn die Einwirkung der Schädlichkeiten nicht in zu hohem Grade geschehe, und er hinreichende Energie besitze. Beydes dürfte aber selten der Fall seyn.) Sucht nun der Organismus seine Normalität zu erhalten (behalten): so sucht er Abnormität zur Normalität zurück zu führen, Gesundheit herzustellen. (Damit legen wir aber dem Organismus re vera wahre Heilkräfte, eine Anima Stahlii bey, welche doch Brown heftig bestreitet.) Heilung der Krankheiten ohne ärztliche

Hül-

Hülfe kann erfolgen, wenn die Abnormität der Erregung der verschiedenen Organe zu einander nicht zu groß, und die Disproportion zwischen den Faktoren der Erregung überhaupt nicht zu groß, der Grad der Hyper- oder Asthenie nicht zu beträchtlich ist. Kommen aber ja im Verlauf der Krankheiten entgegengesetzt reizende Potenzen, bey Sthenie Incitamentverminderungen, und v. v. hinzu: so kann Heilung von Krankheit aus Abnormität der Erregung, selbst von beträchtlichem Grade, ohne ärztliche Hülfe, folgen, indem durch jene (hinzukommenden Potenzen) die Disproportion zwischen den Faktoren der Erregung vermindert, und der Organismus in den Stand gesetzt wird, Normalität zurück bringen zu können. Bey gradual verschiedener Erregung ist sie möglich, wenn die vorzüglich verstärkte (bey Sthenie) Erregung der Organe, welche die größte Sthenie trifft, sich allmählig über den ganzen Organismus verbreitet, folglich in diesen die Erregung verstärkt, in jenen vermindert, (das ist aber noch die Frage, der Verf. hat dieses nicht gehörig konstruirt,) normale Zusammenstimmung derselben, so wie der Energie der Lebensthätigkeit zwischen allen Organen hergestellt wird. Ist dieß geschehen: so existirt zwar noch keine normale Energie der Erregung wieder, sondern sie ist noch abnorm verstärkt; allein sie ist gleichmäßig über den ganzen Organismus verbreitet, und keine Krankheit mehr. (Auch in dieser Konklusion ist eine Täuschung. Ist denn eine abnorm allgemein verstärkte Erregung keine Krankheit?) Heilung gradual verschiedener Hypersthenie kann besonders dann ohne Hülfe erfolgen, wenn zufällig absolute Incitamentvermehrungen hinzukommen, z. E. Enthaltung von Nahrungsmitteln, V. S. ꝛc. Ist aber die gradualverschiedene Hypersthenie in gradualverschiedene indirekte Schwäche übergegangen: so ist Selbstheilung, wiewohl schwierig, dadurch möglich, daß die größere indirekte Asthenie der vorzüglich leidenden Organe sich allmählig über alle des ganzen Organismus verbreitet, dadurch, daß jene Incitament vermindernd für diese, diese Incitament mehrend für jene wirken, folglich Normalität hergestellt wird. (Aber wird denn nicht allgemeine indirekte Schwäche, oder Brand, Lähmung, Absterben einzelner Organe, die nach Wichtigkeit der Organe einen verschiedenartigen Einfluß auf den Organismus hat, erfolgen?) Der Verf. übersieht die Sprünge in seinen Demonstrationen. Aehnlich dieser itzt weitläuftig ausgezogenen Behandlung ist nun auch die direkte Asthenie durchgegangen

und

und gezeigt, daß und wie Heilung derselben ohne Arzt mög-
lich sey. Dem Verf. selbst fällt S. 52 ein, daß diese Er-
klärungsart nicht ganz mit den Principien der Erregungs-
theorie übereinstimme. Er hält diesen Widerspruch aber nur
für scheinbar. S. 56 kommt er nun auf die Krankheiten,
welche von chemisch oder mechanisch einwirkenden Schädlich-
keiten entstehn, und erklärt auch hier die Möglichkeit der
Selbstheilung, größtentheils nach Röschlaubischen Grundsä-
tzen, nämlich durch den Prozeß der Assimilation, Bereitung
und Hinleiten einer hinreichenden Menge organisirbarer Säf-
te, aus solchen neue organische Massen gebildet, destruirte
organische Gebilde erneuert, verloren gegangene ersetzt wer-
den. Dieß kann aber nur erfolgen, wenn die Veränderung
der Organisation nicht zu beträchtlich, besonders das Organ
nicht zu wichtig, die Schädlichkeit nicht durchaus (?) chemisch
oder mechanisch ist, und der gesammte Assimilations- und
Reproduktionsprozeß normal von statten geht. (Man sieht,
daß der Verf. dabey viel voraussetzt!) Wie jede ärztliche
Behandlung Krankheiten heile, sucht der Verf. auf ähnliche
Weise (S. 63.) zu erklären; scheint uns aber zu leicht dar-
über wegzugehen. Wie es bey asthenischen Krankheiten mög-
lich sey, demonstrirt der Verf. S. 63. (Hr. Himly hat das
in einem Programme auch gethan, trifft in vielen Stücken
mit dem Verf. zusammen, und übertrifft ihn in manchen.)
2) Gedanken über gemischte Asthenie der Erregung,
ist die zwote Abhandlung dieser Schrift. Wir bedauern, daß
wir sie nur kurz berühren können, weil wir der erstern zu
vielen Raum gewidmet haben. Hr. W. hält gemischte Schwä-
che nicht nur für möglich, sondern für wirklich existirend. Die
Gegner sehen dabey nicht auf die Disproportion der Fakto-
ren der Erregung, welche das Ursachliche der Asthenie ist,
nicht auf den absoluten und relativen Mangel an Incita-
ment; sondern nur auf die Vermehrung oder Minderung der
Erregbarkeit. Gemischte Asthenie ist nicht der Zustand, wo
zugleich die Erregbarkeit vermehrt und vermindert ist; sondern
wo die Erregung wegen entstandener Disproportion zwischen
den Faktoren derselben aus gleichzeitig vorhandenem absoluten
und relativen Mangel an Reiz mit intensiv zu geringer Ener-
gie von statten geht. Daß gleichzeitig einige Organe an direk-
ter, andere an indirekter Schwäche leiden können, hält der
Verf. wenigstens als einige Zeit ausdauernd für unmöglich.
(Rec. aber nicht; man muß nur die specifischen Reize für

ein-

einzelne Organe, Licht fürs Auge, Luft für die Lunge, Nahrungsmittel für den Magen etc. gehörig berücksichtigen. Wenigstens kann man unsere Darstellung bey Erklärung verschiedener schwerer Krankheitszustände sehr gut benutzen, obgleich Hr. W. davon S. 153 nicht überzeugt zu seyn scheint.) Gemischte Asthenie entsteht, wenn indirekte Schwäche schon da ist, und noch absolute Incitamentverminderungen hinzukommen, nämlich wenn indirekter Schwäche sich selbst überlassen bleibt, wenn bey vorhandener indirekter Schwäche zufällig oder durch ärztliche Behandlung absolute Incitamentverminderungen hinzukommen. (Aber auch zu direkter Schwäche kann indirekte hinzukommen, und gemischte Schwäche entstehen, wenn zu starke Reizmittel oder zu starke Gaben derselben gegeben werden. Hr. W. nimmt besonders auf Röschlaub's und Cappels Vorstellung der gemischten Schwäche Rücksicht; gegen das Ende zu beschäfftigt er sich mit einem Gegner in Hufelands Journal, welcher die gemischte Schwäche nicht auf die Brownische Erregbarkeitstafel bringen konnte. Der Rec. übergeht diese Untersuchung, da er überhaupt weder jene Tafel, noch die ganze mathematische Darstellung für fehlerfrey hält. Der Verf. geht aber die gemachten Einwürfe Punkt für Punkt durch, um seiner Darstellung desto mehr und leichter Eingang zu verschaffen. Wir bekennen, daß er das mit vielem Fleiße gethan habe. Auch halten wir es für lobenswerth, daß er selbst die Ansichten der Brownianer zu rektificiren sucht, da auch ihre Arbeiten nicht für vollendet zu nehmen sind. Wir hoffen, in Kurzem mehrere ähnliche Untersuchungen vom Verf. zu erhalten. Die Wahrheit muß gewiß dabey gewinnen!)

Mz.

Die Vorzüge der Brownischen Praxis vor der Nicht-Brownischen, dargestellt von D. Friedrich Wilh. von Hofen, Herzogl. Würtemberg. Hofmedikus und Physikus in Lugwigsburg. Ludwigsburg, bey Cotta. 1803. 208 Seiten in 16 M.

Erstes Kapitel. Von den Vorzügen des Brownischen Verfahrens, bey der Anwendung der stärkenden

den Mittel. Nur aus den Grundsätzen der Erregungs-theorie lasse sich durch die Erkenntniß der Beschaffenheit der krankmachenden Schädlichkeiten, die wahre Schwäche von der falschen unterscheiden. Ohne diese nehme man den Schwäche-Zustand mit Torpor, und den mit Hastigkeit für zwey verschiedene Zustände, und behandele letztern mit besänftigenden Mitteln. (Sind letztere die von Hrn. v. H. genannte Opium, Hyoscíamus, Belladonna, — und welcher Nichtbrownianer blieb hierbey in Nervenfiebern, oder in einem Typhus dieser Art stehen, ohne auch von den andern Gebrauch zu machen, die nur gegen den Torpor sollten dienlich seyn, — so war der Schaden so arg nicht. Flüchtiges Alkali innerlich zu geben, leidet doch bey Hysterischen eine Ausnahme, woran Hr. v. H. wohl nicht gedacht hat, als er dieß niederschrieb.) Zweytes Kapitel. Von den Vorzügen des Brownischen Verfahrens bey der Anwendung der schwächenden Mittel. Eine Widerlegung der Hufelandschen Klassifikation der besänftigenden Mittel. Alle narkotische und besänftigende Mittel seyen Reizmittel, die bey Schwäche mit erhöhter und verminderter Lebensthätigkeit dienlich seyen. Drittes Kapitel. Von den Vorzügen des Brownischen Verfahrens bey der Anwendung der Gegenreize. Diese, worunter der Verf. rothmachende Mittel, Friktionen und Einreibungen flüchtiger und geistiger Arzneymittel, warme Ueberschläge und Bäder, Brech- und Laxirmittel und künstliche Geschwüre rechnet, sollen Erhöhung der Lebensthätigkeit, nicht Herunterstimmung derselben in den leidenden Theilen bewirken. Im Ganzen ist Rec. mit dem Verf. einverstanden. Wenn aber dieser die abführenden Mittel zur Heilung kalter Fieber ganz verwerflich hält: so geht er offenbar zu weit. Abführende Mittel mit stärkenden, insbesondere mit bittern Extrakten verbunden, vollendeten die ganze Kur, was eins oder das andere von beyden allein, eben so wenig Opium und China vermochten. Rec. verdient den Einwurf nicht, daß er vor dem Gebrauche der China die Erregung nicht auf den Grad vorerst gebracht habe, daß die China hätte vertragen werden können. Diese Erfahrung ist wenigstens von 60 Fällen in einer Epidemie abgezogen. Viertes Kapitel. Von den Vorzügen des Brownischen Verfahrens bey der Anwendung der specifischen Mittel. Der Verf. beweist aus bekannten Gründen, daß es keine Specifika gebe; sondern ihre Wir-

kung

tung auf Reiz beruhe. Fünftes Kapitel. Von 2c. der kühlenden Mittel. Sechstes Kap. Von 2c. bey der Veranstaltung der Blutausleerungen. Siebentes Kapitel. Von den Vorzügen des Brownischen Verfahrens bey dem Gebrauche der Brech- und Laxiermittel. Achtes Kapitel. Von 2c. der schweißtreibenden Mittel. Neuntes Kapitel. Von 2c. der urintreibenden Mittel. Die Darstellung ist faßlich, und die Ideen sind die gangbaren.

Ba.

D. C. H. *Pfaff* Versuche über die Anwendung der Voltaischen Säule bey Taubstummen. Kopenhagen, bey Brummer. 1802.

Besonders abgedruckt aus Pfaff's und Scheel's nordischem Archiv, 2ter B. 3tes St. Enthält Warnungen gegen die häufigen Fehlschlüsse beym Galvanisiren der Taubstummen, besonders nach Pfingstens Beobachtungen, nebst Nachricht von drey Versuchen, wovon einer ohne Erfolg, der zweyte von ziemlich gutem, der dritte von vorübergehendem Erfolge war. Der letzte wurde mit einem Knaben angestellt, welchen H. Helleray als geheilt entlassen, und dieses öffentlich angekündigt hatte; da doch die Wirkung nur vorübergehend gewesen seyn mußte, weil er in Pfingstens Institut so taub als vorher zurückkehrte. Diese Schrift gehört also mit zu den wichtigen Aktenstücken über diese Verhandlungen.

Om.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Arzneygelahrheit.

Nachricht von dem Gesundbrunnen und Bädern zu Rehburg, besonders von der neuen Schwefelquelle bey Winslar, von D. L. F. B. Lentin, Kurfürstl. Königl. Leibarzt zu Hannover; nebst einem Situationsplan. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1803. 4 Bog. 8. 6 gr.

Der Gesundbrunnen zu Rehburg verdiente schon längst eine zweckmäßigere chemische Untersuchung, als man bisher davon gehabt hat, und es ist daher sehr angenehm, hier die genaue Analyse dieses Brunnens, so wie der neu entdeckten Schwefelquelle zu Winslar von einem verdienstvollen Westrumb in diesen Bogen zu finden. Es zerfällt diese Schrift in fünf Abschnitte. In dem ersten erzählt er den Ursprung und die Geschichte der Rehburger Gesundbrunnen und Bäder. Die älteste Urkunde vom Rehburger Brunnen ist von 1690; 1717 wurde die Quelle aufgeräumt, 1747 – 1750 beobachtete D. Lorher aus Nienburg in den Sommermonaten die Wirkung des Brunnens, von diesem kam es an D. Ernsting zu Sachsenhausen, und von diesem an D. Rathsamb zu Stolzenau; 1750 wurde der Brunnen geräumt, und von dem Etatsrath von Berger, dem Hofmedikus von Hugo und dem Apotheker Andreä chemisch untersucht; 1750 wurde D. Christoph Weber, Brunnenarzt, unter dessen Aufsicht ein bequemes prächtiges, neues, massives Badehaus errichtet wurde;

seit 1788 ist Brunnenarzt, D. David Biedermann; 1800 entdeckte der Apotheker Usinger zufällig, nahe bey dem Dorfe Winslar, eine kleine Viertelmeile vom Bade Rehburg, auf einer Wiese, eine Schwefelquelle. In dem zweyten beschreibt er die Lage des Rehburger Gesundbrunnen und Bades. Der dritte handelt von dem innern Gehalt der Rehburger Gesundbrunnen. In 20 Civilpfunden des Rehburger Gesundbrunnens fand W.

Harzstoff	¼	Gran.
salzsaure Magnesie	3 ⅝	—
— — Kalch	2	—
Küchensalz	1 ⅛	—
Englisch Bittersalz	32 ⅝	—
Glaubersalz	18 ⅚	—
luftsaures Eisen	⅝	—
Thonerde	1 ⅜	—
luftsaure Kalcherde	62 ½	—
Selenit	40	—
Kieselerde, Schmutz	4	—
Luftsäure in 100 Kubikzoll	¼	Kubikz.
in 20 Pfund Rheburger Trinkwasser		
Harzstoff	⅞	Gran.
salzsaure Magnesie	8	—
— — Kalch	2 ⅜	—
Küchensalz	1 ⅚	—
Englisches Bittersalz	33 ½	—
Glaubersalz	20 5/12	—
luftsaures Eisen	¾	—
Thonerde	1	—
luftsaure Kalcherde	59 ¼	—
Selenit	43	—
Kieselerde und Schmutz	1 ½	—
Luftsäure in 100 Kubikzoll	64	Kubikz.
in 200 Gran Pfannenstein, luftsaures Eisen	9	Gran.
Thonerde	6	—
luftsaure Kalcherde	168	—
Selenit	5	—
Kieselerde und Schmutz	14	—
Kupfer eine schwache Spur	—	

In

in 200 Gran Badeschaum oder der Schaumerde luftsaures Eisen — 8 Gran.
Thonerde — — — 6½ —
luftsaure Kalcherde — — 168 —
Selenit — — — 3 —
Kieselerde und Schmutz — 14 —
Kupfer eine schwache Spur — —

Der Niederschlag in den Röhren besteht aus Thon, Kalcherde und Eisen.

S. 43 folgt eine tabellarische Darstellung zur Vergleichung der Rehburger Gesundbrunnen unter sich, und mit andern Mineralwassern, namentlich den Verdener und Lauchstädter. In dem 4ten folgen Erfahrungen von der Wirkung des Rehburger Gesundbrunnens; sie gehören zu den Kalcherde haltenden kalisch-selenitischen Stahlwassern. Als milchwarmes Bad genommen, reinigt es nicht allein die Haut, sondern befreyet auch, vermöge der ansehnlichen Theile von Thon und Kalcherde, und der beygemischten Salze, die mit fettigen Theilen verstopften Schweislöcher; befördert die unmerkliche Ausdünstung, dient daher in mancherley Arten von Hautkrankheiten, in allen Arten von Flechten, krätzigen, juckenden Ausschlägen, Wundseyn, bey den schmerzhaften und ermüdenden Folgen des Hüftwehs, anhaltendem Herzklopfen vom zurückgetretenen Podagra, Lähmung des rechten Arms nach dem Podagra, Lähmung nach gehabtem Aerger, Lähmung der Füße, Lähmung auf verstopfte monatliche Reinigung, Zuckungen in den Armen, und Verdrehungen der Augen, nach heftigen Gemüthsbewegungen und übler Diät (wo er das kalte Bad empfiehlt, und bey der noch zurückgetretenen monatlichen Reinigung, das milchwarme.) Bey Zittern der Glieder nach Schrecken empfiehlt er ebenfalls milchwarme Bäder, so wie bey anhaltender Geschwulst nach Beinbrüchen, Verrenkungen und Quetschungen, bey Magenkrampf und Verstopfung von Säure im Magen. Lauwarme, kühle und zuletzt kalte Bäder mit Ocher vermischt, rühmt er bey einer sechs Jahre gedauerten Lienterie, bey Hypochondrie Hämorrhoidalbeschwerden, Unordnung der Menstruation, Hysterie, Schwäche nach chronischer Gonorrhöe, Quecksilberlähmung und Quecksilberfieber, mancherley Augenkrankheiten, und bey der Epilepsie. In Verbindung mit dem Wisbadner Brunnen, und der Dauche auf dem Unterleib, rühmt

er es bey Infarkten und Hämorrhoidalbeschwerden. Den Badeschaum rühmt er, bey Personen, die äußerlich vom Sitzen am Heerd = oder Kaminfeuer, Geschwüre am Schenkel haben. Innerlich rühmt man zu Anfang das Bassinwasser, bey vielen Unreinigkeiten und Schleim mit tartarus vitriolatus, Polychrestsalz, Glaubersalz: so wie auch bey bemerkter Säure im Magen, bey mancherley Hautausschlägen, Salzfluß, Flechten, anhaltendem Husten und Heiserkeit, mit Kuh = und Ziegenmilch; das Quellwasser brauchte Weber selten, und nur dann, wenn er den Uebergang von Bassinwasser zum Pyrmonter mit Behutsamkeit machen mußte.

Endlich handelt er im fünften Abschnitt von der neu entdeckten Schwefelquelle bey Winslar, in der Nähe vom Rehburger Bade. Sie gehört zur Klasse der Schwefelgas führenden, salinisch, kalkisch = erdigten Mineralwasser, und enthält nach Westrumb in ein Pfund

Harzstoff	$\frac{3}{40}$	Gran.
salzsaure Magnesie	$\frac{7}{20}$	—
— — Kalch	$\frac{23}{40}$	—
Küchensalz	$\frac{1}{2}$	—
Englisch Bittersalz	5 $\frac{1}{4}$	—
Glaubersalz	2 $\frac{23}{40}$	—
luftsaure Kalcherde	1 $\frac{12}{20}$	—
Thonerde	$\frac{1}{10}$	—
Selenit	17 $\frac{1}{5}$	—
Kieselerde und Unreinigkeit	$\frac{3}{20}$	—
Schwefelgas in 100 Kubikzollen	44 $\frac{1}{2}$	—
	bis 46 $\frac{2}{3}$	Kubikz.

In der Tiefe enthält das Wasser mehr Schwefelgas, weniger Luftsäure. Es leistet, als Bad gebraucht, nach Biedermann, bey Hautkrankheiten, Lähmungen, Steifigkeit und Geschwülsten der Glieder, vortreffliche Dienste, und kommt in Ansehung der Wirkung, den sogenannten Schlammbädern zu St. Amand in Flandern, ohnweit Valenciennes, gleich.

Gute Rathschläge für Kranke, wenn kein Arzt da ist, oder ehe ein solcher ankommen kann; wie auch das Hauptsächlichste aus den Anweisungen, lange und gesund zu leben. Zum allgemeinen Besten herausgegeben von dem Superintendenten A. F. E. Jacobi in Krannichfeld, Verdienst-Mitglied der Batav. Gesellschaft zum allgemeinen Besten. Nebst Register. Frankfurt a. M., bey Hermann, 1803. 76 S. 8. 6 gr.

Eine populäre Makrobiotik, von einem muntern 77jährigen Layen, aus seinen Unterhaltungen eines Predigers außer der Kirche und Krankenbette 1797. und zum Theil aus Hufeland genommen. Hie und da könnten einige Sätze bestimmter ausgedrückt seyn; allein auch diesen Fehler hat er mit seinem Vorbilde und den meisten Diätetikern gemein, wir wollen also keine strenge Rüge anstellen, und diesen Regeln gute Befolgung wünschen.

Ueber die Wirkungen des venerischen Giftes auf den menschlichen Körper, nach physiologischen Grundsätzen untersucht; nebst Bemerkungen über Hunter's und Bell's Theorie, und (mit) eigenen praktischen Zusätzen. Aus dem Englischen des Sch. Sawrey. Herausgegeben von D. G. W. Töpelmann. Leipzig, bey Böhme. 1803. 182 S. 8. 18 gr.

So viel auch bisher über Venusgift und Venuskrankheiten geschrieben worden ist: so bleibt doch noch vieles Dunkle und Zweifelhafte übrig, theils über die Entstehungsart der Krankheit, theils über die Mittheilbarkeit und Natur des Giftes; theils über die angemessenste Heilart, weil man zu sehr an Autoritäten, Theorien, Hypothesen oder Empirie hängt. Der Verf. scheint den sichersten Weg zur Erforschung der Wahrheit gewählt zu haben, er legt die Physiologie zum Grunde, um das Pathologische zu finden; sucht aber auch zugleich die in England (und Deutschland)

 bilds

blindlings nachgebeteten Meinungen eines Hunter's und Bell's aus Gründen zu widerlegen. Dahin gehören die Identität des Tripper- und Schankergifts, worüber bekanntlich gestritten wird, die Wirkungen des Giftes im Blute, u. dgl. Darüber giebt der Verf. manche gute Aufschlüsse, seine Schrift verdient also eine weitere Anzeige. Wir wollen ihm kürzlich folgen, und das Benöthigte beyfügen.

Erster Abschn. Erstes Kap. Bringt eine und dieselbe Materie Tripper und Schanker hervor? Der Verf. tritt zwischen Hunter und Bell, und zeigt, daß alle Verschiedenheit von dem absondernden Organe abhängt; daß der Tripper sehr oft keine Lustseuche hervorbringt, aber doch bisweilen, daß also Tripper- und Schankergift, ihrer Natur nach, sich völlig gleich sind. Wenn auch im Allgemeinen Schanker durch Schanker, Tripper durch Tripper, hervorgebracht wird. Er beweist diese Meinung von der Identität beyder Stoffe durch vier Beobachtungen, und schließt daher, daß die Trippermaterie entweder Tripper oder Schanker erzeuge, und jene, in die cirkulirende Masse der Säfte gebracht, die nämlichen Wirkungen, als das Schankergift äußere, d. i., die Lustseuche nach sich ziehe. In den zwey ersten Fällen war Tripper ohne Schanker bey dem ansteckenden Manne, beym angesteckten Frauenzimmer bloß Tripper, und nach drey Wochen zeigten sich venerischer Ausschlag und fressende Geschwüre an der rechten Mandel; in dem andern Falle war beym Manne kein Schanker, bloß Tripper, bey der Frau Schankergeschwüre, Geschwulst in der Leistendrüse, und Tripper; in den zwey Fällen erfolgte die Lustseuche ohne vorhandene Schankergeschwüre, nach einem vorhergegangenen Tripper.

Zweytes Kap. Widerlegung der Einwürfe gegen diese Meinung, und Erklärung des zwischen den Wirkungen des Trippers und Schankers statt findenden Unterschieds. Sie sind gegen Hunter gerichtet, und der Vf. zeigt, daß beym Tripper kein Geschwür in der Harnröhre erfolgen könne, weil die Entzündung in den kleinen Schlagadern der Membran der Harnröhre sitzt, und der veränderte Schleim in die dortigen Höhlen abgesetzt wird; daß beym Tripper keine allgemeine Ansteckung erfolgen könne, weil die Materie ab- und ausfließt, ohne Affektion der Substanz; daß auf den Schanker auch Tripper erfolge; daß

das

das Venusgift mit Schleim vermischt, sich mehr an die Harnröhre ansetzt, und Tripper macht, hingegen, mit Eiter verbunden, Schanker.

Drittes Kap. Bemerkungen über Bell's Gründe für dessen Meinung. Der Verf. widerlegt dessen Behauptung, daß Tripper- und Schankergift zwey verschiedene Materien sind, für schwach und ungültig, größtentheils durch Darlegung der eigenen Worte seines Gegners.

Viertes Kap. Praktische Erinnerungen über die Behandlung des Trippers. Der Verf. denkt sich eine dreyfache Behandlungsart, durch örtliche Mittel, durch innerliche, welche auf das Gefäßsystem wirken, oder durch Vereinigung aller beyden, und ziehet die letzte Methode, als die sicherste, vor. (Alles kommt, wie es scheint, auf die genaue Diagnose an, ob der Tripper venerisch war, oder nicht. Im ersten Falle thut ihm des Verf. Methode gut, wenn man zunächst Merkuralien gegen dieß örtliche Leiden, und aus Fürsorge nur etwas Weniges versüßten Quecksilbers, innerlich braucht. Im andern Falle bedarf es keiner Merkurialien.)

Zweyter Abschn. Erstes Kap. Wirkungen des venerischen Giftes, wenn es mit dem menschlichen Körper äußerlich in Berührung kommt. An den Haargefäßen der Harnröhre ändert es die Bewegungsart, und macht einen reichlichen Ausfluß, oder eine sogenannte venerische Entzündung mit Exulceration und Eiterung. Jener (der Tripper) hört meistens von selbst auf, dieser (der Schanker) fordert die Hülfe der Kunst. Das Venusgift ist durch seine Berührung die Ursache der Krankheit, der dadurch bewirkte Zustand der Theile, die Krankheit, die übrigen Erscheinungen sind die Folgen.

Zweytes Kapitel. Uebersicht der Hunterschen Theorie von der Fortdauer und Ausbreitung der venerischen Krankheit. Die Widerlegung beschränkt sich auf den Satz, daß diese Theorie nicht mit den Grundsätzen der Thätigkeit muskulöser Theile vereinbar sey, und die Krankheit nicht durch ihre specifische Beschaffenheit fortdauern könne.

Drittes Kap. Anwendung der Physiologie zum Beweise der Fortdauer und Ausbreitung der venerischen Krankheit. Das Gift äußert seine Wirkung auf die arteriösen Gefäße, macht Entzündung, die erzeugte Materie unterhält, vermehrt, vervielfältigt das Uebel, deren Entfernung hebt auch die Krankheit.

Viertes Kapitel. Uebersicht der Hunterschen Theorie über die Erzeugung des venerischen Giftes. Der Verf. läugnet, daß die in den Geschwüren erzeugte Materie durch eine besondere specifische Thätigkeit des afficirten Theils, die ansteckende, giftartige Beschaffenheit erhalte, und erklärt alles für Hypothese, weil sie mit den Gesetzen zwischen Ursache und Wirkung im Widerspruche stehet.

Fünftes Kap. Erzeugung des venerischen Giftes. Der Verf. verwirft die alte Theorie von der Gährung, und erklärt die Huntersche, als unhaltbar; dagegen behauptet er, daß der Grund der giftartigen Beschaffenheit in der Vermischung des Venusgiftes mit dem Produkt der Schlagadern liege; daß dieß Gift einen gewissen Urstoff enthalte, der nicht im Blute existirt; daß es eine dem menschlichen Körper fremdartige Substanz sey, und die Kraft besitze, Entzündung in den Gefäßen des berührten Theils zu machen; daß diese entzündliche Thätigkeit ein neues Mischverhältniß aus den innerhalb der Gefäße befindlichen Säften erzeuge; daß dieß neue Produkt, so lange es der Thätigkeit der producirenden Gefäße ausgesetzt ist, keine giftartige Eigenschaft habe, sondern erst nachher durch Vermischung mit dem Venusgifte assimilirt werde.

Sechstes Kapitel. Anwendung der Physiologie zur Erklärung mehrerer Erscheinungen. Diese sind: „Der Tripper höret oft ohne Gebrauch der Mittel von selbst „auf; ein Fieber oder eine andere Krankheit, wobey der „Körper allgemein afficirt wird, hat auch Einfluß auf den „Tripper, der nach Beendigung des Fiebers wieder kommt; „der Tripperausfluß wird oft durch die Entzündung der Hoden „ganz oder zum Theil unterdrückt, die Wirkungen des „Venusgiftes kann durch die Gegenwart einer andern „Krankheit Einhalt gethan, oder die Entstehung behindert „werden; das in den Geschwüren erzeugte Produkt, scheint „verschiedene Grade der Giftigkeit zu besitzen; das Queck„silber

„silber hat keinen so kräftigen Einfluß bey der Heilung des „Trippers; als im Schanker; Trippermaterie und Schankergift ist ansteckend, wenn schon die Entzündung aufgehört hat, und die Gefäße des leidenden Theils nicht mehr „der besondern Beschaffenheit der Ursache gemäß entgegen „wirkten; die Symptome kommen wieder, wenn die Tripper„mittel ausgesetzt werden,“ gegen Hunter, kurz dokumentirt.

Siebentes Kap. Praktische Erinnerungen. Außer den bekannten Regeln: „Reinlichkeit, örtliche Mittel, „öftere Abnahme des Verbandes, Entfernung des veneri„schen Giftes,“ wird gegen die Huntersche Behauptung, „der „Tripperkranke kann nicht von neuem einen Tripper bekom„men; Trippermaterie verzögert nicht die Heilung des Bu„bo, wenn sie auch denselben berührt,“ das Gegentheil vertheidigt, und versichert, daß die Heilung des Bubo dadurch wirklich verzögert werde; daß nicht alle Tripper von selbst vergehen, sondern wenn sie lange dauern, Schanker bilden; daß venerische Geschwüre gegen den Einfluß des erzeugten Giftes empfänglich sind und bleiben.

Dritter Abschn. Erstes Kap. Wirkungen des Venusgiftes, wenn es im Blute cirkulirt. Der Verf. läugnet, daß das Gift erst im Blute seine Wirkungen hervorbringe (gegen Hunter), und fragt daher:

Zweytes Kap. Ob die Wirkungen des Venusgiftes, wenn es im Blute cirkulirt, venerischer Art sey? Allerdings, weil es verschiedene Theile afficirt, den Hals, die Haut, u. dgl. Daher sind diese Wirkungen für venerisch zu achten.

Drittes Kap. Ob das Produkt der in der Lustseuche entstehenden Geschwüre eine giftartige Eigenschaft habe? Ja; es giebt Geschwüre, die von Bubonen entstanden waren, sich ganz wie venerisch verhalten, mit venerischem Ausschlag verbunden sind, und durch Quecksilber geheilt werden; die Materie dieser Geschwüre, welche durch das im Blute befindliche Venusgift erzeugt waren, können Bubonen und Schanker machen; das Venusgift im Blute kann durch Berührung der innern Flächen der Schlagadern, die venerische Krankheit erzeugen, durch Entzündung und

 Eiterung;

Witterung; das Venusgift verliert durch die Vermischung mit dem cirkulirenden Blute den ansteckenden Charakter nicht.

Viertes Kap. Ob das venerische Gift anhaltend im Blute cirkulirt, oder bald von dieser Flüssigkeit ausgeworfen wird? Ebenfalls gegen Hunter, der sogar behauptet hatte, der Fötus könne weder von Vater, noch Mutter angesteckt werden. Die venerische Krankheit äussert oft ihre Wirkung, ohne vorhergehende neue Ansteckung, und die Ansteckung des Fötus hat wirklich statt: dazu giebt der Verf. einige Belege aus seiner Erfahrung.

Fünftes Kap. Ob das venerische Gift sich im Blute vermehrt? Ja, weil das Gift die Fähigkeit besitzt, das Blut in venerisches umzuändern, und viele venerische Erscheinungen, successiv geschehen. Die ansteckende Materie wirkt zuerst auf das Blut, nachher auf die festen Theile, endlich auch auf die Sekretionen.

Sechstes Kap. Auf was für Art das Produkt der Geschwüre in der Lustseuche eine ansteckende Kraft erhält. Das Gift ist zusammengesetzt, aus den zerstörten festen Theilen des afficirten Organs mit den Säften, und dem angesteckten Produkt der venerischen Entzündung.

Siebentes Kap. Ob die Wirkungen des Venusgiftes ihre gewisse Gränzen haben? Gegen Hunter, „daß die venerische Entzündung auf einen gewissen specifischen Umfang eingeschränkt sey," wird das Gegentheil bewiesen: Sie verbreitet sich auch auf die benachbarten anliegenden Theile, laut trauriger Erfahrung.

Achtes Kap. Ob die Wirkungen, welche das venerische Gift bey seiner äußern Berührung mit Körper hervorbringt, durch den angesteckten Zustand des Blutes noch mehr verschlimmert werden? Wird gegen Hunter bejahet. Ein Mensch mit venerischem Blute, kann sich einen frischen Schanker zuziehen, und dieser wird sodann eine stärkere Virulenz haben, das Produkt eine mehr ansteckende Kraft erhalten; denn hier kommt noch die Ansteckung derjenigen Flüssigkeit hinzu, woraus das

Gift

Gift erzeugt wird, und in allen solchen komplicirten Fällen ist die Kur äusserst schwer.

Neuntes Kap. Ob die venerische Krankheit die Ursache anderer Krankheiten seyn könne? Der Verf. hält es für Täuschung, daß jene könne die unmittelbare Ursache der Skropheln und dergleichen Krankheiten seyn. Venusgift kann keine Skropheln erzeugen; venerische Uebel können nur dann in dieselben übergehen, wenn die Kranken schon eine solche Erbanlage haben; die venerische Krankheit ist selten eine wirkliche unmittelbare Ursache anderer Krankheiten.

Zehntes Kap. Praktische Erinnerungen. Abermal gegen die Huntersche Behandlungsart der venerischen Krankheit, mit Vertheidigung der vom Verf. angenommenen Meinung, daß man die örtlichen Wirkungen des Giftes zu heilen, und die versteckte, von neuem sich verstärkende Ursache zu entfernen suchen, d. h., mit dem Quecksilber, nach Hebung der örtlichen Krankheit, noch eine Zeitlang fortfahren, und dadurch Rückfälle verhüten müsse.

Der Beschluß macht eine summarische Uebersicht des Ganzen. Sie dient zur leichten Wiederholung und Beurtheilung der Hunterschen Meinung, im Gegensatz der Zweifel, die der Verf. dagegen aufgestellt hatte.

Diese Schrift ist, wie man sieht, der Hunterschen ganz entgegen gesetzt, und verdient ebenfalls geprüft zu werden. Wenn man sich erinnert, wie blindlings die meisten Aerzte in England und Deutschland Hunter's Hypothesen, als ausgemachte Wahrheit, annahmen: so wird man auch dem Verf. vielen Dank wissen, daß er den denkenden und forschenden Aerzten aufs neue Gelegenheit giebt, die Natur und Heilart einer Krankheit zu bestimmen, welche, im Begriff ihrer Folgen, so fürchterlich und zerstörend auf den Organismus wirkt.

Sw.

Gregor Ueberlacher, Doktor der Heilkunde und Physikus der Leopoldstadt, über die Grundlosigkeit

feit der ersten Schilderung der Röthel oder Kindsflecken von den Arabern. Wien, bey Schaumburg. 1803. 125 S. 8. 14 K.

Gewöhnlich nimmt man an, daß sich bey den Arabern die ersten sichern Spuren der Pocken und Masern finden, und der Streit zwischen Hahn und Werlhof, zwischen Gruner u. a., ob die griechischen Aerzte etwas von diesen beyden Ausschlägen wußten, ist schier zu Gunsten der Araber entschieden. Der Verf. sucht ihnen diese Ehre abzusprechen; glaubt, daß sich schon beym Galen deutliche Spuren finden, und daß die Röthel bey ihnen unter dem Namen Morbillos oder Blaccia nicht beschrieben worden sey. Um dieß zu beweisen, hat er im ersten Abschnitt, von der mangelnden Schilderung der Röthel bey den Arabern, behauptet, die Worte: Variolae et morbilli, bedeuten nur die eine und nämliche Krankheit, die Pocken, die nur zufällig durch die englische Leibesbeschaffenheit eine verschiedene Gestalt, und eine bessere oder schlechtere Eigenschaft erhalten. Nach dem Verf. sollen die Morbilli der Araber eine Art Pocken seyn, und zwar deßwegen, weil die Ursache einerley sey (Gährung des Bluts) das Ausbruchsfieber und der Ausschlag sich auf einerley Art äußere, und die Heilart wenig verschieden sey, weil die Morbilli der Araber gar keine Aehnlichkeit mit unsern Rötheln haben, wohl aber mit unsern zusammenfließenden, kleinen, flachen, langsam und gar nicht zeitigen Pocken; weil einige Arabisten die Morbillos ebenfalls für eine Art Pocken halten; weil die damaligen Schriftsteller, wenn sie von den Pocken handeln, von den Morbillis nichts erwähnen; weil Bengesla die Pocken unter dem Namen: Morbilli, beschreibt, und die Aerzte des 16ten Jahrhunderts die Rötheln von den Morbillen unterscheiden, und daher der Schluß „— es ist eine ausgemachte Sache, daß die Morbillen „der Araber, nicht unsere Röthel, sondern nur schlechtere Pocken waren." (Wir zweifeln, ob diese Behauptung so ganz ausgemacht sey, als der Verf. glaubt. Denn die Historiker und Aerzte der Araber unterscheiden immer Variolae und Morbilli; die lateinischen Uebersetzungen sind zu unbestimmt, als daß man darauf eine historische Untersuchung begründen könnte; die angebliche Verwechselung und gleiche Heilart, giebt kein Recht, sie für einerley zu halten;

die

die Verschweigung der einen Krankheit, bey der Behandlung der andern beweist nichts; die Aerzte des 16ten Jahrhunderts können nicht als Autoritäten gelten, weil sie nicht gleichzeitige Zeugen sind; endlich kennt der Verf. die arabische Sprache nicht; sondern verläßt sich auf Fremde.) Die Hebung der Einwürfe (S. 88. fg.) mußte daher mager und oberflächlich ausfallen.

Im zweyten Absch. Von der wirklichen Schilderung der Röthel vor und nach den Arabern, soll den letztern die Ehre genommen werden, und wir lesen (S. 95.) die Worte: „Wenn man mit einer dunklen und „zweydeutigen Schilderung zufrieden ist, so trifft „man sie schon vor den Arabern: wenn man aber „eine deutliche und offenbare verlangt; so ist sie erst „nach ihnen zu finden.“ Nun so könnte dieser Abschnitt, und auch diese Schrift, ganz erspart werden. Die Sache gewinnt nichts, wenn er sagt: „beym Hippokrates findet „sich nichts Gewisses: beym Galenus schon mehr, eben so „beym Mich. Scotus, bey den Schriftstellern im 14. 15. „und 16ten Jahrhunderte, u. s.“ Denn auch die Galenische Stelle paßt nicht ganz, und selbst Triller, der doch die alten Aerzte inne hatte, getraute sich nicht, darüber zu entscheiden. Die spätern Zeugen haben wieder keinen Werth für oder gegen die Araber.

Selbst der Anhang (S. 123.) giebt keinen bessern Aufschluß. Der Verf. glaubt unter Gjadari die bessern, unter Hhasba die schlechtern Pocken verstehen zu müssen; und dennoch bezeichnen selbst die neuern arabischen Aerzte unter dem ersten Namen die guten und schlechten Pocken, unter dem letztern Namen die Röthel oder Kindsflecken. Sollten diese Nationalen nicht die Worte, und deren Nationalbedeutung besser verstehen, und mehr Glauben verdienen? Denn mit einem „ich glaube“ ist in historisch-antiquarischen Untersuchungen nichts gewonnen; und überhaupt ist der Verf. zu beklagen, daß er sich an eine Arbeit machte, der er nicht gewachsen war. Wir sind dadurch leider! nicht weiter gebracht, nicht zum hellern Lichte gelangt.

H.

Versuch

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzney- kunde, von Kurt Sprengel. Fünfter Theil. Halle, bey Gebauer. 1803. 678 Seiten 8. 2 Rg. 6 gr.

Mit diesem Bande schließt die neue Ausgabe, und zugleich das ganze Werk. Der Verf. bleibt sich bis ans Ende gleich, d. h., er sammlet und excerpirt mit deutschem Fleiße; ordnet die Materialien, und verbindet alles in ein schickliches Ganze, er rubricirt und stellt zusammen, was zusammen gehört, referirt treulich, billigt oder verwirft, nach seiner Ueberzeugung, und endigt jedes herrschende System oder jede wichtige Lehre mit einem allgemeinen Urtheil. Daß hier und da mancher Gelehrte die Gegenstände nach anderer Ansicht beurtheilt, vielleicht mehr fordert, als der Verfasser leisten konnte und wollte, das ist wohl zu erwarten; allein er that gewiß mehr, als sich bey dem unermeßlichen Umfange des großen Werks hoffen ließ. Er rückte die Geschichte der Medicin, die bisher nur Bruchstücke von einzelnen Perioden aufweisen konnte, bis auf unsere Zeiten fort, und nahm auch Rücksicht auf die herrschende Erregungstheorie. Ob er aber, wie er (Vorr. S. 4.) glaubt, „der medicinischen Theorie einen wesentlichen Dienst mit der historischen Begründung „des Erregungssystems geleistet habe," das wird der hohe Wille der Anhänger und Tadler bestimmen.

Wir begnügen uns, den kurzen Inhalt des vorliegenden Bandes anzuzeigen.

Funfzehnter Abschnitt. Geschichte der dynamischen Schulen der lezten Jahrhunderte. Der Verf. rechnet dahin: Stahl's und Hoffmann's System, und Haller's Reizbarkeit, und schickt nicht allein die frühern Spuren voraus; sondern verfolgt auch jede Lehrmeinung nach den mancherley Modifikationen. Wenn er nicht alle und jede Anhänger anführt: so liegt dieß in der Natur der Sache. Man kann nicht alles haben und einsehen, und gewöhnlich bleiben die meisten, als blinde Nachbeter, den Worten des Meisters getreu. Mit Vergnügen siehet man auch in den kurzen Auszügen, daß er die meisten Schriften selbst einsah, und die Schriftsteller, z. B. Nicolai, Nietzky, Eberhard,

hard, u. a. nach Verdienst achten." Auch der Materialismus (S. 242. fg.) hat hier seinen Platz gefunden.

Sechszehnter Abschnitt. Geschichte der empirischen Schule der neuern Zeiten. Diese begreift die spätern Hippokratiker, z. B. den Sanctorius, der zuerst die Thermometer zur Erforschung der Fieberhitze anwandte, K. Hofmann, Freind, de Gorter, G. G. Richter, Triller, Hebenstreit, Barker, Kloekhof, Pezold, Grüner, Grimm, und den Verf. selbst nebst einigen Franzosen; außerdem finden sich hier die Umstände, wodurch die empirische Schule begünstigt wurde, z. B.: der Untergang der scholastischen Philosophie, Baco's Reformation, und seiner Nachfolger Fortsetzung, der Streit über China und Opium, und zugleich eine historisch-kritische Aufstellung der Arzneymittel, die nach und nach in Ruf kamen, und die Beobachtungen verschiedener hitziger und langwieriger Krankheiten, die in dieser Periode bemerkt und beschrieben wurden, z. B. die brandigte und polypöse Bräune, die Kriebelkrankheit, den Kretinismus, Aussatz, Antlitzschmerz, u. dgl., ingleichen die climatischen Krankheiten, die neue Pulslehre, die Pocken- und Masernimpfung. Von allen diesen Gegenständen sind die vornehmsten Nachrichten aus den dahin gehörigen Schriften oder Journalen mitgetheilt. Gerade in diesem Zeitraume erleichtert die allgemein gewordene Journalistik dem Geschichtschreiber die Arbeit; aber eben dadurch siehet auch das Ganze etwas fragmentarisch aus.

Die medicinische Thaumaturgie und Schwärmerey macht den Beschluß. Auch dieser Rubrik sieht man es an, daß der Verf. nicht recht wußte, wohin er dieß historische Fragment bringen sollte; denn unter die empirische Schule kann dieser Auswuchs nicht recht wohl gerechnet werden. Der Streit über dämonische Krankheiten, über die Kuren am Grabe des heiligen Paris, über Gaßners Teufeleyen, und über den thierischen Magnetismus, betraf eigentlich Modethorheiten hinter der Maske der Medicin, die eine Zeitlang figuriren und blenden, aber nicht erleuchten konnten. Die Nachrichten lassen sich lesen, nur sind sie zu kurz. Der Kenner und Mann von Grundsätzen möchte fragen: warum ist der Galvanismus nicht ebenfalls hieher gebracht worden? Der Galvanismus macht jetzt, so wie ehemals der Magnetismus, viel Lärm in der

Medicin.

Medicin. Wer weiß aber, ob nicht in Kurzem die mancherley mühsamen Apparate von den Aerzten in die Rüstkammern der Vergessenheit werden gesetzt werden.

Ak.

Anleitung für gerichtliche Wundärzte, legale Geschäffte zweckmäßig zu verrichten, von D. P. J. M. Zimmermann, Königl. Kurfürstl. Braunschw. Lüneburgischem Landphysikus zu Dannenberg. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. 1803. 16 B. 8. 16 gr.

Wir haben zwar verschiedene sehr zweckmäßige Lehrbücher der gerichtlichen Arzneygelahrheit; sie sind aber für den Wundarzt zu gelehrt und oft zu weitschweifig, daß der Wundarzt, welcher oft allein eine gerichtliche Handlung unternehmen soll, sich derselben nicht bedienen kann; wir finden es daher gar nicht für überflüssig, daß der Herr Verf. vorliegendes Handbuch den Wundärzten übergeben hat. Wir haben während dem Durchlesen keine unrichtigen Grundsätze bemerkt, es ist das Bekannte deutlich vorgetragen, und da dieses Buch keines Auszugs fähig ist: so wollen wir, zur bessern Uebersicht, den Plan, nach welchem der Hr. Verf. arbeitete, kurz darlegen. Das erste Kapitel enthält in der Einleitung den Begriff der gerichtlichen Arzneygelahrheit, die Obliegenheiten des Stadt- und Landwundarztes, was man unter Bericht und legaler Besichtigung versteht. Das zweyte Kapitel (S. 4 – 10.) beschäfftigt sich mit den Geschäfften eines Landchirurgen überhaupt. Das dritte Kapitel handelt von den nöthigen Kenntnissen und Eigenschaften eines Landchirurgen. (S. 11 — 16.) Das vierte Kap., von der legalen Besichtigung und Sektion. (S. 16 — 22.) Das fünfte, von Abfassung der Berichte. (S. 23 — 29.) Das sechste giebt den Begriff der Tödtlichkeit einer Verletzung. (S. 29 — 38.) Das siebente leistet eine allgemeine Vertheilung der Verletzungen und Wunden. (S. 39 – 42.) Das achte handelt von den Verletzungen des Kopfs. (S. 42 – 58.) Das neunte von den Verletzungen des Halses. (S. 59 – 63.) Das zehnte von den Brustwunden. (S. 63 — 72.) Das

eilfte

eilfte, von den Wunden des Unterleibes. (S. 72 — 85.) Das zwölfte, von den Wunden der äußern Gliedmaßen, (S. 86 — 88.) (wohin er auch die äußere Oberfläche des Körpers rechnet.) Das dreyzehnte Kapitel handelt van Vergiftungen. (S. 88 — 102.) Das vierzehnte, vom Ersticken. (S. 102 — 108). Das funfzehnte, vom Kindermorde. (S. 109 — 133.) Das sechszehnte, von der Entdeckung der Todesart eines Leichnams. (S. 134 — 139.), (wo die Lehre vom Selbstmord mit eingeschaltet ist). Das siebenzehnte, von den Zeichen der Jungfrauschaft, Schwangerschaft und überstandner Geburt. (S. 139 — 144.) Das achtzehnte, von erdichteten und verhehlten Krankheiten. Angehängt sind Beyspiele von Fundscheinen theils selbst entworfene, theils aus Büttners Schriften entlehnte, eine Königl. Kurfürstl. Hannöversche Verordnung, d. 22ten May 1800, betreffend die Instruktion für Kriminal-Obrigkeiten, Aerzte, Wundärzte, auch Hebammen, wie bey gerichtlichen Besichtigungen verwundeter oder anderer Körper, auch bey Leichenöffnungen zu verfahren. (S. 147 — 149.) Endlich macht ein Verzeichniß der bey diesem Werke benutzten Schriften mit Anmerkungen den Beschluß. Vermißt haben wir die Lehre von den Gründen, welche von der Annahme der Vormundschaften, und anderer öffentlichen Aemter frey sprechen, die Gründe, welche von der Tortur befreyen, und die Bestimmung der Rechte der Zwillingsgeburten.

Lg.

Geist und Kritik der medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands für Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von Kausch. Fünften Jahrganges zweyter Band, Sechsten Jahrganges erster Band.

Auch unter dem Titel:

Geist und Kritik der medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands, fürs neunzehnte Jahrhundert. Vierter und fünfter Band. Leipzig,

bey Jacobäer., 1803. 280 Seiten 8. Jeder Band 1 Rk.

Die Fortsetzung eines bekannten Werks in der bekannten Manier, mit untergelegten Anmerkungen und Berichtigungen. (Siehe N. Allg. D. Bibl. LXXIII. Bd. S. 1.)

Sw.

Vermischte Beyträge zur Beförderung der Kenntniß und Behandlung der Knochenkrankheiten. Erstes Stück. Ueber verschiedene Gegenstände aus der Lehre von der pathologischen Knochenbildung, nach van Heekeren. Zweytes Stück. Vom Hinken, nach Daniel Diel. Breßlau, bey Korn d. Aelt. 1803. XII. VIII. u. 218 S. kl. 8. 18 Ke.

Der Uebersetzer verdient Dank, daß er diese trefflichen Schriften in einem guten deutschen Gewande gemeinnütziger machte, da sie mühsam und nicht ohne Kosten zu erlangen sind, und der größere Theil der Chirurgen unbekannt mit der lateinischen Sprache ist.

Die Titel der Urschriften sind: *Jo. van Heekeren* M. D. de osteogenesi praeternaturali cum Tab. aen. Lugd. Bat. ap. Jac. Meerbrugh. 1797. 125 pag. 4. Das Kupfer ist, als vertheuernd und unnöthig, weggelassen worden; dagegen hat der Uebersetzer den Inhalt vorgesetzt, und dem Text §§ hinzugefügt. *Dan. Dylii* M. D. de claudicatione Dissertatio. ib. ap. eumd. 1798. 136 pag. 4. Der Uebersetzer hat einige rhetorische Stellen abgekürzt, und auch hier den Inhalt vorgesetzt. Aehnliche Lieferungen werden unstreitig willkommen seyn.

P. J. Barthez, Arzt des französischen Gouvernements, Prof. honorarius der Medicin zu Montpellier, ehemaligen Kanzlers der medicinischen Universität daselbst, Mitglied des französischen National-

Nationalinstituts, der ehemaligen Akademie der Wissenschaften zu Paris, der ehemaligen Akademie der schönen Wissenschaften daselbst, Ehrenmitglied der medicinischen Societät daselbst; Mitglied der Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Stockholm, Lausanne, Göttingen, u. s. w., Abhandlung über die Gichtkrankheiten. Aus dem Französischen frey übersetzt, mit Anmerk. und einem Anhange versehen v. Dr. *C. H. E. Bischoff*, praktischem Arzte zu Berlin. *Erster Theil.* VI. LXXX und 296 S., *Zweyter Theil.* VIII und 408 S. gr. 8. Berlin, bey Rottmann. 1803. 4 Rthl. 16 gr.

Der Titel der Urschrift ist: Traité des Maladies Goutteuses par P. J. Barthez, Tom. I et II. à Paris, chez Deterville, An. X. (1802.) Die Sprachfehler auf dem Titel: Arzt statt Arztes, Mitglied statt Mitgliedes, u. s. f., hätten leichter vermieden werden können, wenn der Uebersetzer die Worte, wie in der Urschrift, gestellt hätte: „Abhandlung über die Gichtkrankheiten von P. J. Barthez, Arzte, Prof. honorar., ehemaligem Kanzler, u. s. w.“ Der Verf. vormals Lehrer zu Montpellier, ist, wie die meisten Franzosen, großentheils Humoralpatholog, und, nach des Uebers. Bemerk., oft grob materiell. Er hat in drey Büchern die Gicht der Gelenke, den Rheumatismus, und die Gicht der Eingeweide, als Folgen der Gicht der Gelenke, gelehrt und gründlich abgehandelt. Man findet hier überhaupt viele Belesenheit, und auch Bekanntschaft mit ursprünglich deutschen Schriften; citirt werden z. B. Zacharias Vogel, Pietsch, Kämpf, Trampel, Thilenius, Vogel der Jüngere, u. s. w., auch die Allg. D. Bibl. In eine Beurtheilung dieser Monographie kann sich der Rec., nach der Einrichtung der Allg. D. Bibl., nicht einlassen. Der Uebersetzer hat, seiner Versicherung nach, das Werk, ohne Veränderungen und Berichtigungen, treu wiedergegeben, nur den Styl hie und da mehr zusammengedrängt, indeß am Ende jedes Buchs Anmerkungen hinzugefügt, welche Einiges, vornehmlich nach den Grundsätzen der Erregungs-

 theorie,

theorie, berichtigen. Für den Leser wäre es bequemer gewesen, sie unter den Text zu setzen, und besonders zu bezeichnen. In der 13ten Anmerk. S. 230, Th. I., theilt er zwey, noch nicht öffentlich bekannte, aber in den besten preussischen Apotheken bereits officinelle Formeln wirksamer Akonittinkturen der Hrn. Klaproth und Hermbstädt mit. Im zweyten Theile folgt von S. 401—408, im Anhang: „Kurze „Bemerkungen des Uebersetzers über die Anwendung des „Galvanismus bey Gicht und Rheumatismen." Barthez erwähnte dieser neuen Kurart nicht. Hr. Bischoff war einer der ersten in Deutschland, der hierin mit der Voltasäule Versuche machte, und darüber schrieb:

„Comment. de usu Galvanismi in arte med. speciatim „vero in morbis nervorum paralyticis. c. Tabb. aen. „II. Ien. 1801." und in Hufelands Journal der prakt. Heilkunde. XIII. 2.

Er hält die Anwendung des Galvanismus, als eines auf das Nerven- und Gefäßsystem kräftig wirkenden Mittels, nützlich, wo die Empfindung und Bewegung, vorzüglich durch indirekte Schwäche, gemindert oder aufgehoben sind, nicht aber, wo jenes durch eine Desorganisation bewirkt war. Er hält ihn demnach auch in gichtischen und rheumatischen Uebeln, unter obigen Bedingungen, für anwendbar, und hat, so wie Augustin, Grapengießer, Martens, Weber, u. s. w., glückliche Versuche damit angestellt. Er zieht jedoch mehrentheils die sanftere, obwohl schwächere, Wirkung mit Durchströmungen in geschlossener Kette, den Schlägen durch wiederholtes Schließen der Kette, vor. Die Anwendung mit Schlägen wird in drey Grade abgetheilt. Der negative (Zink-) Pol wirkt überhaupt stärker, und mehr auf die musculos flexores, der positive (Kupferpol) mehr auf die extensores. Nach dieser Beobachtung richte man sich bey der Anwendung. Der dritte, stärkste, Grad erfordert zwey Batterien. Man beginne mit einer schwachen Batterie, und steige allmählig. Das Voltaisiren ist nur dann anzuwenden, wenn Gicht und Rheumatismus bestimmt chronisch sind.

Hh.

Georg

Georg Adelmann, ausübender Arzt in Würzburg, über die Krankheiten der Künstler und Handwerker, nach den Tabellen des Institues für Kranke in Würzburg, von den Jahren 1786 bis 1802; nebst einigen allgemeinen Bemerkungen. Würzburg, bey den Gebrüdern Stahel. 1803. 214 S. 8. ohne die achte Jahresrechnung. 16 gr.

Das Werkchen kann allenfalls, als ein gutgemeinter Beytrag zu Ramazzini's und Ackermann's Werken, über die Krankheiten der Handwerker und Künstler, gelten. Voran gehen vorläufige Nachrichten über das Krankeninstitut der Handwerker in Würzburg; dann folgen einige Bemerkungen über den Einfluß des Handwerks auf den Menschen, über Ursachen und Heilung der Krankheiten der Handwerker, mit besonderer Rücksicht auf das Institut. (Alles sehr oberflächlich behandelt, mehr hingeworfen, als erörtert, höchstens etwas deklamirt, das Kaussalverhältniß nicht immer gehörig aufgefaßt, die Behandlung zu allgemein gestellt.) Interessanter, obgleich nicht ganz ohne Tadel, sind die Tabellen, über die Krankheitsformen, Zahl der Meister und Kranken, jährlicher Gesellenstand, Zahl einzelner Krankheiten bey einzelnen Handwerkern, und der Gestorbenen (73 von 2741); endlich die Erklärung und Analyse der Tabellen. (Die Arbeit ist wieder zu leicht gerathen, sollte wenigstens gründlicher seyn, wenn den Verf. nicht das gleiche Urtheil treffen soll, was er, etwas zu hart, über den verstorbenen Ackermann fällt.) Zum Beschluß stehet die Jahresrechnung, vermöge welcher der Unterhalt der Kranken 240, die Einnahme 2295 Fl. 46 Kr. rhn., die Ausgabe 2062 Fl., der Receß 233 Fl. 2 Kr. war.

Uebrigens glauben wir nicht, wie der Verf., daß die Behandlung dieser Krankheiten unter seinen Händen viel gewinnen werde, wenn sie auch nach der Erregungstheorie geformt werden sollte: das Modekleid würde nur das magre Gerippe bedecken.

Sw.

Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung systematisch beschrieben von Robert Willan, M. D. Mitglied des Königl. Kollegiums der Aerzte in London, Arzt der Finsbury-Krankenanstalt, und der öffentlichen Krankenanstalt in Karey-Street. Zweyter Band. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von F. G. Friese, der Arzney Doktor und ausübendem Arzt in Breßlau. Mit 12 (ausgemalten) Kupfertafeln. Breßlau, bey Korn dem Aeltern. 1803. In fortlaufender Zahl von S. 83 bis 158. 4. 5 Rg.

Der erste Theil ist zu seiner Zeit in der Allg. D. Bibl. mit dem verdienten Beyfall angezeigt worden, und der zweyte verdient gleiches Lob. Man bemerkt gleichen Fleiß und gleiche Belesenheit in der Behandlung der zweyten Ordnung der schuppichten Hautkrankheiten. Die meisten Kupfer sind nach den verschiedenen Stadien, von der Entstehung bis zur Abnahme gerechnet, da sich das Aeußere bey allen Ausschlägen gewöhnlich nach der Zeitordnung zu ändern pflegt, das Kolorit ist meistens der Natur gemäß gerathen, und daher vom Verf., Uebersetzer und Verleger alles geschehen, was zur Empfehlung und Verpflanzung dieses instruktiven uns brauchbaren Werks auf deutschen Boden dienen konnte.

Anlangend die Ordnung der schuppichten Hautkrankheiten, welche von der kranken Beschaffenheit des Oberhäutchens, öfters auch der verhärteten Hautknötchen, und in der größern Erhabenheit der Haut bestehen: so hat der Verfasser auch hier sich bestmöglichst durch Dunkelheiten, Schwierigkeiten und Widersprüche durch zu arbeiten, und seine Führer, die alten griechischen Aerzte, zu benutzen gesucht. Diese sahen diese häßliche Uebel, als endemisch, und konnten daher ein treues Naturgemälde liefern, so lange sie die Erscheinungen am äußern Habitus kopirten: selbst die Anwendung der Lehrsätze der jetzt so sehr verschrienen Humoralpathologie öffnete ihnen, wie Hensler sagt, die Augen, um Manches zu sehen und zu beobachten, was wir nach den

Formen

Formen der neuern Systeme nicht finden, vielleicht gar verwerfen würden, weil sie unter dem anstößigen Worte: Erscheinungen, begriffen sind, und die Fehler der Säfte außer dem Organismus liegen sollen. Der Verf. rechnet hieher Lepra, Psoriasis, Pityriasis, Ichthyosis, und beschreibt umständlich jede nach den ihm vorgekommenen Arten. Von der *Lepra* hat er Lepra vulgaris, L. alphos und L. nigricans beschrieben. Die erste Art zeigt sich, als trockne Schuppe, vorzüglich am Ellenbogen oder Vorderarme, oder am Knie, die Flecken erscheinen da, wo der Knochen fast unter der Oberfläche liegt, das Uebel befällt beyde Seiten zugleich, es kommen immer neue Flecken, die Borke des Schädels verbreitet sich nach weiter, die Perspiration leidet nicht. (In der Beschreibung vermissen wir ungern die Benutzung der eigentlichen Quellen, außer den Griechen, sollen hier die Araber und Arabisten mehr im Auszuge, nicht bloß dem Namen nach, stehen; weniger die wortreichen spätern Kommentatoren, eher Schopff und die Prob des Vssatzes, als Muster, wie sich der Aussatz im 16ten Jahrhunderte zeigte, endlich Schilling und vorzüglich Hensler vom abendländischen Aussatze. Was der Verf. nicht kannte, wird hoffentlich der deutsche Uebers. mit deutschem Fleiße bey Gelegenheit zusetzen; zuverlässig hätte dann das antiquarisch-medicinische Werk an Gründlichkeit und Vollständigkeit viel gewonnen: das Hauptgenus aller Hautübel scheint immer die Psora der Griechen zu seyn.) Als einzige sichre Ursache des Aussatzes, läßt der Verf. die Erkältung und Bloßstellung der feuchten Luft gelten, (daher scheinen auch die Fischer in Frankreich, nach den Mém. de la Soc. de Med. de Paris, diese Krankheit so oft zu erleiden,) ingleichen die Unreinigkeiten an der Haut. (Wir fanden einigemal bey schmutzigen und in der Sonne verbrannten Bettlern die häßlichste, dem Aussatz sehr ähnliche Krätze.)

Die zweyte Art, Lepra alphos, kommt häufig in England vor, und befällt junge Leute am meisten; aber der Verfasser bestimmt nicht, ob und wie weit diese mit der griechischen überein kommt. Die dritte Art, Lepra nigricans, ist bloß durch die Farbe von der gemeinen Lepra unterschieden, die Flecken erscheinen an den Beinen und Vorderarmen, und laufen nach oben zu den übrigen Theilen; das Uebel befällt solche Personen, die schwere Arbeit in feuchter Luft ver-

richten, und schlechte Speisen genießen. (Ob sie mit der gleichen Lepra melas, Morphaea nigra und Albaras nigra der Araber überein komme, oder nicht, darüber hätte der Verf. bey Hensler die befriedigendste Belehrung gefunden. Auch hielten sich die alten Aerzte und ihre Nachfolger in der Kur vorzüglich an die äußerlichen Mittel, wie beym Mercurialis De decoratione zu sehen ist.)

Eben so verfährt der Verf. mit der Psoriasis, trockne schuppichte Flechten. Er trennt die eiternde von dieser, weil sie nie ansteckend ist, und beschreibt hier die beobachteten Species oder Varietäten, Psor. guttata, diffusa, gyrata, palmaria, labialis, infantilis, inveterata. (Sollten sie wohl wesentlich verschieden seyn?) Sie hängen mit der Jahreszeit und Temperatur der Luft zusammen, erfolgen gewöhnlich im Frühjahre, die schuppichte Krätze ist in England gemein, (hierbey hat der Verf. des Willis Methode und Mittel geprüft und verworfen,) sie weicht am ersten, wenn man Abends eine starke Gabe Ruhrwurz, die folgenden Morgen 2 bis 3 Gran Kalomel, in der Folge fixes Alkali, mit leichter Diät ohne Säuren, und mit Hautwaschen, nimmt, im höhern Grade nützen die Spießglasmittel mit warmen Bädern und Reibungen. Als Seltenheit ist hier von der Psoriasis inveterata die Ulceration am Schienbeine bemerkt. (Sollte diese wirklich selten seyn?)

Die dritte Art, Pityriasis, Hautkleye, Kleyengrind, die der Verf. von der Porrigo der Lateiner unterschieden haben will, weil jene trocken und schuppicht, diese am Ende eiternd ist. Er läßt, wie die Griechen, bloß die Pityriasis capitis und Pit. versicolor gelten. Diese ist wesentlich keine Krankheit der Oberhaut, oder langdauernd, des Sennerts Maculae hepaticae scheinen hieher zu gehören; aber nicht die dunkelfarbigen Flecken auf der Haut schwangerer Weiber, noch weniger die Ephelides der alten Aerzte. Bloß warmes Seebad oder Baden in offener See, thut etwas zur Kur.

Die vierte Art, Ichthyosis, (nicht Icthiosis, wie es ausgedrückt ist, da es offenbar von ἰχθυς, piscis, oder ἰχθύη, pellis arida marina squatinae herkommt,) Fischschuppenausschlag, unterscheidet sich durch die beschuppte Haut. Sie ist nach dem Verf. nicht erblich, (der Uebers. hat

hat eine gute und richtige Beschreibung der Stachelschweinmenschen beygefügt,) es giebt zwey Formen, Ichthyosis simplex und Ichthyos. cornea, die mit einer Beobachtung aus den Philos. Transakt. dokumentirt wird. (Sollte diese nicht der höchste Grad der erstern seyn?)

Auf den kolorirten Kupfern ist abgebildet: Lepra vulgaris, alphos, nigricans, venerea, Psoriasis guttata, diffusa, in seperate patches, Psoriasis diffusa, peculiar to Washer-Women, Ps. diffusa peculiar to Bakers, Ps. gyrata, palmaria, guttata siphylitica, Ps. diffusa siphylitica, Siphylitic form of the psoriasis gyrata, Psoriasis infantilis, Pityriasis, Ichthyosis simplex und Ichthyosis cruris. Die Form ist, wie es scheint, sehr expressiv, und daher zur Distinktion des einen Ausschlags von dem andern gar wohl geeignet, das Weitere muß die Beaugenscheinigung am Krankenbette lehren.

H.

Ueber die Heilkraft des Opiums. (Mohnsaftes.) Im Auszuge nach dem Lateinischen des Tralles, mit Anmerkungen von D. H. Walther. Erster Theil. Mit einer Einleitung über die Wirkungsart äußerer Einflüsse auf thierische Organisme. Leipzig, bey Rein. 1803. gr. 8. 18 gr.

Es ist dem Rec. eine unerwartete Erscheinung gewesen, eine Abhandlung über die Heilkraft des Mohnsaftes, nach Tralles bearbeitet, zu finden. Was Tralles vor 50 Jahren über diesen Arzneykörper schrieb, war für jenes Zeitalter ein höchst genügendes, ja ein klassisches Werk. Reich an eigenen und fremden Versuchen, geschmückt mit einer ausgebreiteten Belesenheit, verfaßt in zierlichem Latein, verdient jene Schrift noch jetzt zwar allen jungen Aerzten zur Lektüre empfohlen zu werden. Wenn aber ein Lehrer seinen Schülern eine Schrift empfiehlt: so folgt daraus noch nicht, daß diese Schüler dieselbe auch grade vor die Augen des großen Publikums bringen müssen. Die ganze Ansicht der Dinge hat sich seit jener Zeit so sehr verändert, daß außer den empirischen Versuchen und Beobachtungen, der größte Theil

der Abhandlung (in einer Uebersetzung fällt auch der Werth des Styles hinweg,) nur für den Historiker einen großen, für den theoretischen Heilkünstler das nur einen beschränkten Werth hat. In der That haben wir seit jener Zeit so viele neue Untersuchungen einheimischer und fremder Aerzte und Chemisten erhalten, daß es sich eher die Mühe verlohnt hätte, diese zu sichten und zu sammeln, als das Andenken veralteter einzig und allein zu erneuern. Zwar hat das der Verf. auch wirklich bezweckt; er will jenes Werk zu Grunde legen, die hauptsächlichsten Meinungen jenes Arztes mit denen seiner Nachfolger vergleichen, und das Ganze durch die Unterlage allgemeiner physiologischer (?) Grundsätze in einen wissenschaftlichen Zusammenhang bringen. Warum setzt aber der Verf. Tralles Namen an die Spitze? Warum schrieb er nicht eine eigene Opiologie, wie vor Tralles geschehen ist? Genug gerechtet mit Hrn. W. über Titel und Plan seines Buches! Wir gehen zu demselben selbst über, und betrachten erstlich die Abhandlung über das Opium. Bey dem ersten Kapitel tadeln wir die fragmentarische und wirklich ganz unvollkommene Literatur. Es wird immer gebräuchlicher, daß man sich bey literarischen Citationen nicht an Vollständigkeit, Zeit und Ordnung bindet. Der Nachtheil dieser Non-chalance wird aber in Kurzem einleuchtend werden. Wer sich die Zeit und Mühe nimmt, ein Buch zu schreiben, sollte sich doch auch die Zeit und Mühe nehmen, in Ordnung nachzulesen, was man vor ihm über denselben Gegenstand gedacht und gesagt hat. Im zweyten Kapitel werden die Versuche kurz angeführt, welche Tralles von S. 56 bis 148 seiner Schrift, weitläuftig mittheilt. Drittes Kap., enthält die physisch-chemische Analyse des Mohnsaftes. Wir vermissen dabey die Untersuchungen einiger neuen französischen Scheidekünstler. Im vierten Kap. ist von der nächsten Wirkungsart des Opiums auf den Körper nach seinen vorwaltenden Grundstoffen die Rede. Es wirke desoxydirend, d. h. versetze durch die Verwandtschaft seines wirksamen Princips mit den entgegengesetzten die mit ihm in Verbindung oder Berührung gesetzten minder positiven Körper, den Organismus, nach den Gesetzen der Indifferenzirung in Konflikt gerathener Differenzen, in einen mehr positiven, in einen Zustand der größeren Annäherung zu dem Extreme der positiven, desoxydirten Produktenreihe, (das alles ist eben so hypothetisch, als alle andere von dem Verf. recensirten

Meinun-

Meinungen; es unterscheidet sich nur durch die moderne Sprache von den ältern Hypothesen.) Fünftes Kap., Aetiologie der Erscheinungen, welche auf Opium folgen. Dieß Kap. hat eine große Umänderung erfahren. Der Verf. legt den Erscheinungen die naturphilosophische Erklärung unter. Er hebt von der Erklärung, folglich ein wenig weit her, an. Leben ist Streben einer Triplicität zur Simplicität. (Bisher hatten wir es immer mit Duplicität zu thun; es geht damit, wie mit dem Schneeballen, er wächst, je weiter er gerollt wird!) Die Faktoren dieser Triplicität sind eine dekomponible Indifferenz, die Flüssigkeiten der Säftemasse und zwey Differenzen, Nerven als Respondenten des positiven oxydirbaren, und Muskeln als Respondenten des negativen, desoxydirbaren Poles. Die Säftenmasse erfahre die erste Veränderung durch Außendinge, auch durch Opium. (Die Skizze dieser Meinung war oben schon da, und gefällt uns weder hier, noch dort.) Sechstes Kap. Vom Einflusse der verschiedenen Körperkonstitution, auf die Wirkungsart des Opiums. (Deutlicher ist die Aufschrift bey Tralles: Corporis humani diversus ad Opium habitus. Dieß Kap. hätte aber ganz wegbleiben können.) Siebentes Kap. Unnütze und eingebildete (Nutzlosigkeit der) Verbesserungen des Mohnsaftes. (Nach neuern französischen Versuchen, welche, wie wir denken, auch Hr. Hufeland aufgenommen hat, wird die Kraft des Opiums durch Säuren nicht vermindert.) Achtes Kap. Gaben des Mohnsaftes. — In der Einleitung untersucht der Verf. die Art und Weise, wie äußere Einflüsse Veränderungen im Körper hervorbringen. Nahrungsmittel, Krankheitseinflüsse, Arzneyen und Gifte gehören in eine Klasse, sind an sich identisch, und bekommen nur ihre verschiedene Form durch die relativen Verhältnisse des sie annehmenden Organismus. Nahrungsmittel sichern durch die Unterhaltung der jedem Organismus eigenen Grundmischung die individuelle Form desselben. Krankheitsursachen (Reize) haben Negation der Normalität des Organismus, positive Abnormität zum Charakter. Gift ist jeder Einfluß, der durch die Aufhebung der organischen Normalmischung den hinreichenden Grund des Todes enthält. (Diese Definition scheint dem Rec. nichts weniger, als fehlerfrey zu seyn, da die medicinische Welt noch nicht einig ist, ob die Mischung das erste oder das zweyte im menschlichen Körper, die Definition folglich auf eine einseitig angenommene Theo-

Theorie gegründet ist, und wir je die Normalmischung fast so gut als gar nicht kennen. Ueberhaupt sieht Rec. noch gar nicht den Nutzen ein, welchen die neuchemische oder naturphilosophische Theorie für die Arzneywissenschaft habe. Es ist ein leeres Wortgeklingel, noch dazu von unangenehmer Harmonie und Stimmung, und wird zuverlässig bald verhallen, insonderheit nachdem Hr. Fries die herkulische Arbeit übernommen hat, der ganzen Naturphilosophie bis auf ihre letzten Quellen nachzugehen und zu zeigen, daß sie nicht richtig gefaßt sind. Es ist nur zu bedauern, daß durch dieselbe so mancher gute Kopf, worunter wir auch den Verf. rechnen, eine schiefe Richtung erhalten hat, welche nur mit Schwierigkeit und Zeitaufwand wieder verwischt wird.)

Beyträge zu den Grundzügen der Heilkunde für die gegenwärtige Zeit. Nebst einer praktischen Abhandlung vom Kindbetterinnenfieber, von *Joh. Hnr. Brefeld*, Arzt (zu Telgte im Osnabrückschen.) Münster, bey Waldeck. 1803. 144 S. gr. 8. 16 gr.

Diese Schrift ist den Herren P. Frank, Hufeland, Reil, Röschlaub und Wedekind gewidmet. Dürfte man aus dieser Dedikation auf die Tendenz des Buches schließen: so hätten wir in demselben einem synkretistischen Versuche entgegen sehen dürfen, allen Parteyen gefällig zu seyn. Das ist aber nicht der Fall. Der Verf. erklärt ausdrücklich, daß nur die Erregungstheorie seinen Beyfall habe, nur habe er geglaubt, eine Lücke in derselben zu entdecken. Er glaubt nämlich in der ersten Abhandlung: „Ideen über Lebens„kraft, über die Säfte, ihr Seyn und Wirken im organi„schen Körper," durch ausschließliches Forschen nach einer subjektiven, dem Verstande genügenden Theorie des Organismus habe man die objektive, welche doch von der Physik unzertrennlich scheine, übersehen. (Aber Rec. denkt: man könne das heut zu Tage nicht mit Wahrheit sagen, da fast zu Vieles von der Physik und Chemie auf den lebenden menschlichen Körper übergetragen wird. Schwerlich werden wir jedoch damit aufs Reine kommen, oder Allen Eine Ueberzeugung beybringen, und wenn noch so viele und noch so gelehr-

gelehrten oder sophistische Deduktionen darüber geführt werden.) Alle Beziehungen oder Eigenschaften, welche wir dem Worte Erregbarkeit geben, sind willkührlich und zwecklos; nur durch tiefere Prüfung der Verrichtungen (? Wir wollen sehen, wie der Verf. diese Prüfung der Verrichtungen für ausführbar hält!) und der Qualität der organischen Masse, besonders der Säfte (Rec. erinnert den Verf. hierbey nur an die unfruchtbaren Untersuchungen der neuern, besonders französischen Scheidekünstler, und selbst an die Aussprüche des bescheidenen Fourcroy. Eben so wenig können wir zugeben, daß, wenn man die thierische Natur von diesem Standpunkte, d. h., dem Chemisch-physischen ansieht, dieses der höhere sey, als die bloße Betrachtung des lebenden. Rec. hält die Untersuchung des Lebens, der Kraft, des Dynamischen und Formellen bey Weitem für erhabener, edler, künstlicher, als jene des groben, materiellen Stoffes, wobey uns die feinern Elemente entgehen. Will der Verf. aber nur zeigen, (S. 10.) daß auf gesetzwidrige Aeußerungen der Lebensthätigkeit Abweichung der Säfte folge: so ist die Untersuchung überflüssig; denn das haben die strengsten Solidisten zugegeben. Sagt aber der Verf. (S. 14.), daß die festen Theile aus den flüssigen hervorgegangen seyen, sie bestehen durch dieselben, die ganze Existenz der festen Theile hänge ab und werde bestimmt von den Säften: so ist das alles nur einseitig, folglich halb wahr. Sie erregen und erhalten zwar das Leben, wie hier gesagt wird; aber nicht sie allein, sondern die übrigen Potenzen müssen mit in Anspruch genommen werden.) S. 16 heißt es: Es läßt sich nicht verkennen, Schärfe der Säfte kann so sehr zunehmen, daß die Reizkraft im organischen Zirkel sich nicht mehr äußert. So bewegt endlich in der höchsten Krise des Faulfiebers kein Reiz des Blutes das erschlaffte Herz mehr. (Ein so kurz hingeworfener Satz kann durchaus nichts beweisen. Noch dazu ist zwischen dem ersten und zweyten Satze gar keine Verbindung. Schärfe der Säfte kann nur entstehen bey Entmischung, bey Abweichung der Normalität derselben, diese muß desto stärker seyn, je höher der Grad der Krankheit, zumal des Typhus gestiegen ist; desto stärker muß aber auch die Reizkraft derselben seyn. Denn Schärfe muß durchaus als fremdartiger Reiz wirken; ja, man könnte aus der Hastigkeit der Symptomen beym Faulfieber einen Beweis gegen den Verf. führen.) Der Verf. glaubt nun ferner (S. 17), Ueberreizung

zung trete nicht ein, weil die Verminderung der Kohärenz zwischen den organischen Gebilden, welche, abgesehen von der schlechten Ernährung, durch die Deterioration der Säfte herbeygeführt werde, jede Zunahme des Incitamentes unmöglich mache. Aber die Kohärenz muß Anfangs eher vermehrt werden, wenn eine Schärfe in den Säften vorwaltet, und nur, wenn der Chemismus überwiegend ist, wird sie vermindert. Eben so wird auch die Ernährung Anfangs von scharfen Säften nicht nur nicht gehindert, sondern eher gefördert: sie wirken auch da als Reitze. So gewagt nun diese und andere Angaben sind: so ist es auch der Satz, S. 20, daß, die Krankheit in den Pocken möge sich als Sthenie oder als Asthenie zu erkennen geben, das Quecksilber bey derselben immer sehr heilsam wirke. Selten oder nie wird der Verf. bey wahrer, eigentlicher, direkter Schwäche Nutzen vom Quecksilber finden; dagegen bey Neigung zu indirekter Schwäche ist es an seiner Stelle. Noch gewagter ist es, wenn der Vf. zur Bestätigung seiner Erklärungsweise die Hoffmannschen Pockendrüsen annimmt. Es fällt damit das ganze Raisonnement; denn non entium nulla sunt praedicata. In der That hätten wir bey der gegenwärtigen Lage der Sachen eine solche Abhandlung nicht erwartet. Sie stößt gegen zu viele, von den neuern Dynamikern weitläufig erörterte Principien, von welchen der Verf. nur wenig Notiz nimmt.

„2) Momente zur Erklärung der Lebenszustände." Auch gegen diese Abhandlung werden neuere Zoonomen mancherley einwenden, z. E., wenn der Verf. (S. 34) sagt, nur durch die Beobachtung (Untersuchung?) des Baues gelangten wir zur Erkenntniß einer Lebensursach: so erkennen wir doch wohl nichts weiter, als daß in, mit und unter dem Bau, das Vehikel des Lebens begriffen seyn muß; aber weder das Leben selbst, noch die Ursache des Lebens werden wir daraus erkennen, oder je mit unsern Sinnen erreichen. Weit erhabener ist der Standpunkt, wo die Kräfte des Universums zu dieser Erkenntniß in Anspruch genommen werden. Auf diese kommt der Verf. (S. 41) selbst, ohne jedoch, wie es scheint, seiner Sache noch recht gewiß zu seyn. Denn bey alle dem, daß der Verf. daselbst sagt, er begreife nichts von einer animalischen Chemie, alle Gesetze der anorgischen Natur müssen, so ferne nicht besondere Umstände sie abändern, auch am lebenden Organismus erprobt werden: so liegt eben im Leben das Besondere der Umstände, welches die chemischen

Ver-

Verwandtschaften und Wahlanziehung im lebenden menschlichen Körper gar sehr modificirt. Eben so wird der Verf. gewiß nicht die Stimme der Mehrheit der Aerzte erlangen, wenn er (S. 45) behauptet, aus den Eigenschaften verdorbener Säfte, müsse die Schwäche aus Ueberreizung erklärt werden, wenn sie nicht ein sinnloses Wort seyn solle; oder (S. 46): die Säfte seyen der Grund der Organisation. „3) „Beleuchtung und Beurtheilung einiger Lehrsätze aus der „neuen Arzneylehre," nämlich daß jeder Reiz den ganzen lebenden Organismus errege, und daß Reiz die Erregbarkeit vermindere, und vice versa! Diese Untersuchung hat uns bey weitem weniger gefallen, als die vorigen. Es bezieht sich auch hier das Meiste darauf, daß der Verf. die Organisation oder die Säfte des Organismus in Rücksicht auf Qualität und Quantität für den Grund des Lebens hält. „4) Reflexionen „über die Ansichten der allgemeinen Wirkungsart des Mohn„saftes." Es gebe zwey Ansichten, nach der einen sehe man ihn als ein sedatives, nach der andern als ein erregendes Mittel an. C. L. Hoffmanns Erklärung erhebe die sedative Theorie zu einer befriedigenden Deutlichkeit. Die schwächende Eigenschaft als Hauptwirkung desselben auf den lebenden Organismus, und die dadurch producirte Verminderung der intensiven Erregung sey nicht zu verkennen. Der Grund der geschwächten Erregung durch Opium sey in dem verminderten Zusammenhange der organischen Faser zu finden. (Es kommt aber dabey alles darauf an, ob die Versuche, welche Hoffmann und seine Schüler mit dem Mohnsafte angestellt haben, richtig waren. Von den Humboldschen Beobachtungen haben mehrere den Glauben verloren.) „5) Beyträge zu „der Lehre von Entstehung und Bildung der Fieber." Der Verf. sagt S. 103: daß man die Untersuchungen über die Fieber vordem dadurch erschweret habe, daß man aus jedem Symptom ein eigenes Fieber gemacht habe. (Das ist doch weniger in den ältern Zeiten, als ganz neulichst von Hrn. Reil geschehen, welchen wir doch alle hochschätzen.) Die Aenderung des Pulses beym Fieber hänge ganz vom veränderten Kreislaufe ab. (Der harte und zusammengezogene, auch der ominöse zurückgehaltene Puls, P. retardatus, kann doch wohl nicht bloß vom Kreislauf abhängen.) Mithin beziehen sich die das Fieber charakterisirenden Symptomen auf die Wirkung des Herzens und der Gefäße. (Der Verf. begeht hier einen Sprung, und seine Demonstration setzt Etwas

voraus,

voraus, was erst erwiesen werden soll. Er sagt: Erfahrung habe uns gelehrt, daß die Bewegung des Herzens und der Gefäße bey Fieber vermehrt sey; aber wo kommen denn diejenigen hin, wo der Puls regelwidrig zu klein oder zu langsam ist, und welche aus Asthenie der Erregung ihren Ursprung nehmen? Und ist denn nicht beym Kreislaufe zu unterscheiden, Kraft des Herzens und der Gefäße, und Quantität und Qualität des Blutes. Die erste übersieht der Verfasser fast durchgehends.) Ein schiefer Satz ist auch S. 108: daß der menschliche Körper zu seiner Selbsterhaltung der Ausleerung bedürfe, und es eben daher geschehe, daß derselbe nicht, wie der todte Körper, so bald faul werde, verderbe. Wie lange konnten Menschen mit höchst sparsamen Ausleerungen leben, ohne zu faulen; schädlicher ist das Gegentheil. Selbst die Landsmänninn des Verf., die berüchtigte Kinkerinn, sah bey ihren höchst seltenen Ausleerungen frisch aus, und würde auch nicht einmal den bekannten Geruch gehabt haben, wenn sie ihr Bißchen Urin nicht in ihre Leibwäsche hätte gehen lassen. Der Verf. zieht aber noch aus jenem unerweislichen Vordersatze die Konsequenz, daß, wenn diese Ausleerung schädlicher Theile, mittelst der [Hoffmannschen] reinigenden Organe nicht vorgehe, sondern diese in die Cirkulation aufgenommen würden, jene Beschleunigung des Kreislaufes erfolge, und dieß um so mehr, da alsdenn diese [hypothetisch angenommenen] Theile [hypothetisch angenommen] scharf, [verdorben, faul, nach Hoffmann und Wedekind] wären. Das Wesen der Fieber bestände also in abnormer Aktion des Herzens und der Gefäße, hervorgebracht durch auf diese wirkende, scharfe Säfte. „Beylage von einer glücklichen Behandlung des Kindbetterinnenfiebers." Der Verf. gab gewöhnlich folgende Mischungen: Rec. Boracis scr. I — II. Flor. sulfur. gr. X — XX. Camphor. gr. III — V. Sem. foenic. gr. VI. M. Nach dem Grade des Fiebers alle 2 bis 3 Stunden (bey höherem Fieber öfterer, oder seltener?) eine solche Gabe, das Elix. acid. um das Getränk zu säuern, und einen Thee aus Chamillen Schafgarben und Fenchel abwechselnd mit dem Sauertranke, endlich Liniment. vol. c. Camphor. et Opio in den Leib zu reiben. Um Oeffnung zu erhalten, gab er Klystire aus Chamillen und Mentha mit Oel und etwas Salz, und dann ließ er warme Fußbäder von aromatischen Kräutern nehmen, oder Umschläge von letztern auf Schenkel und Füße machen. Es

erschie-

erschienen darauf meist nach 12 — 24 Stunden die Lochia, und weg war dann schleunig alles deutsche Fieber, wenn diese Heilart zeitig genug ausgeführt ward. Aeußerte sich aber das Uebelbefinden mit vermehrtem Wirkungsvermögen, so daß es sich der Hypersthenie näherte: so setzte der V. dem Borax Salpeter zu und verminderte den Kampher, oder ließ ihn gar weg. War ein bedeutender Blutfluß bey der Entbindung gewesen: so setzte er dem Borax Pommeranzen oder Zimmt, und dem Elix. acid. die Zimmtessenz zu. Ist gleich Anfangs Uebelseyn oder Erbrechen da: so giebt er Magnesie mit Fenchel, und läßt Gesäuertes nachtrinken. Ist die Krankheit im Anfange etwas verwahrloset: (und das ist ein Hauptpunkt, da dieß der frequenteste Fall ist!) so geht die Behandlung zwar nicht so kurz und gut von statten; dennoch erreicht man (aber NB.) wenn man neben Borax die (andern) durch den Verlauf der Krankheit nothwendig gewordenen Mittel, flüchtige und fixe Reizmittel u. d. gl. nach Indikationen zugleich anwendet, (manchmal) sehr bald das vorgesteckte Ziel. Tritt eine besondere Auftretung des Bauches, welche Extravasat, wie man es in Sektionen fand, wahrscheinlich macht, ein; (soll das heißen: welche Auftretung Ursache des Extravasats ist, oder welche Auftretung ein Zeichen von Extravasat ist?) so wirkt die Verbindung der Merkurialien mit Brechwurzel, wie es auch mir von einem geschickten und erfahrnen Arzte versichert ist, sehr vortrefflich. (Diese naiven Geständnisse geben zu erkennen, daß die Sphäre der Wirkungen jenes Mittels sehr beschränkt sey, und des V. Angeben, weder, wie er S. 151 selbst fühlt, einen hohen Grad von Gewißheit, noch überhaupt einen großen Werth für die Praxis haben.) Die Ursache des Kindbettfiebers ist nach dem V. Entzündung der Gebärmutter, welche sich meistens auf Asthenie gründet. (Hierin mag der V. wohl Recht haben.) In dem Zusatze fügt Hr. B. noch bey, daß der Grund des F. in gehemmtem und unregelmäßigem Gange der Geburtsreinigung zu suchen sey, (das widerspricht gewissermaaßen dem Nächstvorhergegangenen, und es ist noch sehr zu bezweifeln, ob die Unterdrückung der Lochien wirklich der Grund und nicht eher die Folge des F. ist.) Was nun unser Urtheil über die ganze Schrift anlangt: so ist Rec. weit entfernt, sie für schlecht zu halten; im Gegentheile ist das Bestreben des V. sich Gewißheit in seinem Glauben zu verschaffen, eben so lobenswerth, als sein Scharfsinn, die angenommenen Principien konsequent durch Theorie

und Praxis durchzuführen, achtungswerth. Unser Wissen ist Vermuthen, und unser Thun Streben, sagt der geistvolle V. der Lebensl. in aufst. Linie. So ist es mit jeder medicinischen Theorie, so insonderheit mit der Hoffmannschen, welche der V. adoptirt hat. Rec. wenigstens kann sich nicht überzeugen, daß des V. Ansicht die richtige sey, noch daß sie sich je werde zu einer allgemein gefälligen erheben können. Wir wollen damit keinesweges behaupten, daß alles in derselben falsch sey; aber zum wenigsten übertreibt der V. die Sache, gehet zu weit, räumt den Säften eine zu weit ausgedehnte Gewalt ein, und übersieht die Kräfte und die Lehre von denselben tadelhafter Weise zu sehr. In medio consistit virtus et veritas!

Mz.

Untersuchungen und Erfahrungen über die Scharlachkrankheit, von D. Chrn. Aug. Struve, Arzt zu Görlitz. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1803. 331 S. gr. 8. 22 gr.

Herr St. schreibt zu viel, als daß das, was aus seiner Feder kommt, gehörig durchdacht, in Harmonie mit gereinigten Principien der Heilkunde gebracht, konsequent durchgeführt und zierlich vorgetragen seyn könnte. Man findet deßhalb auch einen großen Unterschied zwischen den frühern und den itzigen spätern Früchten seines Fleißes; der aber nicht zum Vortheile der letztern oder des V. selbst ausfällt. Das vor uns liegende Werk gehört unter dieselbe Kategorie, und schon die Einleitung zeugt von der Verworrenheit der Ideen, in welche ein Schriftsteller leicht verfallen kann, der, in einige Umwandlungen seiner Wissenschaft verflochten, sich nicht die Zeit nimmt, das Alte vom Neuen zu trennen, von jenem sich ganz loszureißen, und dieß ganz zu ergreifen. Der Verf. will in derselben beweisen, daß weder der Scharlach an sich eine gefährliche Krankheit, noch daß dieselbe itzt gefährlicher sey, als sonst. So gutartig nun an sich die Scharlachpyrexie (als solche stellt er die reine Scharlachkrankheit dar) sey: so gehöre doch ihr Miasma unter die besonders flüchtigen und mittheilbaren Ansteckungsgifte, und um so mehr werde diese Ansteckung verbreitet, je herrschender und verbreiteter die asthenische Konstitution sey. Durch nichts sey das Scharlach-

fieber mehr begünstiget und ausgebreitet worden, als durch die rheumatische, katarrhische Komplikation, welche sich auf eine leichte Asthenie, auf eine Anlage zu den sogenannten serösen Krankheiten gründe u. s. w. Erste Abtheilung. Hier kommt zuvörderst, wie vom Himmel gefallen, eine medicinische Ortsbeschreibung der Stadt Görlitz vor, nebst mehrern Klagen über die fehlerhafte physische Erziehung, welche daselbst noch herrschend ist; Dinge, welche nur mit Gewalt hieher gezogen werden. Darauf schildert der V. die Epidemie von 1795. in welcher der Hals weniger, die Haut desto mehr angegriffen war. Es erfolgten häufig die bekannte Wassersucht der Peripherie und mancherlei rheumatische Beschwerden nach der Krankheit. Der V. will beobachtet haben, daß laue Bäder bey Schwächlichen, kühle bey Stärkern viel zur Milderung der Krankheit, als Vorbauungsmittel beygetragen haben. Brechmittel schadeten dabey, flüchtige Reizmittel in erhöhten Gaben wirkten desto besser. Der V. unterscheidet hiebey zwey Zustände, den einer scheinbaren Hypersthenie, wo wirkliche Asthenie zu Grunde liegt, und den einer scheinbaren Asthenie, wo wirklich Hypersthenie zu Grunde lag. Es ist dieß aber nach dem Rec. eben so subtil, als unrichtig, und schon unter der Benennung falscher Schwäche und Stärke bey den Alten vorgekommen. Beyde Zustände müssen sich unter die alternative Sthenie oder Asthenie bringen lassen, ohne daß man auf den Schein oder das Scheinbare so viel Rücksicht nimmt. In dem letztern der beyden Zustände sollen Schwächungsmittel oder deprimirende in Verbindung mit erregenden Mitteln S. 74 gegeben werden. Das ist aber offenbar nur zu Gunsten einer gewissen Schule, welche viel auf specifische Mittel hält, geschrieben, und widersinnig. Besser würde es seyn, die erregenden Mittel entweder in den Gaben zu vermindern, oder die sanftesten unter ihnen auszuwählen, als, wenn man so sagen darf, Feuer und Wasser mit einander zu verbinden. Hr. St. deutet vielleicht damit auch auf die disharmonische Vereinigung erregender Potenzen, wovon bey Brown vorkommt, erstärkte Lebensthätigkeit in einigen Theilen des Organismus z. B. in den Organen des Unterleibes, im Gehirn rc. und meint, daß auch Blutigel und Aderlassen von gutem Erfolge gewesen seyen. Topischen Mitteln, Blutigeln, wollen wir ihren Nutzen nicht absprechen, allgemeine, Aderlassen, möchten aber selten einigen haben. Abführungen glaubte der V. nicht anwendbar, indem sie durch Schwä-

 chung

chung des Darmkanales die Thätigkeit des Hautorganes unterdrückten und das letzte so schwächten, daß die gehörige Bereitung des Scharlachstoffes nicht thätig genug vor sich gehen konnte. Hr. Str. bittet wegen dieses Ausdrucks zweymal um Verzeihung, und hält es selbst für eine etwas krasse humoralpathologische Vorstellung; desto eher hätte er sie vermeiden sollen! Der V. bekam übrigens das Scharlachfieber selbst bey dieser Epidemie in seinem 29ten Jahre. Eins der vorzüglichsten Mittel in der folgenden Hautwassersucht war das Calomel. Es werden darüber Recepte beygefügt; von denen aber wenigstens diejenigen, wo Calomel und Mohnsaft in Wasser zu einer Mixtur aufgelöset werden, nicht musterhaft sind. Was der V. über die Annahme der gastrischen Komplikation S. 43 ffg. zur Entschuldigung anführt, ist in vielen Worten das Bekannte. Epidemie 1799. Die einzelnen Züge dieser Epidemie hat der V. schon in einem andern Werke entworfen. Es herrschten dieß Jahr überhaupt viele und meist asthenische Krankheiten. Dabey macht der V. S. 54 ffg. eine weitläuftige Abschweifung über die allgemeine Geneigtheit unsers Zeitalters zur Asthenie. Vor dem Ausbruche der Seuche zeigte sich, wie in England, die berüchtigte Katzenepidemie. Der Scharlach gieng ½ Jahre herum, und hatte durchaus einen asthenischen Charakter nach verschiedenem Grade. Die gefährlichsten Kranken waren erwachsene Frauenzimmer. Ein schlimmes Zeichen waren Konvulsionen, besonders im Fortgange der Krankheit. Je weniger das Fieber remittirte, desto schlimmer war es. Die Kurart war im Allgemeinen sthenisch. Wenn aber S. 90 gesagt wird: Wie viele asthenische Krankheiten werden nicht mit Erfolg durch Schwächungsmittel geheilt; so waren es entweder keine asthenische Krankheiten, oder keine Schwächungsmittel. Ungeachtet des allgemeinen asthenischen Charakters der Seuche, kamen doch viele örtliche Zustände vor, Blutanhäufung im Gehirne ꝛc. Konnten diese aber nicht auch asthenischen Ursprungs seyn? Der V. scheint selbst zweifelhaft zu seyn. Manchmal that ein Brechmittel bey großer Schleimanhäufung im Anfange der Krankheit gute Dienste; doch mußten die Kräfte gut seyn. Nachtheilig waren sie im Anfange der Krankheit bey asthenischem Charakter. Aber das war ja der herrschende, und doch thaten sie manchmal gute Dienste? Gefährlich waren sie im Fortgange der Krankheit. Unter den Heilmitteln war der Kampher eins der vorzüglichsten. Im zweyten Stadium mußte der Uebergang von den flüchtigen

gen zu den anhaltenden Reizmitteln gemacht werden. Kam im dritten ein ominöser atonischer Zustand vor: so mußten ihm die durchdringendsten Reizmittel, mit tonischen verbunden, entgegengesetzt werden z. B. frisches Chinaextrakt in Hoffmannschem Liquor mit Mohnsafttinktur, starke Chinadekokte mit Arnike, Phosphor (?) in Vitriolnaphthe, Vitriolsäure mit Vitriolnaphthe; bey zurückgetretenem Scharlach Dampfbäder. Unter die Folgen des Scharlachs rechnet der V. auch die ödematöse Geschwulst; aber nicht als eine und die nämliche Krankheit. Im Allgemeinen gründete sie sich auf Schwäche. (Diese ganze Epidemie ist bey weitem besser beschrieben als die vorige.) Epidemie 1800. Es herrschten zugleich Pocken mit dem Scharlach. Sehr schlimm war es, wenn der Sch. zugleich mit dem Pocken-Ausbruche erschien. Fast überall mischte sich die rheumatisch-katarrhalische Konstitution hinzu, und forderte in der Kur eine eigene Rücksicht. Hautwassersuchten, Epilepsien, hartnäckige Husten waren Folgen. Epidemie 1801. Zugleich herrschten Masern. Gewöhnlich war die Krankheit im Anfange sthenisch, und gieng zur indirekten Schwäche über. Es wurden ungewöhnlich viele Erwachsene angegriffen, und diese waren gefährlicher krank als die Kinder. Im Ganzen aber war die Epidemie weniger bösartig, als die vorige, auch nicht so allgemein. Nichts war dabey gefährlicher, als wenn die schwächende Methode in ihrem ganzen Umfange, zumal während des ganzen Verlaufs der Krankheit angewandt wurde. Ungeachtet der belegten Zunge, sah der V. doch selten etwas Gutes von Brechmitteln in dem Zustande wahrer Entzündung (wird das für einerley mit Sthenie gehalten?). Jedoch glaubt (?) er, daß sie bey sthenischen schleimichten (ist das nicht eine Contradictio in adjecto?) Subjekten, nach Blutausleerungen, an ihrem Orte waren. (Kein Leser wird nun wissen, was er glauben soll. Herr S. scheint hier bloß nach Hypothesen zu räsonniren.) Brechmittel wirken als Reizmittel (also gegen Browns Meinung?) erregen eine vorübergehende Hypersthenie, welcher bald indirekte Schwäche nachfolgt. Weniger gradezu schädlich war die milde Methode, (eine neue Methode, deren in Hufelands Systeme wahrscheinlich nicht gedacht wird!) durch gelinde schweißtreibende Mittel; allein sie war zu schwach. Auch die erregende Methode mußte im ersten Stadium nachtheilig seyn. (Eine solche Proteusgestalt hat wohl nicht leicht eine epidemische Krankheit gehabt! Man wird sehr neugierig,

 zu

zu wissen, was nun eigentlich nützlich war?) Den Leitfaden in diesem Labyrinthe gab das Stadium der herrschenden Krankheitskonstitution. (Hinter diese dunkeln Ausdrücke versteckt sich Hr. Str. ohne sie deutlich genug ins Licht zu setzen, damit man wisse, was er und der Leser darunter verstehen möge.) Er kommt nun wieder auf den gastrischen Zustand und die Brechmittel, und fügt endlich einige ganz alltägliche Formeln, unter andern Manna mit Mindederersgeist an, von welcher letztern er sagt: so nachtheilig stärkere Abführungsmittel waren, besonders auch die Salze, (die doch nicht zu jenen gehören:) so kann man doch von dem (der) Manna Gebrauch machen, besonders mit gelind diaphoretischen Mitteln, welche doch der V. oben für zu mild und schwach hielt. In dem sthenischen Scharlach, wie hier der Fall war, war das Calomel anwendbar; oben empfahl es der V. in der auf Schwäche beruhenden Hautwassersucht, und in der That fand es Rec. im asthenischen Scharlach heilsam. **Mehrmals**, S. 182, war der Aderlaß ein wahres Rettungsmittel. Jedoch gab es nur wenige Fälle, (ebendas.) wo der Aderlaß statt fand. So schwankt der V. an mehreren Orten hin und her, und vergewissert den Leser nur in höchst wenigen Punkten, was diese Krankheit betrifft. S. 190 f. kommt er auch auf die Kuhpocken, als Milderungsmittel des Scharlachs; giebt aber auch hierüber nichts Gewisses an. **Epidemie 1802.** Daraus, daß der Scharlach an benachbarten Orten bösartig herrschte und in S. nicht, schließt Hr. S. daß wohl nicht die Witterungsbeschaffenheit und Lufttemperatur einen überwiegenden und bestimmenden Einfluß auf dasselbe und auf Epidemien überhaupt haben möge; sondern daß dieß von mehreren Momenten, besonders subjektiven (?), welche an einzelnen Orten statt finden, abhänge. Aber kann denn nicht die Atmosphäre in sehr nahe liegenden Ortschaften verschiedenartig qualificirt seyn? Im Essen, Trinken, Kleiden, Arbeiten rc. findet sich bey weitem weniger Unterschied. **Vergleichung der beschriebenen drey Epidemien.** Die zwote, am besten beschriebene, war die schlimmste. Alle brachen im Herbste aus; aber jene dauerte doch ½ Jahre? Diese Vergleichung ist überhaupt mager genug ausgefallen. **Zweyte Abtheilung Bemerkungen über die Scharlachkrankheit.** Schon aus dem Titel und dem Inhalte dieser ganzen Abtheilung ergiebt sich, wie verworren der Plan dieser Schrift angelegt ist. Es konnte nicht fehlen, es mußten eine Menge Wiederholungen daraus

aus hervorgehen. Der V. hat das auch selbst gefühlt, deßhalb giebt er S. 247 bey der Behandlung des Scharlachs nur noch einige Bemerkungen über das diätetische Verhalten und über verschiedene Heilmittel. Aber selbst über diese Gegenstände hat der Vf. im Vorigen bey den einzelnen Epidemien Mehreres beygebracht, wie sich unsere Leser vom Anfange her erinnern werden. S. 267 schlägt der V. die Inokulation des Scharlachs vor, und erwartet von derselben so viel, als bey den Pocken. Wie viele Wiederholungen sich der V. zu Schulden kommen läßt, sieht man am deutlichsten an dem, was er über die Brechmittel sagt. Wenigstens an 4, 5 verschiedenen Stellen kommen von denselben Bruchstücke vor, die zum Theil einander widersprechen. Wie unbestimmt Herr St. in seinen Principien sey, mag man auch aus dem abziehen, was er vom Quecksilber im Scharlach sagt. Außer der allgemeinen erregenden Wirkung, S. 298, äußere es eine specifische Reizung auf das Lymphsystem. Deßhalb sey es auch bey heftigem Entzündungsgrade nicht anwendbar (oben empfahl es jedoch Hr. Str. bey sthenischem Scharlach), sondern erst beym Nachlasse. Dennoch soll es auch in Asthenien, S. 299, besonders bey hohem Grade derselben, für sich allein gegeben, nachtheilig seyn. Es ist folglich alles, was der V. über den Gebrauch dieses und mehrerer andern Mitteln beym Scharlach anführt von geringem Werthe, da seine Angaben nicht auf reine Anschauung der Natur, sondern auf Hypothesen gegründet sind, der V. also nicht nahm, was die Natur gab, sondern in diese hineintrug, was er sehen wollte. Ueberhaupt können wir diesem Buche bey weitem nicht das Lob ertheilen, was manche von des Vfs. früheren Schriften sich erworben haben. Es gleicht mehreren seiner spätern Brüder, deren meiste sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben.

Mz.

Romane.

Trompeten und Pauken, oder Karl Channets Reise in die elysischen Gefilde. Eine wahre Geschichte. Eisenach, bey Wittekind. 1801. 188 S. 8. 16 gr.

Wer noch daran zweifelt, daß so manche unsrer Romanschreiber nichts als fünf gesunde Finger zu ihrem Machwerk gebrauchen, der lese hier diese so genannte wahre Geschichte, und er wird hinlänglich sich davon überzeugt fühlen! Schwerlich möchte ein verworreneres und zweckloseres Galimathias anzutreffen seyn, als das gegenwärtige. Rec. hält es daher für Zeit- und Papier-Verschwendung, sein Urtheil mit Beweisen aus dem Buche selbst zu belegen, so viele er auch beybringen könnte. Was den sonderbaren Titel betrifft: so findet man theils S. 160 die Veranlassung zu der ersten Hälfte desselben, so wie die andre Hälfte aus dem Nachtrage zur Erläuterung hervorgeht; denn da meldet uns ein gewisser Julius v. Kiehnberg, daß der Held der Geschichte durch einen Sturz mit einem wilden Pferde den Hals gebrochen habe, und giebt uns als Herausgeber die nagelneue Wahrheit mit auf den Weg: „daß nicht jeder Mensch, der früh gesund von seinem Lager „sich erhebt, ein Privilegium hat, daß er den Sonnen Un„tergang auch schauen werde!“ Da übrigens dieser Nachtrag: Fürstenbrunn, den 5 Oktober 1765 unterschrieben ist: so hält Rec. dieß ganze Machwerk für einen alten Ladenhüter, der durch einen neuen Titel wieder in Umlauf gebracht ist; hat aber weder Zeit noch Lust, genauer darnach zu forschen.

Wb.

1. Theobul der Geisterkönig, oder das mohrische Großmütterchen. Eine Zigeunergeschichte. Aus den Memoirs der Gräfinn F* *ina. Mit einem (schlechten) Kupfer. Coburg, bey Ahl. 1801. 326 S. 8. 1 Rg. 2 ℊ.

2. Die sonderbare Nonne, oder die erfüllten Gelübde. Nebst einem Kupfer. Breßlau, bey Korn. 1801. 255 S. 8. 1 Rg.

Nr. 1. ist eine von den vielen leidigen Nachahmungen des Schillerschen Geistersehers, und wird schwerlich Leser von einigem Geschmacke lange festhalten, da weder Erfindungsgabe noch Diktion über das ganz Gewöhnliche sich erheben. In

lezte-

letztere wird oft ganz gemein und zuweilen indecent, als: S. 64 Z. 1 u. „sich der Verzweifelung auftischen;“ S. 73 Z. 2 u. „fort ihr ungezogenen Kerls, ihr Holunken“ S. 134 Z. 7 u. „der Besuch marschirt ab;“ S. 147 Z. 3 u. „das erbau„liche Räisonnement von;“ „diese in große Heuschober bis“ S. 148 Z. 6 „vergehen in ihr eignes Nichts;“ S. 175 Z. 5 u. sagt ein Frauenzimmer: „wie wird es ihnen so wohl „thun, wenn sie die zarten, warmen Glieder des Originals, „auf dem üppig wallenden Brautbette an sich drücken werden;“ Auch Sprachfehler, wie: Ohnmöglichkeit, fürchte dafür statt davor, sind nicht selten.

Schwerlich wird der V. von Nr. 2. sich die Frage: warum er eigentlich diesen Roman geschrieben habe? anders beantworten können, als: weil es der leidige Modegeschmack mancher Leser einmal so mit sich bringe, in der Manier der Spießschen Geistergeschichten zu schreiben; denn die moralische Tendenz: „erfülle deine Gelübde aufs strengste!“ hätte besser, und ohne solche Unwahrscheinlichkeiten als hier, ausgeführt werden können. „Du erschrickst für“ ist kein Deutsch. Uebrigens hat der Verf. einen bessern und angenehmern Vortrag, als der von Nr. 1.

Dd.

Nacht und Dämmerung, oder die Geheimen des Orients. Im Klingerischen Geschmack. Leipzig, bey Joachim. (ohne Jahrzahl, aber 1801.) 199 S. 8. 18 gr.

Unter der Hülle einer Allegorie, in welche ein Theil der Geschichte Friedrichs von Dorna, eines Gefährten des unglücklichen Conradin von Schwaben, gekleidet ist, soll hier vorzüglich die Wahrheit beurkundet und eingeschärft werden: „Hüte dich, je eine Religion, oder Staatsverfassung gewaltsam „umstürzen zu wollen; du würdest namenloses Elend über dei„ne Brüder verbreiten.“ Mit vielem Vergnügen hat sie Rec. gelesen, und die Sprache darin gut und fließend gefunden, einige fremde und unedle Ausdrücke abgerechnet; als: diktirt, Schuft u. dergl. Auf Druckfehler stößt man nicht selten.

Wb.

Abentheuer Joseph Andrews und seines Freundes Abraham Adams von Fielding. Aus dem Englischen übersetzt von Friedrich von Oertel. Meissen, bey Erbstein. 1802. Erster Theil. 391 S. Zweyter Theil. 390 S. 8. 3 Rg.

Es ist von diesem Roman im Jahr 1775 zu Berlin bey Himburg eine Uebersetzung erschienen. Da der Rec. diese nicht vor sich hat: so kann er nicht beurtheilen, ob sie eine neue Uebersetzung nöthig machte, und in wie weit der letztere Uebersetzer jenen übertroffen hat. Der Rec. kann daher nur so viel sagen, daß die angezeigte Uebersetzung für gewöhnliche Romanenleser, die weiter nichts als den Faden der Geschichte haben wollen, ausreichend sey, und bey diesen keinen Anstoß finden werde; daß aber den höheren Anfoderungen der Kritik diese Uebersetzung nicht genugthuend sey, und daß immer noch eine bessere, das Original schöner darstellende statt finden könne. Um dieses nicht ohne Beweise zu lassen, führt der Rec. folgende Beyspiele an, die jeder beyder Sprachen kundige Leser sich wird selbst vermehren können. Im 1 Buch 1 Kap. heißt es im Originale: But, as it ofter happens, that the best men are but little known, and consequently cannot *extend the usefulness* of their exemples a great way; the writer may be called in aid to *spread* their history *forther* u. s. w. Dieß wird übersetzt: „Da es aber öfters geschieht, daß die besten „Menschen in der Verborgenheit bleiben, und das Licht ihres Beyspiels nicht weit genug leuchten kann: so darf „der Schriftsteller aufgefodert werden, ihrer Geschichte einen „größern Spielraum zu schaffen,“ u. s. w. Man wird in den bezeichneten Worten die Verdeutschung, die, ohne Noth und ohne Vortheil zu gewinnen, das Original verläßt, nicht gut heißen können. Das 12te Kapitel fängt an: Nothing remarkable happened *on the road*, till their arrival at the inn to which the horses were ordered. Dieß wird übersetzt: Auf der Straße begab sich nichts Merkwürdiges u. s. w. Allein dieß drückt hier den wahren Sinn des Originals keinesweges aus. On the road heißt hier: unterweges, auf oder während der Reise. Im 17ten Kapitel sagt ein Buchhändler zum Pastor Adams, der jenem seine Predigten in Verlag geben wollte: Sir, I do not care absolutely to deny engaging in what my friend Mr. Barnabas recommends: but

but sermons are mere drugs. Die bezeichneten Worte werden übersetzt: „aber Predigten sind wahrer Plunder.“ Damit ist aber wieder nicht der wahre Sinn des Originals getroffen, der dieser ist: Die Predigten gehen nicht, sie sind kein gangbarer, sondern ein verlegener Artikel. Im zweyten Buche Kap. 1. heißt es im Original: These sereval places therefore in our paper, which are filled with our books and chapters are understood as so much *buckram*, *stays*, and *stay-tape* in a taylor's bill, serving only to make up the sum total u. s. w. Die unterzeichneten Worte werden übersetzt: „Steifleinwand, Knopfformen und Nähseide.“ Allein Knopfformen werden sich wohl nur auf sehr wenigen deutschen Schneiderszetteln finden. Die gewöhnlichen Aufsätze womit die Schneider ihre Zeddel zu vergrößern wissen, sind diejenigen Dinge, die sie selbst dazu geben, und bestehen in Steifleinwand, Schetter, Zwirn und Seide. In eben dem angezogenen Kapitel wird folgende Stelle: And in these inscriptions Ihave been as faithful as possible, not imitating the celebrated Montaigne, *who promises tsou one thing and gives tsou another*; nor some title-page authors, *who promise a great eleal and produce nothing at all*: also übersetzt: „Und ohne Ruhm zu melden, auf meine „Ueberschriften kann man sich so ziemlich verlassen, da ich's „weder gemacht habe, wie der berühmte Montaigne, der, „wenn er von den Perrücken zu handeln verspricht, „auf die Schuhe zu reden kommt; noch vollends wie ge„wisse Titelblätterautoren, die Euch das Maul weit auf„sperren, und ganz und gar nichts hineinstecken.“ Diese letzte Stelle ist überdieß noch so gemein und unedel verdeutscht, daß das Original: Autoren, die viel versprechen und wenig halten: dem Leser gewiß lieber gewesen seyn würde. Mit solchen Stellen, die eine Verbesserung verlangen, könnte nun der Rec. wenn es verlangt würde, in größerer Anzahl dienen; allein er glaubt, der Leser wird an diesen zu seiner Ueberzeugung schon genug haben.

Liebe Hütten. Von Sophie von la Roche. Erster Theil. 394 S. Zweyter Theil. 414 S. 8. Mit 8 Kupfern von Penzel. Leipzig, bey Gräff. 1803. 3 Rß.

Die

Die Manier der Verf. ist aus ihren vielen Schriften bekannt, und diese findet sich auch in diesem neuesten Erzeugniß ihrer Feder wieder. Nicht den Flug des Genies, nicht den Zauber der Einbildungskraft, nicht die ästhetisch-psychologische Darstellung des Menschen darf man hier suchen; aber wohl findet man eine wahre, herzliche Darstellung von Begebenheiten meistens guter Menschen, eine andringende Empfehlung der Tugend und des häuslichen Glücks; so daß jede Mutter auch diese Schrift der Verfasserinn ohne Bedenken ihrer Tochter zum Lesen überlassen kann. Die Anzahl solcher Schriften ist noch nicht so groß, daß der Rec. nicht darauf vorzüglich aufmerksam machen sollte. Ein junger Felsen, ein Freund des verstorbenen Sohnes des Verf. erzählt seine und seines Freundes Hütten-Geschichte, die gewiß Mütter und Töchter interessiren wird, wenn sie nicht schon durch die Lektüre der bloß auf die Phantasie berechneten, und daher so schädlichen Moderomane verdorben sind. Die schwachen Seiten der Verf., jede Gelegenheit zu ergreifen, ihren Gönnern, Freunden, den Ihrigen und wohl auch sich selbst in ihren Schriften etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen, finden sich auch in Liebe Hütten; besonders werden ihrem verstorbenen Sohne Franz, dem sie in ihren Schriften schon so manches Denkmahl gesetzt hat, auch hier viele Lobreden gehalten. Allein auch diese können bey manchem Leser, der sich in gleichen Verhältnissen findet, Verzeihung und wohl gar Interesse erhalten. In Liebe Hütten ist dem Andenken des Erbprinzen von Baden, Karl Ludwig, eine Pyramide errichtet worden, die dem ersten Theil als Titelkupfer dient. Ob nun die Verfasserinn eine solche Pyramide wirklich hat errichten lassen oder nicht, kann der Rec. nicht nachweisen; er muß aber doch im letzteren Fall bekennen, daß er es etwas sonderbar findet, einem Fürsten durch einen kleinen Kupferstich in einem Roman ein Denkmahl zu setzen.

Weltweisheit.

Versuch einer Entwickelung und Berichtigung der Grundbegriffe der philosophischen Rechtslehre, als Grundlage einer allgemeinen Philosophie d. Rechts. Von L. C. G. Schneider, Fürstl. Hessendarm-

städti-

städtischen Oberappellationsrath und Generalauditeur. Gießen, bey Heyer. 1801. 159 S. 8. 10 gr.

Wenn gleich diese Schrift manche paradoxe, und wohl nicht zu haltende Behauptung aufstellt: so ist sie doch mit so ungemeinem Scharfsinn geschrieben, und giebt so viel Veranlassung, die hier in Frage stehenden Vorwürfe aufs neue und in ganz neuen Gesichtspunkten zu beleuchten und zu würdigen, daß gewiß Jeder, der diese Schrift gelesen hat, gern von ihr bekennen wird, sie mit Nutzen gelesen zu haben. Der V. sagt in der Vorrede S. 1, daß er sich bemüht habe, die verschiedenen neuen Theorien des Naturrechts, die seit einiger Zeit zum Vorschein gekommen sind, ganz zu verstehen; daß es ihm aber damit nicht gelungen sey. Wegen dieses mißlungenen Versuches wird kein Verständiger ein Arges gegen den V. schöpfen, da die meisten Schöpfer dieser neuen Theorien sich gewöhnlich selbst nicht ganz verstehen. Der V. bekennt ferner, daß es ihm eben so wenig jemals gelingen wollen, die längst bekannten alten Theorien richtig und befriedigend zu finden; auch dagegen wird der unbefangene Forscher nichts einzuwenden haben; denn dieser weiß aus eigener Erfahrung, daß die schwachen Seiten ganz vorzüglich auf dem Felde der Philosophie zu Hause sind, wo nach letzten allgemeinen Grundsätzen à priori gegraben wird. Der V. versuchte daher eine eigene Theorie aufzustellen, und er glaubt, ohne einige Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie würde er den Weg, den er eingeschlagen ist, nicht gefunden haben; obgleich sein Weg nicht ganz der Weg der kritischen Philosophie sey. Er nennt daher sein System neu, und will es zwischen den beyden großen Hauptparteyen, der der Glückseligkeit und der der Pflicht in der Mitte erbauet haben. Aber eben diese versuchte Vereinigung, glaubt wenigstens der Rec., ist das, was den Versuch scheitern ließ; keine von den verschiedenen Hauptparteyen wird den neuen Bau beziehen wollen. Der V. ist übrigens mit Kant der Meinung, daß es nur Eine Wahrheit gebe, und er glaubt daher auch in seinem System das Eine Wahre aufgestellt zu haben. Daß es am Ende nur Eine Wahrheit aller Dinge gebe, will der Rec. nicht bezweifeln; allein es ist dieß das Absolute, das uns als Menschen ewig verborgen bleiben wird. Die Wege zur Wahrheit sind aber

zum

zum Wohl der Menschen unzählig; und für uns Menschen ist das Suchen nach Wahrheit mehr werth als die Wahrheit selbst. Und in dieser Rücksicht eben ist auch dem Rec. die angezeigte Schrift von großem Werth, ob er gleich keinesweges die Bürgschaft übernehmen mag, daß in ihr das Einzige Wahre zu finden sey. In der Einleitung giebt der V. Nachricht von einigen entgegengesetzten Systemen; nicht wohl aber in der Absicht, um diese vollständig auszuführen; denn dieß ist nicht geschehen; sondern vielmehr in der Absicht, um auf das Bedürfniß des Geistes nach einem genugthuenderen Princip aufmerksam zu machen. Der V. sucht nun dieses auf folgendem Wege zu geben. Nach ihm hat die geistige Natur des Menschen drey wesentliche Grundbestimmungen, nämlich Vernunft, Freyheit des Willens, welche durch Kants Beweis allein feststehen soll, und Glückseligkeitsfähigkeit. Eine beständige Tendenz nach dem Zustande des Wohlbefindens wohnt dem Willen bey; und solange der Mensch außer Beziehung mit andern Menschen gesetzt wird: so kann er auch auf jede Weise sich jenen verlangten Zustand zu verschaffen suchen. Sobald aber der Mensch in Beziehung mit andern Menschen gedacht wird: so leidet dieses eine Beschränkung in Ansehung der andern Menschen, mit denen er lebt; die Vernunft verbietet, diese andern Menschen auch unter diejenigen Dinge zu zählen, die der Mensch unbeschränkt als Mittel zur Beförderung seiner Glückseligkeit brauchen kann. Diese andern Menschen haben auch freyen Willen, und auch sie wollen glückselig seyn. Die Vernunft nimmt daher als Grundsatz an: daß ich mich anderer Menschen, als Mittel zu Beförderung meiner Glückseligkeit, nur in sofern bedienen kann, als dieß nicht zum Nachtheil ihrer eigenen Glückseligkeit geschieht. Nur dann erst, wenn ich mich in Beziehung mit andern Menschen denke, finden die Begriffe von Recht und Unrecht, sittlich gut und sittlich böse statt; und dadurch daß ich an die Stelle der Willensfreyheit und der Glückseligkeitsfähigkeit des Einzelnen die Willensfreyheit und die Glückseligkeitsfähigkeit Aller setze, entsteht der Begriff von Pflicht. Dieser Begriff ist nach dem V. kein einfacher oder erster Begriff; aber er ist ein reiner Vernunftbegriff. Der Mensch, in Beziehung mit seines Gleichen gesetzt, bedarf einer Pflichtenlehre. Für diese Lehre ist der bereits angeführte Grundsatz, sich zur Erlangung eigener Glückseligkeit anderer Menschen als Mittel nur in so fern zu bedienen, daß die Glückseligkeit dieser dabey auch bestehen kann, gegeben.

Da

Da dieser Grundsatz aber nur formal ausgedruckt worden: so wird er in materieller Rücksicht näher dahin bestimmt: Bediene dich anderer Menschen nicht als Mittel zur Beförderung deiner Glückseligkeit, außer in so fern, als dieses mit ihrem Willen geschiehet. Und diese Formel soll nun nach S. 31 „das höchste Vernunftgesetz, der oberste Grundsatz der „Pflichtenlehre seyn, derjenige, aus welchem sich alle gedenk„baren, menschlichen Pflichten, in allen Verhältnissen, nach „richtigen logischen Regeln, ableiten, und zur Befriedigung „der Vernunft demonstriren lassen." Und nach S. 111 „ist die Rechtslehre nur ein einzelnes Kapitel der Mo„ral." Aus dem Begriff der Pflicht wird nach S. 31 u. f. der von Recht hergeleitet, und die Begriffe Pflicht und Recht sind nach S. 35 nothwendige Korrelate. Da nach der Formel des höchsten Vernunftgesetzes eine Handlung dadurch pflichtwidrig wird, wenn sie wider Willen des Berechtigten unternommen wird, der Berechtigte aber dem Verpflichteten seine Pflicht erlassen, und auf sein Recht Verzicht thun kann: so giebt es keine unveräußerlichen Rechte. Da ferner der Begriff von Pflicht nur erst dann möglich wird, wenn der Handelnde in Beziehung mit andern Wesen seiner Art gesetzt wird: so giebt es auch keine Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Und da endlich der Mensch sich die Gottheit nicht als ein Wesen seiner Art vorstellen kann: so giebt es auch keine Pflichten gegen Gott. Die drey Formeln: 1) verletze deinen Mitmenschen nicht an seiner Persönlichkeit; 2) beraube ihn nicht seines Eigenthums, und 3) erfülle deine Verträge; enthalten die ganze Summe aller gedenkbaren menschlichen Pflichten, und erschöpfen das höchste Vernunftgesetz. Und daher gehören auch dahin die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe, der Dankbarkeit, der Freundschaft u. s.; denn sie setzen einen Vertrag voraus; sie sind nicht im absoluten, sondern nur im hypothetischen Zustande vorhanden; sie existiren nur in der bürgerlichen Gesellschaft. Die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe verlangen zwar unerlaßliche Strenge, indessen sind sie nicht unendlich, sie erhalten in jedem gegebenem einzelnen Fall ihre nähere Bestimmung durch das eigene Bedürfniß des Verpflichteten. Nach diesen Grundsätzen soll derjenige, welcher vorsätzlich einen Unvorsichtigen in Abgrund stürzen läßt, für einen Mörder, und derjenige, welcher in Ueberfluß lebt, und doch dem Hungrigen einen Bissen Brodts versagt, für einen gehalten werden, der diesem

Hun-

Hungrigen den Bissen Brodts gestohlen hat. Dagegen soll Niemand verpflichtet seyn, seinen letzten Bissen Brodts, auf die Gefahr selbst verhungern zu müssen, dem Armen zu geben. Wer aber gleichwohl mehr thut, der übt nicht seine Pflicht aus; sondern er übt eine Handlung der Wohlthätigkeit aus. Hierauf bestimmt der V. den Unterschied zwischen der innern und der äussern Moralität der menschlichen Handlungen. Hier wird derjenige wenig zu erinnern finden, der mit dem V. in demjenigem gleich denkt, was vorher aus diesem System vorgetragen worden ist; denn der V. folgert immer richtig aus den vorher angenommenen Principien. Den Beschluß macht eine Untersuchung über den Ursprung und die Natur der Positivgesetze und das Verhältniß derselben zu den Naturgesetzen; hierauf theilt der V. das Recht, als Inbegriff der Gesetze, nach seinen verschiedenen Beziehungen ein, und giebt Grundzüge einer allgemeinen Methodologie der bürgerlichen Rechtslehre. Auch hier bieten sich dem Leser mehrere scharfsinnige Bemerkungen dar, und überall zeigt sich der V., was gewiß auch seinen Werth hat, als einen mit der Menschheit es wohlwollenden Schriftsteller. Nach dem Urtheil des Rec. sind von dem V. ursprüngliches Recht und ursprüngliche Pflicht übersehen worden. Der V. vereiniget die Rechtslehre mit der Moral auf eine so enge Weise, daß die letztere ihren wahren Werth verlieren müßte, wenn diese enge Vereinigung gegründet wäre. Würden Menschenliebe, Freundschaft noch den hohen Werth haben, den wir ihnen jetzt zuschreiben, wenn sie auf Vertrag und bürgerliche Gesellschaft sich gründen müßten? Zweifelt wohl der V. an der Möglichkeit, daß wir uns anderer Menschen als Mittel zur Beförderung unserer Glückseligkeit mit ihrem guten Willen dergestalt bedienen könnten, daß sie dadurch in sich den Werth des Menschen und seine Bestimmung verlören? Und wenn dieses geschähe, sollte dieß nicht pflichtwidrig seyn, weil der Andere darin gewilliget hat? Alles dieses scheint aber dem Rec. Folge davon zu seyn, weil der sonst so scharfsinnige V., das was dem Menschen ursprünglich Recht und Pflicht ist, was nicht das Daseyn einer bürgerlichen Gesellschaft bedarf, übersehen hat.

Tm.

Mathematik.

I. Praktische Anweisung zur Wasserbaukunst, welche eine Anleitung zur Entwerfung, Veranschlagung und Ausführung der (,) am gewöhnlichsten vorkommenden Wasserbaue enthält. Herausgegeben von D. Gilly und J. A. Eytelwein (,) Königl. Preuß. Geheim. Ober-Bau-Räthen. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1803. Zweytes Heft. 8½ Bog. Text. gr. 4. Mit 14 Kupfertaf., nebst 14 halbe Bogen Fol. Kupf. 3 Rg. 8 ℋ.

II. Theoretisch-praktische Beschreibung einer neu eingerichteten ꝛc. Ramm-Maschine. Zunächst für praktische Mechaniker, Architekten, ꝛc. Von Georg Christ. Löwel. Herausgegeben von Karl Friedr. Wilh. Glaser, Fürstl. Löwenst. Werth. Forst- und Bergrath ꝛc. Nürnberg, bey Grattenauer. 1803. X und 73 Seit. gr. 4. Mit 1 Kupfert. 1 Rg.

Der so genau verwandten Gegenstände der Hydrotechnik, oder der dazu gehörigen Maschinen wegen, wollen wir die beyden vorliegenden Schriften kollektiv anzeigen:

Nr. I. ist eine Fortsetzung des berühmten Werks, wovon wir das erste Heft schon in der N. A. D. Bibl. umständlich geprüft, und dem Publiko, seines vielumfassenden Nutzens wegen empfohlen haben. Dieses 2te Heft enthält die Maschinen, die zum Ausschöpfen des Wassers aus dem Grundbaue dienen. Hier ist allein von solchen Maschinen die Rede, welche nur, bey Arbeiten der Art, auf eine kurze Zeit gebraucht werden; also wird auf keine vollständige Maschinenlehre, noch weniger auf eine vollkommne Theorie der Maschinen Rücksicht genommen. Doch haben die Verf. bey Berechnung der Maschinen nur so viel geleistet, als zur ungefähren Beurtheilung des Effekts erforderlich ist. Dieß ist

auch bey dem bloß temporellen Gebrauche dieser Maschinen, während der Ausführung eines solchen Baues, um so mehr zureichend, da die auszuschöpfende Wassermenge, welche die Quellen, das Durchseigern der Fang-Dämme, und starke anhaltende Regengüsse verursachen, gemeiniglich so veränderlich ist, daß dafür mit Grund etwas Bestimmtes in Rechnung gebracht werden kann. Denn da bey den meisten hydrotechnischen Bauausführungen es sich gewöhnlich bey der Arbeit zeigt, ob diese oder jene Maschine zum Ausschöpfen des Grundwassers hinreichend sey, oder ob noch mehrere der Art, oder andere, die einen stärkern Effekt hervorbringen, herbeygeschafft werden müssen: so ist eine, mit Zeichnung begleitete Beschreibung von der Zusammensetzung der, beym Grundbaue erforderlichen Maschinen, und die ungefähre Angabe ihres Effekts, dem vorgesetzten Endzwecke der Verf. und der vor uns liegenden Ausführung völlig gemäß. Es werden daher die Schwierigkeiten erwogen, welche bey Wasserbauen entstehen, die bisweilen wegen des zuquellenden Wassers, wo nicht behindert, doch erschwert werden. Die Verf. schlagen daher die Ableitung des Grundwassers nach niedrigen Gegenden, durch Anlegung der Abzugsgraben und Abzugsrinnen vor, welche auf 100 Fuß nur ½ Zoll Gefälle haben sollen. (Das ist, nach unserer Einsicht, zu wenig; der General-Inspektor und Ober-Wasser-Bau-Direktor der ganzen Batavschen Republik, der ältere Brünings zu Schwanenberg bey Halfwegen, zwischen Amsterdam und Harlem, nimmt, wie unser deutsche Woltmann, auf jede 1000 Fuß Länge *einen Fuß* Gefälle, zumal in Marschländern, wo sich die überströmten Ebenen, die vom Flußwasser befreyet werden sollen, oder beym Seebau, dem Meere oder den Seeufern nähern. Auch in Brabant und am Niederrheine beobachten die Wasserbaumeister diese Regel, weil die Grundfläche dieser Ebenen, die an sich weniges Naturgefälle haben, bloß aus Besorge einer Stauung, dieses Gefälles Verhältniß nöthig macht.) —

Wie man sich zu benehmen habe, wenn starke Zufluß-Quellen in der Baustelle vorkommen, und welche Jahreszeit man eigentlich wählen müsse, um Grundbaue auszuführen, wird im 67sten §. ganz richtig angezeigt. (Die Vortheile, welche der Sommer- und Früh-Herbst-Grundbau darbietet, ist allerdings zweckmäßig, und in jeder Hinsicht

zu

zu empfehlen; allein, in Fällen, wo bey Deichbrüchen und verschwundenen Kribben, entweder das Quell- oder Fluß- und Seewasser Innundationen herbey führt, oder in Kanälen, Abflüsse des Hauptstroms hervorbringt, da kann und darf auf keine Jahreszeit Rücksicht genommen werden. Rec. hat davon Beyspiele im Jahre 1784 und 1799 bey den schweren Deichbrüchen im niedern Theile des Herzogthums Cleve, und in der Betuwe des holländischen Geldern, so wie an verschiedenen Küsten der Nordsee und des Y-Stromes, und der davon abhängenden Seebusen in der mittlern Provinz Holland im J. 1801 erlebt, wo das eigentliche Rheinland innundiret wurde. Dabey wurden die Schöpf-Mühlen und Dampfmaschinen in Thätigkeit gesetzt, neue Grundbaue aufgeführt, und, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, da beyde im Frühjahre und im späten Herbste vorgenommen werden mußten, mit dem besten Erfolge gekrönt.) Die Herren Verfasser empfehlen daher §. 68 die Kräfte zur Betreibung der Schöpfmaschinen, und zeigen mit Grund die Unmöglichkeit einer genauen Bestimmung der Kosten zum Ausschöpfen des Wassers. Hier wird der Gebrauch der Handeimer mit einer und zwey Reihen Arbeiter empfohlen, ihr Effekt, die Wurfschaufel, die Schwungschaufel und deren Anwendung, wie der Erfolg der durch sie bewirkten Kräfte, wird, wie die Beschreibung der Schaufelwerke gegeben. Welche Kraftbestimmung erfordert werde, wenn letztere mit Pferden in Bewegung gesetzt werden müssen, lehren §§. 74 f. — Anschlag von einem Schaufelwerke. Beschreibung und Verfertigung der Wasserschnecke; ihre Stellung, Kraft, Wassermenge, und Kosten-Anschlag zu derselben. Wasserschraube, Scheiben und Püschelkunst, werden wie ihre Kräfte beschrieben. Auf die Handpumpen wird beym Grundbaue vieler Werth gesetzt. (Sollten Schaufel- und Paternoster-Werke, wie man sie beym Grundbau an reißenden großen Flüssen und Strömen, so wie beym See- und Hafenbau in Holland und im westlichen Frankreich anwendet, in den hier §. 88 f. berührten Fällen, nicht vortheilhafter seyn? —) Anwendung der Saugröhre, der runden und metallenen Stiefel; ihre Kraft, Effekt und die sie hervorbringende Wassermenge. Die Beschreibung der Kunstgestänge und Roß-Pumpen-Künste haben unsern Beyfall, da die Anordnung und Berechnung der Wasserräder zur Betreibung dieser Art Maschinen, auf Grundsätze der Mechanik gebauet sind, wobey Erfahrung

mit in den Kalkül gebracht worden, die weiter reicht, als alle Rechner der höhern Geometrie, welche die Natur nicht zu Hülfe nehmen, dafür Resultate anzugeben vermögen. Den Beschluß macht §. 99 der Gebrauch der Dampfmaschinen, wobey die Beschreibung der Dampfmaschine angehängt, welche am Hafenbau bey Danzig gebraucht worden. Letztere hat in der Hauptsache die Einrichtung der Newcomenschen. Denn die bewegende Kraft derselben ist, so wie bey jener, der Druck der Atmosphäre, und die Dämpfe dienen nur dazu, einen luftleeren Raum hervorzubringen, damit die Luft ihren Druck äußern kann; jedoch befinden sich an der hier beschriebenen S. 48 f. mehrere Verbesserungen, die von der bekannten Wattschen Dampfmaschine entlehnt worden sind. Die Verf. citiren von Prony, Langsdorf, und die Nieuwe Verhand. van het Bataassche Genootschap te Rotterd., in welchen von Dampfmaschinen gehandelt wird; (richtig; aber Matthesius gedenkt schon dieser Maschinen gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts, in seiner Sarepta oder Bergpostille, 12ten Predigt, nach der Freyburger Ausgabe, von 1679. 4. S. 574. Eine Geschichte der Dampfmaschinen liefert Gren in seinem Neuen Journ. der Physik 3ter Bd. S. 63 f., und außer den angeführten Schriftstellern, findet man auch in Poda, Delius, Blackey und Cancrinus; besonders in des letzteren erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde, 7ter Th. S. 35 f. vergl. Bossüt's Traité element. d'Hydrodynamique, Vol. II. p. 88 suiv. à Paris. 1791. 8. —). Der Fortsetzung des Werks sehen wir mit wahrem Verlangen entgegen.

Nr. II. hat uns in aller Absicht befriedigt. Der Verf. zeigt nicht nur eine treffliche Gewandtheit in der Darstellung seiner Theorie; sondern seine praktischen Erfahrungen, die er überall mit in Rechnung bringt, zeigen deutlich, daß er viele seine Vorgänger übertrifft, die Maschinen der Art beschrieben und berechnet haben. Mit einem Worte: dieß Buch macht seinem Verf. Ehre.

F.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der verewigte Herr Major von Kleist, als Held und als Dichter unserm Zeitalter noch immer gleich verehrungswürdig, fand in der Schlacht bey Kunersdorf am 12ten August 1759 den rühmlichen Tod für's Vaterland. Schon oft bin ich von Verehrern vaterländischer Verdienste, die dieses Schlachtfeld besuchten, aufgefordert worden, dem unvergeßlichen Herrn Major von Kleist ein Denkmal in derjenigen Gegend zu errichten, wo er hier für das Vaterland blutete, und dazu eine Pränumeration zu eröffnen. Da mir nun zu dem Ende schon verschiedene Beyträge zugehändiget worden sind; so übernehme ich es um so lieber, diesem meinen längst genährten patriotischen Wunsche zu genügen, und

alle Freunde und Verehrer dieses ersten vaterländischen Dichters

ganz ergebenst zu ersuchen, durch beliebige Beyträge das Vorhaben zu befördern:

dem unvergeßlichen Herrn Major von Kleist ein dauerhaftes Denkmal hier auf dem Schlachtfelde zu errichten.

Um kommenden Geschlechtern ein Merkmal aufzubewahren, wo, unter so viel tausend Kriegern, dieser Held und Weiser im Kampf für das Vaterland fiel.

Die

Die Summe, welche bis Ostern dieses Jahres zusammen kommen wird, wird die mehr oder mindere Größe und Kostbarkeit des Monuments, ob es von Stein, oder von gegoßnem Eisen angefertiget, und ob dabey eine Wohnung für einen würdigen Invaliden auf Lebenszeit, zur Obhut des Monuments errichtet werden könne, bestimmen lassen; über welches zu seiner Zeit jeder Pränumerante, der nicht unter 1 Thlr. beyträgt, eine gedruckte Nachricht unentgeldlich erhält; in welcher zugleich sowohl die Namen aller Beytragenden, wenn sie die Güte haben, bey Zusendung der Beyträge, solche mit anzuzeigen, als auch die eingesandte Beytrags-Summe aufgeführt, und über das Ganze öffentlich Rechnung abgelegt werden soll.

Sowohl die hochlöbl. Königl. Postämter als auch die resp. Buchhandlungen Deutschlands, werden um Sammlungen von Pränumeranten angelegentlichst ersucht. In Berlin wird besonders Herr Buchhändler Maurer, und in Frankfurt an der Oder, Herr Universitäts-Buchdrucker Apitz, so wie Unterschriebener Pränumeration annehmen.

Kunersdorf, am 9ten Januar 1804.

Johann Ludwig Kriele,
Prediger zu Kunersdorf bey Frankfurt an der Oder.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der auch als Schriftsteller bekannte bisherige Königl. Dänische chargé d'affaires, Baron von Eyben, hat sich zu Regensburg als wirklicher Königl. Dänischer und Hollsteinisch-Glückstädtischer Komitial-Gesandter, mit und neben dem bisherigen Gesandten Freyherrn von Diede bey der Reichsversammlung legitimirt.

Der bisherige Hildesheim- und Paderbornsche Legations-Sekretair Herr Cämmerer, hat sich als Fürstl. Salm-Kyrburg.

burg. Legations-Sekretair, mit dem Charakter als Legations-Rath, legitimirt.

Derselbe hat eine neue korrektere und bequemere Auflage des Hauptdeputationsschlusses vom 25sten Februar v. J. veranstaltet, welche so eben in der Kayserschen Buchhandlung zu Regensburg erschienen ist.

An die Stelle des im v. J. zu Königsberg verstorbenen Rektors Herrn Bertuch, ist der bisherige Konrektor Herr Sievert zu Rostock vom Königsberger Magistrat zum Rektor des dortigen Lyceums, befördert worden.

Die Societät der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, hat Herrn Direktor Koch zu Stettin, und Herrn Professor Heinsius zu Berlin zu Ehrenmitgliedern ernannt.

Herr Professor Pfaff in Helmstädt, welcher einen sehr ehrenvollen Ruf nach Dorpat erhalten hatte, bleibt nunmehr, da ihm sein Landesherr eine jährliche Gehaltszulage von 300 Thlr., und den Hofraths-Charakter ertheilt hat, in Helmstädt.

Herr Hofrath Wiedemann zu Braunschweig, hat zur Entschädigung für einen vortheilhaften Ruf auf einer Universität, eine jährliche Gehaltszulage von 250 Thlr., und die Zusicherung einer neuen Gehaltsvermehrung bey der nächsten medicinischen Vakanz, wie auch die Anwartschaft auf ein Kanonikat, erhalten.

Herr Professor Bischoff in Helmstädt, ist Professor Juris ordinarius geworden.

Die philosophische Fakultät zu Helmstädt, hat Herrn Wilhelm Kern, durch einige philosophische Schriften bekannt, die Doktorwürde ertheilt.

Der König von Preußen hat den, beym Ingenieur-Departement stehenden Geheimen Sekretair, und rühmlich bekannten Geographen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Herrn D. F. Sotzmann, zum Kriegsrath ernannt.

Die bey dem Domkapitel zu Magdeburg erledigte Vikarie St. Bernhard, ist vom Könige dem verdienten

Lehrer der dasigen Erwerbschule Herrn Baumgarten, ertheilt worden. Er ist dem pädagogischen Publikum durch mehrere in Köthen erschienene pädagogische Schriften, als: Wilhelm Herzman, Kantor zu Silbersdorf, ein Beytrag zur richtigen Kenntniß und Würdigung des Landschullehrer-Standes; durch einen kleinen Schriftsteller für Landschulen, und eine Katechisirkunst, bekannt.

An die Stelle des nach Heiligenstadt als Konsistorialrath und Superintendent berufenen Herrn Professor Hermann, ist Herr H. Schorch zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität zu Erfurt ernannt worden.

Herr J. Glatz, vorzüglich durch seine pädagogischen Schriften bekannt, hat die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, an der er mehrere Jahre als Lehrer und Erzieher lebte, verlassen, und ist nach Wien abgegangen, wo er die Stelle des ersten Lehrers der dasigen vereinigten protestantischen Schulen angenommen hat.

Der als entomologischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Herr Scriber, bisheriger Pfarrer zu Agtheiligen, ist von dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt zum Kirchenrathe ernannt worden.

Der unter andern durch seinen Kommentar über das Würtembergische Landrecht bekannte Würtembergische Kanzley-Advokat, Dr. L. Fr. Griesinger, hat die erledigte Stelle eines Konsulenten in Stuttgard erhalten.

Herr Graßi, Modellmeister bey der Porzellainfabrique in Wien, und Mitglied der dasigen Akademie der bildenden Künste, hat durch den Preuß. Geschäffts-Träger daselbst, im Namen des Königs, die große goldne Ehrenmedaille für das übersandte, aus Biscuit verfertigte Brustbild des berühmten Tonkünstlers Joseph Haydn, erhalten.

In Tübingen ist Herr Dr. Theol. Johann Friedrich Flatt, zur zweyten ordentlichen theologischen Professur, dritten Frühpredigers- und ersten Superattendenten Stelle des theologischen Stiftes eingerückt; der außerordentliche Professor der Theologie, Herr Dr. Friedrich Gottlieb Süßkind hat die dritte theologische Professur, die dritte Frühpredigers-Stelle

Stelle und die zweyte Superattendenz; der Helfer in Kanstadt Herr Mag. Karl Christian Flatt, die vierte außerordentliche theologische Professur, und der Repetent Herr Mag. Beck, die Helfer-Stelle in Kanstadt erhalten. Der Repetent Herr Johann Wilhelm Pfaff, ist als Ruß. Kaiserl. Hofrath und Professor der Mathematik nach Dorpat abgegangen.

Die Juristenfakultät zu Heidelberg, hat den Kurfürstl. Badenschen Geheimen Räthen Herrn Brauer und Mayer, und dem weltlichen Kirchenrathe Herrn Volz das Doktordiplom zugesendet.

Die Königl. Böhmische Gesellschaft der Wissenschaften hat in der am 29sten December v. J. gehaltenen Sitzung den rühmlichst bekannten Historiker Herrn Thomas Dolliner, Doktor der Rechte, und Professor der Reichsgeschichte und des Lehen und deutschen Ritterakademie in Wien zu ihrem auswärtigen Mitgliede aufgenommen.

Der Herzog von Oldenburg hat dem Dr. Med. A. H. F. Gutfeldt in Altona für seine demselben dedicirte Schrift: „Ueber das Verhältniß der Wechselerregung, Nervenwirkung „und Bewegung im thierischen Organismus," durch seinen Minister den Grafen von Holmer, eine goldene Dose von Werth zustellen lassen.

Die durch ihre Briefe über den Gesang, welche 1803 zu Leipzig erschienen, als Schriftstellerinn bekannte Emilie d'Aubigny von Engelbrunner, ist mit der Gemahlinn des zum Recorder der Präsidentschaft in Bombay ernannten Sir James Makintosh nach Ostindien abgereist.

Das Nationalinstitut zu Paris hat den Hofrath Herrn von Wiebeking zu Wien, und den Astronomen Herrn Gauß zu Braunschweig, zu seinen Korrespondenten ernannt; und den Herrn Ober-Medicinalrath Klaproth zu Berlin, so wie den berühmten Reisenden, Herrn Ober-Bergrathe von Humboldt, zu auswärtigen Mitgliedern aufgenommen.

Bey Gelegenheit der Verlobung der russischen Großfürstinn Maria mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar, erhielt der durch mehrere deutsche Schriften rühmlich bekannte erste Lehrer derselben, Herr Kollegienrath Storch, ein

Geschenk von 5000 Rubeln, und ward zum Statsrath befördert.

Herr Fr. Schultz zu Berlin, (Verfasser der Abhandlung über den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, mit einer Gebirgscharte von Europa. 1803. 4.) ist Assessor bey der Kriegs= und Domänen=Kammer zu Anspach geworden.

Herr Josua Stutzmann, Doktor der Philosophie zu Göttingen, hat den Ruf als Professor in Heidelberg mit 600 Gulden Gehalt erhalten und angenommen.

Todesfälle.

1803.

Am 19ten September starb zu Manheim der katholische Stadtpfarrer Michael Eichhorn, Dechant des Heidelberger Kapitels, bekannt als Verfasser eines in den katholischen Kirchen der Rheinpfalz gebräuchlichen Gesangbuchs.

Im Oktober zu Staffelstein Herr G. F. Weyermann, Pfarrer daselbst, und Chorherr zum heil. Stephan zu Bamberg, im 57sten Jahre. — Er hat Erbauungsbücher und Gelegenheitsreden drucken lassen.

1804.

Am 22sten Januar zu Wien Herr Karl Joseph Michaeler, Exjesuit und Kustos an der Universitätsbibliothek daselbst, ehemals ordentl. Professor der allgemeinen Weltgeschichte auf der ehemaligen Universität zu Inspruck, 69 Jahre alt. Er ist durch mehrere philologische und historische Schriften bekannt.

Am 23sten Januar zu Soest der durch mehrere Schriften und Streitigkeiten bekannte Prediger Herr Hermann, 48 Jahre alt.

In der Nacht zum 24sten Januar zu Züllichau der Königl. Preuß. Hofrath, auch Stadt= und Land=Physikus, Dr. Christian Samuel Ungnad, in einem Alter von beynahe

nahe 69 Jahren. 1783 gab er zu Züllichau heraus: „Der „Maywurm, ein Mittel wider den tollen Hundsbiß, gegen „Einwürfe vertheidigt, und durch einige Beobachtungen „bestätigt." —

Am 29sten Januar zu Würzburg Herr F. X. Trentel, der heil. Schrift und beyder Rechte Licentiat, der Philosophie Doktor, und ehemaliger Professor der Mathesis und Sternkunde daselbst, 73 Jahre alt. Er hat mehrere mathematische Lehrbücher geschrieben.

Am 5ten Februar zu Weimar, der um die Verbreitung der italiänischen Literatur in Deutschland sehr verdiente Fürstl. Weimarsche Rath Herr Christ. Joseph Jagemann, Bibliothekar der verwittweten Herzoginn von Weimar, im 69sten Jahre seines Alters.

Gegen Ende des Februars zu Warschau, der durch mehrere belletristische Schriften bekannte, dortige Lotterie-Direktions-Assessor Herr J. J. Mnioch, 38 Jahre alt.

In der Nacht vom 6ten auf den 7ten März zu Berlin Herr F. P. Eisenberg, Königl. Preuß. Geheimer Kriegsrath, Polizey-Direktor, Stadt-Präsident, und Direktor sämmtlicher Armenanstalten zu Berlin, 47 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner Schriften liefert Meusels gel. Deutschland Th. II. S. 185. 186.

Chronik deutscher Universitäten.

Landshut in Baiern. 1804.

Durch ein Kurfürstl. Reskript vom 26sten Jänner erhielt die Universität eine ganz neue Einrichtung, die in der Hauptsache mit der neuen Verfassung der hohen Schule zu Würzburg übereinkömmt. Die vier Fakultäten sind aufgehoben; es giebt keine Dekane, oder Vorsteher der Fakultäten mehr. Die Wissenschaften, die da gelehrt werden, sind in zwey Klassen getheilt: in die Klasse der allgemeinen Wissenschaften, deren Kenntniß jeder gebildete Mann von jedem

Stan-

Stande besitzen soll, und in die Klasse der besondern, deren Kenntniß nur zur Ausübung eines bestimmten Berufes erfordert wird. Jede Klasse zerfällt in 4 Sektionen, und zwar die allgemeine Klasse: 1) in die eigentlich philosophische; 2) in die physisch-mathematische; 3) in die historische; und 4) in die ästhetische, wozu auch die Philologie gezählt wird. Die Klasse der besondern Wissenschaften besteht 1) aus derjenigen Sektion, die sich mit der Religionslehre beschäfftiget; 2) aus der juridischen; 3) aus der staatswirthschaftlichen; und 4) aus der medicinischen Sektion. Jede Sektion wählet sich jährlich einen Vorstand. Der Lektionskatalog muß für das Wintersemester in encyklopädischer Form; für das Sommersemester aber nach dem Muster des Göttingischen verfaßt werden. Die Attestaten für diejenigen Studierenden, die um ein Amt ansuchen, werden verschlossen dem Rektor zugestellet. Dieser verfertiget aus denselben ein allgemeines Zeugniß, und sendet es an die Regierung. Jeder Professor ist für die Richtigkeit seines Zeugnisses verantwortlich gemacht. Der akademische Senat besteht künftig unter dem Vorsitze des Rektors aus einigen beständigen Mitgliedern, und aus 4 jährlich abwechselnden Professoren von den Sektionen. Die erste Stimme hat der Prokanzler. Alle Geschäffte, die zuvor durch die Concilia decanica, und sogar jene Streitsachen, welche durch das nur aus den juridischen Professoren, und dem Senior der Universität bestehende Collegium judiciale besorgt worden, sind an den Senat übertragen; doch werden zu den letztern alle juridischen Professoren beygezogen. Die Jurisdiktion über die Professoren und Studierenden behält der Senat. (Die Gerichtsbarkeit über die akademischen Buchdrucker, Buchhändler, und Buchbinder ist der Universität schon seit einem Jahre genommen worden.) Die Wahl eines Rektors ist nicht mehr frey. Jeder Professor schlägt in einem verschlossenen Zettel 2 Subjekte vor; diese Zettel werden an das geheime Ministerialdepartement in geistlichen Dingen, unter welchem die Universität steht, gesandt, und dieses entscheidet, wer aus beyden Rektor seyn soll. An Rang hat der Rektor, der bisher den Dikasterialpräsidenten gleich stand, verloren; er hat jetzt den Rang, den die Direktoren in den Dikasterien haben. Einigen Professoren sind die Besoldungen mäßig erhöht worden; aber für die Vorlesungen müssen alle Studierende, mit Ausnahme

nahme der Stipendiaten, und derjenigen, die ihre Armuth beweisen können, mäßige Honorare bezahlen.

Göttingen. 1803.

Am 29sten September hat der Repetent Herr Horn, eine Societät der theologischen Wissenschaften errichtet mit einigen der vorzüglichsten Göttingischen Kandidaten, von welcher er Direktor ist. Auch auswärtige Freunde der Theologie und Prediger, können sich an diese Gesellschaft anschließen.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Auf die den deutschen Schullehrern im Kurfürstenthum Würtemberg von dem Kurfürstl. Synodus für das Jahr 1803 vorgelegte Preisfrage: „Welche Vortheile haben die öffent„lichen Schulen vor dem häuslichen Unterrichte; welches sind „die den öffentlichen Schulanstalten eigenthümliche Fehler, „und wie kann man ihnen mit glücklichem Erfolge entgegen„arbeiten?" sind 25 Beantwortungen eingegangen. Den ersten Preis von 5 Dukaten erhielt der Kollaborator der deutschen Knabenschule in Tübingen, Herr Ch. F. Vollmar, den zweyten Preis von 3 Dukaten bekam der Stadt-Provisor J. K. Herold in Marbach, und den dritten Preis von 2 Dukaten der Schulmeister J. F. Weiß in Weinsperg. Für das Jahr 1805 ist von dem Kurfürstl. Synod deutschen Schullehrern folgende Preisfrage aufgegeben worden: „Wel„ches sind die einem deutschen Schullehrer unentbehrlichsten „Kenntnisse, und welche andere Kenntnisse sind zwar nicht „unentbehrlich, doch, um in einem höheren Grade den Zweck „des Schulunterrichts zu erreichen, nützlich?" Die Preisschriften müssen auf Lichtmessen 1805 an den Generalsuperintendenten, unter welchem der Verfasser steht, eingeschickt werden.

An-

Anzeige kleiner Schriften.

Die Börsen-Halle in Hamburg im Januar 1804. 20 Seiten. 8.

In dieser kleinen, sauber gedruckten Schrift, giebt Herr Gerhard von Hoßtrup, von der Erbauung und Einrichtung der neuen Hamburger Börsen-Halle, welche ihm ihr Daseyn verdankt, eine genaue und umständliche Beschreibung. Man sieht aus derselben, daß die Idee, welche bey der Anlage dieses Gebäudes zum Grunde liegt, eben so glücklich aufgefaßt als zweckmäßig ausgeführt worden ist; so daß die Hamburgische Börsen-Halle, wenn man auf ihre Bestimmung Rücksicht nimmt, und andern Handelsstädten, welche ähnliche Anlagen beabsichtigen, zum nachahmungswerthen Muster dienen kann.

Korrespondenz.

Auszug eines Schreibens aus Kölln, vom 2ten Februar 1804.

Sie werden vermuthlich durch den Hamburgischen unpartevischen Korrespondenten Nr. 16, d. J., und durch ein dort eingerücktes, aus Bremen vom 23sten Januar datirtes Schreiben verleitet worden seyn, zu glauben, daß man in Kölln und Bremen mit aller Macht und mit vereinigten Kräften an einer Vereinigung der lutherischen und reformirten Konfession arbeite; denn zufolge jenes Zeitungsartikels sollen die Bremenschen reformirten und lutherischen Geistlichen von den Vorstehern beyder protestantischen Gemeinen in Kölln, welche an einer Vereinigung beyder Konfessionen arbeiteten, um Unterstützung dieser Sache ersucht worden seyn.

Was für Absichten der Einsender dieser Nachrichten auch gehabt haben mag, als er die ganze Zeitungengierige Welt auf eine projektirte Union, die in Kölln und Bremen bearbeitet worden, hinleitete — ob dieß Ernst aus Unwissenheit

und

und Unkunde, oder Scherz aus strafbarem Muthwillen war, der ihm die Feder führte, mag dahin gestellt seyn — genug, es war eine Lüge.

Das Wahre der Sache ist: daß die Protestanten beyder Konfessionen bey uns in Kölln von der französischen Regierung die Erlaubniß eines freyen öffentlichen Kultus erhalten haben. Man hatte ihnen das ehemalige Antoniter-Kloster zu einer gemeinschaftlichen Kirche nebst Prediger-, Schullehrer- und Küster-Wohnung angewiesen. Zur Einrichtung dieses Gebäudes zu den benannten Zwecken, und zu dem jährlichen Unterhalt der erforderlichen Kirchen- und Schullehrer fehlte es den Köllnischen Protestanten an Geld; sie sprachen also in einem gedruckten, und durch die Köllnische Municipalité beglaubigten Cirkulare ihre christlichen Glaubensgenossen in Bremen um eine Beysteuer an. — Dieß ist das ganze Unions-Projekt! *)

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das preußische Gesetzbuch oder allgemeine Landrecht, ist auf Befehl des französischen Justizministers von den Mitgliedern des Bureau der ausländischen Gesetzgebung ins Französische übersetzt worden, und in der Druckerey der Republik in 5 Bänden unter dem Titel: Code général pour les Etats prussiens, erschienen. Die Herausgeber haben unterm 9ten September v. J. vom Könige von Preußen, dem sie ein Exemplar davon überschickt hatten, ein Danksagungsschreiben nebst einer goldenen Medaille erhalten.

Der sich jetzt in Königsberg in Preußen aufhaltende Kammersekretair zu Warschau Herr Werner, soll Verfasser des

*) In einem spätern Blatte des Hamburg. Korrespondenten (Nr. 36.) ist auch von den Köllnischen protestantischen Gemeinen jenem Artikel aus Bremen öffentlich widersprochen worden.

Anmerk. des Redakteurs der N. A. D. Bibl.

des zu Berlin bey Sander 1803 in 2 Bänden 8. erschienenen Gedichts:

Die Söhne des Thales,

seyn.

Der berühmte Herr J. von Meerman, Herr von Dalem und Fähren, hat den ersten Theil seiner neuen Uebersetzung von Klopstocks Messias in holländischen Hexametern zum Haag bey dem Buchhändler van Cleef drucken lassen.

Verbesserungen.

Im LXXXI. Bd. 1. St. S. 164. Z. 7. st. schädlich l. unschädlich

— — — — — — 13. von unten st. wiegt l. neigt

— — — — — 389. — 13. von unten st. Scheere l. Schwere

— LXXXIV. — 1. — — 80. — 4. von unten st. Uebelstand l. Unbestand

— — — — — 254. — 2. von oben hinter an fehlen die Worte: fünfthalb Seiten

— — — — — 259. — 7. von unten hinter Beytritt fehlt das Wort: jene — würden

— — — 2. — — 381. muß in der Recension von Herrn Kerns Buch durchgängig Gnoseologie st. Geoseologie gelesen werden

---

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Flüchtiger Ueberblick der französischen Revolution und des durch sie veranlaßten Krieges. Ein Hülfsbüchlein für Freunde der neuesten Weltgeschichte. Aus dem Konversationslexikon mit nöthigen Abänderungen besonders abgedruckt. Leipzig, bey Leupold. 1802. 113 S. 8.

Als geschichtlicher Umriß betrachtet, ist diese Skizze in den Hauptzügen vollständig, richtig und gut aufgefaßt, und deßwegen zweckmäßig und empfehlungswürdig zur Uebersicht eines großen Ganzen, das, in seinen einzelnen Theilen, unendlich interessant und wichtig, eine gründlichere Belehrung erheischt, die in den größern Werken unsrer Zeit über die Revolution zu suchen ist. — Dieser Umriß zerfällt in zwey historische Abschnitte: über die Revolution — und über den Revolutionskrieg.

Eine ähnliche Tendenz hat das folgende Werk, unter dem Titel:

Allgemeinfaßliche Geschichte der französischen Revolution. Für den gemeinen Mann erzählt, von

Gottlieb Wahrmuth. Erster Band. Mit einem Titelkupfer. Straubing, in der von Schmidischen Buchhandlung. 1803. 229 S. 8.

und ist in der ganzen Behandlung, so wie in der Darstellung, seinem Zweck vollkommen entsprechend, um die mittlere Volksklasse, die hier unter der nicht allgemein so angenommenen Benennung des gemeinen Mannes verstanden wird, von den Hauptzügen der großen Begebenheit nützlich zu unterrichten. Der Ton der Erzählung ist leicht und unterhaltend, die Gegenstände sind gut gestellt und gereihet, die Ruhepunkte der einzelnen fünf Abschnitte dieses Bandes zweckmäßig gewählt; die eingemischten kurzen Reflexionen dienen dazu, um den Lesern die Gesichtspunkte zu fixiren, aus welchen sie die Hauptzüge zur richtigen und belehrenden Beurtheilung des Ganzen anzusehen haben, und es herrscht eine möglichst unbefangne unpartheyische Ansicht in dem Vortrage des Ganges der Begebenheiten. »Mein Bestreben,« sagt der Verfasser am Schluß seines Vorberichts, »war, wahr zu seyn, und das Gute in seinem vortheilhaften, das Böse in seinem nachtheiligen Lichte darzustellen, »Schwäche und Mängel aber zu schonen.« — Wir geben dem Verf. das Zeugniß, daß er redlich Wort gehalten habe. — Dieser erste Band schließt mit der Hinrichtung des unglücklichen Ludwigs.

Rp.

Praktische Geschichte des asiatischen Handels (,) eine unterhaltende und belehrende Lektüre für alle denkende Kaufleute, u. s. w. von Friedr. Ludw. Langstedt, Dokt. der Philos. zu Göttingen, rc. Nürnberg, bey Raspe. 1803. XII. u. 212 S. gr. 8. 18 Kr.

»Man muß,« sagt der Verf. in der Vorr. S. VII. »sich »von (durch) die Handelsgeschichte Asiens, sowohl aus Bedürfniß, als des Nuzens (Nutzens), (des) Vergnügens »und (der) Bequemlichkeit wegen, unterrichten: a) Wegen »der darin aufgestellten Waarenkunde selbst; b) Wegen »der vornehmsten Fabrik- und Manufaktur-Oerter Asiens, »die

»die man darin aufgeführt findet.« Darin hat er nun einseitig Recht, wenn der Verf. nur nicht dabey zu sehr auf dem gemeinen Kombinationswege einhergienge, ohne seiner Hülfsmittel zu erwähnen, die er oft ohne Sachenkritik abschrieb, und sonach Zwecke verfehlte, die man in einer praktischen Geschichte des asiatischen Handels schlechterdings erwartet. Wir wollen dieses in einer kurzen Darstellung anschaulich machen.

Die abgehandelten Materien werden in zwölf Abschnitte eingetheilt, die am Ende mit einem Anhange begleitet sind. Im I. Abschn. wird vom asiatischen Handel überhaupt, in den folgenden von den einzelnen Zweigen des Handels in verschiedenen Theilen Asiens insbesondere gehandelt. Zuförderst beschäfftiget den Verf. der Handel auf den einzelnen Küsten Asiens, und der vom eigentlichen Indien, wobey die Reihe Malabar, Koromandel, Golkonda, Bengalen, Malakka, Pegu, Siam, Kamboyna, Kochinchina, Tunquin und China trifft, auch des Handels der Europäer nach diesen Weltgegenden, ganz kurz erwähnt wird. Der fünfte und sechste Abschnitt schildert den Handel des Königreichs und der Halbinsel Korea, des von Hindostan, oder dem großmogolischen Reiche (?), den vom glücklichen Arabien, dem persischen Meerbusen, und des Handels vom innern Persiens und der davon abhängenden Staaten. Die folgenden Abschnitte erstrecken sich über den Handel von Georgien und Mingrelien, Armenien, der großen Tartarey, der Königreiche Tangut oder Tibet, der großen und kleinen Bucharey, des Königreichs Kaschemir, des Handels der Länder am kaspischen Meere, des der Kosaken und der Kalmucken. Der zwölfte Abschn. schildert den Handel auf den asiatischen Inseln. Hier kommen die Maldiven, die Insel Ceylon, die sundischen Eylande, nämlich Java, Sumatra, Borneo, die großen und kleinen Molucken, die Banda-Inseln, Amboina, die Philippinen oder Manillen, die marianischen Inseln, Japan, u. dgl. — Der Anhang enthält die wahre Methode, die indische Leinwand oder Kattune zu malen, Blumen zu zeichnen, Farben zu bereiten und sie anzulegen. (Das Geheimniß, Indigo zu bereiten, und wie man es (ihn) zurichtet, ist eben so wenig neu, als die Methode, die Leinwand zu bleichen, und zur Festhaltung verschiedener Far-

 ben

ben zu bereiten. Wer in Ansehung des hier vermeinten Indigo-Geheimnisses der Franzosen *Quatremere Dijonval* analyse et examen chymique de l'Indigo, etc. à Paris 1777. 10½ Bog. 8.; oder die deutsche Uebersetzung davon, herausgegeben von Buchholz, Weimar 1778. 8., welche auch in Lichtenberg's Magazin des Neuesten rc. 31 Bd. 3s St. S. 154 ff. sich abgedruckt findet (vergl. N. A. D. Bibl. 38 Bd. S. 186), und das Magazin aller neuen Entdeckungen gelesen hat, der wird hier wahrlich nichts Neues finden; von Bleich- und festen Farben-Methoden müssen wir gar nichts erwähnen; diese sind in neuern Zeiten ungleich mehr bereichert worden, als des Verf. Plan dazu hinreichte, die Namen ihrer Erfinder, geschweige ihrer praktischen Entdeckungen anzuführen. — Als Geschichte kann dieses Büchlein ganz und gar nicht auftreten, noch weniger als historische Darstellung eines Gegenstandes, der von einem solchen Umfange, wie der gegenwärtige, ist. Wer den Schedelschen Auszug aus Raynal's größerem Werke über den Handel der Europäer in beyden Indien, Eschelskron's und die neuesten Nachrichten der Engländer in Bengalen und dem indischen Meere kennt, der wird diese magere Kompilation, die nur für Kinder und den großen Haufen, nicht aber, wie der Verf. irrig auf dem Titel dieser Schrift angiebt: eine unterhaltende und belehrende Lektüre für alle denkende Kaufleute und Liebhaber nützlicher und interessanter Notizen bestimmt ist, für ganz überflüssig halten. Die Hoffnung, welche sich der Verf. am Ende der Vorrede mit selbstsüchtiger Genügsamkeit über den Werth dieser Bogen macht, dürfte, nach der strengsten Kalkulation und Wahrscheinlichkeit, welche das Publikum anstellen wird, sehr wahrscheinlich vereitelt werden.

F.

Beyträge zur Geschichte der Erfindungen. Von Johann Beckmann. Fünften Bandes zweytes Stück. Leipzig, bey Kummer. 1803. VI u. S. 155—308. 8 Gr.

Ueber den Werth dieser Beyträge hat das Publikum schon längst äußerst vortheilhaft entschieden; der vorliegende Fort-

Fortsetzung gebühret nicht minder diese Ehre. Sie enthält V. vollständige Abhandlungen, und die 6te Zusätze zu frühern Ueberschriften, die dadurch ergänzt werden. I. S. 155. Stricken der Netze und der Strümpfe. Strumpfwirkerstuhl. Der Hr. Verf. zeigt den technischen Unterschied des Webens und Strickens, so wie die verschiedenen Arten des letztern, nebst dem Alter der Netze und der Fangstricke; worüber eine gelehrte Anmerkung von mehreren Seiten eingeschaltet wird, die von dem unermüdeten literarischen Forschergeiste zeugt, womit der Verf. seinen Gegenstand kritisch zu bearbeiten versteht. Verschiedene Arten von Strickerey führen zur Erfindung der Strümpfe, die, wie die nachherigen Strumpfwirkereyen, zuerst in England erfunden, demnächst nach Frankreich gebracht, und in der Folge mit nach Deutschland übergeführet worden. Der Vertheidigung des Verf. gegen die alberne Behauptung Savary's: daß der Strumpfwirkerstuhl keine englische, sondern eine französische Erfindung sey, treten wir völlig bey. (Aber, was vermag ein Franzose, ohne allen Grund, und ohne die entferntesten Beweise, nicht zu behaupten! Davon zeugt ja die Weltgeschichte, sollte deßwegen die Geschichte der Wissenschaften davon ausgeschlossen bleiben? Wer Augen und Verstand hat zu sehen und zu urtheilen, der sehe und entscheide!! —) S. 205 ff. läßt es der Verf. unentschieden, wann diese künstliche Maschine nach Deutschland gekommen sey; inzwischen ist es nicht unwahrscheinlich, daß französische Flüchtlinge, nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes, den Strumpfwirkerstuhl zuerst auf deutschen Boden verpflanzt haben werden. Leibnitz's Irrthum, daß diese Maschine eine schottische Erfindung sey, wird in Note 55 mit Grund widerlegt. — II. S. 206. Von der Bestimmung und Nutzung des Hopfens. Die Pflanze, welche dieses Produkt hervorbringt, soll den alten Völkern, selbst Griechen und Römern, nicht bekannt gewesen, zur Zeit der Karolinger aber gepflanzt und genutzt worden seyn. Obgleich der Verf. S. 222 ff. bey Gelegenheit, daß das Alter des Hopfens bey der niederländischen Brauerey bis zum Jahr 1364 hinaufgeführet wird, viele wichtige Notizen einstreut: so scheinen ihm doch einige holländische Quellen dabey entgangen zu seyn. (In den Anmerkungen von van de Wall über die Handvesten van Dortrecht, Deel I. p. 150 volg., sieht man deutlich und durch historische Data bewiesen, daß

schon im eilften Jahrhundert Bierbrauer in Holland gewesen sind. Das Hopfenbier findet man im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts allenthalben in Südholland im Gebrauche. Die Entscheidung des Grafen Wilhelm III. von Holland, zwischen dem Burggrafen von Leyden und der Stadt Leyden, vom 21 Juni 1326, zeigt deutlich, daß vor und im Anfange des XIV. Jahrh. dieser Nahrungszweig hier im Ansehn gestanden haben müsse (s. *van Mieris* Charterboek, Deel II. p. 391. enz. — Man findet sogar eine General-Verpachtung des Grafen Wilh. III. vom 16 Mai 1322, und ein Verbot von eben diesem Dato, daß es keinem einzigen Tabagiewirthe, oder wer es in Dortrecht seyn möchte, fremdes Bier einzulegen und zu verzapfen, erlaubt seyn sollte. Die diplomatischen Urkunden dazu stehen sowohl in gedachten Handvesten etc., als auch in *Elias Luzac* Hollandsch Rykdom, of Tafereel van Neerlandsch Koophandel en Zeevaart, Tweede uitgaave; Deel I. p. 227 u. Bylaagen zu diesem Werke, pag. 101. Lit. Q. Nr. 1—7. Anderer Quellen, wie z. B. das Grote Placaet-Boek, Deel II. Col. 2060; die Handvesten van Leyden, p. 348 volg.; und *van Meermann's* Aanmerkingen over *Hugo de Groot's* Parallelon etc., Deel III. an verschiedenen Orten nicht zu gedenken.) Auch die III. Abhandl. S. 235 von den Bleystiften, so wie die IV. S. 254—286 vom Salmiak, zeugen von dem Fleiße und der Pünktlichkeit des Verf. — Letztere Abhandlung ist von mehreren Seiten wichtig. Der Mineraloge sowohl, wie der Chemiker und der Geschichtschreiber, finden hier treffliche Winke und Vorarbeitungen, die gewiß dankbar derjenige benutzen wird, welcher Beyträge der Art zu seinem Zwecke zu gebrauchen versteht. Was in der V. Abhandlung von den Tafel-Gabeln S. 286, besonders S. 289, von den ligula's der Römer vorkommt, dürfte eine nähere Untersuchung verdienen, da die ligulae der Römer einen Löffelvoll bedeuteten, folglich ein Definitiv-Urmaaß waren, das keinesweges mit Gabeln verglichen werden konnte, wie auch Hr. Hofr. Beckmann richtig bemerkt. Möchte es doch dem Hrn. Verf. gefallen, uns bald die Fortsetzung von diesen Beyträgen zu schenken! —

Geschichte des hanseatischen Bundes (,) von Georg Sartorius (,) Prof. zu Göttingen. Zweyter Theil. Mit einem Kupfer. Göttingen, bey Dieterich. 1803. XVI. u. 832 S. gr. 8. 3 Rk. 16 gr.

Auch unter dem Titel:

Zweyten Theils, erste Abtheilung; S. 1—390. Zweyte Abtheilung. S. 391—832.

Von diesem trefflichen Werke haben wir den 1sten Theil mit allem ihm gebührenden Ruhme in der N. A. D. Bibl. angezeigt. Der vorliegende Theil enthält S. 1—732 das fünfte bis zwölfte Buch, oder die zweyte Periode der Geschichte des Bundes und des Handels der deutschen Hanse, nämlich von dem Frieden mit Dänemark im Jahre 1370 bis zum allgemeinen deutschen Landfrieden im J. 1495; den Beschluß machen die drey Beylagen S. 733—832. Wir wollen von diesem gemeinnützigen Buche, welches sich in aller Absicht durch Inhalt und Darstellung jedem Geschichtsforscher von selbst empfiehlt, einen kurzen Auszug liefern, der das Wesentliche der Geschichte dieses Bundes enthalten soll;

Fünftes Buch. Der zweyten Periode erster Abschnitt: Verfassung des Bundes, während dieses Zeitraumes.

Der Verf. zeigt unwidersprechlich: daß die Hanse sich nicht zu einer unabhängigen Handels-Republik ausgebildet, davon liegt der Grund, nebst andern äußern Ursachen, vornehmlich in der einheitslosen Konföderation, wovon der Zweck am besten aus den Konföderations-Notulen erhelle, die im J. 1418 errichtet, und in den Jahren 1443 und 1450 durch die vier Hauptzwecke der Brüderschaft wären bestätiget worden. Die höchste Bundesgewalt sey bey den Deputirten, auf einem Hanse-Tage rechtskräftig versammelt gewesen, wo man dergleichen Tagfahrten gewöhnlich zu Hamburg und Lübeck gehalten habe. Das Recht des Ausschreibens stand daher den versammelten Deputirten

 selbst

selbst zu; welche allmählig der Stadt Lübeck die Befugniß, ausschreibender Stand zu werden, ertheilte, welches anfänglich einen Streit veranlaßte, der in der Folge die Art einer Besendung zur Tagessatzung durch die größern Städte der Genossenschaft, festsetzte. Die Tagfahrten wurden aber immer von einer geringen Anzahl stimmfähriger Städte besucht, wobey in den zu fassenden Beschlüssen die angesehenern und wohlhabendern Gemeiner das Uebergewicht erhielten, wovon der Verf. die verschiedenen Ursachen, weßhalb die Städte der erhaltenen Ladung nicht folgen, S. 66 ff. auseinandersetzt. Von nun an erscheinen Deputirte des deutschen Ordens in Preußen auf den Versammlungen der Hansa, und nehmen Theil an den Beschlüssen, wobey fremde Fürsten, theils in Person, theils durch Abgeordnete, auf Hansetagen ihre Werbungen vorbringen. Es wird eine nähere Bestimmung des Orts, der Zeit und der Ordnung bey den Versammlungen der Deputirten verhandelt, und die Schwierigkeiten bey einem zu fassenden Beschlusse erwogen, wobey nicht immer die Majorität entschied, und man gewöhnlich den Beschluß ad referendum nahm, um Zeit zu gewinnen, damit die Sache reiflich erwogen werden könne. Dieß hatte zur Folge, daß den größern Städten der Vorzug zugestanden ward, wenn keine Hansetage versammelt wären, Lübeck und die wendischen Städte für die Erhaltung des Ganzen zu sorgen hätten. Hierüber entwickelten sich allmählig Streitigkeiten, davon die Resultate die waren, daß den Hauptstädten der einzelnen Kreise in den ihnen untergeordneten Theilen das nämliche Recht zugestanden werden mußte. Dadurch entstand eine Eintheilung des Bundes nach verschiedenen Rücksichten und Zeiten, die eine legale Bestimmung einer Geldstrafe, welche die erste Quelle des öffentlichen Einkommens wurde, zur Aufrechthaltung der hansischen Gesetze, zur Folge hatte. Nächstdem ward das Pfundgeld und der Schoß (Abschätzung) so wie endlich der Matrikular-Anschlag, als die zweyte und dritte Quelle des Bundes-Einkommens, eingeführt, wobey die öffentlichen allgemeinen Ausgaben immer unbedeutend blieben, indem die Stärke des Ganzen größtentheils auf den Kräften einzelner Glieder des Bundes beruheten. Die stimmenfähigen vollen Hansee-Städte, welche in dieser Periode erwähnt werden, kommen in den Konföderationen, und in spätern Nachrichten noch andere vor. Zugewandte Orte, mittelbare

bare Glieder, und sogar ganze Provinzen, die dem Grund-Gesetz beygezählt werden, erweitern den Bund, und geben ihm eine Ausdehnung, die der hansischen Gleichheit schaden, wodurch das hansische Recht für die Städte verloren geht. Beurtheilung der Mängel in der Verfassung. Beschluß des fünften Buchs.

Sechstes Buch. Der zweyten Periode zweyter Abschnitt. Unabhängigkeit der Hanse von Kaiser und Reich; ihr Einfluß auf die Verhältnisse der einzelnen Städte zu ihrem Landesherren, und der Bürger zu ihren städtischen Obrigkeiten während dieses zweyten Zeitraums.

Ungeachtet das Verhältniß des Bundes zum Kaiser glänzend für den erstern war, und die von ihm erhaltenen Privilegien den Bund nicht nur sicherten, sondern ihn in den Stand setzten, vom Kaiser Beystand, und im Nothfalle sogar militärische Hülfe fordern zu können, wurde dennoch die Hanse nicht förmlich anerkannt. Diesem Beyspiele folgten andere Stände und Fürsten des Reichs; wogegen sich] der Bund, als Korporation, dergestalt rächte, daß des Kaisers und des Reichs Ansehn, wie deren Einfluß auf die Hanse, wie eine Null betrachtet wurde. Mehrere Beyspiele, wie die fremde Einmischung Königs Sigismunds und dessen Befehle in einer gemeinschaftlichen Bundesangelegenheit, die schimpflich für ihn ausfallen — und andere Begebenheiten der Art, rechtfertigen diesen historischen Umstand. Auch gesteht die Hanse den übrigen Ständen nicht den geringsten Einfluß auf ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu; sogar des Hochmeisters Protektorat ist nichts weiter, als eine laxe Allianz geblieben. — Diese und mehr andere Auktorität, welche der Bund sich anmaaßte, führte das Bestreben des letztern herbey, daß die Streitigkeiten unter seinen Gliedern, oder ihre Zwiste mit Fremden, einzig und allein nur auf Hänse-Tagen entschieden werden durften. Dadurch sank das städtische Gemeinwesen gleichsam in der Blüthe seines Entstehens, ein Ereigniß, das die Hanse vorzubereiten schien. Aus diesem Grunde ward die Zahl der Reichsstädte im Bunde geringe, weil der Werth der Unmittelbarkeit wenig geachtet, und die Freyheiten der Landstädte nur in einen figurativen Schimmer eingehüllet wurden. Die Reichs-

städte bekümmerten sich vollends um Niemanden, weil eine oberste Gewalt in Deutschland kaum merklich war. Schwerer aber als die äußere Freyheit zu erhalten, wurde es für die Städte, Freyheit und Ordnung im Innern zu begründen; indem sie mehr in aristokratische Verfassungen, als in Herbeyführung des allgemeinen Bestens ausarteten. Diese und andere Unfälle, die hinzu kamen, veranlaßten nach und nach Tumulte, welche zu Ende des vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts häufiger, aber auch gefährlicher wurden. Der Aufstand zu Lübeck würde äußerst wahrscheinlich nachtheilige Folgen erzeugt haben, hätte der Bund, durch weise Maaßregeln, sich durch die dagegen entworfenen und gesetzlich bestätigten Statuten nicht gesichert.

Siebentes Buch. Der zweyten Periode dritter Abschnitt. Herrschaft der Hanse in der Ostsee und in Norwegen. Fehden mit Dänemark und den Unions-Königen, so wie mit den westlichen Europäern, welche als hanseatische Nebenbuhler in den nordöstlichen Handel sich immer mehr eindrängten.

Die Handelsherrschaft der Hanse war und ist stets in Nordosten vorzüglich begründet gewesen; nichts desto weniger ward dem Bunde Dänemark der gefährlichste Feind. Im Jahr 1426 artete diese Feindschaft in eine förmliche Fehde aus. Mangel an Einheit in den Bundesverhältnissen brachte allerley Abentheuer hervor; der endliche Friede, der im Jahr 1435 für die wendischen Städte noch günstig genug ausfiel, entthronte zwar den König Erich, indessen sein Nachfolger, König Christoph, aber mit der Schande bedeckt ward, indem er in später sich entwickelten Streitigkeiten ganz unberufen sich einmischte, sogar die angesehenern Städte überfallen und Lübeck übertumpeln wollte; jedoch mit Schimpf, wegen seines mißlungenen Unternehmens, wieder abziehen mußte. Nunmehr enstanden Streitigkeiten zwischen den Hansen und den Niederländern, die als Konkurrenten im nordöstlichen Handel auftraten, und während der Fehde mit den wendischen Städten, größere Geschäffte im Nordosten machen. Unter diesen günstigen merkantilischen Auspicien legen die ansehnlichsten Städte der Niederlande, die bisher zum hanseatischen Bunde gehörten, den Grund, sich auf immer vom Hansebunde zu trennen,

während die schwächern, mit Aufopferung ihrer bisherigen Freyheit, noch immer dem Bunde treu blieben. Dadurch wurden die Hansen in den Stand gesetzt, ihr Uebergewicht im Nordosten über die schismatischen Niederländer zu behaupten. Dieses und mehr andere Ursachen erzeugten mittlerweile eine Eifersucht der gemeinen Städte, die sich über den vermehrten Aktivhandel der Engländer und Deutschen im Nordosten ärgerten, und deren Geschäffte auf alle Art und Weise zu beschränken sich bemüheten. Der Utrechter Vertrag vom J. 1474 setzte den Geist der hansischen Gesetze, in Bezug auf den von Fremden bey ihnen vorzunehmenden Handelsverkehr, fest; welches den Hauptvortheil bewirkte, daß sich die Hansen, während dieser zweyten Periode, in ihrem Ansehn zu erhalten, und sich bey andern westlichen Nationen, statt jenen gefährlich zu werden, Respekt und Ehrfurcht zu verschaffen wußten.

Achtes Buch. Der zweyten Periode vierter Abschnitt. Geschichte des Handels der Hansen mit Norwegen, und Beschreibung ihres Komtoirs zu Bergen, während der zweyten Periode.

Während diesem Zeitraume treten mehrere Schwierigkeiten ein, welche die Beschreibung des hansischen Handels überhaupt, und den Verkehr der Deutschen in Norwegen, von welchem man nicht einmal vollständige Nachrichten aufweisen kann, in mehreren Hinsichten erschweren. Dem ungeachtet weiß der treffliche Verf. alle die Hindernisse zu bekämpfen, die dem Mangel gedruckter historischer Notizen begegnen. Das ganze Buch ist daher dem hansischen Handelsverkehre zu Bergen in Norwegen und ihrer häuslichen Niederlassung daselbst als Faktorey, gewidmet. Gegen das Ende dieses Abschnitts S. 379 ff. wird die deutsche Waaren-Ein- und Ausfuhr aus dem Reiche durch Hansen und auf hansischen Schiffen gezeigt; wobey verschiedene merkwürdige und der Vergessenheit entrissene Vorschriften für die Faktorey zu Bergen und den Handel der Deutschen daselbst, beygebracht werden, die hier am rechten Orte stehen.

Neuntes Buch. Der zweyten Periode fünfter Abschnitt. Geschichte des Handels der Hanse mit den übrigen nordöstlichen Völkern, vornehmlich mit

Dänen,

Dänen, Schweden und Russen, während dieses Zeitraums.

Mit Dänemark ward von den Hansen der Verkehr auf den bisherigen Fuß getrieben; und so mächtig die letztern auch immer in Norwegen waren: so konnten sie doch dieses Ansehn im eigentlichen Dänemark nicht behaupten, weil die Neckerey der dänischen Könige dieser Maaßregel im Wege stand. Dennoch bewirkte die dänische Handelskompagnie nicht denjenigen Zweck, den deutschen Kaufleuten wehe zu thun, als sie vielmehr im Gegentheil, wie Schonen, zumal letzteres wegen seines Heeringsfanges, für die Deutschen äußerst wichtig wurde. Neue Handelsspekulationen der Hansen in Schweden, gründen auch hier ihre Herrschaft, die sie, der sich ihnen entgegen setzenden Beschwerden ungeachtet, dennoch zu behaupten wissen. Dieses gelang ihnen dadurch, daß sie fast allenthalben, ungeachtet ihre Freyheit sich auf keine privilegirte Handels-Faktorey erstreckte, einen Antheil an der Stadtobrigkeit in den Kommünen dieses Reichs hatten, welches ihre Herrschaft um so fester gründete. Der ganze übrige Theil dieses Buchs ist von S. 428—474 dem Handelsverkehre mit Rußland gewidmet, wovon jedoch die Nachrichten, wie der scharfsinnige Verf. mehrmals ganz richtig bemerkt, oft äußerst unvollständig, und auch nicht selten unzuverläßig sind.

Zehntes Buch. Der zweyten Periode sechster Abschnitt. Geschichte des hansischen Verkehrs mit dem Südwesten von Europa, mit den Niederlanden, Frankreich, Spanien und Portugal während dieses zweyten Zeitraums.

Zuförderst eine allgemeine Einleitung zu diesem Gegenstande über die Wechselwirkung zwischen der hansischen Handelsherrschaft im Nordosten und der im Südwesten von Europa. Die Niederlande, besonders Flandern, wurden den Hansen äußerst wichtig. Flanderns innere Unruhen bringen auf den hansenschen Verkehr eine günstige Wirkung hervor. Jetzt entstehen gegenseitige Klagen und Streitigkeiten, wobey jedoch die Hansen sich in ihren Rechten und Privilegien behaupten. Die hansische Residenz wird gegen das Jahr 1387 von Brügge nach Dortrecht verlegt, worauf

in den Jahren 1388 und 1389 hansische Verordnungen erscheinen, deren Folgen nicht den gewünschten Zweck erzielten. Demungeachtet fehlte es nicht an Streitigkeiten, die in der Folge zwischen den Flamändern und Hansen entstehen, bey welcher Gelegenheit am Ende immer neue Freyheiten für die letztern erworben werden. — S. 514 ff. fängt der Verf. an, Bemerkungen über den Handel der damaligen Zeiten überhaupt, und der Hansischen Geschäffte im westlichen Europa insbesonders einzustreuen, die seinen kritischen Einsichten in die Geschichte, und seiner Bekanntschaft mit dem kaufmännischen Verkehre des Mittelalters Ehre machen. Gegen das Ende dieses Buchs S. 575 ff. wird aus ganz richtigen Gründen gezeigt, daß die Nachrichten über das Kommerz der Hansen mit Spanien und Portugal unvollkommen wären, und daß die hansischen Kaufleute mit Waaren durch die Straße von Gibraltar gesegelt wären, wie einige bisher behaupten wollen, vollends ganz ungewiß sey. Mit zuverlässiger Gewißheit ließe sich darüber nichts bestimmen.

Eilftes Buch. Der zweyten Periode siebenter Abschnitt. Geschichte des hansischen Verkehrs mit den brittischen Inseln, während dieses Zeitraums.

Das Handelsverhältniß zwischen der Hanse und England bleibt im Ganzen dasselbe, wie in der ersten Periode, und die von neuem entstehenden Streitigkeiten werden am Ende von den Deutschen, mit Erwerbung und Behauptung neuer Freyheiten geschlichtet. Die hansische Faktorey in London, deren Beschreibung man S. 612 ff. antrifft, macht, wie die deutschen Seestädte, die meisten Geschäffte in London und in England überhaupt. Inzwischen wird in der Folge ein neuer Handelszweig mit Schottland eröffnet, wobey besonders die Stadt Bremen in Streitigkeiten verwikkelt wird, die durch gegenseitiges Nachgeben sich friedlich beylegen.

Zwölftes Buch. Der zweyten Periode achter Abschnitt. Verfahren der Hansen in Bezug auf die Kommunikationsmittel zu Wasser und zu Lande; ihr Benehmen, gewisse gemeinschaftliche Handels-Statute und ein gemeines Seerecht aufzustellen, um

die

die Sicherheit des Eigenthums und den Kredit aufrecht zu erhalten; so wie ihr Einfluß auf die einheimische Produktion, Industrie und den innern Handel Deutschlands; und allgemeine Bemerkung über ihren Verkehr am Schlusse dieser Periode.

Dieser Abschnitt ist sehr wichtig, indem er bey dem damaligen Mangel einer festen Handhabung des Rechts, Aufschlüsse ertheilt, wie man sich hansischer Seite, in Verbindung mit größern Seemächten, bemühet habe, das Meer von Seeräubern zu reinigen, und eine gesetzliche Ordnung in den Geschäfftsgang der Seehandlung zu bringen. Nicht diese allein, sondern die Einführung einer merkantilischen Staats-Policey in dem Land- und Wasser-, Zoll-, Stapel- und Münzwesen, werden ausführlich mit historischen Ansichten erzählt; Papiergeld und Assekuranzen scheinen aber die Hansen nicht gekannt zu haben. Gewichte und Maaße und die Konsolidirung des Seerechts werden nunmehr Gegenstände der hansischen Aufmerksamkeit, womit sie der Gegenwart ihres Zeitalters und der ganzen Zukunft bis auf die französische Revolution, genutzt haben. Den Beschluß machen S. 733 — 832 die Beylagen, oder das fortgesetzte Verzeichniß der, vom Verf. benutzten, handschriftlichen Quellen und andere dahin gehörigen Urkunden. — Wir haben mit wahrem Vergnügen und historischem Interesse auch diesen Band aufmerksam durchgelesen, und sehen daher dem 3ten Bande mit Verlangen entgegen.

Et.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Nordische Blätter, oder Beyträge zur bessern Kenntniss der natürlichen Beschaffenheit, der Sitten, der National-Kultur und der politischen Verfassung der nordischen Reiche, von *Joh. Georg Eck*, Sohn. *Erster Band.* Leipzig, bey Steinacker. 1803. 12 Bl.

Der

Der Verf. der 1799 von Kopenhagen aus eine Exkursion nach der schwedischen Küste gemacht, und daher Anlaß genommen hatte, 1801 Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Schwedens herauszugeben, machte im Sommer des letzten Jahrs abermals eine Seefahrt von Königsberg über Pillau nach der schwedischen Handelsstadt Gefle, mit deren Beschreibung er diesen Heft eröffnet. Obgleich Pillau sich bloß von der Schifffahrt nährt: so darf doch hier kein andrer als bloß Speditionshandel von und nach den Städten, Königsberg, Braunsberg und Elbing getrieben werden. Sie hat gegen 1500 Einwohner. Auf der Küste von Upland fand der Verf., zu seiner Verwunderung, seit 1796 einen Telegraphen errichtet, um in Verbindung mit zweyen andern auf der andern Seite des baltischen Meeres und auf der Insel Aland, die Kommunikation zwischen Schweden und Finnland zu unterhalten, wenn die Witterung es verbietet, über das Meer zu fahren. Die Fortsetzung wird folgen. 2) Joh. Wiedewelt, eine biographische Skizze. Er war königl. dänischer Justitzrath und Direktor der königl. Kunstakademie in Kopenhagen. Auf königliche Kösten brachte er acht Jahre in Paris und Rom zu; war im letzten Orte der Stubengenosse des verewigten Winkelmanns; fertigte nach seiner Zurückkunft eine Beschreibung der in den dänischen Staaten befindlichen antiken Kunstwerke, und ein Verzeichniß der in der königl. Bibliothek befindlichen Sammlung von Kupferstichen, in zehn Foliobänden, aus, und war seiner Kunst nach eigentlich ein Bildhauer. Auch dieser Aufsatz ist nicht geendigt. (Wiedewelts Bildniß finden wir im zweyten Theil der Sammlung von Bildnissen verdienstvoller Dänen.) 3) Die beyden Alter, (Jugend und Alter) eine schön übersetzte Sapphische Ode des Kanzleyraths Edelkranz, aus dem Schwedischen. 4) Von den Opfern der alten Schweden — eine Uebersetzung einer lateinisch geschriebenen Disputation des Bischofs Lindblom. Upsal 1785. Der längste, aber nicht eben unterhaltendste Aufsatz in diesem Heft. 5) Ueber den jetzigen Finanzzustand Schwedens. 1801 betrug die ganze Summe aller in- und ausländischen Staatsschulden noch 13½ Millionen Reichsthaler. Denn die Reichsstände hatten schon vorher einen Amortisationsfond von jährlich 1½ Millionen Rthlr. errichtet. Jetzt wird für Schweden eine neue Anleihe von 1½ Mill. Rthlr. aufgenommen,

am

um alte Schulden damit abzutragen. Das jetzt kursirende Papiergeld, dessen Einlösen gegen Silbermünze von den Ständen garantirt ist, betrug 14½ Millionen. Doch haben die Stände zur Einlösung desselben gegen Silbermünze im J. 1800, 5 Millionen Rthlr. bewilligt, wovon die Hälfte schon bezahlt ist, und die andere noch in diesem Jahre (1803) bezahlt werden sollte. 6) Der Obelisk zu Ehren des Grafen J. H. E. von Bernstorff. Er wurde vor den Feldern des Gutes Bernstorff von den dankbaren Bauern errichtet, denen er Geburtsrecht, Freyheit und Eigenthum gegeben hatte. Der vorerwähnte Wiedewelt hat ihn aus norwegischen Marmor verfertigt. 7) Eine Blume auf Fredenheims Grab. Er war Oberintendant (der öffentlichen Gebäude und Denkmähler), Präses der Maler- und Bildhauerakademie rc.; wurde von Gustav III. 1787 nach Rom geschickt, um die von ihm gekaufte Sammlung von Antiken und Kunstwerken nach Stockholm zu bringen, in Kupfer stechen und aufstellen zu lassen, womit er 1794 zu Stande kam. Auch erhielt er in Rom von Papst Pius VI. Abschriften aller, Schweden betreffenden, Bullen, zur Vervollständigung eines Bullarium Sueo-Gothicum, und starb 1803, 55 Jahre alt. 8) Neueste Fortschritte der Kultur im russischen Reiche. — Die kaiserl. Verordnungen in Ansehung des Erziehungswesens, wegen der Kuratoren der zu errichtenden Universitäten, wegen der unter dem Schutz der Kaiserin Mutter stehenden milden Anstalten für Wittwen und Kranken, und wegen Organisation der Universität Dorpat.

Gl.

Pittoreskische (!) Reisen durch Sachsen, oder Naturschönheiten sächsischer Gegenden, auf einer gesellschaftlichen Reise gesammelt von *Brückner* und *Günther*. *Drittes Heft*. Mit zwölf Landschaften. Leipzig, bey Heinrichs. 1803. 76 Seiten. kl. 8. 1 Rg. 12 gr.

Die in diesem Heft enthaltenen Kupfer, — denn von dem unbedeutenden Text enthält Rec. sich zu reden, da dieser

bey

bey dem 2ten Heft hinreichend in unserer Bibl. (63 Bd. 2 St.) charakterisirt worden, und in dem gegenwärtigen keinen bedeutenden Gehalt hat — haben, wie Rec. selbst nach den mittelmäßigen Abdrücken vieler Blätter seines Exemplars urtheilen kann, den Werth der Güntherschen Arbeiten überhaupt, an Zartheit und Reinheit der Behandlung der Platten, guter Haltung und Beleuchtung der dargestellten Landschaften.

F.

Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen. Von *Friedrich Schulz*. Nebst einer Gebirgs-Charte von Europa. Weimar, in Kommission des Industrie-Komptoirs. 1803. IV u. 92 S. 4. 2 Rf. 4 ℛ.

Mit der ungetheiltesten Aufmerksamkeit und dem größten Genusse hat Rec. diese sehr interessante Schrift gelesen, welche die Kontinuität der Höhen, die von vielen Gelehrten entweder geläugnet, oder falsch dargestellt worden ist, in das hellste Licht setzt. Die Nothwendigkeit derselben, oder die Unmöglichkeit einer Isolirung irgend eines Höhen-Punktes, wird im ersten Abschnitte überzeugend dargethan. Der zweyte giebt eine Darstellung des Zusammenhangs der Höhen in Europa, deren Haupt- und Vereinigungs-Punkte vom St. Godhard und des Wolchonski-Lins entwickelt werden. Im dritten Abschnitte wird Gatterers Gebirgs-Klassifikation mit guten Gründen als unhaltbar verworfen; die Bildung der Oberfläche des Erdkörpers aus der Wirkung des Fließenden und dessen allmähligen Verminderung erklärt, und endlich eine Betrachtung über den Nutzen des Vorgetragenen angestellt. Die angehängte, mit vielem Fleiße und Sorgfalt gearbeitete und nett gezeichnete Charte stellt nicht allein einen orographischen, sondern auch einen hydrographischen Grundriß von Europa dar. Der V. dieses Werks, welches der Wichtigkeit des bearbeiteten Gegenstandes, und der, desselben würdigen Darstellung wegen, einem geübten Schriftsteller Ehre machen würde, ist ein ganz junger Mann; von dem man viel erwarten kann, wenn sei-

ne künftigen Schriften dieser gleichen. Er ist der jüngere Sohn des K. preußischen Geheimen-Finanz-Raths Herrn Schulz zu Berlin. Er ist bey der Organisirungskommission der Entschädigungslande angestellt, welche unter Leitung seines Herrn Vaters ehemals zu Hildesheim war, und jetzt in Berlin ihr Geschäfft fortführt. Er ward bey Organisirung des Eichsfeldes gebraucht, und hielt sich deßhalb im J. 1783 mehrere Monate in Heiligenstadt auf, daher die Vorrede von da datirt ist.

Ueber Massen und Steine, die aus dem Monde auf die Erde gefallen sind. Von *F. A. Freyherrn v. Ende*, Oberappellationsrath in Celle. Braunschweig, bey Vieweg. 1804. VI u. 90 S. 4. 1 Rk.

Eine recht artige geschichtliche Darstellung und Aufzählung alles desjenigen, was bisher über diesen Gegenstand verhandelt worden ist, oder nur irgend Bezug darauf haben könnte; jedoch bloß geschichtlich, ohne mathematischen Kalkul und tiefe philosophische Spekulationen. Es wird gewiß Manchem sehr angenehm seyn, alle die Beyspiele von herabgefallenen Massen und Steinen, die sehr mühsam zusammen gesucht sind, bey einander zu finden, und dieß ist unstreitig das Vorzüglichste des Werkchens. Aus der gebirgigen Beschaffenheit des Mondes, den relativen Anziehungskräften der Erde und unsers Trabanten, und aus den Revolutionen, die unstreitig noch immer auf dem Mondkörper vorgehen, hält der Hr. Verf. sich für berechtigt, es als höchst wahrscheinlich anzusehen, daß die aus der Luft gefallenen Körper uns vom Monde zugeschickt wären. Sogar das Gediegen-Eisen von Kamsdorf nimmt er hievon nicht aus, weches ihm indeß sehr schwer fallen möchte zu beweisen. — Daß wirklich Körper aus der Luft auf die Erde gefallen sind, beweisen so viele glaubwürdige Nachrichten, daß jetzt wohl nicht mehr daran zu zweifeln ist; dem Rec. scheint indeß die Chladnische Hypothese noch immer außerordentlich viel für sich zu haben, da man bey der Annahme, die Massen wären vom Monde gekommen, wohl die Anziehungskraft der Erde, aber nicht ihre Abstoßungskraft gegen

den

den Mondkörper in Erwägung gezogen hat, und beyde Kräfte doch nothwendig gemeinschaftlich wirken.

Mt.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Cicero's Geist und Kunst. Eine Sammlung der geistreichsten, vollendetsten und gemeinnützigsten Stücke aus den Ciceronianischen Schriften, übersetzt und herausgegeben von *I. C. G. Ernesti*, Prof. zu Leipzig. *Dritter Band.* Leipzig, bey Fritsch. 1802. 398 S. u. IV S. Titel u. Inhaltsanzeige kl. 8. 1 Rh. 8. gr.

Dieß ist die letzte wackre Arbeit des für die Literatur zu früh verstorbenen Ernesti. Dieser Band enthält die Uebersetzung 1) des Redners an Brutus, von welchem wir auch eine gute Uebersetzung von Woller haben, welche 1787 bey Hofmann zu Hamburg herauskam; 2) des fünften Buchs der Tuskulanischen Untersuchungen, welche Büchling neuerdings nach seiner Art vollständig verdeutscht hat; 3) der Rede zur Vertheidigung des Königs Dejotarus, vor Cäsar gehalten; 4) der Dankrede an Cäsar für M. Marcellus, im Senate gehalten; welche neulich hinter vier andern ihrer Schwestern aus der Zahl Ciceronischer Reden von Wolf exilirt worden ist; 5) einiger Briefe; nämlich der Briefe an M. Marcellus B. 4. Br. 7. 8. 9 und 10; und des Briefs des Metellus Celer an Cicero 5, 1 nebst der Beantwortung desselben; 6) der Abhandlung über das hohe Alter: an T. Pomponius Atticus; woran eine Menge von Uebersetzern bereits ihr Heil versucht haben; unter welchen jedoch bisher Herr Schreiber, unter andern auch durch die beygefügten Anmerkungen sich ausgezeichnet hat. Ob Hr. E. bey seinen Uebersetzungen irgend einen seiner Vorgänger zu Rathe gezogen oder verglichen habe, ist nicht bemerkt. In-

 dess

dessen ersieht man aus Vergleichung seiner Uebersetzung mit dem Original, daß er seiner bey den beyden ersten Bänden angegebenen Manier, nach Art der alten Römer, treu, ohne sklavisch zu übersetzen und den Geist des Schriftstellers überzutragen, ohne das Kolorit seines Ausdrucks zu verwischen, treu geblieben. Daß wir uns übrigens mit seiner Verwandlung des ächtrömischen Du in das moderne Sie nicht ganz aussöhnen können, glauben wir schon bey den vorigen Bänden bemerkt zu haben. Das Fließende, Korrekte und Elegante seines Ausdrucks giebt der Uebersetzung das Aeußere eines deutschen Originals.

Sh.

M. Tullii Ciceronis Opera. — Ad optimos libros recensuit, animadversionibus criticis instruxit, Indices et Lexicon Ciceronianum addidit *Christianus Daniel Beckius. Volumen* III. orationum *Tom.* III. Lipsiae, sumtu Schwickerti. MDCCCII. 620 S. u. XII S. Titel, Vorrede u. s. w. 8. 1 Rt. 16 gr.

Dieser Band enthält die Rede für den Cluentius, die 3 Reden vom Ackergesetz gegen den Rullus, die Rede für den Rabirius, die 4 Reden gegen den Catilina, und die Rede für den Murena. Außer den trefflich gefaßten Summarien vor jeder Rede ist ein index codicum et editionum der einzelnen Reden dieses Bandes vorgesetzt, worin auch der Uebersetzungen dieser Reden Erwähnung geschieht. Wo der von Herrn Wolf zu Halle verglichene Kodex befindlich sey, hätte wohl mit wenigen Worten angegeben, und nicht bloß auf Morgensterns Anmerkung über die erste Catilinaria verwiesen werden sollen. Daß Herr Prof. Beck bey seinen Ausgaben der Alten einen wohl überlegten bestimmten Plan zu fassen verstehe, ist sattsam bekannt: so wie wir auch voraussetzen können, daß unseren Lesern aus unserer Anzeige der ersten Bände dieses Werks erinnerlich sey, daß gegenwärtige Ausgabe des Cicero eine Zusammenstellung des gesammten kritischen Apparats aus den Ausgaben so wohl als aus andern

philologischen und kritischen Büchern beabsichtige, und mithin mehrere Ausgaben z. B. die Oxforder, deren ganzer Vorrath aufgenommen ist, dem Philologen entbehrlich mache. Wir hätten daher im Allgemeinen bey Anzeige dieses dritten Bandes der Reden nichts weiter hinzuzufügen, als daß mit dem glücklichen Fortschritt des Werks nicht nur die Sorgfalt und Genauigkeit des Herausgebers, statt nachzulassen, wie es bey größeren und in mehrere Bände vertheilten Werken wohl zu geschehen pflegt, eher gewonnen habe; sondern daß auch selbst der Verleger für die Wahl besserer Buchstaben und angenehmeren Druck gesorgt habe: obwohl das Papier zur Empfehlung des Werks bey Ausländern, für welche der Verfasser treuer gesorgt hat, noch etwas besser und weißer hätte spendirt werden können. Bey dieser gerechten Anerkennung des ausdauernden und bewunderswürdigen Fleißes des Verf. im Auszeichnen und Benutzen des Gelesenen, der guten Anordnung des ganzen Apparats, der trefflichen zweckmäßigen Kürze im Vortrage, und seines durch Gelehrsamkeit unterstützten kritischen Urtheils, wird es erlaubt seyn, einige Erinnerungen und Ausstellungen über ein paar Stellen hinzuzufügen, aus welchen zugleich unser Urtheil hervor gehen wird, daß Herr B. mit offenbaren Korruptelen zuweilen noch zu schonend und schüchtern verfahren sey. Catil. 1, 6. sind die Worte: quod privatarum rerum dedecus non haeret infamiae? so ganz gleichlautend mit den vorigen: quae nota domesticae turpitudinis non inusta vitae *tuae* est? daß sie wenigstens ein paar Klammern, als Glossenzeichen verdient hätten. Denn erstlich müßte es doch heißen infamiae *tuae*; sodann ist das zweyte Glied mit einem weit schwächeren Worte abgekommen, haeret, als das erste inusta est, welches gegen Ciceros Redekunst ist. Drittens verräth die große Varietät der Lesart welche sich hier auch findet, schon immer, ceteris paribus, ein Einschiebsel von fremder Hand. Endlich welcher Sinn: welcher Schimpf hängt nicht an deiner Verrufenheit? Es müßte offenbar heißen: famae tuae, oder infami nomini, vitae tuae? Daß das zweyte Glied den Satz verstärken oder erweitern sollte, fühlten auch diejenigen bey Manutius, welche lasen: non haeret in Familia tua; auf deren Seite auch Crollius in commentatt. Acad. Theodoro — Palat. Vol. 6 tritt, welchen Herr B. nicht angeführt hat. — Sehr sinnreich zeigt Herr B. cat. 2, 2. §. 6, wie das Wort calumnia in den Text gekommen seyn möge, wenn

es nur nicht offenbar eine Korruption aus Catilina wäre, wor- auf die Calvinia am Rande des Cod. Barberin. führt. Aber auch das Wort Catilina ist offenbar aus dem Rande in den Text aufgenommen. — Cat. 2, 3. *et* gallicanis legionibus — contemno. Wir würden *prae* gall. leg. ohne Bedenken aufgenommen haben, da das pro im alten cod. Lambin. es rechtfertigt. Denn man löse nun jene Ablativen durch propter oder prae im Vergleich mit auf, oder sehe sie als ablativi absoluti oder sogenannte abl. consequentiae an; so ists in beyden Fällen für kein Ciceronisches Latein zu achten, bis das Gegentheil erwiesen ist. — Cat. 2, 8. §. 27 ist die Erklärung, welche Scheller früher in der Vorrede zu seinem Wörterbuch S. 14, und nachher in den observatt. S. 90 gab, daß *dissolui* sich von seinen Gütern und Besitzungen los machen, trennen heiße, unstreitig die richtige. Recens. hatte sich schon, ehe er diese Schellersche Erklärung kannte, durch die Stelle Cicer. Sull. c. 20 dieß Wort eben so erklärt. Dort heißt es von denselben Menschen: tanto amore possessiones suas amplexi tenuerunt, ut ab iis membra *divelli* citius ac *distrahi* posse diceres. Ernesti stieß sich daher auch mit Unrecht an das *adducti*, und wollte es in *adstricti* verwandeln, da es doch, als vom Zaume gebräuchlich, sehr wohl dem dissolvi entgegenstehet. — Sehr richtig verwirft der Herausgeber oft die falschen Korrektionen Ernestis im Betreff der consequutio temporum; wie z. B. conentur Cat. 2, 9, und conati sint 4, 4. Denn offenbar treffen die Ernestischen Regeln hierüber nicht immer im Cicero zu, welcher z. B. den Indikativ in vielen Fällen setzt, wo Ernestis Vorschrift den Konjunktiv verlangt; weßhalb er auch von Bremi über Cic. de Fin. öfters z. B. p. 38, 45, und 91 zurecht gewiesen ist. — Cat. 3, 1. ist es kaum einem Zweifel unterworfen, daß es mucrones eorum a iugulis vestris *reiecimus*, und nicht *deiecimus* heißen müsse, welches letztere Graevius aus 2 codd. aufnahm. Denn außerdem daß es dem retudimus im vorhergehenden Gliede besser entspricht, ist es auch stärker. Ganz anders ist der Fall in der aus zwey Ciceronischen Stellen angeführten Phrase: iugum a cervicibus deiicere, welchen Unterschied auch Ernesti nicht gefühlt zu haben scheint, indem er diese beyde Stellen zur Rechtfertigung seines deiecimus anzog. — Cat. 3, 12. das recte vor facta würden wir nicht weggelassen haben. Denn eine solche fluctuatio codicum zwischen e und a in recte und recta kann doch wohl auch auf

kein

kein Glossem lekten, und wie die Concinnität durch Beybehaltung des recte leide, sehen wir auch nicht, da man bey dem folgenden *mea* eben so gut recte facta ergänzen kann, als facta allein. Daß aber sua recte facta nicht nur ächtes sondern auch Ciceronisches Latein sey, erhellet aus mehreren Stellen, de Fin. 2, 17. Nep. Tim. 1, 2. und daselbst van Staveren. S. Brem über Cic. de Fin. 1, 3. — Das ganz müßige voluntatis Cat. 4, 8. §. 32 würden wir entweder ganz aus dem Texte gestoßen, oder doch in Klammern eingeschlossen haben. Denn so sprachwidrig auch die gemeine Lesart ad communem salutis voluntatem scheint: so giebt sie doch wenigstens einen erträglichen Sinn. Dem Recensenten ist es nicht unwahrscheinlich, daß voluntatem aus vtilitatem korrumpirt; diese vtilitas aber nichts anders, als ein Glossem von salus gewesen sey. — Eben so war es dem Recens. auffallend, daß Herr B. Catil. 4, 7, 31. die Worte ab amore debitae pecuniae, welche Grävius doch in guten Handschriften fand, geradehin aus dem Texte verwieß, da es sich nicht wohl begreifen läßt, warum die Loosung um das Sekretariat bey den verschiedenen Magistraten im folgenden Jahre gerade beym Aerarium geschehen wäre, wenn nicht mit diesem Akte zugleich die Auszahlung der jährlichen Dienstgelder verbunden gewesen wäre. Ist dieß aber der Fall: so stehen jene Worte keinesweges müßig im Texte; sondern sie verstärken den Eindruck. — In andern Stellen hat Herr B., gewiß mit dem Beyfall aller Sachverständigen, unwidersprechliche Verbesserungen sogleich in den Text aufgenommen, z. B. den L. Philus des Manutius in der or. de lege agrar. 2, 24. und Muren. 31. §. 120, statt des L. Philippus; denn zu geschweigen, daß sich L. Philippus gar nicht mit der griechischen Philosophie beschäfftigt hat: so ist er auch überdieß weit jünger als Cato, und hat diesen vielleicht gar nicht einmal gekannt. Daß bey dieser Ausgabe alle Interpretation weggelassen ist, so fern sie nicht mit der varietas lectionis und folglich mit der Feststellung des Textes verbunden ist, ist ohne Zweifel den meisten unserer Leser bekannt.

Kb.

Euripides Werke verdeutscht von *Friedrich Heinrich Bothe. Dritter Band.* (die Herakliden, Hippolytus oder Faedra, die Bacchantinnen, der wü-

thende. Herkules.) 403 S. — *Vierter Band.* (die Flehenden, Electra, Alceste, die Trojanerinnen.) 391 S. *Fünfter* und *letzter Band.* (Andromache. Nachricht von einer Handschrift aus Wolfenbüttel. Ifigenia in Tauris, Rhesus, Danae, Fragmente, Nachträge und Berichtigungen.) Berlin, bey Nicolai. 1802. 1803. gr. 8. 391 S. 5 Rthl.

Wir haben unser Urtheil über diese brauchbare Uebersetzung bereits bey Anzeige der ersten beyden Bände in dieser Neuen Bibl. im 69 Bande St 1. S. 204 f. gesagt. Sie ist nicht nur für den Jüngling, welcher sich den Euripides zum Privatstudium wählen möchte; sondern auch für den Lehrer zur Auffindung des passenden und guten Ausdrucks ein vortreffliches Hülfsmittel. Ja selbst da, wo dieser mit der Wahl des Ausdrucks in solch einer Uebersetzung nicht zufrieden ist, kann sie ihn oft auf den richtigeren, edlern und darstellenderen leiten. Treu, ohne sklavische Anhänglichkeit, ist sie auch; der Lehrer kann ihr mit dem Texte Schritt vor Schritt folgen, auch in den Chören, wo dagegen z. B. die Stolbergische Uebersetzung des Sophokles, durch ihre Weitläuftigkeit und durch die Verwandlung einer Strophe in zweye, dem Lehrer und Jüngling, der sie als Hülfe zu Interpretation oder Uebersetzung des Dichters gebrauchen will, wenig zu Statten kommt. In einzelnen Ausdrücken und Wendungen haben wir auch in diesen drey letzten Bänden seltener etwas Gezwungenes, Hartes oder Unanaloges bemerkt. Um jedoch zu beweisen, daß Rec. diese mühsame Arbeit nicht obenhin angesehen, und nur den Willen habe sie anzupreisen, fügt er noch einige Bemerkungen über die ersten 300 Verse des Hippolytus hinzu, welche aber bey billigen Lesern ein solches Werk auf keine Weise herabsetzen, noch als Beweise des Verkennens der glücklich überwundenen Schwierigkeiten angesehen werden dürfen. V. 23 viel that ich längst drum. Das τα πολλα παλαι προκοψασα sagt etwas Bestimmteres: längst habe ich dazu Vieles vorbereitet. Der ερως δεινος, wovon Phädra gegen Hippolyt entbrannt ist, ist auch nicht grause Liebe, sondern drückt nur die Heftigkeit dieser Leidenschaft aus. Dergleichen glückliche Nachbildungen griechischer Wortstellung, V. 37, welche die Kürze und Kraft

unserer

unserer Dichtersprache befördern, muß man unsere Bedünkens nicht verschmähen, wohin aus V. 198 die Konstruktion des Zeitworts schöpfen mit dem Genitiv gehört. Ganz unrecht tadelte daher einst ein kritisches Blatt die Vossische Konstruktion der Wörter trinken und essen mit dem Objekts Genitiv im verdeutschten Homer, nicht bedenkend, daß Luther in seiner für deutsche Sprache klassischen Bibelübersetzung dieselbe Konstruktion schon aufgenommen habe. V. 78 hat Hr. B. die alte Lesart αιδως statt der Emendation ηως (aurora) zurückgeführt und übersetzt: wo Unschuld wohnt, und mit Quellthau labt ihr Reich. Wir wünschten diese Vorstellung mit ähnlichen Dichterstellen erwiesen zu sehen, wie Valkenaer die Idee, welche aus der Verbesserung in ηως hervorgeht, mit einer Menge Stellen erwiesen hat. V. 88 (Eurip. V. 93) Die Sitte der Sterblichen ist, — daß man Hoffarth hasset und Unfreundlichkeit. Allein Hoffarth sagt etwas Anders als das σεμνον, welches das Vornehmthun, das Majestätische und Hohe im Betragen andeutet, im Gegensatz des ευπροσηγορου, der comitas, des Gefälligen, Leutseligen, Affabeln. V. 101 (Eurip. 107) ist τιμαι δαιμονων nach Valken. richtiger Erörterung dieses seltenen Gebrauchs trefflich übersetzt: der Himmlischen Geschenke soll man nicht verschmähn. Denn diese erhalten wir von den Göttern, sofern sie dieß oder jenes Departement (munus, officium, partes, τιμη) haben. Aber gleich darauf ist dem Euripides ein Zug gegeben, den er nicht kennt, und ein anderer dagegen ist ihm genommen: „auch „die Roß' erfrischet mir, damit ich bald sie an den Wagen „schirren mag, und müde tummeln durch das Feld die sträu„benden." Die Müdigkeit des Hippolytus ist durch ein Versehen entstanden; denn im Euripidischen Texte erscheint er βορᾶς κορεσθεις wohlgesättigt. Die sträubenden Rosse kennt der Text gar nicht. Aus solchen Stellen, so wie auch aus V. 82 (Eur. 88) und mehreren Orten, wo die ursprünglichen Textesideen ein wenig verwischt und fremde eingerückt werden, wird der Gegner der metrischen Uebersetzungen alter Dichter seine Abneigung gegen diese mit neuen Beweisen unterstützen. — V. 144 (Eur. 153) „hat den Gemal der Mädchen Eins „zu schnöder Liebe heimlich verlockt?" dieß Wort ist geziert, und noch dazu offenbar gegen die Analogie gebildet. — V. 151 — 155 (Eurip. 161 — 169) ist ein ganz anderer Sinn hereingelegt. Denn der Text spricht von den Leiden und dem melancholischen Trübsinn der Weiber in der Schwangerschaft,

Wozu hätte sonst der Chor der Weiber in einem solchen Zustande einst die Artemis angerufen? V. 161 steht die Braue statt die Braune, welches Herr B. wenn wir uns recht entsinnen, schon in den ersten Bänden für Augenbraune gebraucht hat. Sehr hart! Uns dünkt, man sollte die Bramen sagen, welches doch sicher die alte ächte Form ist, von brämen, wovon noch verbrämen vorhanden ist. V. 182: „wir Thörichte lieben nur dieß (dieses Leben) so heiß, weil um uns auf Erden uns dieses erstralt" u. s. w. scheint uns ein doppeltes Versehen zu seyn; wenigstens möchten wir erstralen in dieser Verbindung nicht brauchen. Auch setzt der Uebersetzer immer allstets für stets. — V. 198 (Eurip. V. 200) stehen die schönarmigen Mädchen, welche der in Ohnmacht hinsinkenden Phädra die Arme halten sollen, zwar nicht im Texte; Herr B. fand es aber unschicklich daß Phädra selbst sich συνηχεις χειρας zuschreiben solle, er zog daher ευπηχεις zu προπολοι. Allein auch die schönarmigen Dienerinnen scheinen dem Recens. am unpassenden Orte zu stehen. Wie, wenn es stünde für ευπηχεως mit festem Arm faßt mich? oder wenn man λαβετ' εὖ πηχεις χειρας läse und χειρας durch κατα χειρας erklärte: faßt meine Arme mit euren Händen? Uebrigens würden wir βαρυ επικρανον auch nicht verhaßte Stirnbänder übersetzen. Mädchen, welche die Jungfrauschaft verloren hatten, war die vitta verhaßt; aber Ohnmächtigen ist sie beschwerlich, drückend. — V. 198 (Eurip. 208) ist πως αν richtig gefaßt für *utinam*. Man sieht hieraus, wie sorgfältig der Uebersetzer die Ausleger nachgesehen hat. Denn Valkenaer hat zuerst diesen Gebrauch des πως αν in den Tragikern (denn anderwärts ist er dem Recens. noch nicht vorgekommen) gezeigt. Der Rec. kann hiebey zugleich Valkenaers Anmerkung berichtigen. Denn nachdem dieser nur Stellen aus Euripides zum Beweise angeführt hat, fügt er hinzu, es komme vielleicht nur einmal so bey Sophokles vor, nämlich im Philoktet V. 791; aber es kommt noch einmal so im Philoktet V. 1214, im König Oedipus V. 765 und in Aeschyls Agam. V. 631 vor. In allen diesen Stellen muß der Satz, welchen es anfängt, mit dem Ausrufungszeichen gedruckt werden! — V. 237 f. (Eurip. 247 f.) ist die Satzverbindung nicht richtig gefaßt: „Zwar „mit der Besinnung kehret der Schmerz; doch rasen ist gleich „unseelig. Beglückt, wer erliegt, sein selber vergessend!" Phädra hatte vorher die Amme gebeten, ihr das Haupt zu ver-

verhüllen, weil sie voll Schaam den Blick zur Erde senken müsse, weil sie nicht aufblicken könne. Nun setzt sie den Grund hinzu: denn mit der Besinnung kehrt der Schmerz. Zwar ist Raserey ein schreckliches Loos; aber für eine solche Leidende, wie ich bin, ists doch ein Glück, besinnungslos hinzusterben. Dieß ist der Zusammenhang. — V. 253 (Eurip. V. 263) „Auch der Gesundheit Blüthe welkt (macht hinwelken) der Leidenschaft Stral." Zu geschweigen, daß der Text den Stral gar nicht geworfen hat, möchten wir doch das Bild selbst in Anspruch nehmen, welches gewöhnlich eher den Nebenbegriff von etwas Wohlthätigem enthält, als vom Verzehrenden, Aufreibenden. Das το λιαν, nimium, was die weise Amme in allen Dingen gegen das μηδεν ἀγαν verwirft, ist durch: „drum lob ich den Rastlosen nicht, es geh „nichts über das Maaß", nicht rein und klar genug dargestellt. Wie nett und kurz ist das Griechische dagegen! — V. 268 (Eurip. V. 278) sagt nach Herrn B. Uebersetzung der Chor der Frauen: „ich wundre mich, daß ihr Gemal dieß „ruhig sieht," nämlich, daß sie sich durch Hunger hinopfert. Sagte dieß der Text: so müßte die Amme schon jetzt darauf antworten, was sie nachher dem Chore erst erwiedert: „abwesend ist er jetzo von Thröcenia" nachdem der Chor weiter gefragt: „und wenn er ihr ins Auge blickt, bemerkt er „nichts?" — Allein der Text sagt bloß in obiger Stelle: „ich wundre mich wenn der Gemal so ruhig dabey ist." — Die kritischen und metrischen Bemerkungen, welche jedem Trauerspiel zugegeben sind, verdienen von künftigen Herausgebern wohl geprüft und benutzt zu werden. Denn es findet sich in denselben vieles Neue und Selbstgedachte. — Von den Fragmenten alle und jede zu übersetzen, würde ein zweckloses Unternehmen gewesen seyn. Der Uebersetzer verräth daher durch die Auswahl derjenigen unter denselben, welche moralische Bemerkungen und Sittensprüche enthalten, daß er die Bestimmung solcher übersetzten Fragmente von den griechischen wohl zu unterscheiden wisse. Diese nämlich sind für den Gelehrten oft von irgend einer Seite interessant, und wenn sie auch zuweilen nur aus einem einzigen Worte bestehen; jene sind einer Uebersetzung eines Autors nur beyzufügen, wenn sie vollständige Gedanken oder etwas zur Charakteristik des Schriftstellers, das sich auch in der Uebersetzung darstellen läßt, enthalten. Und von dieser Art sind gerade beym Euripides die Sentenzen, worin eine Hauptstärke dieses Dichters bestand,

die nicht nur den Sokrates an dessen Stücke fesselte; sondern auch nicht wenig zur Verbreitung seines Ruhmes in Griechenland beytrug. Der Anhang des fünften Bandes enthält 1) Varianten und Scholien aus der Wolfenbüttelschen Handschrift, welche in den Anmerkungen zur Andromache von Herrn S. beschrieben ist, mit untermischten Bemerkungen von ihm S. 343—68. 2) Berichtigungen, welche theils begangene Fehler des Uebersetzers freimüthig anzeigen; theils seine neuen Ansichten mancher Stellen des Originals bekannt machen, über welche die Herausgeber und Bearbeiter dieses Tragikers nicht einig sind. Diese betreffen fast einzig die metrischen Bestimmungen der Verse, S. 369—390. Jedem Bande sind noch außerdem einige Blätter mit Anzeigen von Druckfehlern und Verbesserungen angehängt.

Sb.

Griechische und römische Mythologie für Liebhaber und Künstler, auch zum Gebrauch beym Unterricht der Jugend, bearbeitet von Friedr. Wilh. Hempel. Leipzig, bey Heinrichs. 1803. 352 S. 8. 1 Rg.

Eine Mythologie in alphabetischer Ordnung kann für Liebhaber und Künstler allerdings sehr nützlich seyn, weil sie zum Nachschlagen bequemer ist als eine systematisch geordnete. Zum Gebrauch beym Unterricht der Jugend ist sie es nur dann, wenn sie der Lehrer oder der Schüler auch nur für sich als ein Buch zum Nachschlagen brauchen will; denn zum eigentlichen Leitfaden beym Unterrichte in der Mythologie möchte die alphabetische Methode, welche die zusammenhängenden Materien oft zu sehr aus einander reißt, wohl nicht ganz bequem seyn. Ein gutes System mit einem sorgfältig gearbeiteten Register würde doppelten Nutzen gehabt haben.

Wenn dieses Buch bey Lesung der alten Klassiker gebraucht werden soll: so wird man manchen brauchbaren Artikel vermissen, welches sehr sichtbar wird, wenn man nur dieses mythologische Lexikon, denn ein solches ist es doch eigentlich, mit Hederichs mythologischem Lexikon (durch Schwabe 1770)

vergleicht, und besonders deßwegen geschätzt werden muß, weil alles, was gesagt wird, mit Stellen aus den Alten belegt ist. Es ist wahr, daß mancher überflüssige Artikel darinnen vorkommt; aber es ist doch besser, als wenn man zu wenig darinnen fände und zu oft vergeblich nachschlagen müßte. — Uebrigens hat Rec. diejenigen Artikel, welche er gelesen hat, gut und deutlich vorgetragen gefunden.

Ha.

Ein Versuch über Lucians von Samosata Philosophie und Sprache von J. C. Tiemann, Pastor zu Dannigko. Zerbst, bey Füchsel. 1804. 8 B. 8.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift eifert in dem ersten Kapitel, welches die Einleitung enthält, gegen diejenigen Philologen, die ihren Autor bloß grammatisch und kritisch erläutern, und für dessen Philosophie, wie er es nennt oder für die Entwickelung seiner Grundsätze, seines Geschmacks, seiner besondern Weise sich die Dinge vorzustellen, seines Ideenganges, seiner Lieblingsmeinungen oder Lieblingsneigungen, und seine eigenthümliche Art sich auszudrücken, keinen Sinn haben, und glaubt, diese schlechte Methode zu interpretiren sey leider! noch sehr allgemein. Wir für unsere Person sind dieses Glaubens gar nicht. Die philosophische Erklärungsart, wie sie Hr. Tiemann empfiehlt, wo man bey geringen gründlichen Kenntnissen viel plaudern und seine Schüler angenehm unterhalten kann, ohne ihnen wahrhaft zu nützen, ist wahrlich schon zu allgemein, und von Wolf in Halle und andern denkenden Philologen längst in ihrer Blöße und Nichtigkeit dargestellt worden. Möchten unsere Jünglinge doch nur auf Schulen und Akademien ihre Klassiker grammatisch und lexikalisch verstehen lernen; zur Philosophie über ihnen würde der Mann keiner besonderen Anweisung bedürfen. Am wenigsten möchten wir mit dem Verfasser H. Degens Philosophie über den Anakreon, dieses an Phrasen reiche und an Gedanken arme Büchlein, auf welches sein Urheber sicher jetzt selbst keinen Werth mehr legt, als Muster einer philosophischen Behandlungsart der Alten wählen oder empfehlen. Doch vielleicht hat H. Tiemann es mit den grammatisirenden Philologen

gen so böse nicht gemeint, und in seinem Eifer nicht sowohl an Heyne und ähnliche Gelehrten, als an pedantische Schulmänner gedacht.

Das zweyte und dritte Kapitel seines Versuchs stellt die verschiedenen Urtheile der Gelehrten wider oder für Lucian zusammen. Das vierte fünfte und sechste nimmt ihn gegen den Vorwurf der Ungerechtigkeit in Schutz. Das siebente und achte lobt, um des Verfassers Worte zu brauchen, die philosophische Praxis der Alten, d. h. ihr Bemühen gemeinnützig zu schreiben; das neunte den Muth, den Lucian im Kriege mit seinem Zeitalter beweise, und das Treffende seiner Satyre. Endlich nachdem im zehnten bemerkt worden ist, daß die Götter- und Todten-Gespräche Lucians, (denn auf die Beurtheilung dieser schränkt sich die vor uns liegende Abhandlung ein,) nicht als ein zusammenhängendes Ganzes anzusehen sind, kömmt der Verfasser auf seinen eigentlichen Zweck, den Geist der Lucianischen Schrift darzustellen, und zeigt im eilften Kapitel, daß der Grieche die lächerlichsten Thorheiten seiner Zeit, im zwölften, daß er die Sophistereyen der damaligen Philosophen, und im dreyzehnten, daß er den religiösen Aberglauben seines Volks zu zerstören gesucht habe; worauf er ihn im vierzehnten gegen die Beschuldigungen des Atheismus vertheidigt, und im funfzehnten und sechzehnten noch einige Worte über dessen Darstellungskunst sagt.

Ungeachtet Hrn. Tiemanns Abhandlung nicht mehr, als acht Bogen, beträgt: so müssen wir doch unverhohlen bekennen, daß wir des Müßigen, Nüchternen und Zwecklosen für diesen kleinen Raum unverhältnißmäßig viel gefunden haben. Will der Verfasser, wie er in der Einleitung äußert, seine Arbeit über den Lucian fortsetzen: so rathen wir ihm, diesen Weg, der nur zu einer abschreckenden Weitschweifigkeit führt, und keinen philosophischen Leser befrieden kann, doch ja zu verlassen. Wir würden vorschlagen, von der Schilderung des Zeitalters, in dem Lucian lebte, auszugehen, den Einfluß desselben auf ihn zu bestimmen, hiermit zu verbinden, was etwa aus ihm selbst und andern an historischen Thatsachen zur nähern Kenntniß seines Lebens und seiner Bildung gewonnen werden könnte, und sodann — ja nicht aufzuzählen, was in jeder seiner Schriften vorkommt, was hier für ein Laster bestraft, dort für eine Thorheit gerügt wird; sondern — zu zeigen,

gen, wie Lucians Genius sich überhaupt darstellt und offenbart, von welcher Seite er die Gegenstände ansieht und auffaßt, durch was für Eigenthümlichkeiten er sich von andern Satyrikern unterscheidet, und welcher Mittel er sich bedient, um gerade diese Wirkung und diese Eindrücke hervorzubringen. Auch mit der hieher gehörigen Literatur würden wir dem Verfasser, bevor er von neuem an die Arbeit gienge, sich bekannter zu machen rathen, und ihm zu dem Ende den Artikel Satyre in Blankenburgs Zusätzen zum Sulzer, und H. Jacobs Uebersicht der Geschichte der griechischen Poesie im ersten Theile der Nachträge zum Sulzer zum Nachlesen empfehlen. Die letztere muß Hr. Tiemann gar nicht kennen. Er würde sonst S. 8 die Humanisten nicht erst zu dem auffodern, was bereits mehrere von ihnen in diesem, schon auf sieben Bände angewachsenen Werke seit Jahren auszuführen unternommen haben.

Ka.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Ueber (Über) den mündlichen Vortrag des Redners mit erläuternden Beyspielen. Zur Beförderung der geistlichen Beredtsamkeit, von Georg Pureberl. Salzburg, bey Mayr. 1803. 112 S. 8. 8 gr.

Nach der Versicherung des Verf. ist diese Schrift die Frucht eines mehrjährigen Fleißes und öfters gemachter Erfahrungen. Wirklich ist diese Anweisung auch nicht übel gerathen, und die meisten Regeln sind mit passenden Beyspielen zur Erläuterung belegt. Aber der Verf. irrt, wenn er glaubt, daß das, was über den Vortrag des Redners gesagt werden könne, bis jetzt nur noch einzig zerstreut gefunden werde, und er daher gleichsam das erste Werk der Art liefere. Doch dieß spricht dem Büchlein, welches der Verf. in 2 Abschnitte theilt, von denen der erste die Regeln der Deklamation, und der zweyte die Regeln der

der Aktion enthält, seinen Werth nicht ab. Rec. empfiehlt es allen Kandidaten und Predigern; denn für diese Herren versichert der Verf. vorzüglich geschrieben zu haben.

In Rücksicht der Behandlung der Materie verdient der Verf. alles Lob, wenn gleich auch von dieser Seite seine Schrift nicht ohne Mängel ist. Nicht immer ist Rec. mit dem Vf. gleicher Meinung: wo der Ton steigen oder sinken muß. Nur einige Beyspiele führt Rec. an. S. 21 Z. 9. 10. sollte nach dem Gefühle des Rec. bey den Wörtern „groß“ und „bedauernswürdig“ der Ton steigen, und erst bey den dazu gehörigen Hauptwörtern fallen. S. 22, Z. 17. sollte durchaus die Stimme bey den Worten: „größte Verderben“ gleichsam mit Allgewalt steigen, und S. 23. Z. 9. muß die Stimme bey dem Worte „emporgeschwungen“ gleichsam auch ein Streben nach Emporschwingen äußern, weil indessen der Satz zum Schlusse eilt, bey den beyden letzten Sylben „schwungen“ wieder matter niedersinken. So fordern auch S. 32 Z. 21 nicht die Worte: „ihrer Leidenschaften und „ihrer Vernunft“ sondern das Wörtchen „mehr“ den meisten Nachdruck. Am wenigsten befriedigte den Rec. der Abschnitt von der Malerei in der Deklamation, und die höchst magere und unvollkommene Geschichte der Deklamation. Unter manchen schön ausgeführten Abschnitten fand Rec. besonders den über die Beschaffenheit der Aktion im ruhigen Vortrag vortrefflich.

Den Styl des Verfassers würde man schön und gebildet nennen können, wenn er nicht durch das allzusichtbare Bestreben, deklamatorisch und herzlich zu schreiben, zuweilen schwülstig und an einigen Orten gar unverständlich würde. Der erstere Fall findet unter andern S. 9. Z. 20 rc. statt. Vom zweyten finden sich S. 20, Z. 3; S. 21. Z. 19 rc: S. 86. Z. 1 — 3 Beyspiele. Doch mehr noch, als dieses, gereichen die Fehler gegen die ersten Regeln der Grammatik dem Werkchen zum Vorwurf. Man findet da: „vor allen; seyen; „im Herz; selbe: enthalten sie, was immer: mögen „sie beschaffen seyn, wie immer; zum Mitleiden und „Hülfe; sich in der Gestalt zeigen, als es die Absicht „des Dichters ist; schwer lassen; dahin zielen alle „Lehren zu; vermög der; das einmal; Herze rc.“ statt: vor allem; seyn; im Herzen; dieselben; mögen sie enthalten,

halten was sie wollen; mögen sie beschaffen seyn, wie sie wollen; zum Mitleiden und zur Hülfe; sich in der Gestalt zeigen, die der Absicht des Dichters entspricht; schwer seyn; dahin zielen alle Lehren; vermöge der; das einemal; Herzen.

Möge der Verf. bey einer neuen Auflage seines Werkchens diese Fehler verbessern und seine Absicht, Nutzen durch dasselbe zu stiften, kann dann gewiß erreicht werden.

Grundsätze der hochdeutschen Sprache zum Schul- und Selbst-Unterrichte. Von Joseph Wismayr, Hochfürstlich-Freisingischem geistlichen Rathe, und der kurfürstlichen Akademien der Wissenschaften zu München und Erfurt ordentl. Mitgliede. Erster Theil, Sprechlehre. 272 S. Zweyter Theil, Rechtschreiblehre. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg, bey Mayr. 1803. gr. 8.

Der Verf. der unter den Sprachlehrern in Oberdeutschland den ersten Rang mit behauptet, und jetzt als bairischer Rath bey der General-Schul- und Studien-Direktion angestellt ist, hat sich schon viele Verdienste im Fache der deutschen Sprachforschung erworben. Auch dieses neue Werk windet wieder eine schöne Blume in den Kranz seiner Verdienste, und gehört unstreitig unter die bessern und vollständigern Sprachlehren, die wir besitzen. Ausführlichkeit und das Streben, alles in eine logische Ordnung zu bringen, wodurch aber freylich das Werk in allzu viele Ab- und Unterabtheilungen zerfällt, blicken überall aus demselben hervor. Nicht, um nur zu tadeln, sondern weil diese Sprachlehre wegen ihrer Vortrefflichkeit gewiß auch noch die dritte Auflage erleben wird hält es Rec. daher für Pflicht, den würdigen Verf. auf verschiedene Mängel aufmerksam zu machen.

Was Rec. im Allgemeinen auffiel, waren die öfteren, freylich nach der Einrichtung des ganzen Buchs unvermeidlichen, Wiederholungen und die fehlerhafte Eintheilung in Sprech- und Rechtschreiblehre. Auch könnte man den Verf. wohl

der Aktion enthält, seinen Werth nicht ab. Rec. empfiehlt es allen Kandidaten und Predigern; denn für diese Herren versichert der Verf. vorzüglich geschrieben zu haben.

In Rücksicht der Behandlung der Materie verdient der Verf. alles Lob, wenn gleich auch von dieser Seite seine Schrift nicht ohne Mängel ist. Nicht immer ist Rec. mit dem Vf. gleicher Meinung: wo der Ton steigen oder sinken muß. Nur einige Beyspiele führt Rec. an. S. 21 Z. 9. 10. sollte nach dem Gefühle des Rec. bey den Wörtern „groß“ und „bedauernswürdig“ der Ton steigen, und erst bey den dazu gehörigen Hauptwörtern fallen. S. 22, Z. 17. sollte durchaus die Stimme bey den Worten: „größte Verderben“ gleichsam mit Allgewalt steigen, und S. 23. Z. 9. muß die Stimme bey dem Worte „emporgeschwungen“ gleichsam auch ein Streben nach Emporschwingen äußern, weil indessen der Satz zum Schlusse eilt, bey den beyden letzten Sylben „schwungen“ wieder matter niedersinken. So fodern auch S. 32 Z. 21 nicht die Worte: „ihrer Leidenschaften und „ihrer Vernunft“ sondern das Wörtchen „mehr“ den meisten Nachdruck. Am wenigsten befriedigte den Rec. der Abschnitt von der Malerei in der Deklamation, und die höchst magere und unvollkommene Geschichte der Deklamation. Unter manchen schön ausgeführten Abschnitten fand Rec. besonders den über die Beschaffenheit der Aktion im ruhigen Vortrag vortrefflich.

Den Styl des Verfassers würde man schön und gebildet nennen können, wenn er nicht durch das allzusichtbare Bestreben, deklamatorisch und herzlich zu schreiben, zuweilen schwülstig und an einigen Orten gar unverständlich würde. Der erstere Fall findet unter andern S. 9. Z. 20 ꝛc. statt. Vom zweyten finden sich S. 20, Z. 3; S. 21. Z. 19 ꝛc: S. 86. Z. 1 — 3 Beyspiele. Doch mehr noch, als dieses, gereichen die Fehler gegen die ersten Regeln der Grammatik dem Werkchen zum Vorwurf. Man findet da: „vor allen; seyen; „im Herz; selbe: enthalten sie, was immer: mögen „sie beschaffen seyn, wie immer; zum Mitleiden und „Hülfe; sich in der Gestalt zeigen, als es die Absicht „des Dichters ist; schwer lassen; dahin zielen alle „Lehren zu; vermög der; das einmal; Herze ꝛc.“ statt: vor allem; seyn; im Herzen; dieselben; mögen sie enthalten,

halten was sie wollen; mögen sie beschaffen seyn, wie sie wollen; zum Mitleiden und zur Hülfe; sich in der Gestalt zeigen, die der Absicht des Dichters entspricht; schwer seyn; dahin zielen alle Lehren; vermöge der; das einemal; Herzen.

Möge der Verf. bey einer neuen Auflage seines Werkchens diese Fehler verbessern und seine Absicht, Nutzen durch dasselbe zu stiften, kann dann gewiß erreicht werden.

Grundsätze der hochdeutschen Sprache zum Schul- und Selbst-Unterrichte. Von Joseph Wismayr, Hochfürstlich-Freisingischem geistlichen Rathe, und der kurfürstlichen Akademien der Wissenschaften zu München und Erfurt ordentl. Mitgliede. Erster Theil, Sprechlehre. 272 S. Zweyter Theil, Rechtschreiblehre. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg, bey Mayr. 1803. gr. 8.

Der Verf. der unter den Sprachlehrern in Oberdeutschland den ersten Rang mit behauptet, und jetzt als bairischer Rath bey der General-Schul- und Studien-Direktion angestellt ist, hat sich schon viele Verdienste im Fache der deutschen Sprachforschung erworben. Auch dieses neue Werk windet wieder eine schöne Blume in den Kranz seiner Verdienste, und gehört unstreitig unter die bessern und vollständigern Sprachlehren, die wir besitzen. Ausführlichkeit und das Streben, alles in eine logische Ordnung zu bringen, wodurch aber freylich das Werk in allzu viele Ab- und Unterabtheilungen zerfällt, blicken überall aus demselben hervor. Nicht, um nur zu tadeln, sondern weil diese Sprachlehre wegen ihrer Vortrefflichkeit gewiß auch noch die dritte Auflage erleben wird, hält es Rec. daher für Pflicht, den würdigen Verf. auf verschiedene Mängel aufmerksam zu machen.

Was Rec. im Allgemeinen auffiel, waren die öfteren, freylich nach der Einrichtung des ganzen Buchs unvermeidlichen, Wiederholungen und die fehlerhafte Eintheilung in Sprech- und Rechtschreiblehre. Auch könnte man den Verf. wohl

wohl nicht ohne Grund beschuldigen, mehr auf das äussere, als das innere Wesen der Sprache Rücksicht genommen zu haben. Ueberdieß vermißt man die richtige Bestimmung der Gränzen vom Gebiete der deutschen Sprachlehre, welche die Einleitung doch angeben sollte. Und wenn es der Verf. einmal für nöthig hielt, eine Bildungsgeschichte der deutschen Sprache seinem Werke in der Einleitung vorauszuschicken: so sollte sie auch weniger kurz und unvollständig seyn. Die Unbeständigkeit oder willige Biegsamkeit der hochdeutschen Sprache zur Aufnahme neuer Ausdrücke, Wortverbindungen und Wendungen würde Rec. durchaus nicht, wie der Verf. S. 21, unter die Mängel, sondern, so paradox es auch auf den ersten Blick scheinen möchte, unter die Vorzüge derselben rechnen. Verworren und unvollständig ist S. 32 der Satz: »Der HülfsLaut e hat einen doppelten Laut; einen scharfen oder höhern, und einen offenen oder »tiefern.« Die S. 34 aufgestellte Regel: »Der geschärfte HülfsLaut hat alle Mahl einen verdoppelten HauptLaut nach sich, im Sprechen selbst dann, wenn er »ihn im Schreiben (wegen befürchteter Verunstaltung der Schrift) nicht hat; z. B. la'chen, na'schen, »ru'fen, su'chen, welche man la'chchen, na'schschen, »ru'ffen, su'chchen u. s. w. ausspricht.« muß Rec. für fehlerhaft erklären, und kann diese Behauptung nur damit entschuldigen, daß der Verf. ein Oberdeutscher ist. Eben dieses gilt auch da, wo er Geliebter, Wachs, Fuchses, Mädchen, Jugend, weg und flugs wie Gellepter, Waks, Fukses, Mätchen, Jugent, wek und fluks ausgesprochen wissen will. Sonderbar kommt es dem Rec. vor, daß der Verf. S. 50 viele zusammengesetzte Wörter, die durch ein weggeworfenes Fügewort entstanden sind, den Prosaisten verbieten und höchstens dem Poeten erlauben will. Es sind ja unsre meisten zusammengesetzten Wörter so entstanden, und Rec. findet das angeführte Beyspiel: »der Sternenbesäete Himmel« weder hart, noch undeutlich, wie der Verf. — S. 62 sollen die Wörter Weib und Frauenzimmer deßwegen Neutra seyn, weil man keine vorzüglich weiblichen Eigenschaften an ihnen gewahr werde. Der Verf. hält es S. 69 nicht nur für unnöthig, sondern sogar für unrichtig, mehr als 4 Fälle oder Endungen zu unterscheiden. Rec. nimmt den Ablativ hingegen auch für die deutsche Deklination in Schutz, denn der Ablativ ist der Punkt, von dem meine Handlung ausgeht, und der Dativ der Punkt,

Punkt, auf welchen sie gerichtet ist. Der Lateiner hatte daher unstreitig in dieser Rücksicht das feinste Sprachgefühl. Auch wundert es Rec., daß der Verf., der sonst da, wo man eine Abweichung nicht nur verzeihen, sondern vielleicht gar loben würde, so viel Anhänglichkeit an den würdigen Adelung zeigt, dennoch in Rücksicht der Beugungsarten von ihm abweicht, und statt der von jenem angenommenen 8 verschiedenen Formen nur 6 annimmt. Ganz gegen die Regeln der deutschen Sprache ist das vom Verf. S. 79 für den Plural der französischen Wörter angenommene s. Warum nicht lieber Akteure und Souveräne statt Acteurs und Souveräns? Die Benennungen: erste, zweyte und dritte Vergangenheit sind ohne Sinn, so wie überhaupt die Erklärung der Zeiten dem Verf. nichts aufs beste gelungen ist. Auch das, was er über den Konjunktiv sagt, dessen richtiger Gebrauch dem Anfänger so viele Schwierigkeiten verursacht, ist überaus mager, und läßt jeden Rathsbedürftigen hülflos. Bescheinen ist gegen des Verf. Angabe S. 118 noch immer ein irreguläres Zeitwort; denn man sagt nicht: die Sonne bescheinte mich, sondern sie beschien mich. Unter den Fügewörtern mit der vierten Endung hat der Verf. S. 169 die poetischen sonder und gen vergessen. Der §. vom Gebrauch der Hülfszeitwörter: haben und seyn verdient eine völlige Umarbeitung, und der Verf. scheint nach der Anmerkung selbst das Mangelhafte desselben gefühlt zu haben. Man sagt nicht: »der Eltern weise-Räthe« wie S. 224 vorkommt, denn nur als Titel gebraucht, hat das Wort Rath einen Plural. Die Beyspiele von den mannichfaltig verbundenen Perioden sind viel zu lang, um als Muster zu gelten, und im Verzeichniß der unregelmäßigen deutschen Stammredewörter finden sich auch kleine Unrichtigkeiten, besonders bey den Zeitwörtern: befehlen, bieten, blasen, dreschen, lassen, mahlen, waschen rc.

Im zweyten Theile ist es unbegreiflich, wie der Verf. folgende Wörter: Hälfte, Räthsel tändeln, Getöse, Körper, Mönch, Oel, Pöbel — für solche erklären konnte, deren Abstammung ungewiß oder unbekannt sey, da sie ja auf den ersten Blick einleuchtet. Der große Buchstabe in der Mitte eines zusammengesetzten Wortes, z. B. AugApfel, AnGarten, BerufsEifer, so wie der große Buchstabe der Umstandewörter im Superlativ, z. B. am Oeftesten, am Blassesten, möchten wohl keinen großen Beyfall erhalten. Das Werk schließt sich mit einem Verzeichniß der vorzüglich-

sten gleich- oder ähnlich-lautenden, aber doch meist ungleich geschriebenen Wörter der hochdeutschen Sprache, welches bey all seiner Reichhaltigkeit (S. 143-240) doch noch Zusätze erhalten könnte. Rec. bittet noch am Schlusse den Verf., folgenden Satz S. 233: »die wahren Freuden »sind meistens von sehr kurzer Dauer« bey einer neuen Auflage mit dem zu vertauschen: die wahren Freuden sind allein von ewiger Dauer.

Rz.

Reitkunst

Heniastik, oder die Kunst, difficile Pferde zu zäumen, und den Vortheil einer angenehmen Führung zu erhalten, eine neue Erfindung von C. Klatt, Stallmeister. Mit einem Kupfer. Breßlau, bey Barth. 1802. 8. 20 S.

Die Erfindung besteht in Folgendem: Die Balken oder untere Stangenbäume sind in 2 Theile getheilet, statt bey den gewöhnlichen Stangen selbige aus einem Stück bestehen, oben nahe am Gebiß verbindet ein bewegliches Gelenk die beyden Theile mit einander, der eine Theil heißet Vorsprungs-Balken, an selbigen werden die Zügel unten im Klobenring geschnallet, der 2te Theil heißet Haubt-Balken, an diesem ist eine Feder befestiget, und wenn nun der Vorsprungs-Balken durch Anziehen der Zügel in Bewegung gesetzt wird: so bieget er sich auf der Feder zurück, welche zwischen ihm und dem Handbalken liegt. Durch die Elasticität dieser Feder, sollen nun alle rüde Bewegungen, selbst Stöße der Faust gemildert und die Wirkung derselben, gelinder und Gradweise, dem Laden des Pferdes mitgetheilt werden.

Nach des Erfinders eigenen Worten, soll diese Stange Folgendes leisten: „Mittelst derselben kann man nicht allein alle difficile Pferde, die auf kein Mundstück eine gewisse Anlehnung annehmen, reiten sondern auch den Mangel einer „guten Führung ersetzen, keine Faust kann so schlecht seyn, „daß

„daß diese Stange nicht hinlänglich ihre rüden Anzüge so mil-
„dere, daß selbige dem Pferde nicht zur Last fallen sollten,
„und dennoch ist ihre Wirkung so stark, wie sie zum regieren
„auch des feurigsten Pferdes nöthig ist.

Ob diese Stange nun alles dieses wirklich leistet, kann nur durch Gebrauch derselben, von einem erfahrnen richtig fühlenden Reiter, auf verschiedene difficile Pferde, und durch ihre vorzügliche Wirkung, gegen andere, dem Maul und Gebäude jener Pferde angemessen gewesene Zäumungen, entschieden werden; Rec. will um so mehr sein theoretisches Urtheil darüber zurückhalten, bis er sich praktisch überzeugt hat, damit der Erfinder ihn nicht unter die selbstsüchtigen Kunstrichter setze, gegen welche er protestiret.

Uebrigens ergiebt sich aus der Beschreibung, daß diese Stange weit mehr zusammen gesetzet ist, wie eine gewöhnliche, und da jede mehr zusammengesetzte Maschiene um desto fragiler und beym Gebrauch vergänglicher ist: so würde dieses auch hier wohl der Fall seyn. Denn wenn auch ordnungsmäßig nach jedem Gebrauch eine solche Stange geputzt und abgetrocknet wird: so ist ist es doch nicht möglich, die Feuchtigkeiten, welche bey nassem Wetter sich zwischen und in dem Gelenk des Vorsprungs-Balken und bey den Federn setzen, so rein herauszubringen, daß nicht etwas zurückbleibt und sich dadurch festansetzet. Hiedurch wird aber alsdann das Gelenk des Vorsprung-Balkens bald zu steif oder zu locker werden, selbst die Elasticität der Federn wird sich verändern, die eine leicht stärker wie die andere wirken, und dann entsteht gleich eine falsche Führung, der eine Zügel wirkt bey gleicher Anziehung derselben stärker wie der andere, und das Pferd gehet nicht gerade.

Diese Stangen kosten a Stück 1 Friedrichsd'or, mithin viermal so viel wie eine gewöhnliche; der Erfinder nimmt darauf Bestellungen an, er stehet in Lüben in Niederschlesien, beym Dragoner-Regiment von Pritwitz.

Handbuch zur Kenntniß der Pferde, in Rücksicht ihres Körperbaues, Farbe, Vaterland, Nahrungsmitteln, Geschlechts-Unterschiede, Wartung und Pflege, Krankheit und Heilmittel, der Kunstgrif-

se der Roßhändler beym Verkauf derselben, ihres Nutzens u. s. w. herausgegeben von Joh. Engelhardt. Mit einer Kupfertafel, wo das Pferd nach der Eintheilung seines Körperbaues vorgestellt ist. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 8. 12 gr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: der Endzweck dieses Buchs sey, alle die in diesem Fache, von glaubwürdigen Männern beschriebene, Gegenstände zu sammeln, das Beste davon zu benutzen, und in ein Ganzes darzustellen. Die Schriftsteller, welche er benutzt, sind nicht genannt; der Inhalt beweiset aber, daß er nicht aus den vorzüglichsten Quellen geschöpft hat. Nichts Neues und Belehrendes für Jeden, der nur etwas mit diesem Fache bekannt ist, findet man in dieser Sammlung, außer daß er den Pferdemist, mit Mehl und Kleyen vermischt, als ein gutes Futter für Schaafe, Hornvieh und Schweine empfiehlt — ein großer Oekonom!

Kurze Anweisung zum Reiten und Zureiten, nebst Bemerkungen über die Wahl eines Reitpferdes, und über mancherley Fehler der Pferde, von Andreas Politz, Bereiter. Mit einer Kupfertafel. Magdeburg, bey Creutz. 1803. 8. 10 gr.

Des Verf. Anweisung zu der Behandlung junger Pferde ist ganz gut, nur sagt er zu wenig oder nichts davon, wie man sich beym Anreiten derselben benehmen, und unruhige, furchtsame, scheue Pferde dahin bringen muß, daß sie mit Zuversicht und ohne Angst den Reiter annehmen und tragen; und doch ist dieß eine Hauptsache, die sehr großen Einfluß auf die ganze künftige Arbeit des Pferdes hat, wobey manche Gefahr für Reiter und Pferd, durch Unwissenheit und übles Benehmen entstehen kann, und oft entstehet, daher hätte dieß in einer solchen Anweisung nicht fehlen müssen. Die Vorbereitung eines Kampagne-Pferdes im Schritt, ist sehr zweckmäßig, so wie die ganze Arbeit desselben gut; nur sind die Ausdrücke bey der Führung im Trab S. 13 „fest anhalten“ und S. 23 beym Galopp „steifhalten der Hän-

„de“

„de" nicht gut gewählt; die Hand des guten Reiters, muß bey solchen Gelegenheiten, stets und wirksam arbeiten; aber elastisch, nicht steif und fest. Ueberhaupt muß man, wenn man anfängt ein junges Pferd zu galoppiren, die ersten Male nicht gleich zu stark darauf arbeiten, es aufs Hintertheil zu bringen; man lasse es die ersten Male mit mehrerer Freiheit gehn, damit es nur im Galopp bleibe, und zu diesen ihm bishero ungewohnten Gang sich gewöhne. Durch dieß freye Weggehn, erwerben sich die Glieder des Pferdes die nöthige Fertigkeit und Biegsamkeit, dann kann man es nach und nach mehr zurücknehmen, und aufs Hintertheil das Gewicht mit Sicherheit bringen, statt gleich vom Anfang an, da dieser Zwang zu stark und oft nachtheilig für das Pferd ist. Die Anfangsgründe der Reitkunst im 8ten Abschnitt, oder der eigentliche erste Unterricht eines Scholaren ist angemessen, deutlich und nach richtigen Grundsätzen.

Aw.

Botanik.

Dr. *I. F. Bernhardi's* Anleitung zur Kenntniſs der Pflanzen. Zum Gebrauch bey Vorlesungen. *Erster Theil.* Mit Kupfern (die nachgeliefert werden sollen). Erfurt, bey Hennings. 1803. 1 Alph. 2 B. gr. 8. 1 Rg. 16 gr.

Die Botanik soll die Erscheinungen, welche wir an Pflanzen wahrnehmen, gehörig geordnet darstellen. Dieß kann historisch und rational geschehen. Sie zerfällt demnach in zwey Haupttheile: I) den historischen, der die Pflanzen, wie wir sie im Raum und in der Zeit anschauen, betrachtet, und sie hierauf nach Aehnlichkeiten zusammen stellt; II) den rationalen, der die Gesetze des Verstandes auf die Pflanzen als Gegenstände der Wahrnehmung bezieht, und sie zu Gegenständen der Erfahrung macht. Diesen letztern Theil, den man sonst die Phytonomie oder Pflanzenphysiologie nennt, haben wir noch von dem Verfasser zu erwarten. — Jetzt von dem vor uns liegenden historischen Theil. Er enthält A.) histo-

rische Darstellung der einzelnen Pflanzen; B.) Anordnung der sämmtlichen Pflanzen nach Aehnlichkeiten, und folglich zwey Hauptabtheilungen.

A.) Die historische Darstellung begreift in sich: a) absolute, b) relative Pflanzenbeschreibung; und c) absolute, d. relative Pflanzengeschichte. Sie hat daher auch vier Abschnitte, deren Inhalt Recensent nun mit des Verfassers eigenen Worten näher anzeigen, und dabey zugleich einige Bemerkungen sich erlauben will. — a) Der erste Abschnitt giebt die gemeinschaftlichen Kunstausdrücke an, welche von extensiven und intensiven Merkmalen hergenommen werden, und schreitet hierauf zur besondern Bestimmung der einzelnen Theile, aus welchen die Pflanzen zusammen gesetzt sind; er zerfällt also in die allgemeine und in die besondere Pflanzenbeschreibung. Hier nun wie in den übrigen Abschnitten, wird man dem Scharfsinne und der Kunst, womit der Verfasser die Materialien ordnet und sein Gebäude aufführt, der Genauigkeit, womit er die ältern und neuern botanischen Kunstausdrücke erklärt und bestimmt, der Bescheidenheit, womit er einige derselben tadelt und verwirft, andere, als nothwendig vorschlägt und einführt, alles Lob wiederfahren lassen müssen. Man wird eingestehen, daß derselbe hier so viel geleistet hat, als ein billig denkender, mit den dabey zu bekämpfenden Schwierigkeiten nur einigermaßen bekannter Leser erwarten und fordern kann. Folgende Kleinigkeiten sind indeß Recensenten aufgefallen, und mögen als Beweis der Aufmerksamkeit dienen, mit welcher er diese schöne Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen gelesen hat. — So scheinen ihm einige Kunstausdrücke, vielleicht nur aus Mangel der Kupfer, in der Beschreibung nicht ganz richtig und deutlich genug erklärt, oder gar mit einander verwechselt zu seyn, z. B. *veruformis*, bratspießförmig, und *retroflexus*, unten und oben gebogen. *Consociatus*, *coadunatus*, *consutus*, und *connatus*, *unitus*, *conglutinatus* sind nicht genau genug unterschieden; consociatus und connatus hätten, als die beyden Hauptbegriffe, noch näher bestimmt werden müssen. Nimmt man indeß hier nicht auf Innen und Außen Rücksicht: so möchte der Unterschied wohl schwer bestimmt anzugeben seyn. „*Approximatus*, genähert, wenn Linien höchstens eine „Linie weit — *appropinquatus*, nachstehend, (nahstehend) wenn sie höchstens einen Zoll weit — *remotus*,

„wenn

„wenn sie höchstens einen Fuß weit von einander ab-
„stehen.“ Hier würde es nun wohl besser seyn, sich nicht nach Linien, Zollen und Füßen; sondern vielmehr nach der Größe des zu beschreibenden Gegenstandes zu richten, und jene Ausdrücke relativ zu gebrauchen, um sich derselben auch bey den kleinsten Pflänzchen bedienen zu können. „*Rotundatus*, was eben so lang als breit ist“ aber das ist nicht immer zugerundet! „*Tessularis*, tessularisch, wenn Dicke „und Länge einander gleich sind“ warum nicht lieber tessellaris, würfelig? „*Lamellosus*, lamellös; *pinnatus*, „gepinnt; *hirtus*, gemähet; *strigosus*, striegelig; *papillosus*, bagrinirt (chagrinirt) ꝛc.“ Wären hier die deutschen Ausdrücke: geblättert, gefiedert, rauhhaarig, glatthaarig, gekörnt, spitzgekörnt, rund gekörnt ꝛc. nicht verständlicher gewesen? Auch haben einige hier vorkommende griechische und lateinische Kunstausdrücke des Recensenten Beyfall nicht, und würde er sie nicht gern für die bereits eingeführten, gebräuchlichern vertauschen. Z. B. „*gonioides*, eckig, wenn in „einem Körper drey und mehrere Flächen in einen „Punkt zusammen stoßen.“ Warum nicht statt dessen angulatus, oder trigonus, polygonus, besonders da doch tetragonus, sexagonus und dodecagonus angeführt und beybehalten wird? *Sammetarius*, sammetartig; warum nicht holosericeus? oder wollte man durchaus ein nagelneues Wort für diesen Begriff haben: so möchte doch wohl talpacinus noch eher anzurathen seyn. — „Wenn man ausdrucken will“ sagt der Verfasser S. 115 „was für die Theile ein anderer „befestiget: so hängt man im Deutschen die Endigungen ig, „tragend u. s. w. an, oder setzt be vor; z. B. blättrig, blatt-„tragend, beblättert. Im Lateinischen hängt man die En-„digungen *atus*, *osus*, *ferus* an, z. B. foliatus, foliosus, „foliiferus, welches zuweilen gleichgültig ist, oft aber nach „dem Wohlklange bestimmt werden muß. Will man hinge-„gen sagen, daß ein Theil einen andern nicht befestiget: so „hängt man im Deutschen die Endigungen los an, oder setzt „un vor, z. B. blattlos, unbeblättert.“ Schwerlich dürften Sprachforscher dem Verfasser in solchen Behauptungen beystimmen, indem das alles so gleichgültig nicht ist, und der Sprachgebrauch hier doch wohl auch ein Wörtchen mit zu sagen hat. — b) In dem zweyten Abschnitte, relative Pflanzenbeschreibung, wird nun das Verhältniß der Pflanzen zu

einander und zu andern Gegenständen im Raum, und zwar auf doppelte Art bestimmt. Der Verfasser sieht hier nämlich 1) jede Pflanze als einen für sich bestehenden Körper an, und beschreibt ihr räumliches Verhältniß zu äußern Dingen, d. i. ihren Standort; 2) faßt er alle Pflanzen als ein Ganzes zusammen, und giebt die Merkmale an, welche ihnen nach ihrem Standorte gemeinsam sind. Jenes nennt er die relative Beschreibung der einzelnen Pflanzen; dieses die relative Beschreibung des Pflanzenreichs. c) Im dritten Abschnitte trägt er die absolute Pflanzengeschichte vor, und betrachtet hier sowohl die Veränderungen, die den Pflanzen überhaupt zukommen, als auch die Veränderungen, die ohne eine Pflanze nicht gedacht werden können. Von jenen redet er in der allgemeinen, von diesen in der besondern Pflanzengeschichte. Wenn es darin heißt: „*contrahens* kann man eine Pflanze nennen, wenn sie einen kleinen Raum einnimmt," so soll das wohl kleinern heißen; ist aber alsdann auch noch nicht bestimmt genug. Und wenn hier behauptet wird „daß der Ausläufer und Schößling nie „unmittelbar aus dem Stamm entstehen:" so muß wohl statt Stamm Saamen gelesen werden. d) Der vierte Abschnitt, der die relative Pflanzengeschichte, und zwar wieder 1) die der einzelnen Pflanzen, und 2) die des Pflanzenreichs überhaupt, enthält, hat dem Recensenten vorzüglich wohlgefallen. Denn dort werden uns die zeitlichen Verhältnisse, auf welche man bey der Schilderung jeder einzelnen Pflanze, in Hinsicht ihres Standorts, und der Veränderungen, welche an ihr vorgehen, zu sehen hat, genau und richtig angegeben; hier aber wird uns gar schön gezeigt, wie verschieden die Veränderungen, welche die Pflanzen erleiden und erlitten haben, nach ihrem Standorte und nach den Veränderungen sind, welche an ihnen vorgehen und von jeher vorgegangen sind. In der Voraussetzung, daß es unsern Lesern angenehm seyn werde, führen wir daraus eine Stelle an. „Daß," heißt es S. 208, „die erste Pflanzenschöpfung „gänzlich zu Grunde gegangen seyn müsse, erhellet theils daraus, daß es nicht denkbar ist, daß bey der allgemeinen Ueberschwemmung und den erfolgten Niederschlägen, welche „bey der Flötztrappformation statt fanden, eine Pflanze sich „sollte erhalten haben; theils aus dem Umstande, daß wir „von allen im Flözgebirge aufgefundenen Pflanzenabdrücken,

„auch

„auch nicht einen einzigen anzeigen könen, dem ein Gewächs
» der jetzigen Schöpfung gleich wäre; wobey es immer merk-
» würdig bleibt, daß diejenigen, die man in den nördlichen
» Gegenden ausgräbt, solchen, die jetzt unter den Wende-
» zirkeln zu Hause sind noch am ähnlichsten sehen.« Diese
Meinung, daß eine frühere Schöpfung gänzlich zu Grunde ge-
gangen sey, und man von ihr nur noch Spuren in den Ueber-
gangs-, Flöz- und Flöztrappgebirgen finde, so wie wir die
ältesten Reste einer spätern, der jetzigen Planzenschöpfung in
aufgeschwemmten Gebirgen erhalten sehen, wird sich wahr-
scheinlich in der Folge noch immer mehr bestätigen. Wenn
der Verfasser S. 212 sagt: »Außer den, vermuthlich von
» den Urgebirgen aus, immer weiter gewanderten Pflanzen-
» arten, sehen wir auch noch jetzt, bey veränderter Mischung
» organischer Körper, so wohl thierischer, als vegetabilischer,
» neue Pflanzenarten ohne Saamen und Fortsätze entste-
» hen«: so ist ist das nicht nur zweydeutig; sondern auch so
verstanden, wie es wahrscheinlich der Verf. verstanden wissen
will, doch immer unrichtig; es muß, zumal in einem bota-
nischen Lehrbuche, doch wohl neue Ab- oder Spielarten
heißen. Daß nur Mittelschläge (plantae intermediae) oder
Bastarde zweyer Abarten, aber nie wahre Bastarde (plantae
hybridae) vollkommnen Saamen erzeugen sollen, wie hier be-
hauptet wird, das ist doch so ganz ausgemacht noch nicht; wä-
re es dieß: so würde uns nichts sicherer zur richtigen Bestim-
mung der ursprünglichen, wahren Arten führen können. —
Auf die Terminologie folgt dann zweytens:

B.) Die Anordnung der Pflanzen nach Aehnlich-
keiten. — Systemkunde würde Recensent sagen, wenn
er hier nicht läse; »daß auch die vollkommenste Anordnung
» der Pflanzen niemals den Namen eines Systems verdiene.«
Nun, wir wollen über Worte nicht streiten; nur dieß wollen
wir hier wieder im Allgemeinen bemerken, daß auch diese Ab-
theilung mit Einsicht und Sorgfalt bearbeitet ist. Wenn so
Manches, was der Verfasser hierin sagt, nur mehr beherzi-
get und befolgt würde; so müßte dieß zur gründlichen Pflan-
zenkenntniß allerdings viel beytragen; z. B. daß jede für sich
bestehende Art einen von allen übrigen verschiedenen Namen
haben sollte, der ohne vorgesetzten Gattungsnamen allein
schon bezeichnend wäre ꝛc. was aber doch für jetzt nur from-
mer Wunsch bleiben muß! — Unter den trefflichen Regeln
für die historische Darstellung kann unter andern auch die

fünfte:

künfte: »sie muß sprachrichtig seyn; sie muß sich strenge an »die Kunstsprache binden, und nur in so fern als es diese er» laubt, nicht gegen die übrigen Sprachregeln sündigen« nicht oft genug wiederholt werden. Daß aber, wie hier verlangt wird, jede gebildete Sprache auch für jede Pflanzenart, Gattung, Ordnung 2c. einen nach Regeln bestimmten Namen haben müsse, wenn sie anders auf jenes Prädikat Anspruch machen wolle; oder daß die Namen, welche von Botanikern abstammen, immer so ausgesprochen werden müßten, wie die Namen derselben in der Landessprache lauteten z. B. Sherardia, Schotardia 2c. — das heißt doch wohl ein wenig zu viel verlangen! Die Prosodie ist aus J. Beckmanns Lex. bot. entlehnt, wie schon *Myrobálanus* beweist; aber die Quellen, woraus der Verfasser schöpfte, hat er in dieser Anleitung nirgendwo genannt. —

Noch müssen wir des Inhalts der uns sehr zweckmäßig scheinenden vier Anhänge hier kürzlich gedenken. In dem ersten finden wir Linne's Methode, eine Pflanze historisch darzustellen, und im dritten desselben Methode, die Pflanzen anzuordnen. »Daß jene eine solche Menge Unvollkommenheiten habe, daß sie keinesweges allgemein und für immer angenommen zu werden verdiene, weil Linne die Kunstausdrücke nicht gehörig geordnet, die gemeinschaftlichen nicht von den besondern getrennt, sondern erst die besondern aufgestellt und ihnen dann die gemeinschaftlichen untergeordnet hat, wodurch eine Menge Wiederholungen nöthig gemacht wurden,« das ist nicht abzuläugnen. Dennoch aber möchte man von dieser Terminologie eben das behaupten können, was hier nur von dem Linne'ischen Pflanzensysteme eingestanden wird: »Je mehr man mit ihm vertraut wird, desto mehr scheinen »auch seine Mängel zu verschwinden; desto schwerer findet »man sich in andere, selbst ungleich bessere Anordnungen: »daher wird es freylich noch lange dauern, ehe eine derselben »die Linne'ische verdrängt und zur allgemein geltenden wird.« In dem zweyten Anhange sind die vorzüglichsten besondern Kunstausdrücke, deren sich Ehrhard, Gärtner, Hayne, Hedwig, Link, Medicus, Necker, Scopoli, Sprengel, Willdenow u. a. m. bey ihren Pflanzenbeschreibungen bedient haben, alphabetisch geordnet und mit wenigen Worten erklärt; so wie im vierten einige dreyßig Versuche älterer und neuerer Schriftsteller, die Pflanzen anzuordnen,

an- und aufgeführt sind. Manche derselben hätten, als längst vergessen, hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden können; besonders da der Verfasser, nur die bekanntesten und vorzüglichsten anzuführen, vorher versichert hatte. Dem zweyten rationalen Theil sehen wir mit Vergnügen entgegen; hoffen aber auch darin, außer der Anzeige der Druckfehler, ein vollständiges Register über das ganze Werk zu finden.

Handbuch für Gartenfreunde über alle (aus Willdenow's Ausgabe der Spec. Pl.) bekannte Pflanzen der Welt. Erster Band, enthaltend 7865 Arten Gewächse, oder die zwölf ersten Klassen des Linn. Geschlechtssystems. Von K. Chr. A. Neuenhahn, Kommerzienrathe ꝛc. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. Leipzig, bey Kummer. 1803. 1 Alph. 9 B. 8. 2 Rg.

Dieß Handbuch, welches bey seiner ersten Auflage im Jahr 1788, als ein räsonnirendes Verzeichniß der Sämereyen und Pflanzen, die damals bey dem Verfasser käuflich zu haben waren, Beyfall fand, erscheint hier in einer veränderten Form; indem der Verfasser seine Tausch- und Handelsgärtnerey längst aufgegeben hat. Es soll nun, in der jetzigen veränderten Gestalt, dem Gartenfreunde größere und kostbarere Gartenschriften entbehrlich machen, und demselben, wie der Verfasser sich ausdrückt, »zu einem Unterrichte dienen, um in einer schnellen »Uebersicht, irgend eine erhaltene Pflanze kennen und behan»deln zu lernen.« Ob dieß durch ein solches alphabetisch geordnetes Pflanzen-Wörterbuch erreicht werden kann, in welchem bey der angeführten Gattungen nur die Klasse und Ordnung nach dem Sexual-System, und bey jeder angeführten Art voran eine fortlaufende Nummer, hintennach aber Kalender-Zeichen und mehrere große und kleine lateinische Buchstaben (deren Bedeutung in der Einleitung erklärt ist) stehen — daran muß man doch billig noch zweifeln. Zum Nachschlagen aber für denjenigen, der die zum Grunde liegende Willdenowsche Ausgabe der Sp. Pl. nicht besitzt, und eine ihm noch unbekannte Pflanze unter dem in jener Ausgabe ihr ertheilten Namen erhält, mag es wohl ganz brauchbar und

nütz-

(als welche flores nudos und radiatos hat) es zu fordern schei-ne, dem Linné zu folgen, und die Jacobaea wiederum nur als eine Art der Gattung Senecio im System aufzuführen; — daß der Crocus vernus, den man auf Alpen mit weißen oder hellblauen Blumen und mit zusammengerollten Blättern findet, wahrscheinlich eine besondere, von dem gewöhnlichen Crocus vernus unserer Gärten zu trennende Art seyn möchte. Auch wir sind dieser Meinung; nur können wir darin dem Herrn D. Hoppe nicht beystimmen, daß der Uebergang der weißen Farbe in die gelbe, und umgekehrt, in der Pflanzen-welt ohne Beyspiel und fast unmöglich sey, weil wir in unsern Gärten mehrere Blumen, als Tulpen, Jonquillen, Hyazinthen, Nelken, und den Crokus selbst, auch von jenen beyden Farben häufig genug antreffen. Seine botanischen Bemerkungen am Schlusse des Taschenbuchs haben uns vorzüglich wohlgefallen; und verdienen gewiß die meisten derselben den Dank und die Aufmerksamkeit der Pflanzenforscher.

Nomenclator botanicus, sistens plantas omnes in Caroli a Linné speciebus plantarum ab illustri D. Carolo Ludovico Willdenow enumeratas. Curavit comes *L. F. v. Henckel* a Donnersmark. Halae Magdeb. typis Hendelii. MDCCCIII. — 14 B. 8. 16 R.

Alle, aus Willdenow bekannte, und einige erst neuerlich näher bestimmte Pflanzen, Geschlechter und Arten, sind hier, nach ihren Klassen und Ordnungen, hinter einander bloß namentlich aufgeführt. Dieses trockne Namen-Verzeichniß würde gewiß weit nützlicher seyn, wenn man daraus lernen könnte: wo jede der genannten Pflanzen wohne? wie lange sie lebe? ob man sie jetzt in dem Hallischen botanischen Garten antreffe? ob sie längst bekannt oder erst seit kurzem entdeckt sey? ob sie ihren alten, bekannten Namen beybehalten, oder ihn mit einem neuen vertauscht habe? rc. Dieß alles ließ sich ja, mit leichter Mühe, durch verschiedene Druckschrift der Namen, oder durch ihnen vor oder nachgesetzte Zeichen, andeuten. Der Herausgeber klagt zwar in der Vorrede über Mangel an Zeit; aber dann hätte er füglich diese Arbeit einem Andern übertragen, oder sie ihm gänzlich überlassen sollen.

Dispo-

Dispositio systematica plantarum, quae in systemate sexuali Linnaeano eas classes et ordines non obtinent, in quibus secundum numerum et structuram genitalium reperiri debent. (debeant.) Auctore *Ioanne Christiano Cramer*, Med. D. Marburgi Cattorum, typis Kriegeri, Acad. Typogr. 1803. mit Vorr. $15\frac{1}{2}$ B. 8. 1 Rthl.

Roths Verzeichniß der Pflanzen, welche nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Geschlechtstheile nicht in den gehörigen Klassen und Ordnungen des Linneischen Systems stehen, ist bekannt, und dadurch manchem Anfänger in der Botanik die richtige Bestimmung jener Pflanzen nicht wenig erleichtert. Hr. D. Cramer liefert uns nun hier ein ähnliches Werk; das aber an Vollständigkeit und Genauigkeit jenes übertrifft, indem der Verf. dabey die vielen neuern Beobachtungen und Entdeckungen eines Gärtner, Leers, Medicus, Schrader, Schreber, Willdenow, Mönch und anderer berühmten Botaniker gehörig benutzte, sorgfältig prüfte, näher bestimmte und berichtigte: so daß er sich hierdurch um die Wissenschaft verdient gemacht hat, und auf Dank für diese seine erste schriftstellerische Arbeit der Art rechnen kann. Anfänglich war sie von ihm zu seiner Inaugural-Disputation bestimmt; wuchs aber ihm unter den Händen dergestalt an, daß er seinen ersten Plan ändern mußte, und sie nun hier als eine besondere Schrift erscheinen läßt. Sie hätte zwar leicht abgekürzt, und um mehrere Bogen vermindert werden können, wenn die Kennzeichen und nähern Bestimmungen einer und eben derselben Gattung, nicht so gar oft, nämlich vor jeder Klasse und in jeder Ordnung, und daher oft acht- und mehrere mal, angegeben wären. Da aber dieß nicht immer mit ebendenselben Worten, sondern mit Rücksicht auf die vorkommenden abweichenden Arten, geschiht; und es überdem den Nutzen hat, daß es das Auffinden einer nicht nach den Regeln des Sexual-Systems geordneten Pflanze dem Anfänger erleichtert: so hätte es auch wohl durchgängig beobachtet werden sollen. Dieß ist aber nicht geschehen. Denn so findet man hier Aphanes arvensis nur in der I und nicht auch in der II und III — Arenaria rubra und tenuifolia nur in der V und nicht auch in der

VI. — IX. Klasse; Paeonia, die doch so oft auch Vier- und Fünfweibig ist, steht nur als abweichend in der dritten Ordnung der Vielmännigen; und Ribes alpinum ist in der Dioecia pentandria aufgenommen, da auch der Verfasser bey ihr, mit Leers, Medicus ꝛc. stets (?) flores dioicos beobachtet hat. Recensent dagegen hat sie gewöhnlich pentandros monogynos, selten monoicos, und noch niemals dioicos gefunden; und müßte sie also nach diesen Beobachtungen, so wie noch einige andere verwandte Gattungen, auch in die Polygamia pentand. mit aufgenommen werden. Doch wenn man sich schon des Ungewöhnlichen, und seltener Fälle wegen, für berechtiget halten dürfte, von der bisherigen Klassifikation abzugehen; wie wenige Pflanzen würden dann wohl noch übrig bleiben, die man nicht auch in einer andern Klasse und Ordnung, als Linné, sollte aufführen können? — Die gesammte Anzahl der Gattungen, von denen hier der Verfasser eine, aber auch mehrere Arten sehr gut beschreibt, und nach den angenommenen Grundsätzen des Linnéischen Systems in andere, als die ihnen bis jetzt angewiesenen Klassen und Ordnungen vertheilt, beträgt über vierhundert. Weit über die Hälfte derselben müßte nun, nach der ohnmaaßgeblichen Meinung einiger Neuerer in der Botanik, (wozu auch unser Verfasser, als ein großer Verehrer des Herrn Prof. Mönchs, gehört) zu besondern Gattungen erhoben und mit neuen Namen gestempelt werden. Aber würde nicht das Sexual-System, was es auch auf einer Seite an Richtigkeit gewönne, auf der andern Seite wieder dadurch verlieren, daß es sich dann noch immer weiter von dem natürlichen Systeme entfernte, und noch immer mehrere Pflanzen weit von einander trennte, die ein Jeder sogleich auf den ersten Anblick für die nächsten Verwandte erklären wird? Recensent glaubt, daß Linné, und mit ihm die berühmtesten Pflanzenforscher, ganz vorzüglich aus diesem Grunde, oftmals von den Regeln ihres angenommenen künstlichen, und daher ewig unvollkommenen Systems abgegangen sind; und also nicht bloß deßhalb, weil ihr Grundsatz war: „Genera non nimis sunt multiplicanda“; obgleich auch hierin viel Wahres liegt! Wenn also der Herr Verfasser in der Vorrede sich darüber ereifert, daß man nicht alle abweichenden Arten zu neuen Gattungen macht, und deßhalb Herrn Prof. Willdenow so scharf tadelt: so werden ihm darin nur Wenige beystimmen, indem es wohl Jenem die Meisten Dank wissen,

sen, daß derselbe bey der Herausgabe der *Species Plant.* es sich nicht anmaaßte, ohne Noth eine neue Klassifikation, und neue Namen längst bekannter Pflanzen, statt der alten allgemein angenommenen Namen derselben, diktatorisch einführen zu wollen. Nur ein Mann, der in Ansehung seiner botanischen Kenntnisse, wie Linné, über seine Zeitgenossen hervorragt, und dadurch sich eine allgemeine Auktorität im In- und Auslande verschaffen kann, mag dieß mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, zum Vortheil der Wissenschaft, unternehmen! Alle übrigen werden, wenn sie es wagen, nur belächelt, und ihre vergeblichen Bemühungen werden bald wieder vergessen; finden sie aber unter ihren dankbaren Schülern Verehrer und Nachbeter: so entsteht daher am Ende doch nichts, als babylonische Verwirrung.

Az.

Allgemeine Weltgeschichte und alte Geschichte.

Christiani Ludovici Paalzovii tractatus historico-politicus de civitate Judaeorum. Berolini, sumtibus Schoene. 1803. 8. fol. 8. 10 gr.

In dieser Schrift sucht der Verf. aus der alten und neuen Geschichte zu beweisen, daß die Juden von Anfang an, zu allen Zeiten und in allen Ländern ein unreinliches, abergläubiges, stolzes, menschenfeindliches, grausames und zum Aufruhr geneigtes Volk gewesen; und wenn sie beynahe von allen Nationen gehaßt werden: so sey die Ursach davon in ihrem Charakter zu suchen. Diese Beschuldigung ist schon sehr hart, und offenbar übertrieben. Allein er bemüht sich nun auch aus der Natur und der wesentlichen Beschaffenheit des Judenthums darzuthun, daß es den Staatskörper und seine Verbindung auflöse, daß man ohne den Schaden und sogar den Untergang des Staats zu befördern, den Juden keine Privilegia ertheilen könne; daß die Juden einen Staat im Staate ausmachen, und daß ihre Hauptgrundsätze dahin gehen, die

Herrschaft über die übrigen Staatsbürger zu erlangen. Auch das ist zum Theil übertrieben. Er beweist es indessen, oder sucht es vielmehr zu beweisen 1) aus ihrem menschenfeindlichen Begriff von Gott und ihrer feindseligen Religion; 2) aus ihren abergläubigen und auf unsere Zeiten nicht mehr passenden Gebräuchen und Gesetzen, z. B. daß sie keine Soldaten werden können; (?) daß sie das Jahr hindurch beynahe ein Vierteljahr lang Festtage haben; daß sie zu Ackerbürgern und Handwerkern nicht zu gebrauchen sind, welches doch die Erfahrung widerlegt; 3) aus ihrer Absonderung von allen übrigen Menschen; 4) und endlich auch daraus, daß sie außer Palästina nirgends ein Vaterland haben, (nun davon sind doch wohl die mehresten zurückgekommen,) und es ihnen also an der Anhänglichkeit an das Land fehlet, worinnen sie wohnen.

Was nun jenen Beweis aus der Geschichte betrifft: so ist er völlig unbrauchbar, indem er ja beynahe auf alle alte Völker paßt; dieses Volk aber auch offenbar in den vorigen Zeiten für weit schlechter und grausamer gehalten wurde, als es in der That war, und ihm gewöhnlicher Weise aus frommen Eifer die größten Bubenstücke zur Last gelegt wurden; es auch nicht darauf ankommt, was die Juden vormals gewesen sind oder gethan haben; sondern was sie jetzt sind und jetzt thun, und was aus ihnen werden kann, wenn sie vernünftig behandelt werden; und überdieß die Urtheile über ganze Nationen schwankend, und gegen einzelne Glieder ungerecht oder falsch sind.

Dagegen sind nun ihre religiösen Grundsätze freylich keinesweges vortheilhaft für den Staat, nämlich so wie sie der Rabbinismus aufzustellen pflegt. Das ist aber eigentlich nicht das Judenthum, eben so wenig wie manche sogenannte christliche Grundsätze wahres Christenthum sind. Vernünftige Juden haben jene schon großentheils fahren lassen. Es kommt also nur darauf an, daß diese auf der betretenen Bahn weiter vorwärts gehen, und die übrigen ihnen mit der Zeit nachfolgen; und das kann nun allerdings durch eine gehörige Bildung der Nation, und durch eine vernünftige Erziehung in den Volksschulen nach Art der Christen geschehen. Dazu sollte also auch eine jede Landesregierung Veranstaltungen treffen. Es fehlt ja dem jüdischen Volke nicht etwa an Geistesfähigkeiten; wenn also diese geweckt und gehörig entwickelt

wer-

werden, warum sollte es nicht so wie andere Menschen dem Staate, darin ein Theil desselben lebt, nützlich werden können? Da auf hinzuarbeiten, das wäre doch in der That weit verdienstlicher und weit rühmlicher auch für den Schriftsteller, als in den Ton mit einzustimmen, den der Pöbel unter den Christen vormals anstimmte, und der jetzt, zum Befremden aller Vernünftigen, wieder anfängt, auch von Schriftstellern, welche doch billig gesittet seyn sollten, angestimmt zu werden.

Cz.

Theater.

Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören, von Schiller. Tübingen, bey Cotta. 1803. 10 B. gr. 8. 1 Rh.

Es ist bekannt, daß H. Schiller dahin arbeitet, die neue Tragödie der alten wieder näher zu bringen, und etwas Anderes beabsichtigt er auch in dem vor uns liegenden Stücke nicht; vielmehr weckt dieses lebhafter, als alle frühern Versuche, die er zur Erreichung jenes Zweckes gemacht hat, die Idee, daß der Dichter das Alterthum vor Augen hatte. Die Fabel des Trauerspiels erinnert an den Oedipus des Sophokles und die Phönissen des Euripides; auf die Ausbildung der Handlung ist so wenig Kunst gewandt, daß selbst zweydeutige Göttersprüche und der Kunstgriff des Verschweigens nicht verschmäht werden, um sie im Gange zu erhalten; statt aller entscheidenden Motive wirkt überall ein unbekanntes Etwas, das Schicksal, das, man weiß nicht, welche Schuld rächen, und den Frevel der Väter in den Kindern auslöschen will; an der Handlung nehmen nicht bloß die wirklich interessirten Personen, sondern auch zwey besondere Chöre Theil, die zugleich ermahnen, warnen und ahnden; das Stück selbst ist in Jamben geschrieben, die da, wo der Ton sich hebt, in lyrische Sylbenmaaße übergehen; sogar eine Zufälligkeit, durch welche sich die alte Tragödie von der

nenen unterscheidet, die Nichtbemerkung der Akte, ist aufgefaßt, damit ja alles recht antik aussehen soll!

Man erwartet schon, sobald man den Namen Schiller auf einem Trauerspiele liest, daß die reiche Fülle seines Geistes es mit mannichfaltigen Vorzügen, mit grossen und erhabenen Gedanken, mit edeln Empfindungen und mit viel umfassenden Bemerkungen ausgestattet haben werde; und wirklich finden sich auch alle diese Schönheiten, obgleich in weit geringerer Anzahl, als in seinen früheren Stücken, in der Braut von Messina. Aber so sehr sich in mehreren einzelnen Stellen der Genius des grossen Dichters ausgesprochen hat, und so dankbar wir hier die Wirkung desselben anerkennen: so sehr vermissen wir ihn im Ganzen. Gerade er, der deutsche Tragiker, der unter allen am entscheidendsten gegen die französische Tragödie und die endlosen Tiraden geeifert hat, ist in diesem Stück in denselben Fehler gefallen, und hat uns nichts, als Tiraden, gegeben. Schon als wir die fünf Seiten lange Oration Isabellens an die Aeltesten von Messina, und gleich darauf die acht Seiten lange Betrachtungen der Chöre mit sich selbst lasen, glaubten wir kein Trauerspiel, sondern einen weit ausgesponnenen Roman in Dialogen zu lesen; und je weiter wir vorrückten, je mehr wurden wir an dem Verfasser irre. Wenn irgend ein dramatischer Dichter in Gefahr ist, das Objekt mit dem Subjekte zu verwechseln: so ist es fürwahr Schiller. Keines seiner Stücke ist rein von subjektivem Einflusse. In allen finden sich mehr oder weniger seine Ansichten, seine Philosophie, seine Stimmung. Um so mehr hat er also Ursache, alle Veranlassungen, die zu einer solchen Vertauschung des Subjektiven mit dem Objektiven führen können, zu vermeiden. Leider! ist in der Braut von Messina gerade das Gegentheil hiervon geschehen. Statt eine Handlung zu erfinden, die ihn genöthiget hätte, aus sich selbst heraus, und in den Charakter der handelnden Personen einzugehen, hat er eine Reihe bewegungsloser Scenen gegeben, die im Lesen ermüdet, und, wie die Vorstellung auf der Berliner Bühne und das Geständniß selbst seiner Verehrer hinlänglich bewiesen hat, nicht die geringste theatralische Wirkung hervorbringt, weil überall nur der Dichter reflektirt, deklamirt und poetisirt.

Und die Ursache dieses Mißgriffes? Keine andere, als die Sucht, das was in der griechischen Tragödie theils zufällig, theils bloß national, theils sogar tadelnswerth ist, auf unser Theater zu verpflanzen. Um sie in ihrer Einfachheit zu erreichen, knüpft der Dichter seine Geschichte an eine Vorzeit, von der wir nichts wissen und nichts erfahren, (welches sich bekanntlich bey den theatralischen Vorstellungen der Griechen ganz anders verhielt,) und nimmt zu Nothbehelfen seine Zuflucht, die man längst als solche in den Alten erkannt und an ihnen gerügt hat. Um das tragische Schrecken über seine Zuschauer zu bringen, ruft er ein blindes Schicksal herab, das für die Neuern ein Unding ist. Endlich, um, (wie er sich in dem Vorbericht S. 12 und 13 ausdrückt,) das tragische Gedicht theils zu reinigen, d. h. die Reflexion von der Handlung abzusondern, und durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft auszurüsten, theils in die Sprache Leben und in die Handlung Ruhe zu bringen, führt er den alten Chor zurück, ohne zu bedenken, daß es wohl weit natürlicher seyn würde, den Zuschauer die Reflexion für sich machen, und sie aus der Handlung selbst hervorgehn zu lassen, und das nöthige Leben der Sprache nicht von dem Chor zu erborgen, sondern durch eigene Kraft zu verleihen. Doch dieser Träger der Handlung, wie er S. 9 heißt, hat ohnehin auf das Leben der Sprache zuweilen einen ganz besondern Einfluß. So sagt er z. B. S. 26 zu den uneinigen Brüdern:

> Höret der Mutter vermahnende Rede,
> Wahrlich, sie spricht ein gewichtiges Wort!
> Laßt es genug seyn und endet die Fehde,
> Oder gefällts euch, so setzet sie fort.
> Was euch genehm ist, das ist mir gerecht,
> Ihr seyd die Herrscher, und ich bin der Knecht.

und S. 28.

> Rein zum Himmel erhab ich die Hände,
> Ihr seyd Brüder! bedenket das Ende!

und S. 145 spricht Isabella:

> — Einen Basilisken
> Hab ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
> Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.

Solche und ähnliche lebendige Ausdrücke, sollte man denken, müßten, auch ohne die Hülfe des Chors, gefunden werden können.

Ueber das bunte Gemisch von christlicher Religion, heidnischer Götterlehre und maurischem Aberglauben, welches sich der Verfasser erlaubt, hat er sich in der Vorrede zu rechtfertigen gesucht; der Zuschauer mag entscheiden, ob hinlänglich. Nach unserer Empfindung nehmen sich die hohen Penaten des Hauses, die immer blühende Hebe, und die goldne Viktoria, die geflügelte Göttinn, die auf der Hand des ewigen Vaters schwebt (S. 66) neben dem Hochamte, der Messe, das zum Gebet ruft, und der Pforte der Kirche, (S. 63) höchst seltsam aus. Auch die Anspielungen auf den Aberglauben der Griechen, S. 133.

Unglückliche Mutter! Es ist dein Sohn!
Du hast es gesprochen das Wort des Jammers,
Nicht meinen Lippen ist es entflohn.

scheint uns eben so unpassend.

Wir hoffen, Hr. Schiller werde es bey diesem verunglückten Versuche, unser Theater zu gräcisiren, bewenden lassen, und die Muse ihn und uns vor allem weiterm Streben darnach bewahren. Ein Dichter, der zugleich so ein trefflicher Kritiker ist, wie er, sollte doch den Unterschied zwischen Zeiten, Sitten und Völkern richtiger ins Auge fassen, als die excentrischen Kunstjünger, die sich durch ihr loses Geschwätz über Griechen und Griechheit ein Ansehen zu geben meinen. Wie tief er, wenn er unbefangen zu Werke geht, in das Wesen der Kunst dringt, das beweiset unter andern eine Stelle des Vorberichts, die uns lieber ist, als — doch wozu vergleichen? Hier ist sie selbst.

»Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideel und doch »im tiefsten Sinn reell seye — wie sie das Wirkliche ganz ver»lassen und doch aufs genaueste mit der Natur übereinstim»men soll und kann, das ists, was wenige fassen, was die »Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, »weil beyde Foderungen einander im gemeinen Urtheil gera»dezu aufzuheben scheinen.«

»Auch

»Auch begegnet es gewöhnlich, daß man das eine mit »Aufopferung des andern zu erreichen sucht, und eben deßwe- »gen beydes verfehlt. Wem die Natur zwar einen treuen »Sinn und eine Innigkeit des Gefühls verliehen; aber die »schaffende Einbildungskraft versagte, der wird ein treuer »Mahler des Wirklichen seyn, er wird die zufälligen Erschei- »nungen; aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den »Stoff der Welt wird er uns wiederbringen; aber es wird »eben darum nicht unser Werk, nicht das freye Produkt un- »seres bildenden Geistes seyn, und kann also auch die wohl- »thätige Wirkung der Kunst, welche in der Freyheit besteht, »nicht haben. Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, »mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und »wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreyen sollte, in »die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurückversetzt. Wem hin- »gegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Cha- »rakter, zu Theil geworden, der wird sich um keine Wahrheit be- »kümmern; sondern mit dem Weltstoff nur spielen, nur durch »phantastische und bizarre Kombinationen zu überraschen suchen, »und wie sein ganzes Thun nur Schaum und Schein ist, so wird »er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts »erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst »des andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkühr- »lich an einander reihen, heißt nicht ins Ideal gehen; und »das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die »Natur darstellen. Beyde Foderungen stehen so wenig im »Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine und die- »selbe sind, daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das »Wirkliche ganz verläßt und rein ideel wird. Die Natur »selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne »fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie; aber sie »selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst »des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufge- »geben, diesen Geist des Alls zu ergreifen, und in einer kör- »perlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie »vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor »die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer seyn als »alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergiebt »sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element »aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet; daß »sein Werk in allen seinen Theilen ideel seyn muß, wenn es

 »als

»als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur überein»stimmen soll.«

Vb.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Göthe, als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen, bey Cotta. 14 B. kl. 8. 1 Rh. 12 Kr.

Es wird nicht nöthig seyn, die Freunde des Schönen mit dem Inhalte dieses, gleich bey seiner Erscheinung allgemein gelesenen, Trauerspiels bekannt zu machen; auch haben andre Blätter sich bereits dieser überflüssigen Mühe unterzogen. Ein kurzes Urtheil über den Werth dieses Stücks wird hier genügen, um so mehr, da die Oekonomie der Handlung lehrt, daß uns in diesen fünf Akten erst die Einleitung in das Ganze gegeben ist.

Wir wüßten uns nicht zu entsinnen, daß uns in langer Zeit die Lesung eines Stückes einen höhern Genuß gewährt hätte, als die der Eugenie oder der natürlichen Tochter. In dem Ganzen offenbart sich ein Genius, der die mannichfaltigen und verwickelten Verhältnisse des Lebens ruhig auffaßt, richtig würdigt, und lebendig und kräftig darstellt. Nirgends bemerkt man Abspannung oder Nachlaß. Erwartung erregend hebt die Handlung an, bedeutsam schreitet sie vorwärts, und mit der Ahnung einer noch wichtigeren Zukunft erfüllend endet, oder wie man eigentlich sagen sollte, hält sie inne. Phantasie, Verstand und Herz finden sich hier gleich sehr beschäfftigt; die erste durch die Ungewißheit des immer schwankenden und nie sich entscheidenden Schicksals; der zweyte durch die weisen Erfahrungen, die ein gebildeter Geist überall reichlich verstreut hat, und das dritte durch den Antheil an einem Wesen, das eben so zart empfindet, als männlich denkt, und mit gleicher Besonnenheit dem Verhängnisse weichet, und widersteht. Nirgends bemerkt man eine Spur von jener glänzenden üppigen Rhetorik, die in allen unsern versificirten Stücken selbst in den Schillerschen, mehr oder weniger herrscht. Der Dichter versteht die schwere Kunst, den Dichter zu verläugnen, und in die Individualität jeder seiner Personen so

ein-

einzudringen, daß man nur sie zu hören glaubt. Sogar da, wo der Dialog sich nothwendig in Beschreibung verlieren muß, wie bey der Schilderung des Schmuckes, den Eugenia anlegt, ist alles so geordnet, vertheilt und gehalten, daß der Charakter der Redenden stets durchschimmert, eine Behandlung, die Schiller, (man vergleiche die Befehle, die Don Manuel zum Einkaufe des Schmuckes für seine Braut giebt,) nicht zu kennen scheint. Wo man so vielem Schönen begegnet, ist es schwer, etwas als vorzüglich schön auszuzeichnen. Eher kann man angeben, wo man die Kunst des Dichters am meisten bewundert hat. Vielleicht werden mehrere mit uns übereinstimmen, wenn wir behaupten, daß sie sich nirgends glänzender äußere, als in der Herbeyführung und Bestimmung des Verhältnisses zwischen Eugenien und dem Gerichtsrathe. In einem Romane, wo man Stunden und Tage überspringen, und ihre Ausfüllung der Phantasie überlassen darf, wäre die Lösung der Schwierigkeit freylich leicht; in einem Drama ist sie unendlich verdienstlich.

Ueber die technische Vollkommenheit des Stücks, über Feinheit, Anlage, Charakterzeichnung, Ausdruck werden unsere Leser weder einen Wink erwarten, noch einen bedürfen. Sie würde mit der Untersuchung der wichtigen Frage verknüpft seyn müssen: in wie fern die natürliche Tochter für die Aufführung sich eigene, und dem Bedürfnisse unserer Bühne, das mit jedem Tage fühlbarer wird, abhelfe? Aber man sieht leicht, daß diese Frage nicht bloß der Eugenia, sondern den neuesten dramatischen Versuchen der Deutschen überhaupt gilt, und um gründlich erörtert zu werden, in zu viele feine Unterscheidungen führt, als daß wir hoffen dürften, hier auch nur die ersten Linien zu ihrer Beantwortung zu zeichnen.

Q.

Chemie und Mineralogie.

System der antiphlogistischen Chemie von Ant. Lor. Lavoisier. Aus d. Franz. übers. wie auch mit Anmerk.

und

und Zusätzen begleitet von D. Sigism. Friedr. Hermbstädt. Zweyte durchaus verbess. Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verf. und mit 10 Kupfertaf. Erster und zweyter Theil. Berlin, bey Nicolai. 1803 XXXVI. 420 u. 308 S. gr. 8. 2 Rh. 16 gr.

Möge die Chemie von den vielen Veränderungen, welche ihr bevorzustehen scheinen, viel oder wenig leiden, möge die jetzige Ansicht der Chemie noch Jahrhunderte bestehen, oder in einem Jahrzehend verschwinden, immer wird der Name des unvergeßlichen Lavoisier, des Stifters der neuen Lehre, dem Chemiker heilig bleiben, und seine gehaltvollen Schriften gerne gelesen werden. Darum nahm man Hrn. H. Uebersetzung dieses Werkes mit großem Beyfall auf, und hatte zwiefache Ursache dazu, da Hr. H. nicht ohne Grund zu den geschätztesten Chemikern Deutschlands gehört, der Sprache kundig und mit dem Gegenstande vertraut bekannt ist. Daher erlebte diese Uebersetzung (und von dieser ist es selten) so bald die zweyte Auflage, und erscheint nun mit größerer Sorgfalt ausgearbeitet. Es ist jetzt sehr hohe Zeit, die Chemiker aufs neue an Lavoisiers Grundsätze zu erinnern, von welchen sie, vielleicht zu schnell, abgewichen waren, und die sie zu früh und mit Unrecht vergaßen. Und wie konnte dieses besser geschehen, als durch eine neue Auflage dieses Meisterwerks!

Hr. H. hat überall, wo es ihm zweckmäßig schien, Erläuterungen und Nachträge aus den neuern Entdeckungen in den Anmerkungen eingeschaltet, und an die Spitze des Werkes eine Lebensbeschreibung seines unglücklichen Verfassers gestellt, in welcher jedoch nichts Neues enthalten ist. Sprachfehler wie Gips (gypsum), Oxid (ὀξυς) schweflicht u. dergl. hätten wir weggewünscht.

Zt.

Materialien zu einer Chemie des neunzehnten Jahrhunderts von D. J. C. Oersted. Erstes Stück.

Re-

Regensburg, bey Montag. 1803. 152 S. 8. 12 Gr.

Es ließ sich erwarten, daß die neue Schellingische Naturphilosophie ihre Arme nach Winterls Chemie ausstrecken würde, um sich einem Polypen gleich, wie Jean Paul sagt, damit zu tingiren. Eine Andronia und eine Thelyke, ein männlicher und weiblicher Stoff, wie sie Winterl entdeckt haben will, ein Princip der Acidität und Alkalität, welche einander neutralisiren oder zur Indifferenz bringen, gewähren die gesuchten Duplicitäten, die Konflikte und Indifferenzen, wodurch das ganze Spiel des Schellingianismus besteht. In dieser Rücksicht rühmt H. Oersted in dieser Schrift Winterl's Theorie, und giebt von ihr sowohl als von dessen Versuchen eine kurze Darstellung. Er geht noch einen Schritt weiter; er findet in der positiven und negativen Elektricität das Princip der Acidität und Alkalität, und beruft sich auf die Versuche mit der Voltaischen Säule. Rec. will über Winterl's Behauptungen nicht absprechen; er findet manche Versuche sehr merkwürdig und empfiehlt ihre Wiederholung allen Chemisten; will auch nicht einmal einen Werth darauf setzen, daß er bey manchen Versuchen nicht das erhielt, was W. behauptet. Um diese Behauptungen kennen zu lernen, ist H. O. Schrift ein bequemeres Mittel als W. Prolusiones. Es scheint, als ob der kleine Rest von Phlogistikern in Deutschland sich mit W. vereinigen wolle, weil es hier der antiphlogistischen Theorie gilt; wenigstens behauptet Westrumb, die Andronia gefunden zu haben. Ausrufen möchte Rec. Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Es könnte sie einst gereuen, für die neue Naturphilosophie gearbeitet zu haben. Der Geist, welcher übrigens in W. Theorie herrscht, ist der alchymistische, entgegengesetzt dem mathematischen in der antiphlogistischen Theorie. Die Eigenschaften der Klassen, worin man die Körper theilt, die Charaktere derselben erhebt der Alchymist zu eigenen Stoffen, und die neue Philosophie muß das billigen. Aus jener Alchymie war in neuern Zeiten noch das Phlogiston übrig geblieben; der Charakter aller brennbaren Stoffe, selbst zum Stoff umgeschaffen. So erscheint hier der Charakter der Acidität wiederum in einen besonderen Stoff verwandelt. Und was ist endlich Acidität? Röthung der Lakmustinktur. Also ein Stoff, welcher und zwar unter allen Stoffen allein die

Lak-

die Frischfeuer, die Blechhämmer, Zainhämmer u. s. f. aufgezählt, ohne sich jedoch auf den Betrieb derselben einzulassen. Rec. will die Nützlichkeit solcher Notizen gar nicht bezweifeln, indem er selbst gesteht, daß sie Reisenden wohl zu statten kommen können; allein zu einer Beschreibung eines Bergwerkes und einer Hütte gehört mehr, als Hr. St. gesagt hat. — Uebrigens kann man es dem Verf. nicht absprechen, daß er sehr bemüht gewesen ist, das Harzer Eisenhüttenwesen von der glänzendsten Seite darzustellen. Dieß beweist unter andern das Verzeichniß der Gußwaaren, welche auf der Königshütte verfertigt werden sollen, und wozu jährlich 4 bis 5 tausend Centner verwendet werden. Daß aber vier Förmer schon hinreichen, alle die hierbey vorfallenden Arbeiten zu bestreiten, giebt auf der einen Seite einen Beweis von der großen Oekonomie auf der Königshütte, und setzt auf der anderen Seite die Thätigkeit und Arbeitsamkeit dieser Leute in das vortheilhafteste Licht; besonders wenn man bedenkt, daß diese vier Förmer, zwey Modelltischler beschäfftigen.

Mineralogische, berg- und hüttenmännische Reisebemerkungen, vorzüglich in Hessen, Thüringen, am Rheine und im Sayn - Altenkirchnergebiete. Gesammelt von Dr. *J. L. Jordan* zu Clausthal. Mit (4) Kupfern. Göttingen, bey Dietrich. 1803. XVIII u. 288 S. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Die Nachrichten, welche das Berg- und Hüttenwesen betreffen, sind ziemlich unbefriedigend und oberflächlich ausgefallen, welches bey einem kurzen Aufenthalte auf einer Hütte, besonders, wenn die eigentlichen Betriebsgrundsätze, die Etats und die Erfüllung derselben geheim gehalten, oder doch wenigstens Reisenden nicht gerne ganz unverfälscht mitgetheilt werden, welches leider! oft nur aus einer gewissen Geheimnißkrämerey, noch zu häufig geschieht — nicht anders der Fall seyn kann. Die geognostischen Bemerkungen des Verf. haben aber ihren Werth, und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Was indeß gegen die Uebergangsgebirge aufgeführt wird, ist zu unbedeutend, als daß man den Begriff von ihnen nicht ferner, als in der Natur selbst begründet, beybehalten sollte.

Voll-

Vollständige systematische Literatur vom Eisen, in mineralogischer, chemischer, technologischer, ökonomischer, kameralistischer und medicinischer Rücksicht. Für Eisenhüttenkundige, Technologen und Literatoren, herausgegeben von *J. G. L. Blumhof*. Braunschweig, bey Vieweg. 1803.

Hat auch den Titel:

Bibliotheca Ferri, seu Collectio librorum scriptorumque de ferro tractantium, systematice completa etc. XVIII und 271 Seit. 8. 20 gr.

Die gute Gelegenheit, welche der Verf. hatte, die vortreffliche Göttinger Bibliothek zu benutzen, setzte ihn allerdings in den Stand, diese systematische Literatur so vollständig, als sie wirklich ausgefallen ist, zu liefern. Ein doppeltes Register erleichtert das Aufsuchen der verschiedenen Gegenstände. Rec. ist von dem Nutzen solcher literarischen Uebersichten, zumal wenn sie so gut und brauchbar, wie die vorliegende eingerichtet sind, zu sehr überzeugt, als daß er dies nützliche kleine Werk zu empfehlen unterlassen könnte.

Mt.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Die Dichtkunst des Boileau Despreaux. Aus dem Französischen metrisch übersetzt von einem Kaiserl. Königl. Officier. Wien, bey Pichler, 1803. 48 Seit. gr. 8. Mit einer Titelvignette und in farbigem Umschlag. 5 gr.

Was den ungenannten Oesterreicher zu Verdeutschung des Meisterwerks hauptsächlich bewog, hatte vor mehr als 30 Jahren schon den Recensenten gleichfalls dazu verleitet. Der fürwahr seltne Umstand nämlich, daß ein so gepriesnes

Stück von unsern wie bekannt allzeit fertigen Uebersetzern bis dahin dennoch unangetastet geblieben war! Auch jetzt noch kennt Rec. zwar die vom Halberstädtischen Geschichts- und Vielschreiber Kaspar Abel vor langer Zeit (Goslar. 1729. 8.) in deutsche Alexandriner, und das mit unter possierlich genug, übergetragnen Satyren und Episteln Boileau's; zweifelt aber, daß dieser, oder irgend ein andrer Landsmann, auch an die Dichtkunst des Nachbarn sich in der Folge gewagt habe. Rec. indeß besann sich eines andern, und endigte auf halbem Wege. Wo B. gemeingültige Grundsätze aufstellt, fand sich, daß sein Vorbild Horaz dieß mit noch rundern und kräftigern Wendungen gethan; und wo jener die Vorschriften des Römers etwan umständlicher ausführt, oder aus neuen Erscheinungen neue Regeln ableitet, das Ganze doch nur für Franzosen berechnet ist; so was aber Deutschen genießbar zu machen, wieder einen Schwall historischer und ästhetischer Erläuterungen verlangt haben würde, die den Text selber so gut als ersäuft hätten.

Das Alles, so wie der Bedenklichkeiten mehr noch, hat den Dilettanten an der Donau, der, wie gesagt, es gleichfalls noch unübersetzt glaubt, nicht abgeschreckt, und wenn des Franzosen Arbeit denn endlich einmal verdeutscht werden sollte und mußte, mag man noch immer damit zufrieden seyn, diesen Versuch von keiner ungeschicktern Hand gewagt zu sehen! Nur des Französischen ganz Unkundigen könnte mit einer prosaischen Uebersetzung für den Nothfall gedient seyn; als wodurch das Original gerade um seine glänzendste Seite, den musterhaften Versbau, gekommen wäre. Ob nun die zur metrischen Nachbildung gewählten, aber reimlos gebliebnen, fünf- und sechsfüßigen Jamben, für die vollern, meist so glücklich gereimten Alexandriner der Urschrift uns überhaupt entschädigen können, bleibt freylich die Frage; und wieder eine andre: ob der Ungenannte in den Periodenbau dieser Jambischen Versart so viel Abwechselung und Harmonie gebracht habe, als unsre in Rücksicht auf Tonmaaß noch so schwankende Sprache deren etwa empfänglich ist? Die Beantwortung der ersten würde hier zu viel Raum kosten, und in Betreff der zweyten, mögen ein paar aus Anfang, Mitte und Ende der Verdeutschung gehobne Proben den Leser selbst urtheilen lassen! Wort für Wort dem Original metrisch sich anschmiegender Uebertrag, schien dem Ungenann-

ten

len nicht mit Unrecht etwas zu viel verlangt; sein Mögliches hat er indeß gethan, keinen Hauptzug zu überspringen, und sich's dabey zum auch wirklich befolgten Gesetze gemacht, das Ganze uns in eben so viel Versen oder Zeilen wieder zu geben. Wo B. der Dichter und Dichterlinge seiner Zeit erwähnt, oder auf andre, uns wenig mehr bekannte Namen anspielt, kommt der Uebersetzer zwar dem Leser mit Anmerkungen zu Hülfe; die aber meist so kurz sind, daß dieser zum bessern Verständniß nur wenig dabey gewinnt. Die so volltönende Anfangstirade der Urschrift lautet, schon etwas herabgestimmt, hier wie folgt:

Vergebens wird ein Dichter sich bemüh'n,
Den Gipfel des Parnasses zu ersteigen,
Gab nicht des Himmels Gunst ihm schon bey der Geburt
Durch Einfluß der Gestirne Dichtersinn;
Sein Geist an Urkraft arm, bleibt immer eng beschränket,
Apollo, für ihn taub, und Pegasus verrenket.

Wo, noch andre verwischte Schattirungen ungerechnet, der arme Pegasus, wie man sieht, des leidigen Reim's wegen sogar lahm wird, da doch das Original nur von einem Rosse spricht, das widerspänstig ist (rétif) sich bäumt, mit einem Worte: nicht vorwärts will. Warum hier ein paar Reime sich hören lassen, indeß das Vorhergegangne ohne vergleichen blieb? Weil der Uebersetzer gleichfalls es Sinn verstärkend, und für sein Ohr wohlthätig fand, jeden eine Gedankenreihe schließenden Absatz mit solchen gleichtönenden Endschallen zu krönen. Bekanntlich pflegen die Engländer, nach Shakespear's Vorgange, der jedoch auch anderwärts, wo die Lust dazu ihn eben anwandelt, reimt, die Akte ihrer Theaterstücke, auch wohl Prologen und Epilogen, mit bald mehr bald weniger Reimzeilen zu schließen; und seit einigen Jahren bedienen auch unsre Dramatiker sich desselben Kunstgriff's. Wenn es anders für einen gelten kann; denn Rec. muß gestehn, daß dergleichen durch den Reim plötzlich aufgestutzte Epiphoneme, statt seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, sie weit öfter zerstreut haben. An wem die Schuld auch liegen mag, — wer wird über Kleinigkeiten lange streiten! — der Wiener Reimfreund hat dieser gleichen Endschalle wohl ein paar Hundert in seiner Arbeit angebracht, und da ihm viele solchergestalt eindringlicher gemachten Doppelverse nicht übel gerathen sind, wäre vielleicht zu wünschen,

 daß

daß er die Mühe nicht gescheu't, und das ganze Gedicht über denselben Leisten geschlagen hätte! Nur wenig Dichterfreunde erinnern sich wohl noch der vor beynah 60 Jahren (Dresden, bey Walther. 1745. 8.) von Gottfr. Ephr. Müller in gereimten Alexandrinern gelieferten Uebersetzung des Pope'schen Essay on Criticism. Freylich hatte der leicht weg versificirende Sachse mit der Kunst und strengen Korrektheit des Britten eben nicht gewetteifert. Manche Tirade war ihm indeß nicht ganz mißlungen, und belegte wenigstens die Möglichkeit, bey etwas mehr Anstrengung auch das Ganze seinem Original entsprechend zu machen. In Rücksicht auf den Reim blieb bey'm Uebertrage der französischen Dichtkunst seine Beybehaltung nicht weniger dringend; denn gerade im Kampfe mit dieser Schwierigkeit war es, wo B. sich am gewandtesten finden ließ, und eben dadurch den Britten zur Nacheiferung gereizt hatte! Weil vom Reim einmal die Rede: warum übersetzt der Ungenannte nur das letzte Hemistich des bekannten Verses:

La *Rime* est une esclave, et ne doit qu' obéir. —

da sich das Uebrige doch sehr willig in die Zeile gefügt hätte, und was man hier voran gehen läßt, gar nicht im Original steht? Ein andrer Mißgriff noch entstellt die drey Zeilen:

Der Reim vertrage sich mit der Vernunft!
Schleicht Stuzigkeit sich zwischen beyden ein,
So stimmt für die Vernunft; der Reim muß ihr gehorchen. —

Erinnerte man sich nicht aus der Urschrift des: L'un l'autre vainement ils semblent se haïr: würde der Sinn des, aus der Büchersprache wenigstens, dem Norddeutschen ganz unbekannten Wortes Stutzigkeit sich kaum errathen lassen. Kurz hinter her heißt es: „Ein Mancher lauft — —": wo das Ein nicht nur ungrammatisch; sondern auch höchst überflüssig ist. Rec. muß jedoch hierbey bemerken, daß diese beyden Anstöße auch die einzigen waren, die ihn im Ernst einen Augenblick stutzig machten. Etwa mit Ausnahme noch der im zweyten Gesange befindlichen, im Original so netten und kunstgerechten Beschreibung des Klinggedichtes oder Sonnett's, das auch auf unserm Musenberge — wo Alles, so gut wie anderwärts sich im Kreise dreht — unlängst wieder zu Ehren gekommen ist:

Doch

Doch hat auch selbst Apoll zuweilen Launen.
In einer solchen Laun' ersann er einst,
Zur Quaal der Reimer, des Sonnets Gesetze;
Befahl, daß in zwey Strophen von vier Zeilen
Der Töne zween, achtmal im Ohr erschallen,
Und dann noch zwo dreyzeilige — getheilt
Durch ihren Sinn — den erstern folgen sollen.
Licenzen untersagt er als Verbrechen.
Er selbst bestimmte Ton und Sylbenmaaß,
Verbot, daß je darin ein schwacher Vers,
Und jemals wiederholt ein Wort erscheine.
So gab er dem Sonnett durch Schönheit einen Werth,
Daß, fehlerfrey, es keiner Dichtart weichet;
Doch das Beding, höchstmühsam, oft gesucht,
Bleibt noch so ungefunden als der Phönix! — — —
Der Umfang des Sonnetts, bey so viel Zwang und Strenge
Ist allzeit für den Sinn zu räumig oder enge. — (Ist zu geräumig bald, bald für den Sinn zu enge?)

Außer der Dunkelheit, womit das bey'm Franzen so klare:

Voulut, qu' en deux Quatrains, de mesure pareille,
La Rime avec deux sons frappât huit fois, l'oreille,
Et qu' ensuite, six vers artistement rangés,
Fussent en deux Tercets par le sons partagés. —

sich verdeutscht findet, was soll das schielende Beding hier andeuten? Bedingung? oder Bedungenes? — Hauptsächlich auch eines wieder aufgefrischten Wortes halber, noch der Schluß des vierten und letzten Gesanges:

Ich, der bis jetzt bloß der Satyre lebte,
Ich wag es nicht die Tuba zu ergreifen,
Werd aber auf der Bahn des Ruhms mich zeigen,
Euch wenigstens durch Zuruf aufzumuntern,
Und was von Jugend auf, der Umgang mit Horaz
Mich lehrte, treulich euch an's Herz zu legen. —
Nur zürnet nicht, wenn edlen Eifers voll,
Ich aufmerksam auf jeden eurer Schritte,
Bisweilen falsches Gold vom echten scheide,
Und scharf des plumpen Sängers Mißton rüge!
Zum Würdern mehr geschickt, als selber gut zu schreiben,
Werd' ich im Würdern stets ein wenig mürrisch bleiben.

Mehr als einmal braucht der Ungenannte dieses Würdern, er den Würderer, und das mit besonderm Vertrauen

 zum

zum Nachdrucke derselben. Schon Andere hätten, seiner Versicherung zufolge, sich ihrer bedient. Kunstrichter passe nicht in Verse; Censor aber, Kritiker, Recensent u. s. w. sey Undeutsch. Alles sehr wahr! Wenn in das empfohlne Wort nur nicht drey schnarrende Mit = eben so viel kahle Selbstlauter, und das hohle W. sich theilten! denn für Ohr und Aussprache muß doch auch gesorgt werden; und diese scheint man in Kanzleyen sogar respektiert zu haben, weil man auch da das altfränkische Wort, im Sinne von Taxieren endlich aufgegeben hat. — Den ästhetischen, oder didaktischen Werth der Boileau'schen Dichtkunst braucht unsre A. D. Bibl. nicht zu erörtern oder zu würdern. Mit Recht indeß wundert sich der Uebersetzer, in jener die Aesopische Fabel, so wie die Gesetze des Lehrgedichts und der poetischen Epistel gänzlich übergangen zu sehn; gesetzt auch, daß in Betreff der beyden letztern, als die nur durch Versifikation von Brief und Redübung sich unterschieden, die allgemeinen, schon im ersten Gesange für Poesie aufgestellten Regeln hier gleichfalls noch anwendbar blieben!

P.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Herr Advokat Süptitz aus Braunschweig, und Herr Dr. Schrader aus Göttingen, kommen beyde als außerordentliche Professoren der Rechte nach Helmstädt.

Der, durch einige, die Pädagogik betreffende Schriften bekannt gewordene Diakonus an der altstädtischen Kirche zu Königsberg in Preußen, Herr Weiß, ist zum Pfarrer an dieser Kirche und Inspektor der Altstädtischen Diöces befördert worden.

Herr M. Hoffmann, Lehrer an der Königl. Kunstschule zu Königsberg und Obermühlenbau-Inspektor, ist Assessor bey der dortigen Ostpreuß. Kriegs- und Domainenkammer geworden. Er ist Verfasser der Schrift: „Das „Interesse des Menschen und Bürgers bey den bestehenden „Zunftverfassungen. Königsberg. 1803."

Die Königl. Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, hat den Königl. Preuß. Geheimen Kriegsrath Herrn Baron von Schellersheim, der sich seit vielen Jahren zu Florenz aufhält, und den Herrn OKR. Böttiger in Weimar, zu Ehrenmitgliedern aufgenommen.

Der Konrektor zu Ludwigslust Herr G. Dreves, als philosophischer Schriftsteller bekannt, hat eine Predigerstelle in Kalkhorst bey Lübeck erhalten.

Der, durch Reisebeschreibungen, statistische und belletristische Schriften bekannte zweyte Prediger zu Gröningen im Halberstädtischen Herr Hoche, ist Oberprediger, auch Kirchen- und Schulinspektor daselbst geworden.

Der, in den unter der vorigen Regierung zu Neuwied statt gehabten Streitigkeiten mit verflochten gewesene dortige erste Prediger der reformirten Gemeinde Herr Winz, ist von der jetzigen Fürstinn Regentinn zum Konsistorialrathe und Oberhofprediger ernannt worden.

Der Fürst von Ysenburg hat den Doktor der Medicin Herrn Meyer zu Offenbach, Mitherausgeber der wetterauischen Flora zum wirklichen Hofrathe, und der Fürst von Weilburg den dasigen Stadt- und Landphysikus Herrn Dr. J. P. Vogler, zum Geheimen Hofrath und Leibarzt ernannt.

Der bisherige Syndikus zu Rostock Herr Joch, ist Bürgermeister daselbst geworden. — Er hat eine kleine Schrift über die dort vor einigen Jahren statt gehabten Unruhen herausgegeben.

Der Stadt- Wund- und Zahnarzt zu Würzburg Herr Ringelmann, ist Lehrer der Zahnarzneykunde, und der Schwager des berühmten Professor Paulus, Herr Dr. Paulus, Privatdocent der Heilkunde daselbst geworden.

Herr Direktor J. B. Graser in Salzburg, Verfasser der Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichts, hat von der Baierischen Regierung den Ruf als Professor der Theologie nach Landshut erhalten und angenommen. Auch der bekannte Schriftsteller, Herr Professor J. Niederhueber zu Salzburg, erhält ein Physikat in einem der beträchtlichsten Pfleggerichte Baierns.

Herr Geheim. Rath Fischer, ehemals Professor in Göttingen, und nachher Leibarzt der Fürstinn von Nassau-Weilburg, ist als Leibarzt und Geburtshelfer der Kurfürstinn

von

von Pfalzbaiern mit einem jährlichen Gehalte von 4000 Gulden angestellt worden.

Der durch einige liturgische Schriften bekannte Herr Fr. Brusch, bisher Pfarrer der katholischen Gemeine zu Erlangen, hat die Pfarrey Weismayn erhalten.

Herr Prediger Jais an der Pfarrkirche zu U. l. Frau zu München, hat für seine der Baierischen Landesdirektion gewidmeten 2 Bände Predigten wegen der gewählten Gegenstände und des faßlichen Vortrags auf höchste Genehmigung eine goldene Medaille von 25 Dukaten, und das Versprechen einer Pfründe erhalten.

Der auch als Schriftsteller bekannte wirkliche Russische Kammerherr Balthasar Freyherr von Campenhausen, ist zum Direktor der Reichs-Medicinalpflege beym Departement der innern Angelegenheiten in St. Petersburg ernannt worden.

Der Geheime Regierungsrath und Professor der Rechte, Herr Dr. Musäus zu Gießen, hat den Charakter als Geheimer Rath erhalten.

Herr Eigenbrod, bisher Amtmann zu Schloß Tecklenburg bey Osnabrück, der sich durch einige in das Fach der Rechtsgelehrsamkeit einschlagende Schriften bekannt gemacht hat, ist zum wirklichen Kammerrath im Herzogthum Westphalen bestellt worden.

Herr Zimmermann, Doktor der Rechte, Verfasser einiger Abhandlungen juristischen Inhalts, ist zum Regierungssekretair bey der Westphälischen Regierung in Arnsberg ernannt worden.

Der Herzog von Braunschweig hat den Herrn Abt Henke in Helmstädt zum wirklichen Vicepräsidenten des Konsistoriums in Wolfenbüttel, jedoch mit Dispensation von den ordentlichen Arbeiten desselben, deßgleichen zum Kurator des Katharineums in Braunschweig ernannt.

Der Staatsrath und Ritter Herr Storch in St. Petersburg, ist von der dortigen Akademie der Wissenschaften zum Mitgliede erwählt worden.

Der Professor der Arzneygelahrheit in Rostock Herr A. F. Nolde, ist von der Königl. Societät der Medicin zu Kopenhagen zum Mitgliede aufgenommen worden.

Herr W. G. Tennemann, außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena, ist an Tiedemanns Stelle ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg geworden.

Todesfälle.

1803.

Am 4ten December starb Herr C. B. Scharf, Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischer Amtmann zu Osterholz im Herzogthum Bremen, 75 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man in Meusels gelehrt. Deutschlande VII. Bd. S. 66.

1804.

Am 12ten Januar zu Mausebach im Gothaischen Amte Roda, Herr Jobst Heinrich Jäger, Herzogl. Wildmeister, im 78sten Jahre seines Alters. Er hat Beyträge zur Kenntniß und Tilgung des Borckenkäfers der Fichte oder der sogenannten Wurmtrockniß fichtener Waldungen, (Jena. 1784. 8.) und eine Waldraupen- und Borckenkäfer-Geschichte ꝛc. (Jena. 1798. 8.) geschrieben.

An demselben Tage zu Wien der K. K. Hof-Schauspieler J. Bergopzoom, 62 Jahre alt.

Am 13ten Januar zu Altenburg Herr Christ. August Scholber, Herzogl. Hofadvokat, im 59sten Jahre seines Alters. Bekannt durch seine Vorschläge, wie der Verpachter eines Landguts den allzu großen Gewinn der Pachter beschränken könne, (Leipzig. 1786.) und durch seine Schrift: „Ueber die Vortheile und Nachtheile der Wanderschaft der „Handwerker. 1803."

Am 4ten Februar zu Kalbe an der Saale, Herr J. H. Müller, Oberprediger und Inspektor daselbst, im 68sten Jahre

Jahre seines Alters. Als Schriftsteller hat er sich durch einzelne herausgegebene Predigten bekannt gemacht.

Am 8ten Februar zu Breßlau, Herr J. G. Morgenbesser, der Arzneywissenschaft Doktor, des Königl. Collegii Medici et Sanitatis Dekan, der Anatomie, Chirurgie und Hebammenkunst Professor; der Stadt Breßlau Oberphysikus und Garnisonmedikus, im 63sten Jahre seines Alters.

Am 10ten Februar zu Tübingen Herr D. L. Seybold, seit 1796 ordentlicher Professor der alten Literatur daselbst, in seinem 57sten Jahre. Man kennt ihn aus seinen vielen philologischen, pädagogischen, historischen und schönwissenschaftlichen Schriften, die er zum Theil ohne Nennung seines Namens herausgab.

Am 19ten Februar zu Bautzen der Pastor Primarius Herr Mag. C. C. Neßler, 64 Jahre alt. Das Verzeichniß seiner Schriften findet man in Otto's Lexikon der Oberlaus. Schriftsteller II. Bd. S. 691—693.

Chronik deutscher Universitäten.

Jena. 1803.

Am 31sten September wurde Herrn F. T. Klein, aus dem Gothaischen, die medicinische Doktorwürde ertheilt, sein Specimen handelt: De acido urinae aegrorum libero.

Das Weihnachtsprogramm vom Herrn Dr. Schmid enthält: Partic. I. de actionibus neutris.

Seit vielen Jahren sind in Baiern nicht so viele Doktoren der Medicin gemacht worden, als in dem akademischen Jahre 1783 an der hohen Schule zu Landshut. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als zwanzig. Mehrere derselben hatten bey dieser Gelegenheit medicinische Disputirsätze öffentlich vertheidiget, welche nebst den Inauguraldissertationen gedruckt wurden. Besonders zeichneten sich einige von denjenigen

gen Streitsätzen aus der gesammten Arzneykunde, welche Herr Franz Seraph Seefried, von Laub in Baiern, unter dem Vorsitze des Herrn Raths und Professors Dr. Georg August Bertele am 14ten September 1803 vertheidigte, durch ihre Neuheit aus. Der erste dieser medicinischen Disputirsätze heißt wörtlich so: Das Absolute ist das wahre Chaos. Dieser medicinische Streitsatz fand einen Opponenten an dem Herrn geistlichen Rath Dr. Zimmer, Professor der Dogmatik. Der zweyte Satz ist so gefaßt: Philosophiren ist nur möglich durch Setzen der ideelen Bestimmungen, und Wiederaufheben derselben. — Funfzehnter Satz: Magnet ist der dynamische Ausdruck des Hebels; — und der Kompaß der Physik. — Sechzehnter Satz: Das Licht — (die Sonne) leuchtet im Zentro, die Wärme ist außer ihm im Umfange. Wie viel Tröstreiches kann man sich nicht für die Erhaltung des menschlichen Lebens versprechen, wenn junge Aerzte, mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, ans Krankenbette kommen?

Auch in der juridischen Fakultät haben mehrere Kandidaten der Licentiaten- und Doktorwürde seit ein paar Jahren öffentlich mit, und ohne Beyfall disputirt.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Königsberg. 1804.

Die Königl. deutsche Gesellschaft feyerte am 18ten Januar das Preuß. Krönungsfest auf folgende Art: Der Konsistorialrath Herr Dr. Hennig eröffnete die Sitzung mit einem zeitgemäßen Prologe; Herr Mag. Rosenhayn hielt eine Rede über den Einfluß der Künste auf die Sitten; Herr Pudor, Lehrer am Kolleg. Frideric. las eine Hymne auf den Gemeingeist; der KR. Herr Dr. Hennig einen Aufsatz seines Sohnes, des Pfarrers Hennig in Schmadch, über die Verwandtschaft der Sprachen, und der Professor Herr Leh-

mann

manns hielt eine Vorlesung über die Wörter: Geist, Kopf, Genie.

Herr Suabedissen, Professor der Philosophie zu Hanau, hat von der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, für die Beantwortung der, von derselben aufgegebenen philosophischen Preisfrage:

„Welche Fortschritte hat die Philosophie seit Platons und „Aristoteles Zeiten in der Untersuchung der Natur und „Beschaffenheit menschlicher Kenntnisse in Absicht auf „wirkliche Gegenstände gemacht?"

ihre große goldene Medaille erhalten.

Jena. 1804.

Am 30sten Januar, als dem Geburtsfeste der regierenden Herzoginn von Sachsen Weimar, feyerte die Herzogl. mineralogische Societät ihren sechsten Stiftungstag. Der Direktor derselben, Herr Bergrath und Professor Lenz, eröffnete die Sitzung mit einer Abhandlung über die Aerolithen, trug die Geschichte der Gesellschaft seit der letzten Versammlung vor, und dankte dem Herzoge, als dem Protektor, für die derselben ertheilte Sanktion. Hierauf sprach Herr Professor von Gerstenbergk über die zuverlässigste Ausfertigung der Bergcharten, und Herr Franz E. von Dobscha, Bibliothekar der Societät, beschloß die Sitzung mit frommen Wünschen für die Durchl. Nutritoren der Universität, und für die Gesellschaft.

Anzeige kleiner Schriften.

Eintracht, empfohlen und gewünscht in einer Predigt über 2. Kor. 13, 11. am ersten Tage des Jahrs 1804, von J. L. Ewald, Prediger an der Stephanskirche. Bremen, bey Seyffert. 16 Seit. 8.

Ein

Ein sonderbares Zeitprodukt! In einer Fluth des sonst schon bekannten Ewaldschen homiletisch-asketischen Wassers schwimmt nichts Geringeres als — ein Vereinigungs-Projekt der lutherischen und reformirten Konfession in Bremen. Dieß gerade jetzt von der Kanzel von einem dortigen reformirten Prediger empfohlen zu sehen, muß Jedem, der die jetzigen Verhältnisse der dortigen Lutheraner und Reformirten kennt, auf das Gelindeste geurtheilt, sonderbar vorkommen. Auch ist Tausend gegen Eines zu wetten, daß das Projekt scheitern werde. Herr Ewald scheint überhaupt nicht der Mann zu seyn, der hierüber sprechen konnte und durfte. Man findet bey ihm, auch schon in seinen andern Schriften gewöhnlich nicht wenig Anmaaßung und Inkonsequenz. Hier scheint noch dazu eine gewisse Intoleranz, durch manche schmeichelnde Floskeln, wie durch ein Sieb; wenigstens war gewiß der gegenwärtige Zeitpunkt sehr übel gewählt, um ein Interim geltend zu machen.

Zwey Huldigungsreden, gehalten in der evangel. lutherischen Kirche zu Essen am 24sten Jul. 1803, von M. C. M. Hummel, Direktor des Gymnasiums und drittem Prediger, und B. C. L. Natorp, Prediger zu Essen. Ebendaselbst, gedruckt bey Bädeker. 16 und 28 Seit. 8.

Die Rede des Herrn H. über 1. Petr. 2, 17 ist sehr kurz. Er zeigt, wie die Huldigungsfreude durch Religion geheiligt werden müsse; dringt aber dabey nicht tiefer ein, als eben nöthig war, um ein: Gott erhalte den König! zu motiviren. Seine Worte sind zweckmäßig; aber es scheint doch, sie sollten gleichsam nur die Kanonenschüsse seyn, die der folgenden Hauptpredigt vorausgiengen.

Diese ist von Herrn N., und ihr liegt der nämliche Text zum Grunde. Nach einer passenden Einleitung über den Wechsel der Dinge, und über die Macht der Zeit, welche nun auch die zweyhundertjährige republikanische Form der Reichsstadt Essen zerstörte, belehrt er seine Mitbürger, wie bey dem gegenwärtigen Wechsel ihrer Verfassung theils in ihren Gedanken, theils in ihren Empfindungen, theils in ihrem Betragen christlicher Bürgersinn zu

be-

beweisen sey. Sehr fein wird im ersten Theile die Bemerkung genutzt, daß Petrus an Christen schreibe, welche vormals mehrentheils Juden gewesen waren, und als Juden einen eigenen Staat gebildet hatten. Mit eben dieser Feinheit wird nachher sowohl den enthusiasmirten Freunden der neuen, als den steifsinnigen Anhängern der alten, umgestürzten Ordnung der Dinge begegnet. Beyden Parteyen werden wichtige Wahrheiten und Lebensregeln eingeschärft, beyde werden vor gegenseitigen Reibungen und Neckereyen gesichert. Nichts wird gesagt, was bloß im Allgemeinen daher schwebte, und mit dem Zwecke der Feyerlichkeit in gar keiner, oder nur in sehr entfernter Verbindung stände. Das Ganze ist eine ächte Kasualpredigt.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Das gedruckte Avis an das baiersche Publikum des Herrn Dr. und Professor Röschlaub, welches ihm bekanntlich wegen beleidigender Ausdrücke einen Verweis von höchster Stelle zugezogen, hatte zugleich einen Prozeß von Seiten des Stadtoberrichters, und Bürgermeisters zu Landshut, Herrn Anton Popp, veranlaßt, der bey dem Justizkollegium der Universität puncto injuriarum gegen ihn klagte. Der Spruch dieses Kollegiums fiel endlich unterm 30sten Jänner 1804 dahin aus, daß: 1) Herr Beklagter alle dem Kläger schriftlich zugefügte Injurien und Kalumnien gerichtlich, jedoch unter Vorbehalt der Ehre, zu widerrufen schuldig; 2) daß eben derselbe mit seiner Widerklage abgewiesen; und 3) alle Streits- und Gerichtskosten zu tragen verbunden sey.

Diesem Spruche gemäß überreichte hierauf Herr Doktor Röschlaub dem Universitäts-Justizkollegium eine Erklärung für Herrn Stadtoberrichter Popp, die er zugleich nebst dem Spruche des gedachten Kollegiums unter dem Titel: An das Publikum, durch den Druck öffentlich bekannt machte. Der Inhalt dieser Erklärung ist im Wesentlichen folgender: Erst dem Spruche des Justizkollegiums verdanke er (Röschlaub) die Einsicht, daß nur er gegen Herrn Bürgermeister Popp,

Popp; nicht aber dieser gegen ihn, weder durch eine amtsförmlich unternommene Handlung,*) noch auch selbst durch seine (Popps) gedruckte Antwort auf den Avis (die er zuvor für ein von Beschimpfungen und Verläumdungen gegen seine Person strotzendes Produkt ansah, wodurch Herr Popp sich mehr, als Selbstsatisfaktion verschafft hätte) beleidigend gehandelt habe. Nach solcher Belehrung nehme er keinen Anstand, die Injurien und Kalumnien, die er Herrn Bürgermeister Popp angethan zu haben, in Erkenntniß gesetzt sey, durchaus zu widerrufen, und ihn für einen völlig rechtlichen Mann zu erklären. In der Abweisung seiner Gegenklage finde er einen Beweis, wie sehr man sich beflissen habe, den mindesten Anschein von Parteylichkeit für einen Kollegen in der Beschützung seiner Ehre zu vermeiden. In einer Nachschrift setzte Herr Dr. Röschlaub noch bey: daß es ihm leid thun sollte, wenn er dabey in den Anschein käme, als hegte er dennoch Zweifel an der völligen Rechtlichkeit jener Sentenz, als könnte ihm doch noch einfallen, als hätten gewisse Privatverhältnisse, oder gar ein innerer Groll irgend einen Einfluß auf die Stimme des schriftlichen Herrn Referenten, oder einzelner der reifüberlegenden andern Herrn Kollegianten gehabt. Er wiederholte es noch einmal: Wahrlich, sehr leid würde mir das thun!

*) Herr Stadtoberrichter Popp hatte, da Herr Dr. Röschlaub eines vorenthaltenen Geldes beschuldiget worden, in dieser Sache ein Protokoll aufgenommen, welches bald hierauf einer gegen Röschlaub erschienenen, ziemlich heftigen Schrift beygedruckt wurde.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Acht und achtzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Technologie.

Die Papiermacherkunst in ihrem ganzen Umfange; aus dem französischen Original des Herrn Desmarest, Oberaufsehers über die Manufakturen, bearbeitet und mit einigen Zusätzen und einem Anhange über die neuesten dahin gehörigen Verbesserungen versehen von C. L. Seebaß, Professor der Philosophie zu Leipzig. Mit 16 Kupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. (Ohne Jahrszahl; aber 1803.) 191 Seiten 4. 4 Rg.

Es ist mit Recht zu tadeln, wenn der Uebersetzer einer ausländischen Schrift unterläßt, mit einigen Worten in der Vorrede die Gründe anzuzeigen, welche ihn zur Uebersetzung oder ausführlichern Bearbeitung derselben veranlaßten. Ein solcher Fingerzeig für den Leser fehlt bey dieser angezeigten Uebersetzung gänzlich. Rec. kann nicht anders vermuthen, als daß dieß vom Hrn. Prof. Seebaß absichtlich geschehen ist. Denn Rec. hat zu seinem großen Erstaunen gefunden, daß diese so pomphaft angekündigte Uebersetzung oder Bearbeitung nichts mehr und nichts weniger, als eine bloße Mummerey ist, um den sorglosen Käufern derselben das Geld abzunehmen.

Der Hr. Prof. Seebaß hat sich nämlich gelüsten lassen, aus der französischen Encyclopedie methodique ou par ordre des matières, den ganzen Artikel, welcher von der Kunst, Papier zu machen, handelt, (Tom. V. p. 463.) buchstäblich zu übersetzen, und den Aufsatz über Papiermacherey aus Beckmann's Technologie an verschiedenen Stellen mit dürren Worten einzuschalten. Selbst die Beckmannschen Anmerkungen sind eingemischt; allein ohne alle Beurtheilung, und ohne die geringste Rücksicht auf das, was Zeit und Erfahrung seitdem verändert oder berichtiget haben.

So Etwas verdient, nach dem Urtheil des Rec., eine öffentliche ernstliche Rüge; um so mehr, da durch solche verhehlte Plagiate das Zutrauen beym Buchhandel selbst so sehr gefährdet wird. Der Käufer eines solchen Werks glaubt für den hohen Preis von vier Thalern ein brauchbares neues Werk zu erhalten, und bekommt weiter nichts, als die schlechte Uebersetzung eines technologischen Artikels aus der Encyklopädie, mit Zusätzen aus einem allgemein bekannten technologischen Lehrbuch, für sein Geld.

Wie sehr der Hr. Seebaß indeß sein Plagiat zu verhehlen gesucht hat, geht zum Beyspiel aus folgendem Uebergange hervor.

„Ehe wir, heißt es S. 137, den ganzen bisherigen „Vortrag über die Papierbereitung mit einigen Nachrichten „von Verbesserungen und Veränderungen beschließen, zu wel„chen die neuesten Fortschritte in der Chemie Veranlassung „gaben, sind über manche bereits genannte Artikel noch einige „Erinnerungen (??) nachzuholen."

Und worin bestehen diese Erinnerungen des Hrn. Prof. Seebaß?

Darin, daß er aus dem in der Encyklopädie angehängten vocabulaire raisonné verschiedene wörtliche Auszüge liefert, wahrscheinlich, um die Bogenzahl zu vermehren, und seinen Uebersetzerlohn zu erhöhen.

Eben so wenig hat es mit den mitgetheilten Nachrichten von sogenannten Verbesserungen und Veränderungen zu bedeuten, da solche ohne alle sachverständige Prüfung hingeworfen, und überdem aus Zeitschriften, welche sich in den

Händen

Händen eines jeden Technologen und gebildeten Papierfabrikanten befinden, bereits hinlänglich bekannt sind.

Bey diesem Sachverhältniß kann gegenwärtig auch nicht von einer nähern Beurtheilung des Inhalts dieser angezeigten Schrift die Rede seyn; sondern es ist hinreichend, daß dem Uebersetzer die Maske abgezogen, und das Publikum von dieser Mummerey benachrichtigt wird, bey welcher es offenbar auf Täuschung des Käufers abgesehen ist, da sogar das Jahr der Herausgabe auf dem Titelblatte fehlt.

Mb.

Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher. Herausgegeben von D. S. F. Hermbstädt. Zweyter Band. Mit einem Kupfer. Berlin, in der akademischen Buchhandlung. 1803. 308 Seiten gr. 8. 1 Rt.

Enthält, wie der erste Band, eine Menge wichtiger Abhandlungen, wovon Rec. nur einige anführen will: **Versuche über die Molybdänsäure, von Jäger.** Er fand, daß aufgelöstes molybdänsaures Kali mit einer oxydreichen salzsauren Zinnauflösung versetzt, nach einiger Zeit eine blaue Tinktur gab, welche Musselin und Tuch schön blau färbte, auch wenn sie dem Färbebade der Quercitronrinde zugesetzt wurde, schön grün. Schade, daß Molybdän selten und kostbar ist. **Art, dem weißen Tuche die grüne Farbe zu geben, welche man sächsisch Grün nennt.** Die Schwefelsäure, worin man den Indigo auflöset, muß durch gelindes Abdampfen vom Wasser befreyt werden. Zu dem Bade, worin man vermittelst derselben das Tuch zuerst blau gefärbt hat, setzt man ein Bad von Gildholz, und läßt in dieser das Tuch kochen. **Art, mit Oelfarben glattes Seidenzeug und feines Papier zu malen, von Schulz.** Man reibt die Pigmente mit Handseife zusammen. Diese Art verdient in Rücksicht der Haltbarkeit der Farben geprüft zu werden. — **Leinen und Baumwolle dauerhaft schwarz zu färben, von Vogler.** Er beizt die Zeuge zuerst in einer verdünnten

salpetersauren Bleyauflösung, tränkt sie dann mit Leimwasser. Den Galläpfeln sowohl, als dem Eisenvitriol, setzt er etwas Küchensalz, und dem Blauholz Stärke zu. Seide, Leinen und Baumwolle mit Kochenille schön roth zu färben, von Demselben. Um Seide roth zu färben, setzt er Küchensalz zur Kochenillebrühe. Leinen und Baumwolle werden in einer starken Auflösung von salpetersaurem Zinn vorbereitet, welcher man ihre Flüssigkeit durch Salmiak wieder gegeben hat. Auch dienen zu demselben Zwecke die Gallung und eine alkalische Arsenikauflösung mit Alaun und Eisenvitriol versetzt. Ueber den Gebrauch der Salzsäure in der Färberey, vom Herausgeber. Die Anwendung der Salzsäure zur Zinnauflösung beym Färben mit Kochenille und in andern Fällen, wird hier empfohlen und gezeigt, daß sie wohlfeiler sey, als die gewöhnliche Komposition. Ueber die Darstellung einer dem Citronensafte gleich kommenden Säure aus einheimischen Beerenfrüchten, vom Herausgeber. Er empfiehlt die einheimischen Beeren, welche Citronensäure enthalten, als: Vogelbeeren (Prunus Padus), Preußelbeeren (Vaccinium Myrtillus), Berberisbeeren, unreife Stachelbeeren, Brombeeren und Johannisbeeren. — Versuche und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände der Färbekunst, von Vogler. Aus Schmack und Eisenvitriol bereitet er eine schöne violetgraue Farbe auf alle Arten von Zeugen. Die Potentilla Anserina empfiehlt er zum Schwarzfärben, so wie Kleesaamen zum Grünfärben. Ueber den Persio, von Scholz. Er fand, daß dieses Material allerdings eine Ersparniß an Indigo, und eine schönere blaue Farbe bewirkt. Ueber ein Substitut des arabischen Gummi aus Flechten. Der Herausgeber sagt in einer Anmerkung, daß durch die mühsame Bereitungsart nichts als ein gewöhnlicher Schleim gewonnen werde. Unter den Beyträgen zur Materialienkunde wird von der Cudbeardsfarbe, von Fernambuck und Blauholz, von Gelbholz, von Persio, von dem Kurkume, dem Baume, welcher das Senegalgummi giebt, dem Krapp und dem Indigo geredet. Endlich wird hier Welden's Maschine, Farbehölzer zu mahlen, beschrieben und abgebildet.

Om.

Geschichte der Kaltschmidte (Kaltschmiede), Keßler, jetzt Kupferschmidte (Kupferschmiede), des Baiersdorf'schen Zirkel-Maaßes und des darüber dem Hause Brandenburg zustehenden Schutzes, als der bisher bekannt gewordenen ältesten Schutz- und Schirms-Gerechtigkeit. Mit diplomatischen Beweisen mitgetheilt von M. G. W. A. Fikenscher, ordentlichem Professor am Kollegio Christian-Ernestino zu Bayreuth. Weißenfels, bey Böse. 1803. 100 Seiten 8. 8 gr.

Zu einer Zeit, wo die aufgeklärte Staatswirthschaft dahin strebt, den zum Nachtheil des wahren Kunstfleißes noch herrschenden Zunftgeist je mehr und mehr zu mildern, und, wo möglich, zu unterdrücken, ist eine Schrift, wie die vorliegende, eine auffallende Erscheinung. Der Verfasser behandelt den im Titel weitläuftig beschriebenen Gegenstand mit einer Wichtigkeit, die beynahe ins Lächerliche fällt, und scheint zu wähnen, daß diese „Schutz- und Schirmsgerechtigkeit" zu den vorzüglichsten Landeshoheits-Rechten des Hauses Brandenburg gehöre.

Die Sache ist diese. Im Mittelalter vereinigten sich die Keßler oder Kupferschmiede in eine Zunft. Diese Zunft vertheilte sich in verschiedene Distrikte, von welchen der eine und an sich beträchtlichste von dem Orte der Zunftversammlung Baiersdorf, im Fürstenthum Kulmbach, den Namen erhielt. In dem Verlauf der Zeiten entstanden Streitigkeiten unter den Zunftgenossen, worauf Trennungen erfolgten. Eben so fanden verschiedene Irrungen mit den angränzenden Fürstenhäusern wegen dieser dem Hause Bayreuth zugefallenen Schutzgerechtigkeit statt, die indeß durch kommissarische Unterhandlungen ausgeglichen, und beygelegt wurden.

Diese geringfügigen Vorfälle hält der Verfasser für wichtig genug, um die nähere Geschichte derselben in einer besondern Schrift zu entwickeln, und mit „diplomatischen Beweisen" zu versehen.

„Die Aufmerksamkeit, sagt der Verf., welche man be-„sonders seit einigen Jahren den Handwerken gewidmet hat, „brachte mich auf den Entschluß, meine gesammelten Nach-„richten, eine sehr alte, und wegen ihrer besondern Vor-„rechte (??) merkwürdige Zunft, die Keßler des Baierdorf-„schen Zirkelmaaßes und den darüber dem Hause Branden-„burg zustehenden Schutz betreffend, zu reihen, und er-„zeugte in mir um so mehr den Gedanken, daß die Heraus-„gabe dieser Geschichte — keine unverdienstliche Arbeit seyn „würde, da dieß die älteste bekannte Schutzgerechtigkeit ist, „und überdieß diese Materie noch zu sehr im Dunkeln „liegt. (??) Ich wenigstens kenne nur wenige Schriftstel-„ler, welche des Keßlerschutzes und der Beschaffenheit dessel-„ben Erwähnung thun, und das, was sie anführen, reicht „noch lange nicht zu, sich davon einen deutlichen Begriff zu „bilden."

So viel sieht man indeß aus dieser Schrift, daß die mehr erwähnte Keßlerzunft gleichfalls die lächerlichsten und zugleich drückendsten Mißbräuche unter sich eingeführt hat. Zum Beweise mag Folgendes dienen.

„Als etwas Besonderes (??) merke ich an, sagt der Verf. §. 29, „daß jeder Meister oder Schöpf, so lange die „Session währet, an seinem Rock von unten auf zwey und „oben einen Knopf zugeknöpft haben muß. Ingleichen muß „er, so oft er reden will, aufstehen, und den Daumen der „rechten Hand so lange auf den Tisch drücken, bis er ausge-„redet hat, und sich niedersetzt."

§. 24. „Ehehin hatte das Gericht dieser Zunft eine höl-„zerne sogenannte Geige, Krältsch, die auch bey andern Ge-„richten als ein Strafinstrument gewöhnlich ist. Gemeinig-„lich wurden damit diejenigen bestraft, welche ihren Fre-„vel (??) nicht mit Geld büßen wollten, oder konnten. — „Der jüngste oder ärmste (?) Meister verrichtete das Amt „des Gerichtsdieners, und hieng sie dem Verbrecher um den „Hals."

Der Verfasser scheint jedoch nicht die mindeste Ahndung von dem Nachtheiligen einer solchen Zunftverfassung zu ha-ben; vielmehr liegt ihm die Aufrechthaltung derselben äus-serst am Herzen, da der Schutz und Schirm über die Keß-lerzunft, und nebenbey auch über die inkorporirten Kesselfli-

cker

cker „für ein dem Hause Brandenburg verliehenes besonderes kaiserliches Vorrecht und Regale“ billig anzusehen ist. Daher sind ihm auch solche Punkte: zu welcher Zeit dieses kaiserliche Privilegium errungen sey; ob Brandenburg sich der Keßler redlich (?) angenommen habe; wie weit sich dieses Walersdorfische Zirkelmaaß erstrecke; ob den Kupferschmieden nach ihrem Privilegio zustehe, eiserne Braupfannen zu machen, u. dgl. m. einer historisch-diplomatischen Entwickelung werth. Gestehen muß der Verf. indeß §. 11., daß das „Einkommen der Schutzherren von dieser Schirmsgerechtigkeit sehr unbedeutend sey. In ältern Zeiten bestand der ganze „Ertrag darin, daß das Gewerk die fürstlichen Küchen mit Flicken der alten Kupfergeschirre versorgen müssen.“

Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese Schrift eine ihrem Endzweck entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, und die preußische Regierung vielmehr veranlassen möchte, diese Keßler- und Kesselflickerzunft aufzuheben, und dadurch die Kupferschmiederey der dortigen Gegend von den lästigen Fesseln des Zunftzwanges zu befreyen, wenn dadurch auch diese so hochgerühmte und mit diplomatischen Beweisen versehene Schutz- und Schirmsgerechtigkeit erlöschen sollte.

Md.

Mancherley neue Bemerkungen über die Branntweinsblasen. Nebst einem Vorschlage, die Kühlgeräthschaften rc. auf eine ganz neue Weise vortheilhaft zu benutzen, u. s. w. Mit einem Kupfer. Leipzig, bey Richter. 1803. 70 Seiten in gespaltenen Quart-Kolumnen. 10 gr.

Ungeachtet seit einigen Jahren in der Branntweinsbrennerey manche gemeinnützige Entdeckung gemacht, und viele ökonomisch-technische Erfahrungen darüber dem Publikum mitgetheilt worden; so sind die vorliegenden Bemerkungen, die der Verf. in zehn Abschnitte eintheilt, nichts weniger

 als

als überflüssig, indem sie sowohl über den Zweck, welche den ungenannten Verf. veranlaßten, um über diese Materie chemisch-technisch nachzudenken, als die Mittel, welche nicht unversucht blieben, eine kurze anschauliche Darstellung absetzen. Der Verf. hat daher in seinen gefundenen Resultaten nicht nur den deutschen und französischen Helm und Huth verbessert; sondern zugleich Bemerkungen über den Gebrauch physikalischer Instrumente in den Branntweinbrennereyen und von einer policey-wissenschaftlichen Aufsicht dieser Art Fabriken und Trafiken Vorschläge mitgetheilt, die mit denjenigen viele Aehnlichkeit haben, welche noch neulich in den preußischen Staaten von der landesherrlichen Staatspolicey öffentlich bekannt gemacht worden sind. Der Vorschlag im sechsten Abschnitt, die Kühlgeräthschaft beym Branntweinbrennen auf eine ganz neue Art vortheilhaft zu benutzen, hat jedoch Rec. vor mehreren Jahren in Holland und Braband, im Wesentlichen mit diesem gleich, anwendbar machen gesehen. Dahin gehöret auch das mechanische Mittel, das hier als neu vorgeschlagen wird, das Anbrennen der Mäsche in der Blase zu verhüten. Ganz richtig werden aber im achten Abschnitte die Schwierigkeiten erwogen, die mit den vorgeschlagenen neuen Einrichtungen verbunden sind, und wie solche durch eine anderweitige Einrichtung des Helmes beseitiget werden können. Der neunte Abschnitt beschreibt die Kupfertafel, und der zehnte enthält Schlußanmerkungen. Der Druck ist gut; aber das Papier und die Kupfertafel passen nicht zum Texte.

Ni.

Die sehr leichte Kunst, unsere Wohnungen feuerfest zu machen, und unsere Waldungen vom Untergang (e) zu retten. Von F. A. Heyne, herzoglich sächsischem Rathe. Nebst zwey Kupfertafeln. — Freyberg, bey Gerlach. 1803. VIII und 240 Seiten 8. 20 ℛ.

Nachdem der Verfasser über die Veranlassung der durch Feuersbrünste jährlich, zumal in spätern Jahren entstandenen

Ver-

Verheerungen, in einem rednerischen Tone weit ausgeholt, und dazu 30 Seiten angewandt hat, kommt er endlich zu dem Bau der Dächer, die er als die Tyrannen unserer Wohnungen folgendermaßen schildert: „Durch tausend und abermals tausend traurige Beyspiele bestätiget, findet man in der Wahrheit gegründet, daß hauptsächlich unsere Dächer, heißen sie Schiefer- oder Ziegel-, Schindel- oder Stroh- dächer, alle ohne Ausnahme die Schuld so vieler in Armuth gestürzten Familien tragen, oder noch tragen können. Sie, unsere gewöhnlichen Dächer, sind die treulosesten Freunde, die unter dem Schein(e) des Schutzes unser Eigenthum, unsere Ruhe, und oft unser Leben in Gefahr bringen, und es, leider! oft genug selbst vernichten. Sie sind die Tyrannen, die uns beherrschen, und zu welchen wir nur mit schüchternen Blicken aufzusehen wagen dürfen; sie beherrschen uns wie Tyrannen, und wir können keine Stunde dafür sicher seyn, daß sie nach Tyrannen Art, all unser Eigenthum rauben werden." — In diesem Tone declamirt der Verf. immer fort, und behandelt seinen baukunstigen Gegenstand, wie Florus die römische Geschichte. — Nichts desto weniger behandelt er diese Materie der Architektur mit Einsicht und Sachkenntniß, und schildert die Mängel der bisherigen Bauart der meisten altdeutschen und altfranzösischen, italiänischen und anderer Dächer, die ganz dazu geeignet wären, in Feuersbrünsten die Gefahr aller Art zu vergrößern. Den Ziegeldächern ist der Verf. gleichfalls nicht günstig; er sagt S. 66 zu unten Folgendes: „Nein, nein, sie schützen nicht (gegen Feuersgefahr), und unser Wohlstand ist unter ihnen nicht geborgen," u. s. w. — Er schlägt dagegen vor, unsere stolzen und hohen Dächer so tief zu erniedrigen, als es die Verhältnisse der Struktur des übrigen Baues nur zulassen. — Jetzt beschreibt der Verf. S. 103—107 ein solches Dach architektonisch, und will dasselbe mit scharfgebrannten, unglasirten thönernen Platten belegt wissen, die, wenn dieselben eine Glasur, durch Verbrennung des Kochsalzes beym Brennen der Platten hervorgebracht, so wie man sie an den mineralischen Wasserflaschen erblickt, erhielten, ohne Zweifel der Einwirkung der Witterung widerstehen würden. Dieser Meinung des Verfassers müssen wir aber aus Gründen widersprechen, deren chemische Auseinandersetzung einem Jeden bekannt ist, der Erfahrungen mit Dachziegeln der Art

 ge-

gemacht hat. Hier und in der Folge zeigt der Verf. Schwäche in der theoretischen Baukunst, indem er oft von Dingen redet, die unter sich heterogene Begriffe darstellen; er wird aber S. 126 zu unten dadurch gerechtfertiget, da er aufrichtig versichert, daß er die Kunstverständigen um Verzeihung bitte, wenn er sich nicht kunstmäßig genug ausgedrückt habe, indem er selbst kein Kunstgenosse sey; also wollen wir auch nichts weiter ausheben, und das Urtheil den Lesern überlassen.

Et.

Handlungswissenschaft.

Karl Christ. Illing's (,) erneuertes Wechselgeschäffte (,) enthaltend (:) die Entstehung und Beschreibung der Wechselbriefe, des Wechselnegozes, der Banken, Messen, u. s. w. nach den sich bekannt ergebenen Staaten-Veränderungen eingerichtet. Nebst kontoristischen Wechsel- und Agio-Berechnungen. Leipzig, im Komtoir für Literatur. 1803. IV und 300 Seiten 8. 16 gr.

Dieß Buch ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als eine neue Ausgabe der Lehre von Wechselgeschäfften, die von einem andern Rec. in dieser N. A. D. Bibl., 2ter Th. 1stes St. S. 118 flg., bereits angezeigt worden. Wie man aber im Jahr 1802 eine so elende Geschichte vom Ursprunge des Wechselwesens, wie hier, als Einleitung voranschicken könne, ohne dabey auf eine Menge der zweckmäßigsten Hülfsmittel Rücksicht zu nehmen, die der Buchhandel seit etwan 10 Jahren herbeygeführet hat, und die dabey hätten benutzt werden sollen, ist nicht abzusehen. Rec. versichert, daß er lange nichts Unverdaulicheres, als diese kurze Geschichte des Wechselwesens gelesen habe. Was der Verf. von der Beschaffenheit und dem Wechselgeschäffte überhaupt

haupt vorträgt, ist von Andern, zumal von einem Büsch, Beebrens, Berghaus, Bohn, u. m. ungleich gründlicher abgehandelt worden. Eben so verhält es sich auch mit der Beschreibung der Banken, S. 59, die man, einige neuere Notizen abgerechnet, eben so gut in Marpergegs, J. P. Beschreibung der Banken, 2c. Halle und Leipzig 1717 4., und noch ausführlicher lesen kann. Unverzeihlich ist aber der statistisch-geographische Fehler, S. 78, wo der Verf. versichert: die von der Berliner Hauptbank abhangenden Bank-Komtoire und Lombards zu Minden und Cleve, wären, nach dem Lüneviller Frieden an Frankreich gefallen, und gehörten zum Roer-Departement. Wie in aller Welt kommt Minden, am westlichen Ufer der Weser, beym Verf. an das linke Rheinufer zu liegen? Als die Franzosen im Sommer 1794 sich der Maas und dem Rheine näherten, gieng die Bank von Cleve nach Wesel, nächstdem nach Minden, und im Frühjahr 1796 wieder nach Wesel, wo sie im November 1803 noch ist, folglich so wenig, als die Mindesche Bank, an Frankreich abgetreten worden. Bey der Amsterdamer Bank, den französischen Banken, und den Ereignissen der Hamburger Bank, findet man kein Wort von den neuern Vorfällen erwähnt. Die Beschreibung der Messen, 2c. S. 91 ist äußerst dürftig gerathen. Die kontoristischen Berechnungen der Wechsel-Valuten sind meistens zu weitläuftig angelegt, und die Beschreibung der vornehmsten Wechselplätze Europens ist gleichsam eine mangelhafte Kopie von Nelkenbrechers Taschenbuch. Wozu also dieser neue Abdruck? —

Ni.

Vermischte Schriften.

William Godwin's Untersuchung über politische Gerechtigkeit und ihren Einfluß auf Moral und Glückseligkeit. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von D. G. M. Weber. Erster Band. Frank-

Frankfurt und Leipzig, bey den Gebrüdern Stahel. 1803. 507 Seiten 8. 1 Rg. 12 gr.

Eine umständliche Anzeige dieses gedankenreichen Werks, gehört, weil es ein ausländisches Produkt ist, nicht in die deutsche Bibliothek. Die englischen Journale haben die Freymüthigkeit in seinen Untersuchungen, die Größe seiner Ansichten, und die Stärke in seinen Grundsätzen mit Recht erhoben, und vorzüglich die Beweise desselben geehrt, „daß nur Friede und Ordnung die Glückseligkeit hervorbringen können, welche die politischen Reformatoren so sehnlich wünschen; daß, so wie die Fortschritte in der Erkenntniß nur stufenweise und allmählig geschehen, eben so politische Reformen nicht zu jäh und übereilt seyn dürfen; und daß konvulsive Gewaltthätigkeit nicht nur allein den Individuen; sondern auch der allgemeinen Sache der Wahrheit gefährlich sey." Rec. verehrt in diesem Werke den freymüthigen Selbstdenker, — nur Schade, daß jener schwerfällige Ton, welcher in den meisten untersuchenden Schriften der Engländer herrscht, auch dieses Buch drückt, und den lebendigern Eindruck hindert, den eine so große Menge zusammengedrängter und vielseitiger Wahrheiten, bey einer gefälligern Einkleidung, machen müßte. „Daß dieser Schriftsteller überall edle und menschenfreundliche Gesinnungen äußere" ist, genau besehen, ein sehr einseitiges und mattes Lob, da jenes ohnehin schon die allernatürlichste Verbindlichkeit jedes rechtlichen Schriftstellers ist. Das Original erschien zuerst 1793 in London, und im Jahr 1796 erhielt es die zweyte fast ganz umgearbeitete Auflage. Die Uebersetzung läßt sich recht gut lesen, obgleich die Diktion in mehreren Stellen fleißiger und geschmackvoller gebildet werden konnte. Die wenigen Anmerkungen wollen bis jetzt nicht viel sagen; ob wir dem Hrn. Uebersetzer gleich zutrauen, daß er das Werk viel nützlicher bereichern konnte.

Br.

Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde (,) von den ältesten bis auf die neuesten

Zei-

Zeiten, entworfen nach Meiners von J. J. Abel. Ein Lesebuch für Töchter der höhern und mittlern Stände. Leipzig, bey Schumann. 1803. 420 Seiten 8. 1 Rg. 8 gr.

Die würdige Mutter, welcher in der Vorrede gegenwärti-
r Schrift gedacht wird, hat sehr Recht: daß Meiners weit-
weifige und zum Theil geschmacklos genug zusammengestop-
elte Geschichte des weiblichen Geschlechts zu den Büchern
ehöre, die, wegen so mancher unsaubern, die weibliche Sitt-
mkeit und Unschuld beleidigenden Stellen, den Augen der
ngern Welt entzogen werden müsse, — und daß eben dieses
Meinersche Werk am allerwenigsten für Personen des Ge-
chlechts, dessen Geschichte es zum Gegenstande hat, berech-
et sey. — Als ein neuer Beweis ist es zu betrachten, daß ein
luges und feinfühlendes Frauenzimmer die wesentlichsten
Dinge oft treffender und richtiger, als mancher noch so ge-
ehrte Buchmacher, ansehen kann. Dem Wunsche jener bie-
dern und klugen Mutter, daß ein geschickter Kopf jenes,
war mit sichtbarem Fleiße gefertigte; aber zu gedehnte Werk
umarbeiten, und so eigentlich für das weibliche Geschlecht
brauchbar machen möchte, haben wir gegenwärtigen schätzba-
ren Auszug zu verdanken, — worin nicht, wie in jenem
größern Werke, die weibliche Schamhaftigkeit so oft belei-
digt, das schon im Texte deutlich genug Gesagte in überla-
denen Citaten nicht noch einmal herbey gezogen; sondern die
Geschichte der Weiber selbst in ein leicht zu übersehendes Ge-
mälde gebracht ist, — worin endlich die ekelhaften Gebräu-
che wilder Nationen nicht ausgemalt, und andere Gelehrte,
welche das Unglück hatten, bey Hrn. Meiners in Ungnade
zu fallen, nicht platt und hämisch beurtheilt werden. Der
Göttingische Professor ist dem Herausgeber gegenwärtiger
Schrift allerdings vielen Dank schuldig, daß er sich die Mühe
gegeben, aus jenem Wuste das Beste und Zweckmäßigste
auszulesen, und das Original für das weibliche Publikum
eigentlich erst lesbar zu machen. Indeß ist für das schöne
Geschlecht immer noch mancher sehr unnütze Auswuchs des
Originals, manches einseitige und fade Raisonnement auch
hierher deportirt, und die Sprache des Werks meistentheils
ganz wörtlich abgedruckt worden.

End-

Endlich hat uns auch der Beschluß dieses Auszugs gar nicht gefallen wollen, ob er gleich einem mit Welt- und Menschenkenntniß reichlich ausgestatteten anonymen Schriftsteller angehören soll. Es ist eine deklamatorische Anrede an spröde und unerbittliche Mädchen; — schon dieß dünkt uns ein wenig spaßhaft zu seyn, weil, wenn es aufs Reelle, aufs wirkliche Heyrathen ankommt, die Mädchen heut zu Tage gewiß nicht mehr so spröde zu seyn pflegen, als sie sich der Hr. Magister in seinem Dachstübchen denken mag. Auch ists doch wahre Grausamkeit, dem schönen Geschlecht ins Gesicht zu behaupten: daß seine Jugendblüthe und Schönheit schon mit dem zweyundzwanzigsten Jahre einen Stillstand mache, von nun an unaufhaltbar rückwärts gehe, und daß mit dem vierundzwanzigsten Jahre vollends kein Heil und Segen mehr für sie zu hoffen sey, — ja, daß in diesem Alter sie kein Mann aus Leidenschaft wähle, wenn das Mädchen nicht etwas Außerordentliches sey. Hier hat aber der so reichlich ausgestattete Schriftsteller wohl nicht ganz Recht. Viel tausend Mädchen heyrathen erst in diesem Alter, und werden nun durch die Liebe ihrer Gatten um so glücklicher, da sich hier Zärtlichkeit und Vernunft leichter, als in einem Ehestande paaren, den der Mann mit einem an Jahren unreifen und unwissenden Mädchen schloß. Wie undelikat und gemein ist der Ausdruck gegen alte Jungfern: (eine Frauenzimmerklasse, die schon darum Achtung und Schonung verdient, weil sie das Schicksal ihre Bestimmung nicht erreichen ließ) „daß man das Herz einer alten Jungfer für ein wahres Raubnest von zerstörenden Leidenschaften halte." — Nur ein Mann, der irgend einen Grund zu Erbitterungen gegen diese Frauenzimmer hatte, oder vielleicht selbst den Korb bekam, von dem hier die Rede ist, konnte folgendes unbilliges Gemälde von ihnen hinstellen; „Alte Jungfern sind gewöhniglich Egoisten. Sie wollen lange leben (dieß wollen alle Menschen gern) und deßhalb sparen sie so viel als möglich ist; sie würden stehlen, wenn es verschwiegen bliebe; sie wollen dem Tode das abtrotzen, was ihnen die Jugend versagte; sie wollen recht lange leben, und in der Quantität, in der Extension des Lebens an Jahren das ersetzen, was ihnen in der Qualität, im Genusse des Lebens abgeht. Sie glauben da Andern zum Trotze zu leben; ach! nein überflüssige Geschöpfe fallen sich am meisten selbst zur Last." Man kann gegen Unglückliche nicht ungerechter seyn, als es hier der

r anonyme Schriftsteller gewesen ist. Hr. Joseph Abel
eint es nicht begriffen zu haben, daß hierdurch sein sonst
rdienstliches Werk für das zartere Geschlecht abschreckend
macht wird, — und daß er seinen Anonymus eher hinter
Kulissen stellen, als mit seinen Plattheiten hervorrufen
ßte.

Sm.

Bekenntnisse einer Giftmischerinn, von ihr selbst
geschrieben. Berlin, bey Unger. 1803. 8.
1 Rg.

Die Herausgabe dieses höchst gefährlichen, und im ganzen
Sinne des Worts unmoralischen und skandalösen Buchs
önnte vielleicht nur aus einem einzigen Gesichtspunkte ent-
chuldiget werden — wenn man nämlich annimmt, daß der
Verfasser die Fortschritte eines fehlerhaft gebildeten tief ge-
unkenen weiblichen Charakters bis zum höchsten Endpunkte
einer Abscheulichkeit habe psychologisch darstellen wollen. —
llein, genauer besehen, verdient auch dieser Gesichtspunkt
icht Entschuldigung, weil die Art und Weise, wie der
Verf. erzählt, mehr romanhaft, als psychologisch - faktisch
st, mehr anziehend, als vom Laster abschreckend eingekleidet
wurde, und einer an sich schon verdorbenen Gemüthsart
urch eine geheime Vergiftung, — Lehren und Winke gege-
en werden, den Hang zum Laster in sich selbst zu rechtferti-
en, und sich dennoch bey der tiefsten Verworfenheit des Cha-
akters die äußere Gestalt weiblicher Tugend und Liebenswür-
igkeit anzulügen. Es scheint daher, als ob der Verf. und
Verleger dieses höchst verächtlichen Buchs keine andere Ab-
icht bey dessen Herausgabe haben konnten, — als die —
n so verächtliche, Aufsehen zu erregen; und wer möchte
h dann wohl an die Stelle solcher Menschen wünschen? —
her noch verächtlicher, und noch schändlicher würde der
weck dieses Werks der seyn, wenn man eine schon an sich
glückliche, von den Urtheilen des Publikums so zerrissene
rau durch hämisch gestellte Erdichtungen noch mehr brand-
arken, und noch tiefer unter die Menschheit herabstoßen
wollte,

wollte, da sie bereits die Gerechtigkeit öffentlich gerichtet hätte. —

Die Reihe ihrer hier angegebenen unerhörten Vergehungen und Ausschweifungen übergehen wir aus Achtung für die Menschheit und die weibliche Unschuld mit Stillschweigen, um diese Greuel, — wie andere Zeitschriften gethan haben, nicht noch einmal abzuschreiben, und die Taktik des Bösen gleichsam bekannter zu machen. Daß übrigens die öffentlichen Blätter so lange in Absicht dieses gefährlichen Buchs schwiegen, kann ihnen wohl nicht zum allgemeinen Vorwurfe gemacht werden, weil man sich unter dem schuldlosen Titel des Buchs nichts Arges dachte, oder weil man es gutmüthig genug wegen seines abscheulichen Inhalts für ein kräftiges Gegengift seiner selbst hielt, oder weil man auch durch Warnungen und Verbote das Gelüste des Publikums nach dergleichen unsaubern Produkten nicht noch mehr reizen wollte, — ob es gleich immer etwas Erstaunenswürdiges bleibt, daß überhaupt ein solches Buch in einem gesitteten Staate öffentlich erscheinen darf. — Die allergefährlichste Seite, das eigentliche Gift desselben sind nicht sowohl die darin vorkommenden Wollustscenen, weil diese schon durch sich selbst und ihre wirklich ekelhafte Nacktheit gewaltig abschrecken; sondern diejenigen verdammlichen Stellen, worin über die Nichtigkeit moralischer Grundsätze raisonnirt, die Ausübung des Lasters einer unvermeidlichen Nothwendigkeit und der Verkettung der Umstände sophistisch zugeschrieben, und Heucheley und Verstellungskunst nicht nur als ein vortreffliches Mittel der Lebensklugheit angepriesen; sondern auch in ihrer ganzen praktischen Brauchbarkeit sichtbar gemacht wird. Rec. hat nie geglaubt, daß ein so schamloses Produkt aus der Feder eines Weibes fließen konnte, — oder er müßte dieses Geschlecht nie studiert haben; aber das Weib müßte sich ewig schämen, die auch nur in den leisesten Verdacht gerathen konnte, ein solches Buch geschrieben zu haben. — Wer nun aber auch immer der Vater dieser schrecklichen Geburt seyn mag, — es war ein wirklich verirrter Kopf, der sein Talent der Darstellung unglücklicher Weise gerade an das Allerschlechteste verschwendete, und, indem er sich in einer vermeintlich-genialischen Arbeit so groß fühlte, den kleinen Umstand vergaß, — daß er sich ein Denkmahl ewiger Schande errichtete. Jeder rechtliche Mann wird sich freuen, daß

nun

n schon mehrere gelehrte Blätter vor dieser Giftpflanze
r deutschen Literatur gewarnt, und ihr den Platz angewie-
n haben, den sie verdient.

Vr.

Darstellung eines sichern Mittels, Dürftigkeit und Mangel aus jedem Staate gänzlich zu entfernen. Von G. H. Heinse. Leipzig, bey Steinacker. 1803. 124 Seiten 8. 12 gr.

Der Verfasser giebt in der Einleitung Auskunft über die
eranlassung dieser Schrift, die durch Beantwortung der,
Ende des Jahres 1801 (eigentlich im Brüm. X J.) von
er Gesellschaft in Paris aufgegebenen Preisfrage: quels
nt les moyens les plus propres à exstirper l'indigence
 sol de la Republique; — (welches sind die zweck-
äßigsten Mittel, Dürftigkeit gänzlich von dem Bo-
n der Republik zu verbannen?), folglich durch die
likdingung nach dem Preise entstand. Er beklagt zugleich,
ß er weder von der Entscheidung der Konkurrenz, noch von
r gekrönten Abhandlung und der Austheilung des Preises,
ch seine eigene Beantwortung, nach dem, bey Publikation
r Preisfrage ertheiltem Versprechen, jemals zurück erhal-
, folglich nach lange vergeblichem Harren, den Entschluß
faßt habe, seine vorliegende Schrift, die ursprünglich in
utscher Sprache geschrieben sey, seinen Landsleuten aus dem
nzigen Gesichtspunkte vorzulegen, und durch den Druck be-
nnt zu machen; weil er glaube, daß die Hauptmotive der-
ben auf mehrere Länder anwendbar zu machen wären,
shalb er dann auch dieselben in mehreren Beziehungen ge-
dert, und da, wo es ihm nothwendig zu seyn schien, mit
lärenden und den Hauptgegenstand ergänzenden Noten be-
chert habe. Obgleich dieß Bemühen an sich einigen Dank
rdient: so ist die Ausführung dieses weitläuftigen Planes,
 Absicht seiner mannichfaltigen Nüancen in den verschiede-
n europäischen Staatshaushaltungen, des wechselseitigen
odens so vieler Länder in Europa, und des differenten Cha-
kters der Völker, die ihn bewohnen, mehr ein Werk eines

spekulativen Stuben-Gelehrtens, als eines weisen praktischen Staatsmannes. Wir wollen dieses aus den angeführten Hülfsmitteln und Maaßregeln, die der Verf. vorschlägt, selbst herleiten, und dadurch die Unausführbarkeit derselben, wider den Verf. beweisen.

Zugegeben, daß die bisher in so vielen Fabrik- und Handlungsstaaten zur Ungebühr vernachlässigte Acker-Kultur, ein Hauptmittel sey, den Staat und dessen Einwohner, zumal alsdann gegen Mangel und völlige Verarmung zu sichern, wenn sein Handel und seine Fabriken, durch innere und äussere politische Verhältnisse, wo nicht völlig zu Grunde gerichtet, doch für eine Zeit lang in völlige Erschlaffung und Kraftlosigkeit versetzt würde. Kann aber diese Acker-Kultur, der gewiß Rec. in aller Hinsicht zugethan ist, auf jedes Land, Volk und Boden anwendbar gemacht werden, ohne Rücksicht zu nehmen, ob Natur und Klima, mit dem Charakter und dem Fleiße seiner Einwohner, deren Reichthum und Sparsamkeit, wie nicht weniger mit den Hindernissen, die sich den größten Anstrengungen der Menschen widersetzen, sympathisiren, oder ob man der unwidersetzlichen, nie zu bekämpfenden Schwierigkeiten überhoben seyn könne? Wenn Polen und Ungarn, zwey an Getraide sehr fruchtbare Länder, die der Verf. zum Beweise anführt, des Verf. Wünschen gänzlich zu entsprechen im Stande sind, wo sollen denn die Schweiz, die Provinz Holland, ein großer Theil von Schottland, Norwegen, Schweden, der ganze nördliche Theil Rußlands, verschiedene Gegenden Deutschlands, &c. mit ihren schroffen Steinfelsen, manchem sterilen Boden, und vielen nie auszutrocknenden Sümpfen bleiben? — Uebrigens sind wir mit der Darstellung des Verf. und seinem guten patriotischen Willen, der Achtung verdient, sehr zufrieden.

X.

Allgemeines ökonomisch-chemisch-technologisches Haus- und Kunstbuch, oder Sammlung ausgesuchter Vorschriften zum Gebrauche für Haus- und Landwirthe, Professionisten, Künstler und

Kunstliebhaber, von C. A. F. Hochheimer, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einer Vorrede von M. J. C. Hoffmann. Vierter Theil. Leipzig, bey Voß 1803. XIV und 743 Seiten gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Noch immer erhält sich dieses Werk in seinem ihm eigenthümlichen Werthe, und der vierte, oder vorliegende letzte Theil desselben, hat noch Manches vor seinen Vorgängern voraus, die wir gehörigen Orts, jedoch von einem andern Rec. haben anzeigen lassen. Dieser Vorzug besteht, nach der Versicherung des gelehrten Vorredners, darin, daß er die Durchsicht des Manuskripts vor dessen Abdruck übernommen, und alles Dasjenige, was letzterm unzweckmäßig und bekannten Erfahrungssätzen zuwider war, ausgestrichen; dagegen aber an vielen Orten die Quellen, aus welchen der Verfasser schöpfte, angezeigt, und dadurch diesen, gegen den Verdacht eines vorsetzlichen Plagiums, gerettet hat. — Der darin vorkommenden Vorschriften, die in die Gebiete aller der wissenschaftlichen Fächer einschlagen, welche auf dem Titel vermerkt werden, sind 192. Nur einen Theil derselben aus dem Ganzen zu berühren, oder kritisch auszuheben, würde bey der Menge anderer Schriften der Art, ganz wider den Zweck und die Einrichtung der N. A. D. Bibl. seyn. Wir begnügen uns, nur bloß noch zu bemerken, daß die meisten dieser Vorschriften auf Versuchen der bewährtesten Männer beruhen; mithin bürgen sie vor hundert andern ähnlichen chemischen rc. Anweisungen, die bisweilen weiter nichts, als eine kostspielige Betrügerey sind, womit sie den Leichtgläubigen täuschen.

F.

Chaptal's, O Reilly's, Vauquelins rc. neue Entdeckungen im Gebiet der Chemie, Physik, Technologie, Mathematik, rc. nebst ihrer praktischen Anwendung auf Fabriken, Manufakturen, Ackerbau

bau und Handel, ꝛc. aus dem Französischen über-
setzt und durchgesehen vom Professor Gotthard.
Hamburg, bey Vollmer. Erstes Heft. 1803.
Mit vielen Kupfern. 7 Bg. 8. 1 Rg. 16 K.

Der Herausgeber gedenkt unter dieser Aufschrift seine Anna-
len der Gewerbkunde fortzusetzen, und liefert hier aus sehr
verschiedenen Zweigen der Naturkunde und Größenlehre, und
ihrer Anwendung, neue Aufsätze französischer Schriftsteller,
ohne diese, oder die Werke, aus welchen er sie genommen
hat, zu nennen.

1. Ueber die verschiedenen Arten Röhrenwürmer, (wel-
che die Schiffe durchbohren, und die Dammpfähle der Was-
serbaue, besonders in Holland, zernagen und vernichten, —
nebst den Mitteln, die Schiffe vor ihrem Anfall zu schützen.)
S. 1—26. Eigentlich ein verdeutschter Auszug aus Lesa-
ge's Bericht darüber an die Administration.

2. Ueber die vorzüglichsten Stoffe, deren man sich bey
Fabrikation des Gußeisens bedient. S. 27—38. Vornehm-
lich nach Mushet. Hier ist allein von der dabey nöthigen
Brennwaare die Rede.

3. Ueber die Fabrikatur der Stecknadeln durch mecha-
nische Hülfsmittel. S. 39—49. Nach der Erfindung des
Hrn. Harris, wie er sie auf seiner Fabrik eingeführt hat.
Sollte er wohl seine Knöpfe aus Bley mit 10 Theilen Spieß-
glanz machen, oder nicht vielmehr aus 10 Theilen Bley und
einem Theile Spießglanz?

4. Ueber die Fabrikatur der bleyernen Büchsen, die man
zur Aufbewahrung des Thees, Schnupftabacks, ꝛc. braucht.
S. 50—68. Die dabey nöthigen Maschinen sind, so wie
zu dem vorhergehenden Aufsatze, durch Zeichnungen erläu-
tert.

5. Beschreibung einer neuen Hemmungsart für Taschen-
uhren. S. 69—75. Nach Delafons. Durch Abbildungen
deutlich gemacht.

6. Ueber die Art, Fässern den kahnichten Geschmack zu
benehmen; vom Bürg. Lenormand. S. 76—82. Er half

dem

dem Uebel durch wiederholtes Eingießen eines kochenden Gemenges aus Kühdung, Wasser, Kochsalz und Alaun.

7. Neue Methode, Huf- und Bretnägel zu verfertigen; auch mit Zeichnungen. S. 83—88.

8. Neue Dunstmaschine, mit einem hölzernen Kessel, und ohne Pumpenschwengel, von O Reilly; auch mit Zeichnungen. S. 89—98.

9. Beschreibung einer verbesserten Getraidemühle. S. 99—108. Sie kommt von Ellicott in Virginien.

Va.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Nach französischen und englischen Originalen bearbeitet von Wilhelm Schenk, Diakonus in Ilmenau. Gotha, bey Ettinger. 1803. 570 S. 8. 2 Rg.

Diese Bearbeitung französischer und englischer Originale für deutsche Leser verdienet allerdings Beyfall und fernere Aufmunterung. Die meisten dieser kleinen Erzählungen (ein paßlicherer Titel, als der wahrscheinlich aus Spekulation gewählte) sind aus den Evenings of Windsor entlehnt, und haben, nach des Herausgebers richtiger Bemerkung, viel Aehnlichkeit mit Marmontels moralischen Erzählungen, daher sie auch der jüngern Lesewelt zugleich mit empfohlen werden. Das Einfache und Gefällige in der Schreibart, wovon die Vorrede spricht; ist aber in diesen Gemälden nicht immer sichtbar, und daran konnte wohl kein anderer, als der deutsche Bearbeiter selbst, Schuld seyn. Viele gedehnte und hölzerne Perioden sind wohl erst durch die — deutsche Sprache in die wirklichen Originale übergegangen; das Meiste ist aber auch dagegen fließend und angenehm dargestellt worden. In der That sind auch diese Unterhaltungen nicht vor manchen; sondern vor den meisten Romanen zu empfehlen. In Hinsicht dieser verführerischen Büchergattung finden wir hier unter andern folgende sehr wahre Stelle: „Das Lesen der Romane ist für ein junges Mädchen immer gefährlich, und

 wäre

wäre es auch nur darum, daß sie gewöhnlich dem Geiste eine falsche Richtung geben, und ihn geneigt machen, — sich täuschen zu lassen. Da man den Roman nicht für wahr hält, überläßt man sich um so williger den Eindrücken, die das Lesen desselben auf das Gemüth macht, und so erhitzt man die Einbildungskraft, schwächt die Schamhaftigkeit, und bringt Unordnung unter die Neigungen des Herzens; — je zarter das Gemüth ist, desto mehr ist es der Gefahr ausgesetzt, seinen Fall dadurch zu beschleunigen." — Dieß kann man vornehmlich von vielen neuern Romanen sagen, die durch ein absichtliches Ausmalen der Sinnlichkeit, oder auch durch ein lüsternes Verschleyern derselben, oder durch ein wollüstiges Idealisiren der Liebe den Geist der Unschuld angreifen, und dadurch den Geist der Zeit selbst so schwankend und animalisch gemacht haben. Es ist keine große Kunst, das Laster in einer liebenswürdigen Gestalt hinzudichten; aber es ist ein großes Verbrechen, dieses zu thun, — so wie es wieder auf einer Seite Narrheit ist, — vornehmlich den graden Sinn und Charakter des Weibes durch einen romantischen und schwülstigen Mysticismus des Gefühls zu verdrehen. Denn je dunkler es in der Seele des Weibes ist, — je leichter kann sie fallen, wenn in dieser Finsterniß ihre Triebe zwar auf eine idealische; aber immer noch — sehr sinnliche Art gelockt und genährt werden. — Uebrigens würde es völlig zwecklos seyn, hier die 22 Nummern, woraus das ganze Buch zusammengetragen ist, speciell anzeigen zu wollen.

Wr.

Mémoires de l'Academie Royale des sciences et belles-lettres, depuis l'avenement de Fréderic Guillaume III. au trône. MDCCXCIX et MDCCC. Avec l'histoire pour le même-temps. A Berlin, imprimé chez Decker. MDCCCIII. IV et 800 Pag. 4. 3 Rthlr.

Den Eingang macht das Geschichtliche der Akademie, eine Nachricht von ihren Sitzungen, aufgegebenen Preisfragen, vorgefallenen Veränderungen, eingelaufenen Geschenken, und

von

)on der Aufnahme der berühmten und geschätzten Gelehrten: Hermbstädt, v. Humbold, Nicolai, v. Vega, F. A. Wolff, und v. Zach. — Dieser, für 1799 und 1800 bestimmte Band enthält folgende Abhandlungen: A Der physikalischen Klasse. Bemerkungen über den Lauf der Flüsse und Ströhme. Von Tremley, 3te Abhandlung.. Mit diesen Worten ist wenig gesagt. B Der mathematischen Klasse. 1. Ueber die Länge des Sekundenpendels zu Berlin, Von Bürja. Sie wird 3 Fuß, 2 Zoll, und 0, 24 Linien, nach rheinl. Duod. Maaße gefunden. 2. Ueber das Integriren endlicher Reihen. Von Trembley. 3. Untersuchung der Sphaeroïden, in Rücksicht auf Anziehung und Gleichgewicht. Von Demselben. 4. Berechnungen über die Dauer der Ehen und die Anzahl der vorhandenen Verbindungen. Von Demselben. 5. Bemerkungen über das Vorrücken der Nachtgleichen. Von Ebendemselben. 6. Fortgesetzte Abhandlung über die Exponential-Rechnung. Von Gräson. . Nachricht von den, auf der Sternwarte zu Berlin, in den Jahren 1798, 1799 und 1800 angestellten astronomischen Beobachtungen. Vom Hrn. Bode. C Der philosophischen Klasse. 1. Ueber den Einfluß der Zeichen auf die Entstehung der Ideen. Von v. Castillon. 2. Bemerkungen über die Verschiedenheiten unserer Ideen. Von Ancillon. . Betrachtungen über die Sinne im Allgemeinen, vorzüglich über ihre Anzahl und die ihnen zugehörigen Organe. 2te Abhandlung. Von v. Castillon. 4. Ueber die Grundlehren der Metaphysik. Von Ancillon. D Der Klasse der schönen Wissenschaften und Künste. 1. Ueber eine Stelle aus dem Valerius. Von Merian. 2. Ueber die politischen Grundsätze, welche dem Staate unter Friedrich II. vorzüglich ersprießlich waren. Von Abbé Denina. 3. Woher entstanden die Namen der Nationen, Länder, Flüsse, Städte und Familien? Von Demselben. 4. In wiefern lassen sich die Buchstaben und Worte als Einleitung zum Studium der Etymologie anwenden? Von Demselben. 5. Ueber den Einfluß literärischer Irrthümer auf Biographien, 9te Abh. Von Erman. 6. 7. Ueber den Einfluß derselben auf die Etymologie, 10 und 11. Abhandl. Von Demselben. 8. Genealogie der ersten Grafen von Hohenzollern, und 9. der ersten Burggrafen von Nürnberg. Vom Ritter Verdy du Vernois. 10. Ueber die, von dieser Klasse der Akademie, im J. 1772 aufgegebene Preisfrage. Von v. Chambrier.

11. Von den Sylben, im Französischen. Von Bastide. 13. Grammatikalische und kritische Bemerkungen über den Montaigne. Von Ebendemselben. 14. Ueber die Wörter: hier, aujourdhui und demain. Von Demselben. 15. Ueber einige Etymologien im Französischen. Von Demselben. 16. Ueber den Dialog: Menon des Plato. Von J. Trembley. 17. Anhang zur 4ten Abhandl. Vom Abbé Denina. 18. Ueber die Charakterzüge der Alten bey neueren Völkerschaften. 2te Abhandl. Von Ebendemselben. 19. Ueber die Kunst sich zu bekleiden, nebst einer Betrachtung der Kleidungsstücke in verschiedenen Hinsichten. 2te Abhandl. Von v. Goyon. 20. Ueber die verschiedenen Methoden, welche bey den Zeichnungen der Alten zum Grunde lagen. Von Hirt.

Mt.

Gemeinnützige Anleitung zu einem frohen und glückseligen Leben, für alle Diejenigen, welche Uibel (sic) und Unglück irgend einer Art entweder bereits erduldet haben, oder noch erdulden, oder künftig noch erdulden werden, von einem Manne, der nicht bloß philosophirt; sondern auch wirklich geduldet hat. Stendal, bey Franzen. 1802. 363 Seiten 8. 1 Rg.

Zu diesem vollständigen Titel wollen wir noch einen Theil der Vorrede hersetzen, um gleich mit dem eigentlichen Zwecke dieser Schrift bekannt zu machen: „Geliebter Leser! Fast „ein ganzes Jahrzehend duldete ich gemeine und besondere, „physische und moralische Leiden, nicht etwa, wie viele oder „alle Erdensöhne unter dem Monde; sondern wie wenige der„selben, ich meine, in einem ganz vorzüglichen Grade, und „zwar so, daß ich am 5ten Jul. 1801. beynahe ganz unter„lag. Verlange kein besonderes Verzeichniß davon nach Zahl „und Art, nach Ursprung, Fortgang und Ende. Es würde „dir, da ich nur allgemein und kurz reden könnte, nichts „nutzen, und mir die Wunden, die kaum zugeheilt sind, wie„der

„der aufreissen. Rekrudescirende Wunden, weißt du ja, „schmerzen heftiger, als ganz frische. Verschone mich also „mit dieser grausamen Arbeit. Das Buch, was du vor dir „hast, schrieb ich zu meiner Tröstung und Beruhigung in „den wenigen müßigen Augenblicken, die mir meine vielen „Berufsgeschäffte übrig ließen. — Hast du bereits gelitten, „und das dich treffende Unglück so, wie ich, durch weise Be„urtheilung und Ertragung zu einer Wohlthat für dich um„geschaffen: — so freue dich mit mir deines rühmlichst be„standenen Kampfes. Duldest du noch: so versuche, wel„ches von den vielen gebrauchten Recepten bey deiner Seele „am schnellsten und würksamsten anschlägt. Weißt du aber „bis jetzt noch nichts von Leiden und Widerwärtigkeiten: so „wappne dich bey Zeiten, und wähne ja nicht, daß du von „einem Kampfe frey seyn werdest, der jedem der Sterblichen, „und folglich auch dir, früh oder spät, vom Willen des un„abänderlichen Schicksals bestimmt ist." — Hiernach wird man nun schwerlich mit großen Erwartungen dieses Buch zur Hand nehmen; und so war es auch bey Rec. der Fall. Indessen findet sich doch wirklich viel Gutes und Gesundes darin; wiewohl freylich auch manches Oberflächliche, Unhaltbare, Unbefriedigte zum Vorscheine kommt. Das Ganze trägt das Gepräge seines Ursprungs: es ist ein zu verschiedenen Zeiten, bey verschiedenen Gemüthszuständen, bey mehr oder weniger Aufgelegtheit, zusammengeschriebenes; ein Magazin, in welches Vielerley durcheinander niedergelegt ist, um bedürftigen Falls Materialien daraus herzunehmen, wenn man sie hervorsuchen mag. Man hat hier in nuce eine Anthropologie, Physik, Theodicee, Lebensphilosophie, Moral, natürliche Theologie, mit vielen Zügen aus der Profangeschichte, und mit Bibelstellen untermischt, und Erläuterung einiger der letzten macht den Schluß des Werks. — Der Gang des Verf. ist folgender: zuerst werden die Vorzüge des Menschen geschildert, und daraus die Ursachen dargestellt, die er hätte, zufrieden zu seyn; dann aber im ersten Abschnitte die Quellen angegeben, aus welchen seine Unzufriedenheit herfließt, und hierauf, im zweyten Abschnitte, die Mittel, oder nach der Vorrede, Recepte, vorgeschrieben, die Unzufriedenheit zu heilen; der Quellen sind 54; deren Zahl aber nach dem Verf., im Falle der Lust man noch sehr vermehren könnte. Das Wesentliche hievon läuft darauf hinaus: (S. 105.) „daß die beschränkte und gemischte Natur des Menschen, das

„Individuelle des Körpers und Temperaments, die Eindrü-
„cke von der leblosen und lebendigen Welt, fehlerhafte Staats-
„verfassung, Erziehung, Gewöhnung durch Beyspiel und Un-
„terricht mittelbar keinen geringen Antheil an der Unzufrie-
„denheit des Menschen haben; daß aber dennoch größten-
„theils die Ursache davon in dem freyen Verhalten des Men-
„schen selbst, also in und nicht außer ihm, und namentlich
„darin liege, daß er durch Schuld der Alles beherrschenden
„Thorheit, und der daher rührenden Leidenschaften, nicht
„Alles lichtvoll und richtig durchschaue, Vieles für Uebel
„halte, was es nicht ist, Vieles für ein größeres, als es ist,
„und in dem Schmerze über wirkliche Uebel kein gerechtes
„Maaß halte." — Die 50 Mittel dagegen giebt der Verf.
„nach Beschaffenheit der verschiedenen einzelnen Krankheiten,
der Zeitumstände, und der besondern Leidenden an; doch so,
daß er hiebey nur im Allgemeinen die angeführten Quellen
der Unzufriedenheit vor Augen hat, weil nach diesen jeder
Nachdenkende schon selbst sich die Hülfe reichen könne, deren
er benöthigt ist." — Ordnung und Plan muß man hier nicht
suchen, Quellen und Mittel sind, jede für sich, willkührlich
durch einander geworfen, daher die Menge der Abschnitte
und die öftern Wiederholungen, auf welche man trifft. Man-
che Materie ist ganz kurz, wie im Vorbeygehen nur berührt,
manche hingegen, und nicht immer die wichtigere, desto aus-
führlicher, und mit einer gewissen Redseligkeit auseinander
gesetzt. Die Philosophie des Verf. ist die ältere; darum stellt
er unter andern noch sogar den ontologischen Beweis für's
Daseyn Gottes auf; beweiset die Unsterblichkeit der Seele
rasch weg mit aus der Uebereinstimmung der Völker, und
nach Plato aus der eigenen Bewegung der Seele. Außerdem
findet sich manches von ihm selbst nicht genug Durchdachte,
wie z. B. wenn er auf gut Aristotelisch behauptet: „Tugend
bestehe in einer Mittellinie, unter oder über dem, wo das
Laster thront;" wenn er die Auferstehung im eigentlichen
Sinne nimmt; wenn er S. 73 sagt: „die weise Regierung
„muß mit grausamer Tyranney, gesunde Luft mit Pest, Aber-
„glauben mit Unglauben, Barbarey mit Aufklärung, Frey-
„geisterey mit Kopfhängerey abwechseln, sonst ist die Men-
„schenwelt ein todtes Meer, das ohne allen Sturm, ohne
„alle Regung und Erschütterung in Fäulniß übergeht." —
(Dieß heißt ja die Unentbehrlichkeit selbst des Sittlichbösen
erhärten, von welchem zu befreyen der Verf. doch meisten-
theils

theils seine Recepte schreibt.) Und S. 296. wie unbestimmt!
„Gott ist den Sündern und Heuchlern ein verzehrend Feuer;
„er hasset die Sünde, er verbietet die Sünde, verhindert
„viele Sünden, läßt viele Sünden aus weisen Absichten zu,
„lenkt die Sünde zum Guten, offenbart die heimlichen Sün-
„den, und bestraft die Sünden." — S. 279. Welcher Styl
und Schluß! „Bekümmert sich Gott um die Welt, so weiß
„und kennet er auch die Handlungen der Menschen, als ei-
„nen Theil der Welt. So Gott die Handlungen der Men-
„schen sieht und kennet: so giebt er auch darauf acht. So er
„auf diese achtet: so regiert er auch sie. So er nun selbige
„regiert: so werden sie auch mit höchster Weisheit und Ver-
„nunft regiert. So er sie nun mit höchster Weisheit und
„Vernunft regiert, wie kann in ihnen etwas Ungerechtes
„seyn?"

Nun noch einige Stellen, um daraus theils die öftere Naivetät des Ausdrucks, theils die Art des Verf. die Dinge anzusehen und darzustellen, näher kennen zu lernen!

S. 14. „Der Mensch hat nur Ein Haupt, und dieß
„steht in der Mitte mit Weisheit, Zierde und Schönheit.
„Denn denke ich mir selbiges auf die eine Schulter gestellt:
„so wird die Gestalt des Menschen unförmlich, schief und
„häßlich. Die Hände sind an demjenigen Orte befestigt, wo
„sie alle ihre Geschäffte auf das geschickteste, beste und leich-
„teste verrichten können. Denn hätten sie ihre Stellung hin-
„ten erhalten: so könnten ihnen, bey der übrigen jetzigen
„Beschaffenheit des Leibes, die Augen nicht zu statten kom-
„men. Befände sich die eine hinten, und die andere vorn:
„so könnten sie einander nicht Hülfe leisten. — Wären sie
„mehr unten in den Ribben, oder in den Weichen angebracht:
„so würde ihnen die gehörige Unterstützung und Stärke man-
„geln, weil die Knochen daselbst nicht von solcher Beschaffen-
„heit sind, daß die Arme, welche oft schwere Arbeiten ver-
„richten müssen, daran fest halten könnten, und in den Wei-
„chen würden sie einen noch unschicklichern Platz haben. Kurz,
„stell' ich sie anders wohin, als wo sie sich jetzt befinden: so
„stehen sie immer unpassend.... Müßte der Mensch sich der-
„selben als Füße bedienen, und anstatt auf zweyen zu gehen,
„auf allen vieren kriechen: so könnten sie theils die künstlichsten
„Werke des Verstandes nicht verfertigen, theils die Geschäffte

„der

„des Lebens nicht so schnell verrichten.“ — Eben dieß gilt „auch von den Füßen, u. s. w.“

S. 60. Ueber die Wege zu einer Pfarrstelle zu gelangen. „Es bewerben sich um eine vakante Pfarrstelle funfzig „Kandidaten. Der eine, ein Windbeutel, bringt Empfeh„lung für sich mit in seiner Körpergestalt und äußern Ge„wandtheit, in der Kunst zu tanzen, zu L'hombern, das Kla„vier zu spielen und zu singen; der andere, ein Dummkopf, „in seiner Familie, seinem Stande, in seinen vornehmen „Gönnern und Verwandten; der dritte, ein Original- und „Kraftgenie, in seinen glücklich ausgebildeten hervorstechenden „Talenten; der vierte, ein Nichtswürdiger, in dem Aner„bieten, das Kammermädchen zu heyrathen; der fünfte, ein „Reicher, in der Bereitwilligkeit, einen Beweis seiner Er„kenntlichkeit von 200 Stück Friedrichsd'or dem Patron zu „geben; der sechste, in dem Beliebtseyn bey der Hausfrau; „der siebente in seiner Dürftigkeit und Würdigkeit. Einer „kann sie nur bekommen, 49 müssen durchfallen, und, sofern „sie Alle hofften, unzufrieden werden.... Wird der Dumm„kopf wegen seiner vornehmen Familie befördert: so schreyen „Alle über die Ungerechtigkeit des Patrons... Erlangt das „Genie die Stelle: so klagen sie den Patron und den Schö„pfer zugleich an.“ f. f.

S. 169. „Der Weise blickt auf den, der ihn zu krän„ken sucht, wie auf ein Kind — ein Thier mit langen Oh„ren, und einen Gassenlauch, wär' er auch alt und grau, „und vornehm nach Geburt, herab — betrachtet ihn als ei„nen Rasenden und Fieberkranken, auf den der weise Arzt „nicht zürnt, des Tobens ungeachtet.“ —

S. 172. „Das widrige Schicksal fährt vor jedem Zag„haften und feigen Menschen zurück, als wollt' es sagen: „Was? Einen solchen kleinmüthigen Gegner sollt' ich mir „wählen? der wird bald, überwunden und fliehend, die Waf„fen strecken, gegen den brauch ich meine ganze Gewalt nicht; „eine leichte Drohung wird ihn schon jagen, und mein Blick „ihm unerträglich seyn. Nach einem andern umgesehen, mit „dem ich mich schlagen kann! Mit einem Menschen zu käm„pfen, der gleich die Waffen streckt, ist schimpflich für mich.“

S. 224. Vom Zustande der Seelen nach der Trennung vom Körper sagt der Verfasser: „Es ist klar, daß die Seelen,

„sie

„sie mögen nun geistig, d. h. ätherartig, oder feuerähnlich „seyn — sich in die Höhe schwingen — und bis in die Re„gion steigen, wo sie Wesen, die ihnen ähnlich sind, errei„chen. Sie gehen vermöge der Geistesschnelligkeit, womit „nichts in Vergleichung kommt, über Wolken, Regen und „Winde bis in die ätherischen Gefilde, und da, wo sie sich „gleichsam im Gleichgewicht schwebend auf keine Seite neigen, „ist ihr natürlicher Wohnplatz, wo sie mit ähnlichen Wesen „vereinigt, ohne Bedürfnisse, frey von den Lüsten des Kör„pers, folglich glückselig leben. Sie überlassen sich dann „ganz der Betrachtung und Erforschung der Dinge, theils „aus der ihnen eigenen Wißbegierde, theils wegen der Neu„heit der Gegenstände in fremden Regionen. Sie sehen und „hören dann nicht mehr durch die Sinne, als Fenster der „eingeschlossenen Seele; sondern durch sich selbst; die ganze „Erde überschauen sie, ihre Lage, Gestalt, ihren Umfang, „ihre bewohnbaren Gegenden sowohl, als jene, die — gänz„lich unangebaut sind. Denn obschon die Sinnenwerkzeuge, „welche vom Körper zur Seele führen, von der Natur mit „der feinsten Kunst gebildet sind: so sind sie doch jetzt durch „irdene und gröbere Körper auf gewisse Art verzäunt. Sobald „aber die Seele für sich allein bestehen wird: so kann ihr „kein Hinderniß im Wege stehen, um die Natur der Dinge „einzusehen." —

Wer indessen auch nicht geneigt seyn möchte, jede dogmatische und philosophische Behauptung des Verf. zu unterschreiben, wird wenigstens in anderer Hinsicht manche Befriedigung in seinem Raisonnement, und durchgängig eine reine Moral finden. Nur dürfte die Ungleichheit der Schreibart, die öftere Nachlässigkeit des Ausdrucks, und der allzu karge Druck, der das Lesen wirklich beschwerlich macht, manchen Leser ermüden.

Pf.

Lais und Theodor. — Platonisch - Lucianischer Dialog von *Louis*. Hamburg, bey Nestler. 1803. 163 Seiten 8. 16 gr.

Auf

Auf ihrem Landhause, 20 Stadien von Athen, schreibt die schöne Lais ihrer Freundinn Melissa in Athen, durch welch ein artiges Spiel es geschah, daß die Musen sie in ihr Netz zogen. Sie beginnt mit der Schilderung einer Badescene, wie sie uns mancher Dichter gegeben hat. Als sie aus dem Bade steigt, und sich dem Schlummer überläßt, überrascht sie plötzlich ein schöner, junger Mann. Obgleich erwacht, spielt sie doch immer die Schlafende, bis Theodors Kühnheit sie aufzuspringen nöthigt. Der Weise entschuldigt sich damit, daß er als Jünger Apollons und der Musen die Ideale des Schönen durch das Anschauen wirklicher Schönheiten auszubilden wünsche. Plötzlich wandelt jetzt die schöne Lais ein Trieb an, sich über das Schöne belehren zu lassen. Sie entschuldigt sich S. 17 deßwegen; wird es aber doch dem Leser nicht verargen, wenn er über die Art, wie Schalt Ernst selbst hier einen Dialog über das Schöne anspinnt, lächelt, und es dem Theodor gern verzeiht, daß er in seiner Lage mehr zum Genuß, als zur Erklärung der Schönheit geschickt war.

Die eigentliche Natur des Schönen — um dem Leser die Hauptmomente des Dialogs vorzulegen — ist ihm unerklärbar. Um zu einem Begriff von der Schönheit zu gelangen, muß man viele Dinge, die uns das Gefühl des Schönen geben, unter sich, und mit andern, die kein solches Gefühl, oder ein entgegengesetztes in uns erregen, vergleichen. Die Schönheit hat mit der Materie gar nichts zu thun, und hängt bloß den Formen an, selbst bey den Tönen und Farben. Auch der Bewegung kommt alsdann Schönheit zu, wenn die Krümmungen und Figuren, die sie bildet, mit den Formen schöner, ruhenden Gestalten zusammenstimmen. Unsere Begriffe von der Beschaffenheit des Schönen können einen sehr verschiedenen Umfang haben; sie können sich auf einzelne Arten der schönen Gegenstände beschränken; aber auch alles mögliche Schöne in der Welt umfassen. Der allgemeine Begriff, womit alle Dinge in der Welt, die schön seyn sollen, zusammen stimmen müssen, ist Mannichfaltigkeit in Einheit. Theodor begünstigt also das Princip der Einheit, welches schon Plato in seinem größern Hippias und Phädrus andeutete, und Leibnitz, Wolf und Baumgarten nachmals näher bestimmten. Lais fühlt sich mit dieser Erklärung bald befriedigt, ohne zu untersuchen, ob sich alle Empfindungen, welche die Schönheit erregt, aus jenem Princip herleiten lassen.

sen. Th. erläutert im Fortgange des Dialogs den Begriff des Schönen in Beziehung auf die schönen Künste und Wissenschaften. Die Regeln des Schönen leisten, so mangelhaft sie sind, bey der Beurtheilung desselben wichtige Dienste. Sie machen das Schöne noch schöner, indem sie uns darin Etwas zeigen, das nach ewigen Gesetzen der Natur Allen, die es wahrnehmen, die selige Empfindung des Schönen geben muß. Bey der Beurtheilung des Schönen gewinnen wir auch nicht wenig durch die Ideale des Schönen, welche die Schönheit ihrer Gegenstände anschaulich in der Phantasie darstellen, und zwar in allen den feinen Zügen, welche sich nicht zu Begriffen zerlegen lassen. Th. endigt den Dialog mit Erörterungen über sittliche Schönheit, und erhält von der dankbaren Schülerinn zum Lohn einen Kranz von Cypressen und schönen Blüthen. Einige Küsse, die sie ihm während des Unterrichts verstattet, entschuldigt sie mit dem Beyspiel der Theano, welche ja auch dem Sokrates recht viel geschmeichelt habe, damit er ihr Etwas von seiner Weisheit mittheilen möchte.

So wenig der Kathederphilosoph in dieser Schrift eine strenge, schulgerechte Zergliederung der Begriffe suchen darf: so wird er doch das Angenehme mit dem Belehrenden verbunden finden, und dem Theodor auch da freundlich die Hand bieten, wo er mit seinen Ideen nicht übereinstimmt. Theodor erscheint uns als Eingeweihter in der Dichtkunst, an der Seite eines schönen Mädchens. Kein Wunder daher, wenn sich der Philosoph nicht selten in den Dichter verliert; oder den zärtlichen Schmeichler spielt, und sich Ausschweifungen von seinem Thema erlaubt, welche die Nähe des schönen Gegenstandes veranlaßt.

So glaubt man S. 28, wo eine Parallele zwischen den schönen Umgebungen der Lais und ihrer eigenen Schönheit gezogen wird, einen idyllischen Wechselgesang zu lesen. Mitunter wird auch der begeisterte Philosoph so kühn, daß der schönen Lais sonderbar zu Muthe wird. Sehr naiv erzählt sie ihrer Freundinn alle Schmeicheleyen und Freyheiten, welche sich der junge Weise erlaubte. Auffallend schien es uns, Namen der römischen Nationalmythologie zu finden, und z. B. die Lais eine Statue der Flora bekränzen zu sehen. Auch unterbricht die schöne Schülerinn, so wenig wir ihre Wißbegierde verargen wollen, den Theodor nicht selten mit Aeuße-

rungen und Fragen, in welchen wir kaum die Verehrerinn der Weisheit erkennen. Wenn sie S. 126 in Beziehung auf die Bilder in der Dichtkunst fragt: „Warum sollen denn die Dichter, wenn sie von einem Gegenstande Etwas sagen wollen, es durch die Vorstellungen von andern Dingen ausdrücken? Wäre es nicht besser, sie sprächen geradezu von dem Gegenstande, wovon sie Etwas anzeigen wollen?" — so gesteht sie selbst bald darauf, daß sie in der Uebereilung etwas sehr Albernes gesagt habe, daß es mit den Metaphern eine besondere Sache sey, daß sie dieselben um Vieles nicht aus den Werken der Dichter vertilgt wissen möchte. Wirklich nehmen auch ihre eigenen Darstellungen oft einen poetischen Ton an. Man vergleiche nur ihre Schilderung einer schönen Landschaft (S. 11) und ihre Schlußhymne an Amor, um die Jüngerinn der Musen zu erkennen.

Np.

Kleines Handbuch für Deutschlands edle Töchter (,) welchen die Vorsehung die Freuden der Ehe versagt gehabt hat. (Besser: versagte.) Von einem brüderlich gesinnten Freunde. Zerbst, bey Kramer. 1803. 248 Seiten 8. 18 Kr.

Also ein wirkliches Trostbüchlein zum Nutzen und Frommen alter Jungfern, die der Verfasser aus Delikatesse nicht so auf dem Titel — dagegen ganz laut in der Vorrede, alte Jungfern, genannt hat, weil er wohl wußte, daß die Vorreden von den Damen nicht gelesen werden. Uebrigens meint es der brüderlich gesinnte Freund mit den alten Mädchen recht gut, und hat aus mehreren Schriften, und seinem eigenen Kopfe so mancherley zur Beruhigung derselben zusammen getragen. Ueberhaupt aber dünkt es uns, daß viele Uebel in der Welt dadurch nur schneidender und fühlbarer gemacht werden, wenn man sie den Menschen zu nahe unter die Augen rückt. Viele alte Jungfern sind wirklich so unglücklich nicht, als man glaubt, und die meisten gehören sogar zu einer sehr froh gestimmten Menschenklasse. Sie wissen es einmal nicht anders, und da sie die sogenannten Freuden der

Ehe nicht kennen gelernt haben: so kann ihnen auch die Entbehrung derselben nicht viel Noth und Kummer machen. Doch es steht einem Jeden frey, seine Nebenmenschen zu trösten, so viel er will, und dem Verf. kann daher wegen der Absicht des Buchs die ihm gebührende Achtung nicht entstehen; allein in Absicht des Inhalts müßte doch Vieles ganz anders und besser seyn, als es wirklich ist. Gleich Anfangs wird es dem nicht ganz flüchtigen Leser auffallen, daß der Verf. sich zu wenig an eine logische Ordnung gebunden; sondern Vieles bunt durch einander geworfen hat, und oft in Wiederholungen sogar mit denselben Worten gesunken ist. Ein anderer Fehler ist seine Inkonsequenz in mehreren Stellen. Wie konnte er sagen, daß er es bereue, den alten Jungfern das Glück der Ehe so schön vorgezeichnet zu haben, da es ja von ihm ganz allein abhieng, diese Stelle des Buchs wieder auszustreichen! Daß sich alte Jungfern für zwecklose und überflüssige Wesen halten, ist auch nicht wahr; sie wissen es recht gut, daß sie nicht umsonst in der Welt sind, und Viele schaffen sich einen Wirkungskreis, worin sie nichts weniger, als müßige Rollen spielen. Die ganze folgende Stelle, worin der Verf. alten Jungfern eine sogar etwas rednerische Jeremiade über ihren traurigen Zustand in den Mund legt, ist nicht natürlich; — über ein Glück, das man nicht kennt, kann man nicht so raisonniren. Daß der Verf. jene unverheyrathet gebliebenen Frauenzimmer auf die Tugend, auf eine unsichtbare zukünftige Welt, u. s. w. verweist, ist recht wacker und gut; aber gerade hier könnten sie ihm antworten: „um eine noch höhere Stufe der Veredlung zu erreichen, um hier und dort noch glücklicher zu seyn, möchten wir sogern Hausmütter und Gattinnen werden, — und ihr seyd also weiter nichts, als ein gutmüthiger, aber leidiger Tröster." Die Hauptrecepte, womit der Verf. den Unmuth der alten Jungfern zu heilen gedenkt, stellt er in einer Schilderung des schrecklich Fürchterlichen des Ehestandes selbst auf. Ob das nun aber wohl so ganz recht und vernünftig war? Die Ehe ist von der Vernunft als das heiligste und würdigste Band der Societät auf immer anerkannt, und von der Natur zur Realisirung und Veredlung der gesammten Menschheit weislichst eingeführt worden; es ist also thöricht und lächerlich, diesen Stand darum in ein so grelles und gräßliches Licht zu setzen, damit etwa hier und da einige alte übelgelaunte Jungfern beruhigt werden mögen, — nicht zu geden-

 ken,

ken, daß wohl wenig Mädchen durch ein so schwarzes Gemälde des Ehestandes sich gegen ihn werden bestechen lassen. Sie werden dieß Alles für Uebertreibungen halten, und hoffnungsvoll und im Vertrauen zu ihrem Geliebten den schönen Morgen eines neuen Lebens freundlich begrüßen. Um ja nichts zu vergessen, was das schrecklich Fürchterliche des Ehestandes sichtbar machen könnte, quält sich der gute Verf. sogar mit einer mühsamen Beschreibung der Beschwerlichkeiten des Brautstandes, der Liebe und ihrer Gefahren; (was mögen die alten Jungfern wohl dabey denken, wenn sogar von jungen Liebhabern geredet wird, die von ungefähr mehr — als Mund und Hand der Braut berühren, und wie mögen die Bräute selbst hierbey lächeln?) Wie kann es vollends der Verf. über das Herz bringen, die schönsten und süßesten Pflichten der Gattinnen nach ihren mancherley Beschwerlichkeiten gleichsam bedenklich und abschreckend zu machen? Die Verbindlichkeit der Gattinn ist auch in der That viel zu weit ausgedehnt: — daß das Eheweib nicht nur die beste Gesellschafterinn für den Mann seyn; sondern ihm auch seine volle Freyheit und Unabhängigkeit lassen müsse, so viel nur immer möglich sey.“ Dieser Satz leidet in der moralischen Welt große Einschränkungen, so wie denn auch kein vernünftiger Mann verlangen wird, daß seine Gattinn ein solches Wunder von Unterhaltungskunst seyn soll, wie es hier der Verf. abgezeichnet hat. Alles dieß sind Uebertreibungen zur Verunglimpfung des Ehestandes, und öftere Sündenfälle aus dem Besondern ins Allgemeine. Wenn alle Ehen und alle Menschen so wären: so möchten es lieber keine Menschen und keine Ehen geben. Mann und Weib werden hier überhaupt eigentlich nicht gerecht genug charakterisirt, indem vornehmlich nur das Schlechtere an ihnen hervorgehoben, und in einem grellen Lichte aufgestellt wird. Dieß nennt der Verf. Offenherzigkeit, und bittet, weil er mit Damen spricht, deshalb gehorsamst um Vergebung. Die abschreckendste Seite des Buchs bleibt immer die, daß der Verf. die Pflichten des ehelichen Lebens selbst so überaus lästig und drückend darstellt, und seinen Leserinnen fast allen Muth nimmt, sich in ihren großen Beruf hinein zu wagen. Solche Bücher könnten grossen Schaden stiften, wenn die Natur des menschlichen Herzens nicht selbst dafür gesorgt hätte, daß sie keinen Eindruck machen. — Nachdem nun der Verf. weitschweifig genug den alten Jungfern die Lasten des Ehestandes vorgemalt, und

sie

dadurch, seiner Meinung nach, kräftig und sattsam genug
östet hat: so springt er zuletzt noch zu einem Beruhigungs-
nde über, der freylich, bey Lichte besehen, für älternde
idchen wohl einer der wirksamsten seyn dürfte, so sehr er
h mit den bisherigen Anschwärzungen der Ehe kontrastirt,
nämlich zu der ihnen vorgespiegelten Hoffnung, „daß sich
ner noch einmal ein Liebhaber einfinden könne."

Die Rathschläge, welche der Verf. im zweyten Theile
Buchs alten Mädchen zur Erleichterung ihres Schicksals
theilt, sind eben so gut gemeint, wie alles Vorhergehende.
r erste ist der vertraute und vernünftige Umgang mit der
ligion (wobey der etwas auffallende Gedanke geäußert
d: daß man für alte Jungfern das Christenthum erfinden
üßte, wenn es nicht schon vorhanden wäre, — und daß
n die mystische Andächteley die Onanie des innern Sinnes
nen könne.) 2) Fortgesetzte Ausbildung des Geistes,
ch die Erlangung immer mehrerer Kenntnisse, und durch
ner größere Vervollkommnerung in der Sittlichkeit und
gend; wobey der Verf. nicht ganz unrecht dem excentri-
n Satze eines neuern Schriftstellers: „daß das Land des
aubens und nicht das Land des Denkens die wahre Hei-
th des Weibes sey, — einen Seitenhieb giebt. 3) Weise
ensklugheit und Vorsicht in Gesellschaften; besonders im
nusse öffentlicher, und an und für sich unschuldiger Lebens-
gnügungen. (Eine Regel, die man wohl eher jungen,
alten Mädchen geben müßte, da die Welt so wenig zu
Freuden der letztern beyzutragen pflegt.) 4) Sorgfäl-
Vermeidung gewisser charakteristischer und jüngern Per-
en lästiger Merkmale des Alters, welche sind: zu große
hänglichkeit an die vorigen Zeiten, Sitten und Denkwei-
; unbegränzte Neuigkeitssucht und zu wenig eingeschränkte
rcht vor der Zukunft, — Dieß mag zur strengern Be-
heilung dieses Werkleins genug seyn. Man bemerkt leicht,
ß es in ziemlicher Eile, und mit Vernachlässigung eines
iern Nachsinnens geschrieben ist. Aber es enthält doch auch
le andere sehr lehrreiche Stellen nicht nur für ältere Frauen-
immer; sondern auch für das ganze weibliche Geschlecht.
le sehr einleuchtend und kräftig wahr ist z. B. folgende
elle: „Der glücklichere Gatte wird gewiß der bessere Bür-
r seyn. Denn seine Neigung zur treuen und ganzen Be-
chtung seines Amts und Berufs, seine Heiterkeit und Un-

verdrossenheit zu derselben, seine häusliche und öffentliche Lebensart, seine väterliche Theilnahme an der vernünftigen und gewissenhaften Erziehung seiner Kinder, mit einem Worte, das ganze Seyn und Handeln des Mannes hängt fürwahr beynahe immer davon ab, welche Gattinn er hat; und es wird zuverlässig sehr wenige Beyspiele solcher Männer geben, welche Geistesstärke genug besitzen, sich durch ihr häusliches und besonders eheliches Unglück für ihren Beruf und für ihre anderweitigen Pflichten nicht niedergeschlagen und muthlos machen zu lassen. Der Mann leistet größtentheils viel oder wenig, er erhöhet sein Glück, und mit diesem seinen Amts- und Berufs-Eifer, oder er sinkt in Noth und Verdrossenheit; er ist für seine Kinder ein guter oder schlechter Vater, und lebt als ein kluger Hauswirth, oder als ein Verschwender, wenn er durch seine Gattinn mehr oder weniger glücklich ist." — Auch gereicht es dem Verf. zur Ehre, daß er die mit so vieler Impertinenz ausposaunte Elise, oder das Weib wie es seyn soll, mit gerechtem Unwillen angreift, (ob er gleich die in Hildesheim herausgekommene philosophische Widerlegung jenes verunglückten Buchs nicht gekannt zu haben scheint,) und darin das gar nicht gefunden hat, was ein schlaffes und romansüchtiges Lesepublikum darin fand. Elise, welche einen Mann heyrathete, den sie gar nicht achtete, erscheint ihm sogar wie jede Buhldirne, die auch nicht untersucht, ob der Gegenstand, dem sie sich hingiebt, hochachtungswerth sey oder nicht.

Wr.

Westphälischer historisch-geographischer National-Kalender (,) zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1804. Von Peter Florenz Weddigen. Mit einem Kupfer. — Paderborn, bey Wesener. 1804. 1 Bogen Kalender; VIII und 310 Seit. 8. auf schön. Schreibp. 1 Rg. 8 ℞.

Der beyden vorigen Jahrgänge für 1801 und 1802 haben wir in der N. A. D. B. gehörigen Orts mit dem ihnen gebührenden Ruhme erwähnt; daß der, für das Jahr 1803

nicht

nicht erschienen ist, darüber führt der Verf. im Vorberichte nur dunkele Winke, aber keine Gründe an, weil die letztern, wie der Verf. sich ausdrückt, nicht für das Forum des Publikums gehörten. Dem sey, wie ihm wolle; genug, seine Landsleute, und alle, welche die Geschichte, Literatur und Statistik Westphalens interessirt, finden ihre Wißbegierde durch den neuen Jahrgang, als eine Fortsetzung des westphälischen Jahrbuchs zum Nutzen und Vergnügen (unter welchem Titel dieser Nationalkalender ebenfalls ausgegeben wird), hinlänglich befriedigt. Denn da die Einrichtung der vorigen gleich ist, indem zuförderst der Kalender für 1804 A. vom 1sten Januar bis 24sten Jun., jeder Tag, statt der gewöhnlichen heiligen Namen, den Namen eines jetzt noch lebenden Gelehrtens in Westphalen; vom 25sten Jun. bis 31sten Dec. aber, B. die Namen der merkwürdigsten Männer und Frauen Westphalens enthält, welche sich durch Verdienste in ihrem Leben auszeichneten, und alsdann in 5 Abschnitten, die Topographie und Statistik; die Biographien der vornehmsten und merkwürdigsten Gelehrten; die Geschichte einiger merkwürdigen Begebenheiten Westphalens, wie nicht weniger die Tagesgeschichte und manche andere unterhaltende Aufsätze vermischten Inhalts liefert: so kann das Ganze, welches ein gemischtes Interesse für vielerley Klassen von Lesern hat, nicht anders als willkommen seyn. So findet man S. 1—108, als Fortsetzung der im Jahr 1801 S. 17 bereits gelieferten historisch-geographischen Einleitung zur Topographie und Geschichte von der Grafschaft Ravensberg, eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Städte Bielefeld und Herford, wobey der Verf. verspricht, das platte Land von gedachter Grafschaft künftig zu liefern. In der Biographik des zweyten Abschnitts zeichnet sich die Lebensbeschreibung der berühmten und gelehrten Anna Maria von Schürmann vorzüglich aus; schade, daß der Verf. wo nicht alle, doch die besten Ausgaben dieser gelehrten Dame des 17ten Jahrhunderts sowohl in ihren einzelnen, als sämmtlichen Schriften, die in Holland mehrmals aufgelegt worden, angezeigt hat. Bey Biographien der Art, ist eine Uebersicht dessen, was die Gelehrten geschrieben, durchaus nothwendig, weßhalb wir den Hrn. Verfasser darauf besonders aufmerksam machen. Die Geschichte des Soestischen Krieges von den Jahren 1444 bis 1449, oder Ursachen der Trennung der Stadt Soest (mit ihrer sogenannten

Börde, oder Stadtgebiete, wozu 24 Kirchdörfer gehören) vom (ehemaligen) Erzstifte Köln, ist von dem fleißigen und verdienten Prediger C. Busch zu Dinker abgefaßt. Daß aber die Liste der Gebornen, Getrauten und Gestorbenen in der Grafschaft Ravensberg ꝛc. vom Jahr 1802, in der Tagesgeschichte des vierten Abschnitts angebracht worden, scheint uns zweckwidrig zu seyn; diese hätte oben im ersten Abschnitte aufgenommen zu werden verdient. Eben so verhält es sich auch mit den historisch-kameralistischen Bemerkungen zu der Geschichte der Domainen-Verfassung der Grafschaft Ravensberg ꝛc., welche im fünften Abschnitte unter den vermischten Aufsätzen aufgeführt steht. Das schön gestochene Kupfer, das dem Titel vorgesetzt worden, stellt den Fürstlich-Lippeschen Ober-Hof-Marschal und Drosten W. G. L. v. Donop im Brustbilde vor. Schade daß in diesem Buche, zumal im Kalender, eine Menge Druckfehler vorkommen, die nicht selten die Nennwörter entstellen; z. B. 1. Febr. statt Herford — ließ Hervord; 21. Febr. statt Altena — ließ Hagen; 10. März, statt Ecken — ließ Eicken; 13. März statt Schlöller — ließ Schöller; — auch hätten die Benzenbergs Vater und Sohn erwähnt zu werden verdient.

A.

Neue Berlinische Monatschrift. Herausgegeben von Biester. Neunter Band. Januar bis Jun. 472 Seiten. Zehnter Band. Julius bis Dec. 1803. 472 Seiten 8. Berlin, bey Nicolai. 3 Rk.

Die Fortsetzung einer Schrift, über deren innern Gehalt unstreitig nur Eine Stimme ist, muß dem gebildeten Deutschen lieb seyn. Allenthalben leuchtet bey den angestellten Untersuchungen und Forschungen ein durchdringender Blick auf den Umfang der behandelten Gegenstände hervor. Mit wahrem Freymuth werden Vorurtheile bekämpft, Schwärmereyen und Fanatismus enthüllt, und treffende Urtheile gefällt. Mannichfach ist der Inhalt des Werks, wie die Leser schon aus der Anzeige der vorigen Bände wissen. Wir

heben

heben aus diesem Jahrgange, der ebenfalls eine reiche Ausbeute an Kenntnissen gewährt, nur Folgendes heraus.

König Friedrich I. in Preußen findet auch hier eine gründliche Vertheidigung gegen so manche Beschuldigungen, die neuere Geschichtschreiber auf diesen Fürsten bringen. Der Aufsatz über den durch seine Schicksale und sein Ende so merkwürdigen Patkul (Jan. S. 48.) ist in dieser Hinsicht wichtig. Er hatte bey seinem Aufenthalte am Hofe des polnischen Königs August vielen Einfluß auf das politische Benehmen dieses Regenten und seiner Minister. Es gelang seiner Einsicht, das schwere Werk zu vollführen, und den König geneigt für Friedrich zu erhalten, da dieser die preußische Königswürde suchte. Selbst da ihm der Tod angekündigt wurde, äußerte er es, daß er dem Kurfürsten von Brandenburg zur preußischen Krone verholfen habe. Ist diese Behauptung dem Wortsinne nach gleich zu anmaaßend: so ist doch nicht zu läugnen, daß er in dieser Sache Vieles geleistet habe. Bey dieser Gelegenheit sagt der ungenannte Verf. des Aufsatzes S. 56 vom Könige Friedrich: „Möchte man doch aber endlich „aufhören, den Mann zu necken, der zuerst diesen großen „Gedanken (an die Königswürde) faßte, und ihn bey allen „Schwierigkeiten, welche die Umstände und die Abneigung „mancher, selbst seiner höhern Diener, in den Weg legten, „mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ausführte; den „guten, und durch diese einzige That wahrhaft unvergeßlichen König Friedrich. Es ist so unbillig, einen Mann, „gebildet, handelnd und lebend, durch, nach, und in dem „Geist seiner Zeit, da herauszuheben, und ihn zu richten „nach dem Geist und der Stimmung eines spätern, ganz heterogen gebildeten Zeitalters." Wahr und treffend. Möchte doch Hr. Gallus, der in seiner Geschichte der Mark Brandenburg, Bd. 4., das Andenken dieses Fürsten auf eine unverantwortliche Weise verunglimpft, und, nach seiner Meinung, aus der Verstandesschwäche desselben alles Unheil ableiten will, das unter seiner Regierung übers Land gekommen seyn soll, tiefer und gründlicher forschen! Wenn er sagt: „Friedrich schwamm in Vergnügen, da das Land in Thränen zerfloß; er schwelgte, unterdessen daß Tausende des elenden Hungertodes starben:" so sind es leere rednerische Floskeln. Wie spricht dagegen Friedrichs Zeitgenosse Leibnitz, (Nov. S. 324 flg.) dem man keiner Schmeicheley

 fähig

fähig halten wird, und der nicht in Brandenburgischen, sondern in Hannöverschen Diensten war, von diesem Fürsten; noch zwey Jahre nach dem Tode der berühmten Sophia Charlotte, der Gemahlinn Friedrichs, die aus Liebe für die Wissenschaften diesen Gelehrten schätzte: „La guérison du „Roi ne sera pas moins le sujet de la réjouissance publi„que que toute autre cause. Sa Majesté est cherie de „ses sujets plus, qu'on ne sauroit croire, et je trouve, „qu'ils ont bien raison. L'accident dernier avoit donné „une grande frayeur à tout le monde. Tous ceux qui „aiment le bien de l'Etat, souhaitent que Sa Majesté „vive encore long tems, et continue à apprendre l'art de „regner au Prince son fils, qui est le premier de ceux, „qui font ces souhaits." So urtheilt der unvergeßliche Weltweise von ihm, selbst in einer Periode, da er seinen Wunsch nicht erreichen konnte, das Gebäude für die Societät der Wissenschaften gänzlich ausgeführt zu sehen.

Ein merkwürdiges historisches Aktenstück ist die Verabredung zwischen den Königen von Dänemark und Preußen auf den Fall der Gefangennehmung Karls XII., der 1715 in Stralsund belagert wurde. (Jun. S. 414). Es ist übrigens bekannt, daß Karl entkam. Von dem Tode dieses denkwürdigen Fürsten handelt (Apr. S. 299.) ein Schreiben Königs Friedrich IV. von Dänemark an den König Friedrich Wilhelm I. in Preußen vom 3. Januar 1719. Hierin ist die Stelle befindlich: „Verschiedene Deserteurs sind angelan„get, welche einhellig ausgesagt, daß der König von Schwe„den, nachdem Er aus seiner hinter der Bastion Güldenlem „habenden Hütte kurz vorher in die Trancheen gegangen, „angeregten den 11. Dec. (1718) des Abends zwischen 10 „und 11 Uhr einen Schuß aus einem Rohre durch den Kopf „empfangen, und daran auf der Stelle todt geblieben," und so weiter. Hr. Biester hat in der Einleitung über das Gewehr, womit Karl getödtet worden ist, Einiges vorausgeschickt. Auch in der Monatschrift (April 1783) ist von diesem Tode schon einmal die Rede gewesen. Die Meisten nahmen bisher eine Falkonetkugel an. Schlözer, der Hr. von Bassewitz, Büsching, u. a. m. haben sich Mühe gegeben, den Umstand zu erörtern. Besonders wird die Meinung, daß es keine Falkonetkugel gewesen sey, durch Büsching (wöchentl. Nachr. Jahrg. 4. St. 38.) gründlich widerlegt. Am

wich-

ichtigsten, obgleich nicht aufklärend genug, ist das Dokument vom 12. Jul., Jahr 1746, das die Beschaffenheit des an diesem Tage besichtigten Leichnahms beschreibt, und welches Büsching in der deutschen Uebersetzung in seinen wöch. Nachr. Jahrg. II. St. 25. mittheilt. — Im Maystück befindet sich S. 324 flg. ein officieller Bericht einer auswärtigen Gesandtschaft, die vorgehabte Entfliehung des Kronprinzen, nachmals König Friedr. II. von Preußen und seine Gefangennehmung betreffend. Hr. Nicolai hat in seinen Anekdoten von Friedrich dem Gr. diese Begebenheit dargestellt. Wir bemerken zu S. 335 nur, daß Friedrich Wilhelm I. für die Speisung des Prinzen täglich nur 8 Gr., nicht einen Gulden ausgesetzt hat, wie beym Gallus im fünften Theile seiner Geschichte der Mark Brandenburg, nach dem Berichte des Hrn. v. Münchow, der schon als Kind in Küstrin lebte, und den Prinzen in der Gefangenschaft besuchte, zu lesen ist. Hiernach ist zu berichtigen, daß dem Lieut. Katte der Kopf nicht unter den Fenstern des Kronprinzen abgeschlagen ist. Die Stelle, wo die Enthauptung geschah, konnte nicht einmal aus den Zimmern des Kronprinzen gesehen werden, da eine hohe Mauer zwischen beyden war. — Im Jul., Aug. und Okt. befinden sich Briefe des berühmten Reisenden, A. von Humboldt, aus Südamerika.

Im Februar und Septemberstück geben zwey Korrespondenten ihre Stimmen über die Urtheile der Engländer über die Deutschen und die deutsche Literatur ab. Der eine Brief ist von einem Deutschen, der sich in England aufhält; der andere von einem in Deutschland lebenden Engländer. Jeder vertheidigt seine Nation. Die Fehde ist anständig geführt, und das Recht ist offenbar auf der Seite unseres Landsmannes. — Das Aprilstück enthält S. 241 flg. eine Untersuchung des Ursprungs des Aprilschickens, von Nicolai. Aus dieser Abhandlung, die das Gepräge vieler Belesenheit und einer mühsamen Forschung an sich trägt, gehet hervor, daß diese Gewohnheit neuen Ursprungs, und vielleicht kaum 100 Jahre alt ist; ferner, daß sie sich fast in allen Ländern von Europa findet. (Die in den Nürnbergischen literarischen Blättern XIII. vom 24. Sept. 1803 dagegen gemachten Erinnerungen scheinen uns den eigentlichen Gegenstand nicht berührt zu haben. Sie sprechen von Festen, die in Griechenland und Rom gefeyert wurden, und wobey nichts vom Ne-

chen mit erdichteten Bothschaften vorkommt, und die also gar nicht das Entstehen des Aprilschickens, so wie diese Sitte jetzt ist, erläutern können.)

Von den Anhängern eines in Berlin vor kurzem lebenden Schwärmers Rosenfeld, (vergl. Berl. Monatschrift Jan. 1783.) der sich für den Messias, ja den allereinigen Gott selbst ausgab, ist (Jan. S. 32.) ein erst im Septemb. 1802 abgefaßtes mystisches Schreiben an den König mitgetheilt, worin sie in einer dunklen Sprache ihre Bekenntnisse über den Priesterunterricht, die Zukunft Christi zum Weltgerichte, und dgl mehr ablegen. — Im Sept. und Novemb. ist vom Hrn. Flörke ein Versuch angestellt, den eigenthümlichen Laut der einfachen deutschen Vokalen auf immer zu bestimmen, welcher Aufmerksamkeit verdient. — Der vorliegende Jahrgang ist mit den Bildnissen des Gr. v. Hoym, dirig. preuß. Ministers in Schlesien, und des Grafen von Kalkreuths, preuß. Generals der Kavallerie, geziert.

Df.

Schöne und bildende Künste.

Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspektiv(e), für Zeichner und Maler. Nebst Betrachtungen über das Studium der Malerey überhaupt, und der Landschafts-Malerey insbesondere, von P. H. Valenciennes. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Johann Heinrich Meynier. Zweyter Band. Hof, bey Grau. 1803. 264 Seiten 8. 1 Rg.

Auch unter folgendem Titel:

Der Rathgeber für Zeichner und Maler, besonders in dem Fache der Landschafts-Malerey. Nebst einer

einer ausführlichen Anleitung zur Künstlerperspektiv (e). Von P. H. Valenciennes. Aus dem Französischen übersetzt, ꝛc.

Da die Abhandlung des Hrn. Valenciennes über die Perspektive nur den geringsten Theil seines Werks ausmacht, und das Uebrige Materien zum Gegenstande hat, welche wenig oder gar keinen Bezug auf diese Wissenschaft haben: so hielt es Hr. M. mit Recht für nöthig, diesem Buche noch einen zweyten Titel beyzufügen, der die Leser in den Stand setzte, richtiger zu beurtheilen, was sie in demselben zu suchen berechtiget sind. Der eine Titel deutet also zunächst auf die erste, der andere auf die zweyte und größere Hälfte des Werkes, zu welcher noch ein guter Theil des ersten Bandes zu rechnen ist.

Da nach dem Plane der N. D. B. hier nur von dem, was der Uebersetzer geleistet hat, und von dessen Anmerkungen und Zusätzen die Rede seyn kann: so hat Rec. nur noch Wenig zu sagen.

Diese Uebersetzung läßt sich gut lesen. Die Anmerkungen sind eben nicht zahlreich; aber ganz in die Sache hineingedacht, und enthalten sehr richtige Bemerkungen. Eine einzige aber möchte doch wohl so ganz richtig nicht seyn. Daß nämlich S. 145 gesagt wird, Denon's Prachtwerk über Aegypten sey auf Kosten der französischen Regierung erschienen, ist wohl ungegründet. Denn wäre dieses: so würde man wohl nicht unterlassen haben, es zu bemerken; und sieht man das Werk selbst: so scheint es bloß ein Verlagsartikel von Didot dem Aeltern zu seyn.

Die Zusätze bestehen, wenn man nicht auch die Anmerkungen mit diesem Namen belegen will, bloß aus einer kleinen Zugabe zum sechsten Kapitel des ersten Theils, welche man nicht wohl ganz verstehen kann, wenn man nicht besagten ersten Theil, und besonders daraus die 26ste Kupfertafel bey der Hand hat. — Uebrigens wünscht Rec. von Herzen, daß jeder Künstler, der seine Kunst nicht bloß als Handwerk treiben will, dieses wirklich angenehme und nützliche Werk lesen möge.

Ha.

Neue Miscellaneen artistischen Inhalts, für Künstler und Kunstliebhaber. Herausgegeben von *Johann Georg Meusel*, Königl. Preuss. und Fürstl. Quedlinb. Hofrathe, etc. *Vierzehntes Stück.* Leipzig, bey Fleischer dem Jüngern. 1803. 7 Bogen 8. Gehef. 14 gr.

Unter den in diesem Heft befindlichen Aufsätzen, unterscheidet sich die geist- gefühl- und geschmackvolle Beurtheilung und Entwickelung eines Ungenannten, der schönen englischen Prachtausgabe von Bürgers Lenore in Hinsicht auf die trefflichen Kupfer derselben. Verschiedene artistische Bemerkungen, Nachrichten von Kunstwerken und von verstorbenen Künstlern machen den übrigen, sich nicht besonders auszeichnenden Inhalt dieses Stücks aus.

Rp.

Leben des Benvenuto Cellini, (eines) Florentinischen Goldschmidts und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben. Uebersetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Göthe. Zwey Theile. Tübingen, bey Cotta. 1803. 316 und 334 Seiten 8. 3 Rthl. 8 gr.

Cellini war im Jahr 1500 zu Florenz geboren. Sein Vater, der in mancherley Künsten vorzüglich geschickt war, zeichnete sich unter andern auch in der Musik aus, und hatte daher den Wunsch, daß Benvenuto sich der Musik widmen möchte, weil er eine Vorempfindung zu haben glaubte, daß sein Sohn in dieser Kunst der erste Mann, wie er sich ausdrückte, werden würde. Aber dieser hielt das Geschäfft eines Goldschmidts für vorzüglicher, und wurde deßwegen auch zu einem in die Lehre gethan. Indessen, weil er merkte, daß sich sein Vater heimlich darüber betrübte, beschäfftigte er sich, um seinem Vater ein Vergnügen zu machen, in seinen Neben-

benstunden immer noch mit der Musik. Eine Schlägerey, in die er unvermuthet verwickelt wurde, machte, daß er Florenz auf sechs Monate verlassen mußte. Auf Vorbitte seines Vaters ließ ihn Kardinal Medicis (der nachherige Papst Clemens) nach Florenz zurückkommen; er wurde aber bald darauf nach Bologna geschickt, um sich auf blasenden Instrumenten mehr zu vervollkommnen. Nach kurzer Zeit kam er zur Zufriedenheit seines Vaters wieder zurück; gieng aber bald darauf nach Pisa, wo er bey einem Goldschmidt arbeitete, der ihm von Zeit zu Zeit immer günstiger wurde, je mehr er sah, daß dieser junge Mensch Geschmack an alten Kunstwerken fand, und darnach zeichnete. Nach einem Jahre kam er wieder nach Florenz, arbeitete bey seinem ehemaligen Lehrherrn, und verdiente sich so viel, daß er seinen Vater unterstützen konnte. In seinem neunzehnten Jahre entzweyte er sich mit seinem Vater, gieng unvermuthet, und ohne dessen Vorwissen, nach Rom, wo er seine Geschicklichkeit in erhabenen Figuren auf Silberarbeiten zeigte, und zum Theil so viel verdiente, daß er seinem Vater bisweilen Etwas schicken konnte. Er hätte aber noch weit mehr verdienen können, wenn er nicht weiter gedacht, und einen großen Theil der Zeit auf seine fernere Ausbildung durch das Studium der Antike verwendet hätte. Nach zwey Jahren kam er auf Zureden seines Vaters nach Florenz zurück, wo er, wenn er seinem Vater gefällig seyn wollte, nun freylich wieder bisweilen etwas Musik treiben mußte. Verschiedene Händel, die ihm obrigkeitliche Ahndungen zuzogen, machten, daß er sich mit Vorwissen seines Vaters wieder nach Rom begab, wo es ihm sehr wohl gieng, so, daß er sich nun sogar hier niederließ, und eine eigene Werkstatt anlegte. — Doch die Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen Mannes ist zu sachreich, als daß Rec. mehr, als diesen Anfang seiner interessanten Lebensgeschichte excerpiren könnte. Wen dieser berühmte Mann interessirt, wird dieses Buch ohnedem nicht ungelesen lassen, und für solche ist es genug, die Existenz dieser Uebersetzung hiermit angezeigt zu haben. Daß diese gut ist, dafür bürgt der Name des Uebersetzers. Cellinis Portrait macht das Titelkupfer aus. Der Künstler, der es verfertigte, hat sich nicht genannt. Also nur noch Etwas vom Anhange. Dieser ist, nach Verhältniß, eben so reichhaltig, als Cellinis Leben. Hier findet man nämlich Nachrichten von dem glücklichen Zusammentreffen derjenigen Umstände, welche gewisser-maaßen

maaßen zusammen treffen mußten, wenn er das werden sollte, was er ward. Daher werden die berühmtesten Künstler erwähnt, die zu seiner Zeit lebten, der Zustand der Kunst in Florenz, wo er geboren und erzogen wurde, in helles Licht gesetzt, und das technische Talent, das sich schon früh in ihm entwickelte, gezeigt. Ferner werden Nachrichten gegeben von seinen Goldschmidtsarbeiten, von seinen plastischen Arbeiten, von seinen Zeichnungen, und endlich auch von seinen Schriften. Den Beschluß machen Aufsätze über die Grundsätze, wornach man das Zeichnen lernen soll, und über den Rangstreit der Skulptur und Malerey. Nun noch eine einzige Bemerkung, welche des Hrn. v. G. Nachricht von der ersten Herausgabe des Cellinischen Leben betrifft. Er behauptet nämlich, daß die englische Nation die erste gewesen wäre, die sich um dieses Werk bekümmert hätte; Rec. erinnert sich aber gelesen zu haben, daß ein berühmter deutscher Tonkünstler, Namens Cajetan Bernstatt, sie im Jahr 1730 in Neapel zuerst auf seine Kosten herausgegeben habe. Rec. hat eben jetzt die Gelegenheit nicht, darüber nachzuschlagen; aber Füeßlis Künstlerlexikon, oder das bekannte Werk von Heineken wird diese Sache bald berichtigen können.

Ha.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Der Voltaismus. Dargestellt von M. W. Pfaff. Stuttgard, bey Steinkopf. 1803. 116 Seiten 8. 10 Kr.

Recensent kennt keine Schrift, worin die wichtigsten bekannten Erscheinungen der Voltaischen Säule (Voltaismus nennt sie der Verfasser uneigentlich) so systematisch wissenschaftlich zusammengestellt oder ausgedrückt wären, als in diesen wenigen Bogen. Es ist dabey auf keine Hypothese oder irgend eine erklärende Theorie Rücksicht genommen. Schade, daß ein schwerfälliger, weniger gewandter Styl, den Vortrag unnöthig dunkel macht.

Om.

Chemie und Mineralogie.

Lehrbuch der policeylich - gerichtlichen Chemie. Von Dr. *W. H. G. Remer*, Professor der Medicin und Philosophie zu Helmstedt. Helmstedt, bey Fleckeisen. 1803. XXXII und 454 Seiten 8. 1 Rthl. 18 gr.

Unter policeylicher Chemie versteht der Verfasser den Theil der angewandten Chemie, welcher die chemischen Hülfsmittel anweiset, durch welche man der bürgerlichen Gesellschaft schädlich werdende Mißbräuche entdecken, ihnen vorbauen und abhelfen kann. Die gerichtliche Chemie hingegen ist ihm der Theil der gerichtlichen Arzneykunde, welcher die Ausmittelung der chemischen Kennzeichen gewisser Körper lehrt, in sofern diese Gelegenheit zu gerichtlichen Untersuchungen geben. Die Letztere ist von viel größerem Umfange, da sie sich bloß mit Vergiftungen beschäfftigt, und nur in sofern eine Anwendung auf das bürgerliche Leben gestattet, als sich Verbrechen zugetragen haben, welche diese Anwendung möglich und nothwendig machen, weßhalb es möglich wäre, daß sie, unter günstigen Umständen gänzlich außer Thätigkeit gesetzt würde; die erstere hingegen greift in alle Theile der medicinischen Policey hinein, und dient zur Befestigung und Erhaltung ihres ganzen Systems. — Hiernach scheint es, als wenn die Chemie der Policey und des Kriminalrechtes; nicht aber die Policey und das Kriminalrecht der Chemie bedürften, um die für die bürgerliche Gesellschaft unmittelbar schädlichen Potenzen zu entdecken, und sich von dem Daseyn und der Art einer solchen Potenz zu überzeugen. Dieß Letztere ist nur der Gegenstand der Chemie; die Abwendung der Potenzen, und die Gelegenheit, welche ihre Gegenwart zu gerichtlichen Untersuchungen jeder Art giebt, liegt gänzlich außer ihrer Sphäre. Es giebt also eben so wenig eine policeyliche, als wie eine gerichtliche Chemie; sondern diese ist eine ganz für sich bestehende Wissenschaft, deren Wahrheiten der Policeybeamte und der Richter, bey policeylichen Anordnungen und kriminellen Vorfällen zum Grunde legen muß.

gemacht wird: „Alles, was für das Intelligenzblatt be„stimmt ist, muß postfrey eingesendet, und die Einrü„ckungsgebühren mit 2 Gr. für die gedruckte Zeile bey„gefügt werden; sonst wird davon kein Gebrauch ge„macht." Hievon kann man aus mancherley Ursachen nicht abgehen. Es dürfen sich also dergleichen Korrespondenten nicht wundern, wenn unbezahlte Aufsätze nicht abgedruckt werden; außer nur in dem Falle, daß sie von solchen Personen kämen, mit denen die Verlagshandlung ohnedieß in offener Rechnung stehet. Unfrankirte Briefe aber werden entweder nicht angenommen, oder auf Kosten der Korrespondenten zurückgeschickt.

Expedition der A. D. Bibliothek.

A. M. 6

Verbesserungen.

Im LXXXVI. Bd. 2. St. S. 333. Z. 9. von oben st. Klagen l. Plagen
— — — — — — — 11. ist — muß weggestrichen werden
— — — — — — — 7. von unten st. Aerrorena l. Amateur
— — — — — 334. — 21. von oben st. Gedichte l. Geschichten
— — — — — — — 7. von unten st. Dec. lardarius l. Der. lardarius
— — — — — 335. — 2. von unten st. medomensis l. medinensis



